This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

**Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

**About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

The Taube-Baron Collection
of Jewish History and Culture

Given in memory of Dr. Zygmunt S. Taube
and Lola Popper Taube

# H. Heine's

# Leben und Werke.

---

Zweiter Band.

In compliance with current
copyright law, LBS Archival
Products produced this
replacement volume on paper
that meets the ANSI Standard
Z39.48-1984 to replace the
irreparably deteriorated original.

1988

# Zweites Buch.

# Zweites Buch.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung dieſes Werkes in fremde Sprachen vor.

# H. Heine's

# Leben und Werke.

Von

Adolf Strodtmann.

Zweiter Band.

Berlin.
Verlag von Franz Duncker.
1869.
Printed in Germany

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen vor.

# Erstes Kapitel.

## Die „Reisebilder".

Wenige Tage vor der Doktor-Promotion H. Heine's war sein Oheim Salomon auf einer Geschäftsreise nach Kassel durch Göttingen gekommen. Er hatte den Neffen sogleich holen lassen und sich überaus freundlich gegen ihn bezeigt. Da jedoch einige Fremde zugegen waren, bot sich keine Gelegenheit für den Dichter, mit dem Onkel über seine Privatverhältnisse zu reden. Er theilte ihm daher schriftlich seinen Wunsch mit, vor der Übersiedlung nach Hamburg ein Seebad zu besuchen, und Salomon Heine setzte ihn durch Übersendung eines liberalen Wechsels in den Stand, Anfangs August eine Erholungsreise nach der Insel Norderney anzutreten. Durch den Gebrauch der erfrischenden Seebäder und die friedliche Stille des Aufenthalts unter dem schlichten Schiffer- und Fischervolke kräftigte sich seine angegriffene Gesundheit, und seit Langem fühlte er zum ersten Mal die nervösen Kopfschmerzen entweichen, welche ihn in den letzten Jahren so hartnäckig belästigt hatten. Mit den vielen aristokratischen Badegästen, welche die Saison hergeführt, kam er wenig in Berührung; doch machte er in der Fürstin von Solms-Lich eine angenehme Bekanntschaft. Er hatte sich mit der feingebildeten Dame schon mehrmals unterhalten, als Diese bei einem Ausdruck, den er gebrauchte, unwillkürlich ausrief: „Ei, Das ist ja ganz wie von Varnhagen!" Auf Heine's verwunderte Frage, ob sie den ihm so innig befreundeten Mann kenne, erzählte die Fürstin, dass ihr Bruder, der General, in den Freiheitskriegen Varnhagen's Oberst gewesen,

mählich mehr und mehr zu verbreiten begann. Namentlich schloß Heinrich Heine ein dauerndes Freundschaftsbündnis mit dem Dr. juris Rudolf Christiani, einem Sohne des dortigen Generalsuperintendenten, den er schon bei seinem vorigen Aufenthalte im elterlichen Hause kennen gelernt. Der junge Christiani, welcher bei dem Lüneburger Magistrate das Amt eines Stadtsekretärs bekleidete, schwärmte für Goethe und Heine, schon als Göttinger Student hatte er Oehlenschläger's „Hugo von Rheinberg" übersetzt, und auch jetzt noch dilettierte er vielfach auf ästhetischem und poetischem Felde. Er war ein schlanker, eleganter Bursche von hübschen Gesichtszügen und einnehmenden Manieren, dessen Konterfei mit unvergleichlicher Wahrheit in den Versen gezeichnet ist:

Diesen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich mit Austern
Und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen;
Eifrig und geschäftig ist er,
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Gesellschaft,
Mit begeistertem Gesichte,
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es doch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden!

Nach der Julirevolution in die hannövrische Kammer gewählt, erwies sich Rudolf Christiani dort als einen tüchtigen und muthvollen Redner der liberalen Opposition. Heine nannte ihn deßhalb in einem Scherzgedichte[6]) den „Mirabeau der Lüneburger Haide", und stellte ihn einem Freunde[7]) mit den Worten vor: „Dies ist der Mann, der so ausgezeichnet redet und

so miserabel schreibt." Bald darauf verheirathete sich Dr. Christiani mit einer Kousine des Dichters, die von Salomon Heine eine glänzende Mitgift empfing, und der Freund schrieb ihm einen heiteren Gratulationsbrief, welcher mit den Worten begann: „Wir können uns jetzt wie die Könige ‚mon Cousin' anreden." Von dem Onkel aber, dem Löwen der Familie, hieß es an einer anderen Stelle des Schreibens: „Fürchte dich nur nicht gleich, wenn er brüllt; ist er doch sonst edel und gut, am umgänglichsten aber in der Fütterungsstunde." — „Dieser originelle Brief", erzählt Maximilian Heine in seinen Erinnerungen an den Bruder [8]), „hatte Abschriften gefunden, und sollte den Feinden und Widersachern des Dichters — zu welchen besonders Dr. Rieſſer in Hamburg, sowie die Schwiegersöhne des Onkels, Halle und Oppenheimer, gehörten — zur Angriffswaffe dienen, als Onkel und Neffe einst wieder in momentanen Konflikt gerathen waren. Aber Salomon Heine nahm die Sache von der heitersten Seite, und unterschrieb einen in bester Laune abgefassten Brief mit den Worten: „Dein dich liebender Onkel vor der Fütterungsstunde." — Wie sehr Heinrich Heine, trotz oftmaliger Neckereien in Versen und Prosa übrigens den Dr. Christiani schätzte, den er in einem Briefe an Friederike Robert vom Oktober 1825 „den gebildetsten Mann im ganzen Hamburgischen" nennt [9]), geht wohl am besten aus der Thatsache hervor, daß er Denselben in seinem Testamente zum Herausgeber seiner sämmtlichen Werke bestimmte; eine Aufgabe, deren ihn freilich der Tod überhob, bevor er nur den Anfang zu ihrer Lösung gemacht hatte. —

In den ersten Tagen des Novembermonats 1825 traf Dr. juris Heinrich Heine endlich in Hamburg ein, um sich dort als Advokat zu etablieren. Er ließ diesen Plan jedoch sofort wieder fallen — warum, darüber spricht er sich in wunderlich zurückhaltender Weise aus. „Du siehst Cohen ja diese Tage," schrieb er schon am 14. December an Moser [10]), „und er kann dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrscheinlich kann Cohen dir die Ursache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, besser gesagt, im Herzen, und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden." — „Meine äußeren Verhältnisse sind noch immer dieselben," heißt es fünf Monate später in einem Briefe an Varnhagen [11]); „es hat mir noch immer nicht gelingen wollen, mich irgendwo einzunisteln, und dieses Talent, welches Insekten

und einige Doctores juris in hohem Grade beſitzen, fehlt mir ganz und gar. Meinen Plan, hier zu advocieren, habe ich deßhalb aufgeben müſſen — aber glauben Sie nur nicht, daſs ich ſo bald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es iſt hier der klaſſiſche Boden meiner Liebe, Alles ſieht mich an wie verzaubert, viel eingeſchlafenes Leben erwacht in meiner Bruſt, es frühlingt wieder in meinem Herzen, und wenn die alte Kopfkrankheit mich ganz verläſſt, ſo dürfen Sie noch recht viel' gute Bücher von mir erwarten." — Der wirkliche Grund, weßhalb Heine die beabſichtigte Advokaten-Karrière in Hamburg ſo raſch wieder verließ, war jedoch muthmaßlich kein anderer, als daſs ihm bei ſeinen vorwiegend poetiſchen Neigungen die Luſt und Energie mangelte, ſich in ein heterogenes, proſaiſch trockenes Gebiet hinein zu arbeiten und ſich in Studien zu vertiefen, die ihn von ſeinen literariſchen Beſchäftigungen abzögen. Es kam der üble Umſtand hinzu, daß ſeine weiche, träumeriſche Natur ſich mit unmäßiger Gefühlsſchwelgerei den verbitternden Eindrücken hingab, welche durch die Erinnerungen einer ſchmerzlichen Vergangenheit und durch beſtändige Zerwürfniſſe mit ſeinen Verwandten reichlich genährt wurden. Ewige Geldnoth, ewige Vorwürfe des Onkels, gehäſſige Verleumdungen bei Demſelben durch den eigenen Schwager und durch die übrige Sippſchaft, Hetzereien und Klatſchereien: er ſei ein Spieler, lebe müßig, müſſe in ſchlechten Händen ſein, um ihn baldmöglichſt wieder von Hamburg zu entfernen; in Folge Deſſen ein täglich ſich ſteigerndes Mißtrauen des Dichters gegen ſich ſelbſt und gegen ſeine ganze Umgebung — Das iſt der unerquickliche Inhalt aller Briefe, die er als Stoßſeufzer an ſeine Freunde gelangen ließ. Schon der erſte Brief an Moſer iſt „Verdammtes Hamburg" datiert und beginnt mit den verzweifeltſten Klagen [12]): „Theurer Moſer! lieber, gebenedeiter Menſch! Du begehſt großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch dieſe erhalte ich nicht. Und nie war ich derſelben mehr bedürftig, als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Bruſt ausgebrochen iſt, alle Gefühle ſich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich ſage dir, es iſt ein ſchlechter Spaß. — Laſs Das gut ſein. — Da ſitz' ich nun auf der ABC-ſtraße, müde vom zweckloſen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und hölliſcher Spektakel, und Groß und Klein läuft herum nach den Buden, um Weihnachtsgeſchenke einzukaufen. Im Grunde iſt es hübſch, daſs die Hamburger ſchon

ein halbes Jahr im Voraus daran denken, wie sie sich zu Weihnachten beschenken wollen. Auch du, lieber Moser, sollst dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich just nicht bei Kasse bin und dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, so will ich dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht schenken, nämlich das Versprechen, dass ich mich vor der Hand noch nicht todtschießen will. Wenn du wüsstest, was jetzt in mir vorgeht, so würdest du einsehen, dass dieses Versprechen wirklich ein großes Geschenk ist, und du würdest nicht lachen, wie du es jetzt thust, sondern du würdest so ernsthaft aussehen, wie ich in diesem Augenblick aussehe. Vor Kurzem hab' ich den „Werther" gelesen. Das ist ein wahres Glück für mich. Vor Kurzem hab' ich auch den „Kohlhaas" von Heinrich von Kleist gelesen, bin voller Bewunderung für den Verfasser, kann nicht genug bedauern, dass er sich todtgeschossen, kann aber sehr gut begreifen, warum er es gethan." Moser's beschwichtigendes Zureden und seine wohlgemeinten Bemühungen, ein besseres Einvernehmen Heine's mit seinen Verwandten zu vermitteln, hatten nur den Erfolg, dass der reizbare Süngling auch gegen diesen seinen besten Freund zeitweilig verstimmt wurde. „Ich sehe," schrieb er ihm missmuthig [13]) „du hast den Marquis Posa abgelegt, und möchtest nun gern den Antonio präsentieren. Glaub mir, ich bin weder Tasso, noch verrückt, und wenn ich bis zum furchtbarsten meine Entrüstung aussprach, so hab' ich dazu meine guten Gründe gehabt. Es liegt mir Nichts daran, wie man von mir denkt, man kann auch sprechen von mir, was man will; ganz anders ist es aber, wenn man dieses Gedachte oder Gesprochene mir selbst, persönlich selbst, insinuiert. Das ist meine persönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Universität zweimal geschlagen, weil man mich schief ansah, und einmal geschossen, weil man mir ein unziemliches Wort sagte. Das sind Angriffe auf die Persönlichkeit, ohne deren Integrität ich selbst jetzt nicht existieren möchte." Und nun folgen neue, krankhaft verdrießliche Mittheilungen über ehrenrührige Zuträgereien von Leuten, „die gefährlicher und schädlicher sind, als offenkundige Feinde, indem sie sich ein Air von Protektoren und Seelsorgern geben. Sie unterstützen ihr Geschwätz gern, wenn sie aufweisen können, von den intimsten Freunden aufgefordert zu sein, „Etwas für den Menschen zu thun." Dieser Ausdruck allein kann mich toll machen. Ja, ich bin rasend. — Meine persönliche Ehre aufs tiefste gekränkt; — was mich aber am meisten kränkt, Das ist, dass ich selbst dran Schuld bin durch

ein zu offenes und kindisches Hingeben an Freunde oder Freunde der Freunde. Es soll nicht mehr geschehen, ich werde im Nothfall auch so absichtlich ernst aussehen wie ihr Andern."

Wie schon erwähnt, waren es besonders die Schwiegersöhne des Onkels, Dr. Adolf Halle und Christian Moritz Oppenheimer, die dem jungen Dichter in der Gunst des reichen Onkels zu schaden suchten, und nur zu oft für ihre Zuträgereien ein williges Ohr fanden. Oppenheimer war vor seiner Verheirathung mit Friederike Heine lange in Geschäften seines Schwiegervaters in London gewesen, und spielte gern den Engländer, den Millionär, den feinen Gentleman, so wenig seine plumpen Manieren der eleganten Rolle entsprachen. Der Alte hatte Tage, wo er ihn sehr malitiös behandelte. Als Herr Oppenheimer einst im Hause Salomon Heine's mit einer kürzlich aus London zurückgekehrten deutschen Dame wiederholt eine englische Tisch-Konversation begann, wandte sich Letzterer plötzlich mit den Worten an die Dame: „Sehen Sie, gnädige Frau, meine Erziehung hat meinen armen Eltern blutwenig gekostet. Was aber, glauben Sie, kostet es mich, daß mein Schwiegersohn hier Englisch spricht? Einige hunderttausend Mark hat er mir in England — verhandelt, dafür aber auch Englisch gelernt." Wie Maximilian Heine berichtet [14]), wussten die Schwiegersöhne, trotz solcher gelegentlichen Zurechtweisungen, den Alten stets zu ihrem Vortheil zu leiten, und hatten für den Dichter und seine Geschwister nur eifersüchtige Blicke und Missewollen. Sie und ein Troß lungernder Hausschmarotzer, von denen die arglose Gutmüthigkeit des Millionärs sich missbrauchen ließ, waren es hauptsächlich, welche Onkel und Neffen so häufig gegen einander aufhetzten und Letzterem die bittersten Kränkungen bereiteten. Heinrich Heine beklagte sich noch in späteren Jahren mehr als einmal darüber, daß gerade die giftigsten Neider seines Ruhmes von Salomon Heine mit Vorliebe zu Gaste geladen und in vielfacher Weise unterstützt wurden. „Ich habe wahrhaftig," schrieb er einmal seinem Bruder Max [15]), „zu dem Ansehn, das ich in der Welt erlangt, der Beihilfe meiner Familie nicht bedurft; daß aber die Familie nie das Bedürfnis fühlte, dieses Ansehen, und sei es auch nur in den kleinsten Dingen, zu befördern, ist unbegreiflich. Ja, im Gegentheil, im Hause meines Oheims fanden diejenigen Menschen eine gute Aufnahme, die notorisch als Gegner meines Renommée bekannt waren . . . In diesem Hause herrschte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpestete. Alles Gewürm, was an meinem

guten Leumund zehren wollte, fand in diesem Hause immer die reichlichste Atzung."

Fast mehr noch, als von den Klatschereien der Verwandten, hatte er von den Anfeindungen der Tempel-Juden zu leiden, die ihm nicht bloß seinen Religionswechsel verdachten, sondern ihm noch minder den Spott verzeihen konnten, mit welchem er sich hie und da über ihre Synagogenreform ausließ. Heine war in derselben Täuschung wie seine geistvollen Berliner Freunde befangen: er sah nicht ein, daß die große Masse der Juden nur durch ein vorsichtiges Schonen ihrer ererbten Sitte und Religion auf dem Wege langsamer Entwicklung für den Kulturfortschritt zu gewinnen sei. Die Berliner Heißsporne, welche die Reform ihrer Glaubensgenossen von einem großen politischen Gedanken aus hatten durchführen wollen, stießen auf taube Ohren, und als ihr Werk gescheitert war, ließen sich aus Unmuth und Verzweiflung Viele, ja die Meisten von ihnen, taufen. Die Hamburger Synagogenverbesserer trugen sich nicht mit so hochfliegenden Plänen, sondern beschränkten die von ihnen erstrebte Reform auf ein sehr bescheidenes Maß; eben deßhalb aber fanden sie thätige Unterstützung, und erreichten, getreulich ausharrend, ihr Ziel. Heine freilich warf ihnen ängstliche Halbheit und verstockte Engherzigkeit vor, weil ihm das starre Betonen des religiösen Momentes als ein Hemmnis des Eintretens der Juden in das moderne Kulturleben erschien, er bewitzelte und bekrittelte, was als Übergangsstufe praktisch vollkommen berechtigt war, und gab dadurch selber den Anlaß zu Reibereien der unerquicklichsten Art. Persifflierende Äußerungen über den Hamburger Tempel und dessen Anhänger wurden dem Onkel Salomon ein Mal über das andere mit verschlimmernden Zusätzen hinterbracht, und statt gegen die Fälschungen und Verdrehungen seiner Worte zu protestieren, vermehrte Heinrich Heine das Ärgernis, indem er mit trotziger Eitelkeit die ihm schuldgegebenen Auslassungen das nächste Mal vor dem Onkel in Gegenwart der Ohrenbläser wiederholte, oder wohl gar durch noch krassere Ausdrücke überbot [16]). Dadurch wurde natürlich Nichts gebessert, die Bezichtigung der Frivolität und Charakterlosigkeit verwundete um so schärfer, als die Taufe des Dichters eine nicht wegzudisputierende Handhabe zur Verdächtigung seiner Gesinnungen bot, und es bildete sich bei ihm ein mit den Jahren zunehmender Groll gegen Hamburg aus, der ihn nie wieder verlassen hat. „Ich sehe, Sie fragen mich, wie ich hier lebe?" schrieb er Ende Mai 1826 einem Berliner

Freunde: „O, lieber Lehmann, nennen Sie es, wie Sie wollen, nur nicht leben!“ — „Nach Hamburg werde ich nie in dieſem Leben zurückkehren,“ heißt es in einem Briefe an Varnhagen aus München vom Februar 1828 [17]); „es ſind mir Dinge von der äußerſten Bitterkeit dort paſſiert, ſie wären auch nicht zu ertragen geweſen, ohne den Umſtand, daſs nur ich ſie weiß.“ Und noch 1850 gerieth Heine in die unmuthigſte Stimmung, als bei einem Beſuche Adolf Stahr's die Rede auf ſeinen einſtmaligen Aufenthalt in Hamburg kam. „Sehen Sie,“ rief er aus [18]), „was dies Hamburg mir für Leid angethan, wie profund unglücklich ich dort geweſen bin, Das denken Sie gar nicht aus. Man hat immer geglaubt, mein Onkel oder meine Familie hätten mir dort Leides angethan, Das war aber niemals der Fall. Sie waren im Grunde immer gut gegen mich, und alle Verdrießlichkeiten kamen mir durch Klätſchereien von dem anderen Volke. Dieſe hochmüthige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verſtocktheit, dieſer Haſs gegen alles Ungewöhnliche, dieſe angſtvolle Abneigung gegen Alles, was mehr iſt als ſie ſelber, dieſe heuchleriſche bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantaſieloſen Liederlichkeit — wie gräſslich war mir das Alles! Berlin iſt ſehr langweilig, ſehr trocken und unwahr, aber Hamburg!! In Hamburg war es mein einzig Pläſir, daſs ich mir beſſer vorkam als alle Andern.“ Um gerecht zu ſein, dürfen wir jedoch nicht verſchweigen, daſs H. Heine durch ſein Leben und Treiben nicht allein böswilligen Gegnern, ſondern auch wohlwollenden Freunden hinlänglichen Stoff zum Tadel und zu ernſten Beſorgniſſen gab. Mochte er die ihm ſo unwürdig erſcheinende Abhängigkeit von dem Geldbeutel des reichen Oheims wirklich nicht länger ertragen, ſo ſtand das raſche Aufgeben der juriſtiſchen Laufbahn mit ſeinen früher ſo beſtimmt ausgeſprochenen Vorſätzen in grellem Widerſpruch, und wir ſahen vorhin, daſs er ſeine Handlungsweiſe ſelbſt vor den vertrauteſten Freunden nicht einmal zu rechtfertigen ſuchte. Er ließ freilich in den Briefen an Moſer [19]) gelegentlich die Andeutung fallen, daſs er im Frühjahr an der Berliner Univerſität geſchichtliche und philoſophiſche Vorleſungen zu halten gedenke und zu dieſem Zwecke hiſtoriſche Studien treibe, aber er that keinen Schritt, um die hiezu vor Allem nöthige facultas legendi zu erlangen, und das Ganze ſcheint nur der Einfall einer müßigen Stunde geweſen zu ſein, der in Vergeſſenheit gerieth, bevor er noch in ernſtliche Erwägung genommen war. Die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ [20]) und ein gewiſſes Kapitel des „Wintermärchens“ [21]) erzählen

uns zur Genüge, in welcher lockeren Gesellschaft Heinrich Heine seine Tage und Nächte in Hamburg verlebte, wie er die Sylphiden des Apollosaals bei Trompeten- und Paukenschall durch die Reihen der Oginski-Polonaise stürmen sah, oder ihnen vom Schweizerpavillon an der Alster nachblickte, wenn sie in ihren rosagestreiften Roben vorüberwandelten auf dem Jungfernstieg, — „Priesterinnen der Venus, hanseatische Vestalen, Dianen, die auf die Jagd gingen, Najaden, Dryaden, Hamadryaden und sonstige Predigerstöchter.“ Bei so ausgelassenem Lebenswandel brauchte der gute Ruf des jungen Mannes nicht erst unter das Guillotinenmaul der Madame Pieper oder das Gifthauch-Lächeln der Madame Schnieper zu gerathen, um bedenkliche Gefahr zu leiden. Obendrein lag, wie ein Genosse seiner Extravaganzen bemerkt, „in Heine's Wesen etwas Zugvogelartiges, das die guten Hamburger, obwohl eine Nation, welche Welthandel treibt, nicht eben lieben; sie können nicht begreifen, daß man in Hamburg isst, trinkt und schläft, aber eigentlich am Ganges zu Hause ist, und die Sehnsucht nach der wirklichen Heimath nie zu beschwichtigen vermag.“ D. L. B. Wolff, dem wir diese Äußerung entlehnen [22]), fühlte sich in seiner damaligen Lehrerthätigkeit eben so unbehaglich unter dem prosaischen Druck der Hamburger Verhältnisse, wie Heine, dessen Bekanntschaft er schon im Sommer 1823 gemacht, und mit dem er jetzt häufig zusammentraf. Gleichfalls von jüdischer Abstammung, hatte er sich, ähnlich wie Heine, aus rein äußerlichen Gründen taufen lassen, ohne deßhalb ein gläubiger Christ geworden zu sein. Mit oberflächlichen Kenntnissen ausgerüstet, aber in vielen Sprachen bewandert und mit einem erstaunlichen Versifikationstalente begabt, ließ er sich um diese Zeit zuerst als Stegreifdichter hören, und trat bald darauf jene Rundreise durch Deutschland an, welche ihn auch nach Weimar führte, wo er durch seine gewandten Improvisationen die Aufmerksamkeit Goethe's erregte und auf Dessen Verwendung eine Professur in Jena erhielt.

Im Februar 1826 vertauschte H. Heine sein anfängliches Logis in der ABC-straße mit einer Wohnung bei dem Tabacks- und Cigarrenhändler Jakob Heinrich Bernhard Kasang am Dragonerstall Nr. 42. Während der ersten Zeit seines Hamburger Aufenthalts verkehrte er meist nur in jüdischen Kreisen, namentlich im Hause seiner Schwester Charlotte und in den Familien seiner Oheime Henry und Salomon. Letzterer hatte, nach Verheirathung seiner drei ältesten Töchter, die verwaiste Tochter seines verstorbenen Bruders Meyer Heine zu sich ins Haus genommen. Die kleine Mathilde

war jetzt zu einer ſtattlichen Jungfrau herangeblüht, und der Dichter fand großes Gefallen an dem heiteren, aufgeweckten Mädchen, deſſen ungekünſtelte Liebenswürdigkeit ihr die Neigung aller Herzen erwarb. Bald aber begann ſie zu kränkeln, und noch ehe ſie das zwanzigſte Jahr vollendet, welkte ſie ins Grab. Heinrich Heine ſchrieb, als er in Italien die Nachricht von dem frühen Tode ſeiner Kouſine empfing [23]): „Tilly iſt jetzt ſo gut bei mir wie bei euch; überall folgte mir das liebliche Geſicht, beſonders am mittelländiſchen Meer. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte Einiges von ihren Schriftzügen. Daſs wir die ſüßen Züge auf keinem Gemälde bewahren, iſt Jammerſchade. Ach! es hängt ſo manches überflüſſige Geſicht an der Wand."

Außer mit ſeinen Verwandten, pflog der Dichter in Hamburg Anfangs einen lebhaften Verkehr mit einigen dort wohnhaften früheren Mitgliedern des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, beſonders mit dem Lehrer an der iſraelitiſchen Freiſchule Immanuel Wohlwill, dem Papierhändler E. Michaelis und dem Zuckermakler Guſtav Gerſon Cohen. Als das Freundſchaftsverhältnis zu Letzterem, der als einer der eifrigſten Anhänger des Tempels bei Salomon Heine und den aufgeklärteren Iſraeliten in hohem Anſehen ſtand, ſowie zu der Mehrzahl ſeiner Verwandten durch Zwiſchenträgereien getrübt wurde, wandte der Dichter ſich mehr und mehr dem Umgange mit literariſch und künſtleriſch gebildeten Männern zu. Unter Denen, welche ſeinem Talent die größte Anerkennung widerfahren ließen, nennen wir den kunſtſinnigen Syndikus Dr. Karl Sieveking; den Profeſſor Friedrich Gottlieb Zimmermann, deſſen „Dramaturgiſche Blätter" auf dem von Leſſing gelegten Grunde rüſtig weiterbauten; den aus Königsberg gebürtigen Arzt und Schriftſteller Dr. T. A. Aſſing, deſſen poetiſche Gemahlin Roſa Maria, eine Landsmännin Heinrich Heine's und Schweſter Varnhagen's, in ihrem Salon alle hervorragenden Geiſter Hamburg's verſammelte; den Luſtſpieldichter Karl Töpfer; den harmlos jovialen Stadtpoeten K. G. Prätzel, und den beliebten Liederkomponiſten Albert Methfeſſel, der in jenen Jahren als Geſanglehrer in Hamburg verweilte, und von dort aus 1831 als Hofkapellmeiſter nach Braunſchweig berufen ward. Heine's Poeſien begannen ſchon damals die Aufmerkſamkeit begabter Komponiſten zu erregen; Joſeph Klein und Ferdinand Ries hatten zu manchen derſelben anſprechende Melodien geſetzt, und auch Methfeſſel drängte den jungen Dichter, ihm ſeine neueſten Lieder zur Kompoſition anzuvertrauen. Den intimſten Verkehr aber pflog Heine mit Friedrich Merckel, einem feingebil-

deten, wohlhabenden und einer angesehenen Patricierfamilie verschwägerten jungen Kaufmanne, der ein scharfblickendes Urtheil in literarischen Dingen besaß, und sich gelegentlich auch in kritischen Aufsätzen für Hamburger Zeitschriften versuchte. Heine verhehlte ihm keine seiner Thorheiten und Leichtfertigkeiten, selbst flüchtige Liebesaffären, Spielverluste, vorübergehende Häkeleien mit seinem Verleger theilte er ihm ausführlich mit. „Es macht mir Vergnügen," schreibt er an Merckel in einem vertraulichen Briefe vom Sommer 1826 [24]), „mich dir in all' meinen Schwächen zu zeigen. Wenn du bald noch nicht abgeschreckt bist, werde ich dich wohl für dieses ganze Leben in Liebe und Freundschaft behalten." In der That unterhielten die beiden Freunde sechs bis sieben Jahre lang eine regelmäßige Korrespondenz, welche niemals durch den leisesten Mißklang gestört ward. — Gewöhnlich traf Heine Nachmittags oder Abends im Pavillon an der Alster mit Merckel und Professor Zimmermann zusammen. Letzterer, seit langen Jahren als Lehrer am Johanneum angestellt, hatte durch seinen wahrhaft klassischen Geschmack und sein ätzendes Urtheil auf Heine den imponierendsten Eindruck gemacht, und nahm bald die Stellung eines älteren Freundes und literarischen Mentors bei ihm ein. „Wie Wenige" — so erzählt Wienbarg [25]) — „wusste er die außerordentliche Begabung des Dichters zu schätzen, schmeichelte ihm aber auf keine Weise, und konnte wohl auch gelegentlich sarkastisch gegen ihn werden. An Zimmermann, als an das derzeitige kritische Orakel Hamburg's, hatte sich auch Salomon Heine mit der Frage gewandt: „Sagen Sie mir, Herr Professor, ist wirklich Was an meinem Neffen?" worauf Jener natürlich die befriedigendste Antwort ertheilte. Zimmermann gehörte zu den regelmäßigen Stammgästen des Pavillons, seinem schon damals etwas verdüsterten Gemüthe war solche Zerstreuung zur Nothwendigkeit geworden. Unglückliche Familienverhältnisse, Zerfallenheit mit sich und der Welt drückten seinem energischen Gesicht einen finstern, zuweilen fast grimmig schauenden Stempel auf. In den kurzen Hamburger Krawalltagen vom Jahre 1830 flammte sein Auge auf, wenn er, im Pavillon sitzend, das Volksgetöse von draußen vernahm. Man musste ihm Bericht erstatten, wie und wohin es ging; in das wüste, sinnlose Treiben legte er Gott weiß welche Konsequenzen. Zimmermann war sonst ein deutscher Patriot von echtem Schrot und Korn. Die Franzosen hatten ihn 1813 geächtet und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Sein tiefes Leid oder das Übel, an wel-

chem der wackere Mann allmählich zusammenbrach, hielt ich für unterdrückte Thatkraft. Heine war anderer Meinung. Er schrieb Zimmermann's innere Verstimmung hauptsächlich dem Umstande zu, daß Derselbe zur Zeit seiner Jugendkraft nicht als Producent aufgetreten und über dem Schulmeistern und Recensieren alt geworden sei; jetzt nage ein ohnmächtiger, vielleicht nicht einmal gerechtfertigter Vorwurf wie ein Geier an seinem Herzen."

Bald nach seiner Ankunft in Hamburg — am 31. Januar 1826 — ließ Heine in Nr. 13 der von Professor L. Kruse redigierten Zeitschrift „Die Biene" eine Anzahl der im Herbst 1823 gedichteten „Heimkehr"-Lieder abdrucken, und um dieselbe Zeit erschien auch endlich die „Harzreise" im Berliner „Gesellschafter". Da Heine der juristischen Laufbahn entsagt hatte, um sich ganz dem Schriftstellerberufe zu widmen, musste ihm ernstlich daran gelegen sein, die Aufmerksamkeit des Publikums durch bedeutende Schöpfungen wieder auf sich hinzulenken. Dies war durch die eben erwähnten Veröffentlichungen zwar theilweise geschehen, aber die „Harzreise" war bei dem Abdruck im „Gesellschafter" so heillos verstümmelt worden, daß der Verfasser den sehnlichsten Wunsch empfand, sie baldmöglichst in unverkürzter, zusammenhängender Gestalt aufs Neue erscheinen zu lassen. Er überarbeitete daher sorgfältig sein Manuskript, fügte nach den Eingangsversen die witzige Schilderung der Universität Göttingen, am Schlusse die sentimental humoristische Maitagsphantasie hinzu, und bemühte sich, durch das Aufsetzen zahlreicher kleiner Lichter seinem Reise-Kapriccio jene künstlerische Vollendung zu geben, die demselben, trotz aller malitiösen Pointen, einen so geheimnisvoll wirkenden Zauber verleiht. „Die gute Aufnahme meiner ersten Produktionen," schrieb er seinem Freunde Simrock[26]), „hat mich nicht, wie es leider zu geschehen pflegt, in den süßen Glauben hineingewiegt, ich sei nun ein für alle Mal ein Genie, das Nichts zu thun braucht, als die liebe klare Poesie geruhig aus sich herausfließen und von aller Welt bewundern zu lassen. Keiner fühlt mehr als ich, wie mühsam es ist, etwas Literarisches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tieferen Geiste sein muss, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu schreiben. Bei solchem Streben kannst du dir wohl vorstellen, daß ich manchen Erwartungen nicht entsprechen kann. So ist unter Andern mein Freund Rousseau unwillig geworden, daß ich ihn nicht in seinen poetischen Unternehmungen kräftig unterstützt, und er hat mir sogar vor einem halben Jahre förmlich die

Kameradschaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit seines Zeitschrifttreibens gegen ihn aussprach. Aber der Teufel hole sein zweckloses Treiben. Mich wenigstens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiste minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun, als etwas Nichtiges. Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürrischen Ernst, der mich anwandelt; auch dich wird er einst erfassen, wenn du mancher Dinge überdrüssig bist, die dich vielleicht jetzt noch amüsieren ... Über die ersten Ergüsse der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe sind wir Beide schon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyrische hervortreten lassen, so ist es doch ganz und gar durchdrungen von einem geistigern Elemente, von der Ironie, die bei dir noch poetisch freundlich gaukelt, bei mir hingegen schon ins Düsterbittere überschnappt. Ich wünsche sehr, dass deine Ironie jenes heitere Kolorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, auch aus deinen Gedichten werden mir einst weniger Rosen und mehr Belladonnablüthen entgegenduften."

Heine beabsichtigte Anfangs, die Lieder der „Heimkehr", die „Harzreise", das Memoire über Polen und die erste Abtheilung „der Nordsee" unter dem Titel „Wanderbuch, erster Theil" zu veröffentlichen, und bot dem Verleger seiner „Tragödien", Ferdinand Dümmler, den Verlag des Werkes an. Dieser wies jedoch die Offerte zurück, da ihm die Forderung von zwei Louisd'or für den Bogen zu exorbitant erschien. Kurz darauf wurde Heine durch Professor Zimmermann mit dem unternehmungslustigen Buchhändler Julius Campe bekannt, der sich das Manuskript vorlesen ließ, und sofort das Verlagsrecht der ersten und aller künftigen Auflagen für die Pauschalsumme von 50 Louisd'or erwarb. Der langjährige Freund und Verleger Heine's hat Anspruch darauf, dass wir sein Bild mit einigen Strichen skizzieren. Julius Campe, 1792 zu Deensen im Braunschweigischen geboren, der Sohn eines Advokaten und Neffe des berühmten Pädagogen und Schriftstellers Joachim Heinrich Campe, kam in früher Jugend nach Hamburg, und trat zunächst als Lehrling in die Hoffmann und Campe'sche Buchhandlung ein, welche sein ältester Bruder, August, in Gemeinschaft mit Dessen Schwiegervater Hoffmann in Besitz hatte. Nachdem er hier und in der von seinem zweiten Bruder, Friedrich, zu Nürnberg begründeten Buch- und Kunsthandlung seine Lehrjahre verbracht, fungierte er eine Zeitlang als Gehilfe in der Maurer'schen Buchhandlung zu Berlin. Von hier aus machte er den Feldzug von 1813 als freiwilliger Jäger im

Lützow'schen Korps mit, und gehörte zu der kleinen Schar, welche am 26. August desselben Jahres die Gruft Theodor Körner's bei Wöbbelin bereitete. Nach Beendigung der Freiheitskriege verweilte er wieder kurze Zeit in Hamburg, und unternahm dann eine Reise durch Italien, von welcher er noch als Greis mit lebhaftem Interesse zu erzählen wusste. Die Kriegsabenteuer im Lützow'schen Freikorps und die vielfachen humoristischen Erlebnisse seiner italiänischen Reise waren die einzigen romantischen Episoden, welche sein stilles, thätiges Geschäftsleben auf kurze Zeit unterbrachen. Von Italien kehrte er nach Hamburg zurück und wurde Theilhaber im Geschäfte seines Bruders August, das nach dem Tode des Letztern im Jahre 1836 ganz in die Hände von Julius überging, welcher seit 1823 schon das Sortiment auf eigene Rechnung übernommen hatte, und mit diesem bald den Verlag zahlreicher Schriften verband. Den Mangel an jeder tieferen wissenschaftlichen Bildung ersetzte Julius Campe durch eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe, durch einen selbständig denkenden Geist, der alles Neue auf dem Felde der Literatur und Politik vorurtheilsfrei entgegen nahm, und durch eine genaue Kenntnis aller Ressourcen des buchhändlerischen Geschäftes, die er mit kühnster Energie und durchtriebenster Schlauheit zu benutzen verstand. Er durfte sich mit Recht in den meisten Fällen auf die Sicherheit seines Urtheils über die Absatzfähigkeit der ihm angebotenen Manuskripte verlassen. Berühmte Namen und fremde Empfehlung imponierten ihm nicht; er suchte im Gegentheil mit Vorliebe, die Werke junger, noch unbekannter Schriftsteller zu verlegen, und empfand die aufrichtigste Freude, so oft es ihm vergönnt war, ein neues, vielverheißendes Talent unter der Ägide seiner mächtigen Firma in das Kampfgetümmel der literarischen Arena hinaus zu senden. „Wollen Sie wissen," sagte er mir einige Jahre vor seinem am 14. November 1867 erfolgten Tode, „durch welches Mittel ich mir die Geistesfrische und den regen Antheil an allen politischen und literarischen Dingen bis auf den heutigen Tag bewahrt habe? Ich wollte nicht alt werden, ich wollte nicht hinter der Zeit zurückbleiben; darum freute es mich oft heimlich, wenn die Schriftsteller, welche ich in die Literatur eingeführt, mich später verließen, weil andere Firmen ihnen ein höheres Honorar in Aussicht stellten. Nur die Pietät hätte mich vielleicht abgehalten, ihnen selbst den Laufpaß zu geben, denn ich dachte: sie wandeln heute oder morgen schon den Berg hinab, — und ich wollte, so lang meine Füße mich trügen, mit Denen fortschreiten, deren Bahn

aufwärts geht. Die Jungen sind es allemal, denen die Zukunft gehört; indem ich mich ihnen anschloſs, war ich sicher, immer dem Fortschritt treu zu bleiben. Sie werden Das egoistisch finden — nun ja, aber ich empfehle Ihnen das Mittel als probat," schloſs der Alte mit selbstzufriedenem Schmunzeln. Diese Äußerung charakterisiert den vielgewandten Ulyss des Buchhandels, der mit einer durch Nichts zu schreckenden Festigkeit und mit feinster Strategie seine klug ersonnenen Geschäftspläne verfolgte, behaglich den reichen Gewinn einsäckelnd, den seine Unternehmungen ihm eintrugen, aber auch heldenmüthig das Gefährlichste wagend, um den Freiheitsmanifesten der jungen Literatur Eingang in Palast und Hütte zu verschaffen. Daſs der gröſste Theil seines Verlages mit Absicht im Dienste der Fortschrittsideen des Jahrhunderts stand, daſs Julius Campe ein klares Bewusstsein von dem an- und aufregenden Inhalt der Schriften hatte, die aus seiner Officin hervorgingen, daſs er mündlich wie schriftlich den geistvollsten Verkehr mit den Autoren seines Verlages pflog, und neben dem materiellen auch einen ideellen Antheil an ihren Erfolgen nahm, alles Dies machte seinen Buchladen zu einem Rendezvousplatze der bedeutendsten Geister, und der Einfluſs, den sein erfahrener Rath und sein ehrlich derbes Urtheil auf die Entwickelung manches jungen Schriftstellers übten, ist nicht gering anzuschlagen. Selbst Heine, der sich in seinen Briefen so oft über Mangel an Rücksichtsnahme auf seine billigsten Wünsche beschwerte, und mit Campe in beständig wiederkehrenden Differenzen lebte, zollte der buchhändlerischen Einsicht und dem geistigen Scharfblick Desselben das höchste Lob, er sprach es nicht bloſs in den bekannten Versen des „Wintermärchens"[27]), sondern auch gegen seine Freunde bei jeder Gelegenheit offen aus, einen wie groſsen Theil seiner Erfolge er dem klugen Eifer Campe's verdanke, und wir werden später sehen, daſs die warnende Stimme des Letzteren ihn von mancher Übereilung zurückhielt, ihn zur Änderung manches unnütz provocierenden Ausdruckes bewog. „Campe schreibt einen ganz allerliebsten Briefstil," heiſst es in einem Briefe Heine's an Merckel[26]). „Er könnte sich wahrhaftig seine „Reisebilder" selbst schreiben; man darf's ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig." In der That waren Campe's Briefe das Gegentheil geschäftlicher Gemeinplätze, und selbst in späteren Jahren mochte er niemals ein ihm angebotenes Manuskript zurücksenden, ohne die Ablehnung durch ein ausführliches Eingehen auf den Werth und Charakter der betreffenden Produktion zu motivieren. Hin und wieder kam

es vor, daſs eitle Autoren ihm ſolche Bemerkungen über ihre Arbeit verübelten; die meiſten aber werden ihm im Stillen für den Beweis geiſtiger Antheilnahme gedankt haben, den er durch ſeine freimüthigen Ausſtellungen an den Tag legte. Beſonders glücklich war Campe in der Erfindung prägnanter Buchtitel. Er war es, der Wienbarg's auf der Univerſität Kiel gehaltene Vorträge mit dem bezeichnenden Namen „Äſthetiſche Feldzüge“ taufte und den Verfaſſer auf den Gedanken brachte, ſein Buch „dem jungen Deutſchland“ zu widmen. Und wenn er einſtmals ſeinen Freund Heine nicht eben angenehm überraſcht hatte, als er Deſſen Denkſchrift über Börne unter dem zweideutig herausfordernden Titel: „Heinrich Heine über Ludwig Börne“ in die Welt ſandte, ſo nahm Jener um ſo freudiger Campe's Vorſchlag an, ſeine letzte Gedichtſammlung, für die er ſelbſt lange vergeblich einen charakteriſtiſchen Titel geſucht, „Romancero“ zu nennen. — Einen anderen Punkt wollen wir hier gleichfalls im Vorbeigehn berühren. Ungern und ſelten entſchloſs ſich Campe, ein hohes Honorar zu zahlen — auch Heine, der für jeden Band der „Reiſebilder“, wie für das „Buch der Lieder“, ein für alle Mal 50 Louisd'or empfing, hat ſpäter, als ſein Ruhm durch dieſe Werke feſt gegründet war, bis zur Zeit ſeiner Erkrankung nur 1000 Mark Banko für jeden einzelnen Band ſeiner Schriften bezogen — doch iſt füglich zu bedenken, daſs Campe Jahr für Jahr die Erſtlingswerke neuer, erſt durch ihn in die Literatur eingeführter Schriftſteller verlegte, und dabei das Riſiko anſehnlicher Verluſte trug. In den meiſten deutſchen Staaten war ſein ganzer Verlag von der Julirevolution bis zum Jahre 1848 verboten, und es bedurfte der raffinierteſten Manipulationen, um die Bücher dennoch unter die Leſer zu bringen und Zahlung von den Sortimentern zu erlangen, denen ein diskretionäres Vertrauen geſchenkt werden muſſte; was hätten gerichtliche Klagen genützt, wo das Verkaufsobjekt in eingeſchmuggelter, konfiscierlicher Waare beſtand? Zudem muſſten ſtarke Auflagen gedruckt und die Exemplare von vornherein in bedeutender Anzahl überallhin verſchickt werden; denn hatte ein Buch erſt das Aufſehen des Publikums und der Polizeibehörden erregt, ſo hielt es oftmals ſchwer, Nachbeſtellungen zu effektuieren; die Ballen, welche unter der oberen und unteren Schicht harmloſer Grammatiken oder unſchuldiger Novellen das verpönte Werk eines jungdeutſchen Schriftſtellers bargen, wurden dann an der Grenze doppelt ſcharf revidiert, und gelangten häufig niemals an ihren Beſtimmungsort. Ganze Auflagen ſolcher Bücher wurden zuweilen unter ſchein-

losem Titel bis ins Herz von Österreich hinunter geschafft; die Sortimentsbuchhändler nahmen sie in Empfang, rissen lächelnd das falsche Aushängeschild ab und klebten das richtige Titelblatt ein, das ihnen lange vorher auf anderem Wege zugekommen war. Auch glaube man nicht, daſs alle Verlagsartikel einen klingenden Gewinn einbrachten; selbst die Werke der besseren Schriftsteller wurden oftmals in der ersten Zeit ihres Erscheinens nur schwach begehrt; so ist uns bekannt, daſs Börne's gesammelte Schriften, die Campe schon 1829 herausgab, erst durch die „Briefe aus Paris" eine gesteigerte Nachfrage und einen lohnenden Absatz fanden. Und schon die ersten zwei Bände der „Briefe aus Paris" wurden in allen deutschen Bundesstaaten mit solcher Erbitterung von den Schergen der heiligen Hermandad verfolgt, daſs Campe die späteren Theile unter dem irreführenden Titel: „Zur Länder- und Völkerkunde" und unter einer fingierten Pariser Firma veröffentlichen musste, wobei es gänzlich dem guten Willen und der Ehrenhaftigkeit seiner Geschäftskollegen anheimgestellt blieb, ob sie für das Empfangene Zahlung leisten oder die unmögliche Klage der auf dem Titel genannten, in Wirklichkeit nicht existierenden Firma „L. Brunet" abwarten wollten. So mag es immerhin wahr sein, daſs, wie Heine einmal klagt, der groſse Absatz seiner Werke zuweilen die Aufgabe hatte, den Verlust anderer Unternehmungen zu decken, um so mehr als Campe, ungleich manchen seiner Kollegen, an dem ehrenwerthen Grundsatze festhielt, niemals ein Buch seines Verlages, mochte der Absatz noch so gering gewesen sein, im Preise herunterzusetzen und dadurch den Ruf oder Kredit des Verfassers zu schädigen. „Ich halte es für ungentil, den Schriftsteller dafür zu strafen, daſs ich den Werth seines Buches zu hoch taxiert habe," pflegte er zu sagen, wenn die Rede auf solche Preisherabsetzungen kam; mit stoischer Gelassenheit trug er seine Verluste und verbrauchte die unverkäuflichen Ladenhüter schlieſslich als Emballage oder lieſs sie in der Walkmühle einstampfen, ohne dem Autor, dessen Werk ihm pekuniären Nachtheil gebracht, deshalb auch nur ein verdrieſsliches Gesicht zu zeigen.

Heine und Börne, Immermann und Raupach, Gutzkow, Wienbarg, Lewald und Maltitz waren die hervorragendsten Schriftsteller, denen die Campe'sche Firma in den Jahren kurz vor und nach der Julirevolution wirksamen Eingang beim Publikum verschaffte. Auch die erste Auflage der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", Dingelstedt's „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", Hoffmann's „Unpolitische

Lieder", Hebbel's und Gottſchall's Erſtlingsdramen und lyriſche Gedichte, Max Waldau's Zeitromane, die ſchönheitstrunkenen Poeſien von Wilhelm Hertz, Vehſe's Geſchichte der deutſchen Höfe und ein ganzer Landſturm von Broſchüren, welcher die verrotteten Zuſtände Deutſchlands, insbeſondere Öſterreichs, ſcharf attakierte, erſchienen ſpäter in demſelben Verlage. Wir dürfen wohl die Frage aufwerfen, wie viele unter dieſen Werken jemals den Weg in die Öffentlichkeit gefunden und einen redenswerthen Einfluſs auf die literariſche und politiſche Entwicklung unſerer Nation geübt hätten, wenn ihren Verfaſſern nicht in Julius Campe ein Verleger ſicher geweſen wäre, der den Muth beſaß, auch das Verwegenſte zu drucken, und unerſchöpflich an Auskunftsmitteln war, die verbotenen Geiſtesfrüchte den Späheraugen und raubgierigen Händen der allgegenwärtigen Handlanger des Metternich'ſchen Bevormundungsſyſtems zu entziehen? Es gehörte der ganze trotzig männliche Charakter und der kerngeſunde Humor des echten Bürgers einer freien Reichsſtadt dazu, unter der Laſt ſo vieler Sorgen „allzeit ein ungebeugtes Haupt auf dem breitſchultrigen Nacken zu tragen. Aber „viel Feind — viel Ehr!" rief Campe mit Ulrich von Hutten aus, und wie ein alter Spartaner ſetzte er ſeinen Stolz darein, nothgedrungen immer auf Schleichwegen wandelnd, ſich ſo ſelten als möglich ertappen zu laſſen, der Wachſamkeit der Behörden durch vielfältig wechſelnde Manöver bald hier, bald dort einen Zopf zu drehen, und mit der Schlauheit des Fuchſes die brutale Gewalt zu überliſten. Großen Vortheil zog er aus der jahrelang von ihm befolgten Praxis, ſeine Verlagsartikel in Wandsbeck, auf holſteiniſchem Gebiete, drucken zu laſſen, und dadurch die unbequeme Aufſicht der Hamburger Preſspolizei zu eludieren. Trotzdem aber gab es auch in der engeren Heimat Schwierigkeiten mancherlei Art zu beſeitigen. Die hochweiſen Väter der alten Hanſeſtadt wurden recht miſslaunig geſtimmt, wenn der deutſche Bundestag oder befreundete Regierungen ſich beſchwerten, daſs einer der angeſehenſten Bürger Hamburg's Jahr für Jahr aufreizende Schriften ins Publikum ſende, die wider den herkömmlichen Schlendrian in Staat und Kirche ankämpften; aber alle Einſchüchterungsverſuche prallten an der ehernen Geſinnungstüchtigkeit Julius Campe's ab. Einmal ſollte er gezwungen werden, die Quelle einer für den Ruf eines gewiſſen Prinzen ſehr bedenklichen Erzählung, die ſich im dritten Bande von Vehſe's Geſchichte der kleineren deutſchen Höfe fand, anzugeben. Als er ſich Deſſen weigerte, wurde er in Arreſt geſchickt,

und da eine achttägige Haft keinen Eindruck auf den Ehrenmann machte, schritt die Polizeibehörde zu dem unerhörten Mittel, durch fortwährend gesteigerte Geldstrafen die verlangte Zeugenaussage erpressen zu wollen. Mit unerschütterlicher Ruhe ließ Campe am 14. Januar 1856 die für den Nichtbezahlungsfall angedrohte Pfändung vollziehen; noch am selben Tage ward ihm die Quernacht für eine neue, um das Doppelte erhöhte Geldstrafe angesagt — aber der gewünschte Zweck wurde nicht erreicht, die Fortsetzung des durch kein Gesetz zu rechtfertigenden modernen Tortur-Verfahrens unterblieb, und Campe erhielt schließlich die ihm abgepfändeten Gegenstände zurück.

Solch ein Mann war nun just der geeignete Verleger für Heinrich Heine, der seinerseits sehr gut erkannte, wie nöthig der Verbreitung seiner Werke ein Buchhändler sei, der mit unerschrockenem Sinn einen verschlagenen Geist und eine rastlose Betriebsamkeit verband. Er ließ sich daher manche kleinliche Nergelei, manche abzwackende Verkürzung des erhofften Honorars gefallen, ohne den verlockenden Anerbietungen, die ihm in späteren Jahren von anderen Firmen gemacht wurden, ein geneigtes Ohr zu leihen. Ein dankbarer Sinn, eine fast rührende Anhänglichkeit an erprobte Freunde leuchten aus allen Briefen Heine's hervor, und werden ihm von Jedem nachgerühmt, der mit ihm in näherem Verkehre stand. So ungern er sonst über sich scherzen ließ, durfte doch Campe sich manchen Spaß mit ihm erlauben, den er jedem Anderen stark verdacht hätte. „Der Börne kostet ihm zu Viel," sagte Heine eines Tages im Campe'schen Buchladen, „und er will immer noch nicht ziehen." — „Aber Börne wird ziehen, wenn Sie lange vergessen sind," gab Campe zurück. — „Schade nur," spottete Heine, „daß so lange darauf gewartet werden muß!" — „Übermuth thut nicht gut," replicierte Campe. „Sie halten sich jetzt für den Abgott des Publikums, und sprechen: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir. Aber Sie stehen in einem Tempel der Literatur, dessen Priester ich bin. Ich nehme die Opfergaben in Empfang, deren Höhe am sichersten beweist, zu welchem Kourse das Volk seine Götter taxiert. Und ich sage Ihnen: das Volk verehrt neben dem Heinrich Heine noch viele andere Götter. Da sind zum Exempel der Schiller und der Goethe, denen die klingenden Opfergaben heuer noch immer viel reichlicher fließen, als dem Opferstocke, den ich für Heinrich Heine aufgestellt." Diese Unterhaltung giebt zugleich ein amüsantes Beispiel der bildlichen Redeweise, deren sich Campe bei

ſeinen Geſprächen mit Vorliebe und oft mit dem glücklichſten Mutterwitz bediente.

Gegen Ende Mai 1826 erſchien der erſte Band der „Reiſebilder“, und die Wirkung war eine blitzartig zündende. Heine ſelbſt hatte, nach ſeinen brieflichen Äußerungen zu urtheilen, ziemlich beſcheidene Hoffnungen auf den Erfolg des Buches geſetzt. „Leider,“ ſchrieb er an Varnhagen,[29]) „wird mein Ruhm durch das Erſcheinen des erſten Bandes der „Reiſebilder“ nicht ſonderlich gefördert werden. Aber was ſoll ich thun? ich muſſte Etwas herausgeben, und da dachte ich: wenn das Buch auch kein allgemeines Intereſſe anſpricht, und kein großes Werk iſt, ſo iſt doch Alles, was drin iſt, auf keinen Fall ſchlecht zu nennen.“ — „Es iſt ſo Wenig darin,“ heißt es in einem Briefe an Lehmann, „und ich möchte jetzt ſo Viel geben — doch ich denke, Sie kennen mich genug, um ſich in Gedanken das Buch zu ergänzen. Vielleicht gefällt's Ihnen auch, daſs ich die „Harzreiſe“, die im ledernen „Geſellſchafter“ in ſo triſter Geſtalt erſchien, ehrlich durchgearbeitet, verbeſſert und erweitert, und mit Vor- und Nachwort verſehen habe. Ja, lieber Lehmann, die Zeiten ſind ſchlecht; ich muſs Etwas für meinen Ruhm ſorgen, indem ich jetzt ſo halb und halb davon leben muſs, und vorzüglich, weil der Lorber, der meine Stirn umkränzt, doch manchem Lump, der mich mit Koth bewerfen möchte, eine heilige Scheu einflößt.“ Und indem er Varnhagen, Robert und andere Freunde auffordert, in der Preſſe für ſein Buch zu wirken, fügt er abermals hinzu: „Auch hab' ich, wie geſagt, in Hinſicht des Buches kein gutes Gewiſſen, und bedarf dennoch des Ruhmes noch mehr als ſonſt. Ich bin in dieſer Hinſicht beſorgt, nicht ſowohl wegen der miſerablen Wirthſchaft in unſerer Literatur, wo man von dem Unbedeutenden ſo leicht im öffentlichen Urtheil überflügelt wird, ſondern auch, weil ich im zweiten Bande der „Reiſebilder“ über ſolche Miſère rückſichtslos ſprechen werde, die Geißel etwas ſchwinge und es mit den öffentlichen Anführern auf immer verderben werde. So Etwas thut Noth, Wenige haben den Muth, Alles zu ſagen, ich habe keine zurückgehaltenen Äußerungen mehr zu fürchten, und Sie ſollen Ihr liebes Wunder ſehen.“ Die letzterwähnte Bemerkung Heine's läſſt erkennen, daſs der Verfaſſer, trotz aller Zweifel in Betreff des literariſchen Erfolges, doch über die geiſtige Bedeutung der „Reiſebilder“ insgeheim ein viel klareres Bewuſſtſein hatte, als die zeitgenöſſiſchen Beurtheiler ſeines Buches, die ſich meiſt nur in äſthetiſierenden Betrachtungen über die formelle Eigenthüm-

lichkeit desſelben ergingen. Der Recenſent des „Geſellſchafters“ — Heine ſchrieb den Aufſatz irrigerweiſe Varnhagen zu [30]), während Dr. Heinrich Hermann, als Schriftſteller Ernſt Woldemar genannt, der wirkliche Verfaſſer war — weiſt beſonders auf „die ganz eigenthümliche Miſchung von zarteſtem Gefühl und bitterſtem Hohne“ hin, „die einzige Verbindung von unbarmherzigem, ſcharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einſchmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem und zugleich mildem Redefluſs, der durch Nichts gehemmt, durch Nichts getrieben ſcheint, und gleichmüthig über Alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt.“ Außerdem wird es als ein glänzender Vorzug Heine's betont, daſs er ſich mit gleicher Gewandtheit in beiden Formen, im Vers wie in der Proſa, bewege, daſs er Dichter auch in jenem engeren Wortſinne ſei, in welchem es die meiſten Humoriſten nicht ſind. — Eine weit achtungswerthere Beſprechung des erſten Bandes der „Reiſebilder“ lieferte Immermann in den Berliner „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik“ [31]). Er hob zunächſt hervor, daſs, ähnlich den früheren Dichtungen Heine's, auch in der vorliegenden Sammlung Alles, ſelbſt die poetiſche Beſchreibung der „Harzreiſe“, rein lyriſch ſei. „Das Naturgefühl des Dichters auszuſprechen, iſt Zweck der Darſtellung, die äußeren Gegenſtände, an welchen er ſich ausſpricht, ſind nur die Typen von des Dichters Innerem. Erwägen wir nun, in welcher Art ſich dieſer Lyriker bisher entfaltet hat, ſo zeigt ſich zuvörderſt in der Wahl des Gegenſtandes Etwas, was von den meiſten Erſcheinungen in dieſer Art der Poeſie abweicht. Der Inhalt ſeiner Lieder iſt kein fröhliches, ſanftes, er iſt ein düſteres, ſchreckliches Thema. Nicht um roſenbekränzte Becher ſchwärmt ſeine Phantaſie, ſie führt ihn nicht zu den Feſten glücklicher Menſchen, ſie feiert weder die erwartende, noch die beglückte Liebe, ſondern ſie klagt und zürnt über die Untreue der Geliebten, die, des Dichters Andacht verſchmähend, dem Unwürdigen ſich ergab. Das Götterbild iſt verſunken, dem Dichter ſchien alles Schöne und Herrliche in den Abgrund nachzuſtürzen. Dieſer heiße Liebeszorn und Schmerz durchzieht mit wenigen Ausnahmen die Gedichte Heine's; auch in den Naturgemälden, in den Nachbildungen alter Romanzen und Sagen, die hin und wieder vorkommen, läſſt er ſich in perſpektiviſcher Form erblicken, er iſt als der bisher klar gewordene Mittelpunkt von des Dichters Gefühl zu betrachten. Hier iſt alſo ein möglichſt kleiner Kreis gezogen, und Dies müſſen wir zuvörderſt als unbewuſſte Weisheit des Dichters anerkennen. Der Lyriker kann nicht genug ſich beſchränken; je

enger, desto intensiver ist sein Gefühl; je intensiver dieses, desto näher liegt die Möglichkeit großer Erfolge. Deßhalb ist es gerade vortheilhaft, wenn Heine einen anscheinend so bald erschöpften Gegenstand immer und immer wieder vornimmt. Daran nur, wie der Lyriker das Thema zu modulieren und zu variieren versteht, lässt sich der Dichter erkennen. Und hier muss man den unsrigen wahrhaft bewundern. In dem kleinen Kreise offenbart sich die größte Mannigfaltigkeit, von dem rührenden Tone leiser Klage bis zu dem Schelten des verzehrenden Hohnes und des zerschmetternden Grimmes bildet seine bewegliche Phantasie alle Laute aus, von der nächsten Umgebung, seinem Kleide, seiner Stube, bis zu fernen Küsten und Gebirgen zieht sie Alles in den Kreis ihres Vermögens; es ist nicht zu Viel gesagt, wenn wir behaupten, dass die Poesie des Schmerzes kaum in vernehmlicheren Ausdrucksweisen früher schon einmal gehört worden sei. Sehr schön zeigt sich auch die innere Beschlossenheit, ohne welche ein echter Dichter nicht bestehen kann, welche freilich nur die Folge und die Äußerung ist von der wahren, tiefen Anregung des Poeten und seinem energischen Talente. Wir haben hier keine Mosaik sich widersprechender und gegenseitig aufhebender Gefühle und Anschauungen, sondern es herrscht innere Einheit, die Steigerungen sind richtig, die Töne und Farben übereinstimmend. Von Längen, von müßigen Ausspinnungen, von leeren Wiederholungen weiß unser Dichter so wenig, dass seine Verbindungen eher an das Herbe grenzen, seine Schlüsse fast immer schlagend, mitunter selbst zu epigrammatisch sind. Wortspiele, Parallelismen stehen dem Dichter zu Gebote, wie sich denn überhaupt ein treffender Witz neben dem bisher Gerühmten hervorthut. Die Sprache ist unmittelbar, sinnlich, derb und frisch; sie hat hauptsächlich den Gegnern herhalten müssen; wer aber Einsicht in poetische Dinge hat, kann sich nur darüber freuen, dass dergleichen ungefälschte Natur noch möglich ist." Dies Lob beschränkt Immermann jedoch im Verlauf seiner Abhandlung auf den Totaleindruck, welchen die Heine'sche Poesie hinterlasse, während ihm manches Einzelne tadelnswerth erscheint. Das Haupthindernis, weßhalb die poetische Gestalt nicht immer sich zeige, liegt nach Immermann's Ansicht darin, „dass der Dichter oft nicht ruhig genug gewesen ist, um dichten zu können. Jeder Gegenstand, jedes Gefühl kann Stoff eines Poems werden, mag jener so geringfügig, dieses so heftig sein, als möglich. Allein der Dichter selbst muss nicht mehr vom Stoffe beherrscht, nicht von der Leidenschaft weggeführt werden, das besondere Ereignis muss

mit ſeinen Leiden und Freuden nur noch durch die frei geſtaltende Phantaſie zuſammen hangen. Dadurch unterſcheidet ſich ja eben das Gedicht von dem dumpfen Schrei des Schmerzes und dem Rufe des Zornes und Hohnes, daſs jenes in ſeiner endlichen Begrenzung zum Symbole des Allgemeinen und Ewigen wird. Wer aber, wie Heine nicht ſelten thut, noch vom Gegenſtande befangen,

— um ſeine Angſt zu bannen,
Singen will ein lautes Lied,

Der unternimmt Unmögliches. Dem Vergänglichen, Zeitlichen — ſo wie es daliegt — iſt ein dauerndes Leben nicht zu ſichern, und in dem unnatürlichen Beſtreben kommt der Poet nur zum Schein und zur Manier. So wird Heine's Spott und Ironie, in den beſſern Sachen ſo kräftig und tief, dann kleinlich und ſkurril, die Darſtellung plump und übertrieben, er umkleidet dann das Nichtige mit glänzenden Flittern, die die innere Armuth doch nicht zu verhüllen vermögen." Über die „Harzreiſe" und die „Nordſeebilder" geht Immermann auffallend kurz hinweg, um mit einer allgemeinen Klage über den mangelnden Zuſammenhang des heutigen Dichters mit der Außenwelt zu ſchließen: „Betrachten wir frühere Perioden der Poeſie, die uns wichtig erſcheinen müſſen, ſo ſehen wir, daſs die Dichter ſich mehr unter gewiſſe äußere Schranken ſtellten, als jetzt. Dieſe Schranken zeigten ſich theils als erprobter Kunſtgriff — als Schule im eigentlichen Sinne — wie bei den Franzoſen, bei den Minneſängern, und (wiewohl in geringerem Grade) in der guten Weimariſchen Zeit, oder ſie kamen unter der Form der Protektion durch Große und Fürſten vor, wie beſonders bei den Engländern und den ſüdlichen Nationen, oder endlich die Achtung vor dem Publikum, vor dem Volke, war die Schranke, die der Dichter reſpektieren muſſte. Überall war er an äußere Bedingungen geknüpft; mochte er anſcheinend noch ſo iſoliert ſtehen, dem Geiſte nach war er gezwungen, geſellig zu ſein, und deſshalb zeigen die Hervorbringungen aller jener Perioden einen gewiſſen feſten Charakter, eine innere Nothwendigkeit und, mit Einem Worte, einen Kunſtſtil. Denn das Geſetz der Geſelligkeit iſt Regel, Launen und Willkürlichkeiten werden nicht geduldet. Jetzt ſteht Dies ganz anders. Eine Schule haben wir nicht, man zieht es vor, nachzuäffen; einen Fürſten giebt es kaum, um deſſen Gunſt und Schutz der Dichter ſich bewerben darf, und dem er daher zu Danke ſingen müſſte. Die Neigungen der Großen ſind der Poeſie nicht zugewandt,

Die heilige Scheu aber vor einem richtig fühlenden und urtheilenden Volke hat dieſes zum Theil ſelbſt verſcherzt, theils haben die Talente Das, was ihnen in dieſer Beziehung zu achten übrig blieb, als nicht der Rede werth, ſich weggeſprochen, es iſt Nichts ſeltner, als eine gewiſſe nationale Geſinnung. So ſteht nun der Dichter frei, aber in einem leeren Raume, und in ſeiner Einſamkeit darf er Alles unternehmen, freilich auch das Ungehörige. Aus der Freiheit entſpringt die Mannigfaltigkeit, aber auch die Willkür, die Einſamkeit kann faſt nichts Andres hervorbringen, als daſs der Dichter ſich in jedem ſeltſamen Gelüſte gehen läſſt. Zwiſchen der Welt und ihrem zwar beſchränkenden, aber auch wieder kräftigenden Einfluſſe und dem Poeten beſteht kein Rapport, und nach einem ganz natürlichen Geſetze muſs daher, wenn der Geiſt in dieſer Richtung fortgeht, die Poeſie bald aus dem Reiche der Erſcheinungen verſchwinden."

Wir ſehen, die Geſichtspunkte, welche Immermann in dieſer, mit einer ſo melancholiſchen Perſpektive endenden Beurtheilung der „Reiſebilder" aufſtellt, ſind ausſchließlich artiſtiſcher Natur. Er beſpricht einzig die Form des Kunſtwerks, und was er über dieſe bemerkt, iſt großentheils richtig und wahr; aber es iſt doch nicht die volle Wahrheit, weil die nothwendige Beziehung auf den Inhalt fehlt. So einſeitig iſt dieſe Kritik, daſs in ihr die Hauptſache nicht einmal berührt wird, daſs in der That kaum die leiſeſte Andeutung den Leſer errathen läſſt, es handle ſich hier um die Produktion eines Humoriſten. Weil Immermann, noch ganz im Dunſtkreiſe der Romantik befangen, dieſen wichtigen Umſtand überſieht, ahnt er Nichts von dem kräftigen neuen Leben, das unter dem Zuſammenbrechen der alten Kunſtformen nach Geſtaltung ringt. Solches Verkennen der tieferen Bedeutung der „Reiſebilder" wird freilich um ſo entſchuldbarer, wenn wir uns erinnern, daſs auch Heine im Anfange ſeiner Laufbahn noch weſentlich auf dem Boden der Romantik ſtand. Eben ſo ſcharf wie die Brüder Schlegel, wie Tieck oder Novalis, empfand er die feindſelige Entzweiung im Leben der Gegenwart, — ein Gefühl, das ſchon in den düſteren Weltſchmerzklagen ſeiner Jugendlieder, bald mit verzweiflungsvoller Ironie, bald in elegiſch weichen Trauerakkorden, ſich ausſprach:

Das Herz iſt mir bedrückt, und ſehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch ſo wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt ist Alles wie verschoben,
Das ist ein Drängen, eine Noth!
Gestorben ist der Herrgott oben,
Und unten ist der Teufel todt.

Und Alles schaut so grämlich trübe
Und krausverwirrt und morsch und kalt;
Und wäre nicht das bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

Diese Klage unterscheidet sich höchstens durch ihre präcisere Fassung von zahlreichen ähnlichen Lamentationen der Romantiker. Wie jene trübseligen laudatores temporis acti, sehnte Heine sich aus der wüsten Gährung jener Tage mehr als einmal nach dem fernen Kindheitsalter unseres Volkes als nach einer besseren Zeit zurück — allein bald erkannte er das Krankhafte solches phantastischen Sehnens, und stürzte sich muthig in die Wellen der kalten, poesielosen, dumpf in ihren Fesseln aufstöhnenden Gegenwart.

Was sein prüfender Blick dort gewahrte, war eine herzbeklemmende Schau, wenig geeignet, die innere Verstimmung seiner Seele zu heilen. Wohin er die Augen wandte, begegnete ihm eine apathische Erschlaffung, eine feige und hoffnungslose Resignation. Jede knechtisch gebeugte Stirn, jede heimlich geballte Faust verkündeten ein unsägliches Leid, aus welchem es scheinbar keine Rettung gab — und mit leidenschafterregter Stimme rief der Dichter all' die stummen Klagen der Opfer einer greisenhaft überlebten Staats- und Gesellschaftsform laut in die Welt hinaus. Und mit welcher Berechtigung lehnte sich diese wilde, byronisch zerrissene Verzweiflungspoesie an die jammervolle Zeit! Zu dem Mißlingen aller mit so vielem Pomp angekündigten Bestrebungen der Romantiker gesellte sich der widrig rohe politische Druck. Überall die bittersten Enttäuschungen, im Leben wie in der Kunst! Die Eide der Fürsten — jene heiligen Eide, geschworen, während ganz Europa als waffenklirrender Zeuge auf dem Schlachtfelde stand — waren schnöde gebrochen, und Niemand wagte an ihre Erfüllung zu mahnen. Die jugendlichen Tollköpfe der Burschenschaft, welche von einem deutschen Kaiser geträumt, irrten verbannt in der Fremde umher, oder fanden hinter Schloß und Riegel jahrelang Zeit zu einem schrecklichen Erwachen. Wie in der Politik, herrschte auch in der Literatur der Restaurationsperiode die fadeste Mittelmäßigkeit; die Lyrik zirpte in „Almanachen" und „Taschenbüchern" ihr hausbackenes

Spatzenlied, auf der Bühne predigten Müllner und Konsorten die blinde Unterwerfung des Menschen unter ein grausam allmächtiges Schicksal, und Clauren's lüsterne Novellen inficierten das Publikum mit dem Peststoffe einer hohlen Sinnlichkeit; der letzte Trost der Völker, die Religion, schlug um in Görres'schen Jesuitismus; kein Hoffnungsschimmer in Vergangenheit und Gegenwart; kein Stern, der, wie einst jener von Bethlehem, in die Zukunft wies . . . da wurde — und so musste es kommen — der Weltschmerz die Seele unserer Literatur.

Der Weltschmerz war das aus der Unwahrheit und Ungerechtigkeit aller Lebensformen entspringende Leid; er war das bestimmte Gefühl, dass ein Riss durch das Weltall und Menschenherz gehe, welcher ausgefüllt, eine blutende Wunde, die gestillt werden und vernarben müsse. In diesem Sinne bemerkt auch Heine [32]): „Ach, theurer Leser, wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, dass die Welt selbst mitten entzwei gerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so musste es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, Der gesteht nur, dass er ein prosaisches, weit abgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriss, und eben deswegen weiß ich, dass die großen Götter mich vor vielen Anderen hoch begnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben. Einst war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter; trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen diese Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit ist eine Lüge, eine Lüge, die jedes gesunde Auge durchschaut, und die dem Hohne dann nicht entgeht." Wir stehen hier vor einer Thatsache, die nicht scharf genug betont werden kann, wenn wir zu einem richtigen Verständnis der neueren Literatur gelangen wollen. Die Poesie hatte als ihr Gebiet bisher vorzugsweise das Übersinnliche betrachtet; gleich unserer Philosophie, war auch unsere Dichtung metaphysisch und transcendental, so oft der Poet, sich abkehrend vom subjektiv lyrischen Gefühle, sein Lied in das Allgemeine sich hinabtauchen ließ. Selbst Goethe hatte seinen Faust zuletzt in den christlichen Himmel geflüchtet; allein dieser Himmel wurde von ihm, dem großen Heiden, so wenig mehr geglaubt, wie die Menschheit sich länger auf ihn vertrösten ließ. Die Philosophie hatte ihr Werk des Anzweifelns vollbracht; dem Zweifel folgte nun die Verzweiflung der Massen, denen

auch der letzte Troſt für irdiſches Elend, die Hoffnung auf ein beſſeres Jenſeits, entriſſen war. Da ſtieg die Poeſie im vollen Glanz ihrer Göttlichkeit von ihrem himmliſchen Throne, aus den überſinnlichen Sphären, auf die Erde herab, und gab ſich ihr zu eigen für ewig. Und das Erſte, was ihr dort entgegentrat, war ein wortloſer politiſcher und geſellſchaftlicher Jammer, ein aus tauſend und abertauſend bleichen Geſichtern hohläugig hervorſtierender Schmerz. Was Wunder, daſs ſie dieſen auf die Saiten ihrer Goldharfe ſpannte und ſo mächtig ſchwellende Akkorde griff, daſs wir Alle lautlos verſtummten, und dem Geſange horchten, der unſer tiefgeheimſtes Weh mit ſo entſetzlicher Klarheit über die Erde erſchallen ließ!

Die Erkenntnis, daſs der Weltſchmerz die Seele unſrer Poeſie geworden, und daſs all ihr Singen fortan ein todesmuthiges Streiten für die ungenannte „rechte Dame“, die heiß erſehnte politiſche und ſociale Freiheit, ſei, bildete ſchon den verſteckten Inhalt eines merkwürdigen Liedes in Heine's erſter Gedichtſammlung:

Zu dem Wettgeſange ſchreiten
Minneſänger jetzt herbei;
Ei, Das giebt ein ſeltſam Streiten,
Ein gar ſeltſames Turnei!

Phantaſie, die ſchäumend wilde,
Iſt des Minneſängers Pferd,
Und die Kunſt dient ihm zum Schilde,
Und das Wort das iſt ſein Schwert.

Hübſche Damen ſchauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte iſt nicht drunter
Mit der rechten Lorberkron'.

Andre Leute, wenn ſie ſpringen
In die Schranken, ſind geſund;
Doch wir Minneſänger bringen
Dort ſchon mit die Todeswund'.

Und wem dort am beſten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der iſt Sieger, Der erringet
Beſtes Lob aus ſchönſtem Mund.

Wie dieſe Allegorie bezeugt, gab ſich Heine von Anfang an keiner ernſtlichen Täuſchung über das Krankhafte einer Kunſtrichtung hin, die mit einer Anklage gegen die Geſammtinſtitutionen der modernen Geſellſchaft begann, alles Beſtehende ſchlankweg negierte, und vorerſt ſich wenig darum kümmerte, welches Poſitive etwa an Deſſen Stelle zu ſetzen ſei. Der vielverrufene Weltſchmerz war das Symptom einer Krankheit, deren Kontagium raſch unſere ganze Literatur ergriff; aber er war Nichts weniger, als die müßige Klage um ein ewig verlorenes Gut — er brachte vielmehr der Menſchheit ihr geheimſtes Leid zum Bewuſſtſein und ſprach aus, was der

Sklave einer ſtabil gewordenen, entwicklungsloſen Geſellſchaft ſich kaum ſelbſt zu bekennen gewagt hatte: — die Nothwendigkeit eines Abrechnens mit der Vergangenheit und einer Regeneration der politiſchen und ſocialen Verhältniſſe auf geſünderer Baſis. Indem die Klage zur Anklage, die Anklage zur ſtürmiſchen Forderung ward, erſtarkte der Muth des Dichters, und bald erſchien ihm die Zukunft nicht mehr unter dem finſtern Bilde einer über die Welt hereinbrechenden nordiſchen „Götterdämmerung", ſondern im Lichte eines heiter aufknoſpenden Frühlings der Menſchheit. Mitten im Aufſchrei ſeiner Schmerzen ſang er ein begeiſtertes Schlachtlied, ſang er die Auferſtehung des Weltalls, ſang er die Verſöhnung zwiſchen Menſch und Menſchen, zwiſchen Menſch und Natur. Heine zuerſt — wie nach ihm faſt alle Dichter der nächſtfolgenden zwanzig Jahre — gelangte, indem er das Verdammungsurtheil über die alte Geſellſchaft ſprach, zu der unerſchütterlichen Überzeugung, daſs die Weltgeſchichte bei einer ganz neuen Phaſe angelangt ſei, und daſs ſich dem Schoße der Menſchheit ein neues Ideal entringe, das nach blutig ernſtem Kampfe auf der abgeräumten Bauſtelle der Vergangenheit den Tempel einer ſchöneren Zukunft errichten und eine Siegesfeier der Verſöhnung begehen werde. Um dieſer Zukunft den Weg zu bahnen, ſuchte er zunächſt mit unermüdlicher Kampfluſt jedes antiquierte Vorurtheil zu zerſtören, tabula rasa zu machen in den Räumen des Geiſtes und Herzens.

Die acht und achtig Lieder der „Heimkehr", welche den erſten Band der „Reiſebilder" eröffneten, bilden den Abſchluſs des Liebesromans, den Heine im „Lyriſchen Intermezzo" ſo tief ſchmerzlich beſungen. Wir haben den Bemerkungen Immermann's über dieſen Cyklus nichts Erhebliches hinzuzufügen. Das Herz des Dichters iſt, wie das Feſthalten des alten Themas beweiſt, von den Nachwehen jenes unglücklichen Liebestraums noch nicht vollſtändig geneſen, aber es ringt mit männlicher Kraft nach Befreiung. Die Selbſtironie überwiegt die ſentimentale Trauer, der Zorn weicht dem Mitleid, die einſame Thräne, die im Auge zurückblieb, zerfließt wie die Liebe ſelber zerfloſſen iſt, und wenn manche der alten Leidensklänge auch in den jüngſten Geſängen noch vernehmlich hindurchtönen, ſo ruft der Poet den ungeduldigen Freunden die zuverſichtliche Mahnung zu:

Wartet nur, es wird verhallen
Dieſes Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

Die Perſpektive erweitert ſich allmählich, der Dichter gelangt wieder zu einer fröhlich unbefangenen Betrachtung der Welt, die befreite Seele hebt ihre Schmetterlingsflügel und flattert in loſem Liebesgetändel von einer Blume zur andern, und wenn ſie nach kurzem Genuſſe befriedigungslos weiterfliegt, ſo hat ſie doch die finſter auf ihr laſtende Schwermuth abgeſchüttelt, ſie hat ſich in ein unabänderliches Schickſal gefügt, vor ihr liegt ein neues Leben —

Und wie Viel iſt dir geblieben!
Und wie ſchön iſt noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfſt du lieben!

Aber obſchon der Cyklus „Die Heimkehr“ eine Anzahl der trefflichſten Lieder enthält, ſchlug Heine doch hier im Weſentlichen keine neuen Töne an; in der zweiten Hälfte dieſer Gedichte tritt vielmehr eine gewiſſe Ermüdung zu Tage, die ſich unter leichtfertigen Späßen zu verbergen ſucht, deren Antitheſenſpiel nicht ſelten ſchon in eine ſtereotype Manier ausartet. Was dem erſten Bande der „Reiſebilder“ einen ſo glänzenden Erfolg verſchaffte, waren daher nicht ſo ſehr die Heimkehrlieder, als vielmehr die „Harzreiſe“, — eine durchaus originelle humoriſtiſche Dichtung, welche unter der Form einer Reiſebeſchreibung die wichtigſten Intereſſen der Gegenwart mit herausfordernder Kühnheit beſprach, und von den Philiſtern am Throne bis zu den Philiſtern der Krambude hinab eine Unruhe bei allen Leſern hervorrief, wie Dergleichen ſeit Schiller's „Räubern“ im heiligen deutſchen Reiche kaum wieder erlebt worden. Die „Harzreiſe“ war in erſter Linie gegen das Philiſterthum gerichtet; aber der ſtudentiſche Übermuth, welcher vor der todten Gelehrſamkeit der Göttinger „Univerſitäts-Pagoden“ ſo geringen Reſpekt beweiſt, äußert ſich eben ſo deſpektierlich über das ſporenklirrende, rauf- und jauſluſtig renommierende oder in mondſüchtiger Sentimentalität einherſtelzende Zopfweſen der Studentenſchaft. Mit nie dageweſener Friſche perſifflliert der Dichter die erbärmliche Kleinlichkeit und Engherzigkeit eines zur inhaltsloſen Formel erſtarrten Lebens, aus dem er mit ſpöttiſchem Knix in die Berge flieht. Allein überallhin folgt ihm wie ein geſpenſtiſcher Schatten die Erinnerung an die graue Univerſitätsſtadt mit ihren kindiſch gewordenen Alten und ihrer altklugen Jugend. Wenn die freiheits- und ſchönheitsdurſtige Seele den Pandektenſtaub abgeſchüttelt in den grünen Tannenwäldern oder ſich rein-

gebadet in den Schaumwellen des felsab stürzenden Wasserfalls, so führt ein beängstigender Traum sie alsbald wieder in die kaum verlassenen Hörsäle der Georgia Augusta zurück, Göttinger Professoren definieren, disputieren und distingieren in tollem Wetteifer, oder singen eine juristische Oper mit erbrechtlichem Text, während Privatdocenten ein antejustinianeisches Ballett tanzen; oder der verstorbene Berliner Vernunftdoktor Saul Ascher steigt im transcendentalgrauen Leibrock aus dem Grabe und demonstriert, auf sein spanisches Röhrchen gestützt, dem erschrockenen Träumer die Absurdität aller Gespensterfurcht. Die erhabene Großartigkeit und Poesie der Natur wird entzaubert durch die prosaische Albernheit der Menschen, die dem einsamen Wandrer begegnen. Da trifft er im Wirthshause zu Goslar einen alten müden Fremden, der die ganze Welt durchpilgerte und jetzt nach dreißigjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt Quedlinburg heimkehrt, weil seine Familie dort ihr Erbbegräbnis hat. Oder ein wohlgenährter Spießbürger mit glänzend wampigem, dummklugem Gesichte, der „aussah, als habe er die Viehseuche erfunden", drängt sich ihm als Wegweiser auf, und raubt ihm seine festtägliche Stimmung durch nüchtern langweilige Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Selbst der majestätische Sonnenuntergang wird von gelehrten Citaten, schlechten Studentenwitzen und platten Alltagsbemerkungen kommentiert; im Brockenhause beginnt nach der Abendmahlzeit ein wüstes Treiben, Göttinger, Hallenser und Greifswalder Studenten ergehen sich bei Bier und Wein in den herkömmlichen Universitätsgesprächen über Duelle, Liebschaften, Professoren und burschenschaftlich-patriotische Narreteien, bis endlich Alles in wirrer Betrunkenheit durcheinander taumelt, flucht, lärmt, oder sich mit zärtlicher Rührung in die Arme sinkt. Und in diesem farbenbunten Kapriccio, das beständig die Situation und die Stimmung wechselt, herrscht dennoch die geschlossenste Einheit; mag der Poet in der Hütte des alten Bergmanns die reizende Harz-Idylle erleben, oder mit dem Hirtenknaben am Fuße des Brockens echt königlich tafeln, oder die berauschten ossianischen Jünglinge im Kleiderschrank eine gelblederne Hose als den Mond anschwärmen lassen: nirgends fehlt die deutlich erkennbare Beziehung auf den geistigen Zwiespalt, auf die Lächerlichkeit und Thorheit des Menschengeschlechts; nur dass jenes Gefühl der Weltdisharmonie, welche überall — (schon im Eingangsliede) — mit der lachenden Naturfreude kontrastiert, sich gegen das Ende der „Harzreise" noch wehmüthiger an das Herz des Dichters

gekettet hat, so daſs er nach all dem Spotte zuletzt schier in Weinen ausbricht.

Den Beschluſs des ersten Bandes der „Reisebilder“ machte die erste Abtheilung der „Nordsee“. Der anonyme Recensent im „Gesellschafter“ nannte diese reimlosen, in erhabenem Rhythmus einherschreitenden Gedichte „kolossale Epigramme“, — ein Name, der von Heine als sehr bezeichnend sofort adoptiert ward, den man aber doch höchstens gelten lassen kann, wenn man das Wesen des Epigramms nicht mit Lessing in die kurz pointierte Antithese von Erwartung und Aufschluſs setzt, sondern die freiere Behandlung desselben in der spätrömischen Literatur zum Maſsstabe nimmt. Goethe hatte sich jener schwungvollen Rhythmen in seinem „Prometheus“, im „Gesang der Geister über den Wassern“, in der „Harzreise im Winter“ und ähnlichen dithyrambischen Ergüssen bedient, die alle mehr oder minder streng den hymnenartigen Charakter bewahrten. Die Romantiker, welche mit ihrer beliebten Ironie so gern die vorgefundene Form zerschlugen, bemächtigten sich der scheinbar so bequemen Dichtungsart zu ganz heterogenen Zwecken: Tieck wählte sie unpassend genug zur kunstlosen Aufzeichnung rein lyrischer Wandergefühle und italiänischer Reiseerinnerungen, Ludwig Robert gar zur Ablagerung philosophischer Lebensmaximen und ästhetisierender Reflexionen. Ein romantisches Gelüste offenbart sich freilich auch in der Weise, wie Heine in den „Nordseebildern“ einen befremdlich neuen Inhalt in die alten Formen goſs. Aber ihm glückte, was den beiden Ebengenannten misslungen war: durch künstlerisch angemessene Behandlung die elastische Form für die Aufnahme des veränderten Inhalts wirksam zu erweitern. Mit Recht bemerkt Gottschall [83]), daſs selbst in denjenigen Gedichten, wo das Grandiose plötzlich in das Groteske umschlägt, die zersetzende Pointe den künstlerischen Rahmen selten zerbricht, sondern Stil und Ton meist den Charakter der Ode hinlänglich bewahren. „Andrerseits finden sich unter den „Nordseebildern“ Gedichte von einheitlichem Schwunge, deren Guſs ungetrübt ist von allen Blasen der Ironie; so die Stücke: „Erklärung“, „Sturm“, „Morgengruß“, „Gewitter“ und das wunderbar schöne Gedicht „Der Phönix“, eine Ode der Liebe, gegen welche Klopstock's alcäische Strophen an Fanny und ähnliche Ergüsse an Meta, trotz der zu Hilfe gerufenen Seraphim, doch sehr schwunglos erscheinen. Heine's Anwartschaft auf einen Platz unter unsern ersten Odendichtern ist unbestreitbar, wenn man nur die genannten Dichtungen ins Auge faſst. Ja, es ist

mehr Odenſchwung in dieſen nur nach rhythmiſchem Gefühl gedichteten unſkandierbaren Streckverſen, als in Platen's gekünſtelte Mentren.“ Wie meiſterhaft Heine es verſtand, das faltenreiche rhythmiſche Gewand jedesmal genau der Situation und der wechſelnden Stimmung anzupaſſen, ſehen wir aus dem bedeutungsvollen Vorwalten des daktyliſchen, anapäſtiſchen, jambiſchen oder trochäiſchen Verscharakters in ſtetem Einklange mit der auf und ab fluthenden Bewegung des unruhigen Oceans und der ebenſo unruhigen menſchlichen Leidenſchaft. Die innige Wechſelbeziehung zwiſchen der wunderbaren Meeresſtaffage und den wilden Träumen der Dichterſeele erhöht den ſeltſamen Reiz der „Nordſeebilder“. Von eigenthümlicher Wirkung iſt ferner das humoriſtiſche Hereinziehen der altgriechiſchen Mythologie in die nordiſch-düſtere Landſchaft und in die modernſten Lebensverhältniſſe. Es iſt ein an den Brüſten der Hegel'ſchen Philoſophie genährter Titanenſtolz, der mit vornehmem Mitleid auf die olympiſchen Götter herabſieht, und in ihrem Untergange vorahnend die Endlichkeit jeder neuen Götterdynaſtie erblickt. Nirgends tritt dies übermüthige Spiel mit den religiöſen Vorſtellungen der Völker greller zu Tage, als in dem Schlußgedichte der erſten Abtheilung der „Nordſee,“ wo der Poet im erhabenſten Dithyrambenſtile das Bild Chriſti, des Heilands der Welt, entwirft, der die Hände ſegnend ausſtreckt über Land und Meer, und Frieden und Verſöhnung in alle Herzen hinunter ſtrahlt. Welcher bibelgläubige Chriſt hätte dieſe herrliche Phantaſie nicht mit frömmſter Andacht geleſen, um hinterdrein vor der Ruchloſigkeit zu erſchrecken, mit welcher Heine den Eindruck des Gedichtes durch die angehängte Perſifflage [34]) ſelbſtmörderiſch zerſtört? Die Tendenz ſtand ihm höher, als die Kunſt; es war ihm wichtiger, den Gegenſatz der modernen Chriſtusreligion zu jener edel reinſten, nur in der Idealwelt der Poeſie möglichen Auffaſſung des Chriſtenthumes hervorzuheben, als ſich der Gefahr auszuſetzen, für einen Champion der herrſchenden Staatsreligion zu gelten. Dieſelbe ängſtliche Beſorgnis, den frömmelnden Kreuzrittern der Reſtauration beigezählt zu werden, veranlaſſte den Dichter, beim Abdruck der „Wallfahrt nach Kevlaar“ ſich in einer proſaiſchen Nachbemerkung [35]) dagegen zu verwahren, als habe er durch ſeine Verſe eine Vorliebe für die katholiſche Religion ausdrücken wollen. Solche Erklärungen des Autors über die Tendenz ſeines Kunſtwerks — mögen ſie in Verſen oder in Proſa abgegeben werden — ſind aber ſtets vom Übel, und Heine that wohl daran, ſie in das „Buch

der Lieder" nicht mit aufzunehmen. War doch ohnehin in den „Nordſeebildern" ſelber genug der Polemik wider die „neuen, herrſchenden, triſten Götter" enthalten, um die Erinnerung an die Encyklopädiſten des vorigen Jahrhunderts wachzurufen und den Vergleich Heine's mit Voltaire ziemlich entſchuldbar zu machen. In Berlin kurſierte ſogar das nachſtehende malitiöſe Epigramm von Ernſt Woldemar auf den Verfaſſer der „Reiſebilder" [36]):

Ein neues Qui pro quo.

Vergebens iſt, ihr Weiſen, eur Bemühn,
Der Meinung Wechſelſtrom zu wehren!
Die Stadt, der jüngſt Voltaire ein Affe ſchien,
Hält jetzt den Affen für Voltairen.

Aber wenn Heine ſich auch ſpäter einmal in einem Briefe an St. René Taillandier [37]) eine deutſche Nachtigall nennt, die ſich ihr Neſt in der Perücke des Herrn de Voltaire gebaut, ſo herrſcht doch zwiſchen dem ſatiriſchen Lachen dieſer Beiden ein großer Unterſchied. Voltaire ging einem Zeitalter der Philoſophie voraus, und ſpottete über Dinge, die bisher noch von Wenigen ernſtlich bedacht worden waren. Heine folgte einem philoſophiſchen Zeitalter nach; alle Fragen der Religion und Geſellſchaft hatten die gründlichſte Diskuſſion erfahren, und man konnte bei redlichem Willen über dieſelben im Klaren ſein. Wer in der alten Gefühls- und Denkweiſe verharrte, nachdem die franzöſiſche Revolution, Napoleon und die Freiheitskriege, Kant, Fichte, Schelling und Hegel den politiſchen, ſocialen und geiſtigen Boden der Menſchheit umgepflügt und für die Aufnahme der neuen Saat bereitet hatten, Der war träge und feig und verdiente faſt nichts Anderes, als Spott; ja, er muſſte ſich ob ſeiner bewegungsloſen Apathie ſchier ſelber verachten. Voltaire's ſarkaſtiſches Gelächter hatte Etwas von dem erbarmungslos grinſenden Hohne des Henkers, der dem Delinquenten, welcher ſich im letzten Becher Weins berauſcht, unter dem Mantel das Richtbeil zeigt, mit dem er in der Morgenfrühe geköpft werden ſoll. Heine's graciöſes Lächeln war der Humor, jener Herold einer neuen Zeit, der „die lachende Thräne" im Wappen führt, und ſein Opfer mit Blumen bekränzt, bevor er es zum Richtplatze geleitet, aber nicht um ihm dort das Haupt abzuſchlagen, ſondern um auf öffentlichem Markt allem Volke zu zeigen, wie hinter der prahleriſchen Maſke des gefürchteten Feindes ein bleiches Skelett, ein verweſte, mit

buntem Flittertand umhangene Leiche ſitzt. Gerade zu Zeiten, wo eine veraltete Weltanſchauung im Abſterben begriffen iſt, das neue, beſſere Evangelium aber noch nicht völlig den Sieg errungen hat, tritt der Humor in ſein unbeſtreitbares Recht. In einer ſolchen Übergangsepoche erſcheint dem Einen lächerlich und abſurd, was dem Andern noch werth und heilig iſt. Der rieſige Koloſs der Vergangenheit ſchrumpft zum ohnmächtigen Zwerg zuſammen und fordert mit Greinen und Winſeln, daſs man ihm noch als dem furchtbaren Goliath huldige, der uns ehemals durch ſein Poltern in Reſpekt erhielt; dagegen wandelt der Rieſe der Zukunft, welcher einſt Scepter und Krone tragen ſoll, vielleicht noch als Hirtenknabe umher und prüft zaghaft in der Schleuder den Stein, mit dem er Jenem das Hirn zerſchmettern wird. Alles iſt ſchief verzerrt, wunderlich fahl oder grell beleuchtet, hier ſprengt der neue Moſt in gährender Überkraft den alten Schlauch, dort heißt es, wenn man ſich am lieben altgewohnten Tranke berauſchen möchte: „Zum Teufel iſt der Spiritus!“ In ſolcher Zeit rettet der wahre Poet ſich naturgemäß auf die ſonnige Höhe des Humors, daſs tief unter ihm wimmle

das närriſche Menſchengeſchlecht;
Sie ſchreien und wüthen und ſchelten,
Und haben Alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben ſchlagen
Sie ſich die Köpfe wund. [38])

So erſcheint dem Dichtet die ringsumher kämpfende Welt entweder als ein Narrenhaus, oder als ein großes Lazareth,

— Und Fratzenbilder nur und ſieche Schatten
Seh' ich auf dieſer Erde, und ich weiß nicht:
Iſt ſie ein Tollhaus oder Krankenhaus? [39]) —

je nachdem der Humor ſeine luſtige oder ernſthafte Seite herauskehrt, je nachdem er ſich auf den Fittichen der Hoffnung über das vergängliche Leid von heute emporſchwingt, oder in mitleidigem Erbarmen zu den fieberhaft aufgeregten Zeitgenoſſen herantritt, um ein Wort der Theilnahme und des Troſtes zu ihnen zu reden. — Es iſt, wie wir ſchon bei Beſprechung der in Bonn entſtandenen „Fresko-Sonette“ erwähnten, das

eigenthümliche Kennzeichen des Humors, daſs in ſeinen Schöpfungen der neue Inhalt gewöhnlich die alte Form überragt, deren er ſich nothgedrungen noch bedient. Inſofern lockert und verhöhnt er die ewigen Geſetze der Kunſt; denn nur in weihevollſten Momenten gelingt es der zukunfttrunkenen Seele, inmitten des Kampfgetümmels der Gegenwart ſogleich die neue, künſtleriſch vollendete Form, den durch keine tendenziöſe Beimiſchung verfälſchten, unmittelbar poetiſchen Ausdruck für die neue Weltanſchauung zu finden. In ſolcher Bedrängnis wählt der Humor mit Vorliebe die an ſich und zu anderer Zeit wenig berechtigte Miſchgattung der poetiſchen Proſa, die ihm geſtattet, mit faſt unbegrenzter Freiheit die Stimmung und Behandlungsweiſe, ſeiner vorhin angedeuteten Doppelnatur entſprechend, zu wechſeln, aus dem ſentimentalen in den ſcherzenden Ton, aus dieſem wieder in jenen zu verfallen.

Zahlreiche Äußerungen Heine's laſſen nicht den mindeſten Zweifel daran, daſs er ſich der tiefen Bedeutung des Humors vollkommen bewuſſt war, und denſelben ſehr wohl von dem oberflächlich an der Außenſeite der Dinge hinſpielenden Witze unterſchied. Saphir's Wortwitzeleien und ähnliche Kunſtſtückchen des Verſtandes, denen die Baſis einer großartigen Weltanſchauung fehlte, waren ihm höchſt zuwider. „Witz in ſeiner Iſolierung", ſchrieb er an Moſer [40]), der ihm von Saphir's Erfolgen in Berlin erzählt hatte, „iſt gar Nichts werth. Nur dann iſt mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernſten Grunde ruht. Darum trifft ſo gewaltig der Witz Börne's, Jean Paul's und des Narren im „Lear". Der gewöhnliche Witz iſt bloß ein Nieſen des Verſtandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der ſich zwiſchen zwei Spiegeln begafft, ein Baſtard, den der Wahnſinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf öffentlicher Straße gezeugt — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daſs wir Beide ſelbſt uns zu Zeiten herablaſſen, einen Witz zu reißen." Sehr feinſinnig ſpricht ſich Heine in einem Briefe an Friederike Robert über das Weſen des Humors in den ariſtophaniſchen Luſtſpielen aus. Er tadelt es, daſs Schlegel in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen die „Vögel" für Nichts weiter als für einen luſtigen barocken Spaß erklärt habe, und fügt belehrend hinzu [41]): „Es liegt aber ein tiefer, ernſter Sinn in dieſem Gedichte, und während es die exoteriſchen Kächenäer (d. h. die athenienſiſchen Maulaufſperrer) durch phantaſtiſche Geſtalten und Späße und Witze und Anſpielungen, z. B.

auf das damalige Legationswesen, köstlich ergötzt, erblickt der Esoterische (d. h. Ich) in diesem Gedichte eine ungeheure Weltanschauung; ich sehe darin den göttertrotzenden Wahnsinn der Menschen, eine echte Tragödie, um so tragischer, da jener Wahnsinn am Ende siegt und glücklich beharrt in dem Wahne, daſs seine Luftstadt wirklich existiere und daſs er die Götter bezwungen und Alles erlangt habe, selbst den Besitz der allgewaltig herrlichen Basileia." In demselben Sinne verlangt Heine — freilich noch halb vom einseitig romantischen Standpunkte aus, — daſs die humoristische Ironie, wie im Lustspiel, so auch in der Tragödie ein Hauptelement bilde[42]: „Das Ungeheuerste, das Entsetzlichste, das Schaudervollste, wenn es nicht unpoetisch werden soll, kann man nur in dem buntscheckigen Gewande des Lächerlichen darstellen, gleichsam versöhnend — darum hat auch Shakspeare das Gräſslichste im „Lear" durch den Narren sagen lassen, darum hat auch Goethe zu dem furchtbarsten Stoffe, zum „Faust", die Puppenspielform gewählt, darum hat auch der noch größere Poet, unser Herrgott, allen Schreckensscenen dieses Lebens eine gute Dosis Spaſshaftigkeit beigemischt." — „Eben je wichtiger ein Gegenstand ist, desto lustiger muſs man ihn behandeln," heißt es an einer ähnlich lautenden Stelle in den „Englischen Fragmenten"[43]; „das blutige Gemetzel der Schlachten," das schaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkische Musik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten." ... „Seitdem es nicht mehr Sitte ist, einen Degen an der Seite zu tragen, ist es durchaus nöthig, daſs man Witz im Kopfe habe. Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat seinen guten Nutzen in dieser schlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion ist mehr im Stande, die Lüste der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Übermuthe des Reichthums schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire." ... „Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einherschleichen, wagen es, ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzeslast kaum ertrüge, wenn er

nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße riſſe über die neuern Phariſäer und Saducäer. Die koloſſalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne ſolche Witzreißerei und Perſifflage! Der Ernſt tritt um ſo gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt." Dieſer tiefere welthiſtoriſche Sinn des Heine'ſchen Humors, ſeine mit dem trüben Ernſt des Gegenſtandes verſöhnende und den Geiſt zugleich aus den Bleifeſſeln ſtumpfer Apathie emporrüttelnde Wirkung iſt das Hauptverdienſt der „Reiſebilder". Jenes übermüthige Gelächter, jener unbarmherzig dreiſte Spott über die Thorheiten und Sünden der Zeit riß den Leſer unwiderſtehlich mit fort, und befreite das Gemüth von dem Alpdruck des auf ihm laſtenden mittelalterlichen Nachtmahrs, deſſen geſpenſtiſche Herrſchaft in der langen trüben Reſtaurationsperiode alles Leben zu erſticken gedroht hatte. Zum erſten Mal athmete die beklommene Seele wieder auf, und fragte ſich erſtaunt, ob denn Das, was hier mit ſo überlegenem Muthwillen verhöhnt wurde, wirklich ſo heilig und unerſchütterlich ſei, wirklich ein Recht ewigen Beſtehens in ſich trage — und die Antwort ließ nicht lange auf ſich warten. —

Wer ſo rückſichtslos vor aller Welt die verhüllten Zeitnöthen entblößte, und inmitten des lärmenden Feſtbankettes der in alle Staats- und Geſellſchaftsverhältniſſe eingedrungenen Romantik auf die ſchwärenden Wunden der Menſchheit wies, übernahm ein gefahrvolles Amt. Ja, er muſſte, wenn er ſich die Möglichkeit des Redens und Gehörtwerdens nicht von vornherein abſchneiden wollte, faſt mit Nothwendigkeit die bunte Hanswurſtjacke anziehen und die Rolle des Narren im „Lear" ſpielen, um unter der humoriſtiſchen Vermummung Wahrheiten ſagen zu dürfen, die ernſthaft ausgeſprochen kein Cenſor hätte durchſchlüpfen, keine Regierung ungeahndet hätte verbreiten laſſen. Und auch ſo war die Maſkenfreiheit, deren Schutz ihm zu Hilfe kam, ſehr bedingter Natur. Schon der erſte Band der „Reiſebilder" wurde nicht in Göttingen allein, ſondern auch in manchen anderen Städten und Städtchen des deutſchen Reiches verboten, und es fehlte nicht an Anfeindungen jeglicher Art in der ſervilen Preſſe damaliger Zeit. Der geſinnungsloſe Saphir, welcher in jenen Tagen doch ſelbſt zu den Oppoſitionsluſtigen gehörte, und in ſeiner „Schnellpoſt" zum Gaudium der Berliner ergötzliche Scharmützel mit den Cenſur- und Polizeibehörden ausfocht, ſah eben ſo neidiſch, wie der giftige Müllner, auf den wachſenden Ruhm des jungen Kollegen, und zauſte mit

frecher Hand an seinem wohlverdienten Dichterkranze, während Müllner in den „Kourierbildern“ seines „Mitternachtsblattes“ das Publikum durch ungehörige Nachahmung der Schreibweise Heine's hinters Licht führte und Letztern dadurch in den ärgerlichen Verdacht brachte, der Verfasser einer Reihe ihm ganz fremder klatschhafter Ausfälle gegen Hamburger Persönlichkeiten zu sein[14]), mit denen er ohnehin, wie mit dem „schwarzen, noch ungehenkten Makler“, schon auf hinlänglich gespanntem Fuße stand. In dem „schwarzen Ungehenkten mit dem spitzbübischen Manufakturwaaren-Gesicht“[15]) hatte ein übelberüchtigter Hamburger Jude, Namens Friedländer, sein eignes Porträt zu erkennen geglaubt, und dem Verfasser der „Reisebilder“ grimmige Rache geschworen. Er fiel Heine, der nie mit ihm eine Differenz gehabt, noch überhaupt je ein Wort mit ihm gesprochen, bald nachher auf öffentlicher Straße an, packte ihn am Rockschoß, und erhob die Faust wider ihn; doch drängte das Volksgewühl des Burstah die Streitenden auseinander, bevor es zu weiteren Thätlichkeiten gekommen war, und Heine verklagte den Friedensstörer bei der Polizei. Dort leugnete Derselbe mit dreister Stirn das versuchte Attentat, und behauptete sogar, von Heine geschlagen worden zu sein, der in voller Bestürzung zu Campe eilte, und Diesem sein Mißgeschick klagte. Der schlaue Freund sagte lächelnd: „Gratulieren Sie sich zu der plumpen Lüge, und widersprechen Sie bei Leibe nicht der köstlichen Fiktion. Es ist besser für Ihren Ruf, daß der Lump durch seine Aussage schwarz auf weiß für eine von Ihnen erhaltene Züchtigung quittiert, als wenn er sich auf dem ganzen Steinweg und an der Börse das Air gäbe, den Verfasser der „Reisebilder“ geohrfeigt zu haben.“ Heine sah zu spät die Zweckmäßigkeit dieses vernünftigen Rathschlages ein; er hatte bereits auf dem Stadthause vor Senator Abendroth gegen die freche, den Sachverhalt umkehrende Aussage protestiert, und schwebte, wie seine Briefe an Merckel beweisen, Monate lang in beständiger Angst vor einer Wiederholung solcher brutalen Angriffe. Seine reizbare Phantasie steigerte oftmals seine Vorstellung von der Bosheit seiner wirklichen oder vermeintlichen Feinde ins Ungeheuerliche, und die Furcht vor eingebildeten Verfolgern bereitete ihm manche schlaflose Nacht. Ein ergötzlicher Vorfall dieser Art bot den Anhalt zu wiederholten Neckereien in der Korrespondenz Heine's mit seinem Verleger. Während seines Aufenthaltes in Hamburg im Sommer 1826 traf Heine, wie gewöhnlich, eines Abends im Alsterpavillon mit Campe und Merckel zusammen. Nach einer lebhaften

Unterhaltung geleiteten die Freunde den Dichter bis an ſein Logis auf dem Dragonerſtall, und ſchlenderten dann noch eine Weile in den Straßen umher. Campe, der ſich entſann, daſs Heine gern Kuchen aß, kaufte in einer Jahrmarktsbude des Gänſemarkts ein Packet Pfeffernüſſe, und kehrte mit Merckel nach der Wohnung des Dichters zurück, der noch wach ſein muſſte, da ſeine Zimmerfenſter erhellt waren. Kaum aber begannen die Beiden auf der Straße laut ſeinen Namen zu rufen, ſo wurde das Licht ausgelöſcht. Campe ſchellte jetzt an der Hausthür und gab die Kuchen für Heine an das Dienſtmädchen ab, mit dem ſchelmiſchen Zuſatze: „Von Profeſſor Hugo in Göttingen!“ — „Nun, wie haben Ihnen die Pfeffernüſſe geſchmeckt?“ frug Campe, als Heine nach einigen Tagen zu ihm in den Laden kam. „Was!“ rief Heine, indem er ſich ärgerlich vor die Stirn ſchlug, „Sie haben mir die Kuchen geſchickt? Und ich Thor habe ſie ins Kaminfeuer geworfen! Da ſie mir im Namen Hugo's überbracht wurden und ich auf der Straße meinen Namen hatte ſchreien hören, ſo glaubte ich, meine Göttinger Feinde, denen ich in der „Harzreiſe“ ſo übel mitgeſpielt, wollten Rache an mir üben und hätten — wer weiß! — den Teig der Pfeffernüſſe vielleicht mit Rattengift gewürzt.“ Wienbarg, der gleich uns dieſe Anekdote nach Campe's Erzählung mittheilt [46]), ſcherzt mit Grund über den mittelaltrigen Beigeſchmack ſolches grotesken Argwohns: „Allerdings hatte der Dichter die Univerſität Göttingen arg verhöhnt, aber es lagen doch mehre Jahrhunderte zwiſchen ihm und Till Eulenſpiegel, der nach Demüthigung des Rektors, der Doktoren und Magiſter der Prager Univerſität ſich eiligſt davon machte, aus Furcht, ſie möchten ihm Etwas zu trinken geben.“ Die Geneigtheit, in jedem kleinen Schabernack, der ihm geſpielt wurde, ſofort eine planmäßig ins Werk geſetzte Intrige ſeiner literariſchen Feinde zu wittern, hatte wohl zum Theil ihren Grund in der übertrieben hohen Meinung, die Heine von der revolutionären Bedeutung ſeiner Schriften und von dem Martyrium hegte, das er durch die herausfordernde Kühnheit ſeiner Worte auf ſein Haupt lüde. So wähnte er ſich nachmals in München überall von den Jeſuiten, in Paris von den Republikanern verfolgt, und ſeit der Affäre mit Salomon Straus ſchob er Dieſem und der Börne'ſchen Klicke jeden Zeitungsangriff in die Schuhe, durch welchen er ſeinen Ruf benachtheiligt ſah. Auch ſchon während ſeines Hamburger Aufenthalts paſſierte ihm, wie uns Wienbarg berichtet [47]), durch jene geſpenſterſeheriſche Angſt vor perſönlicher Verfolgung noch ein

anderer poſſierlicher Irrthum: „Heine's Gang war eher langſam, als ſchnell. Sein Fürſichſein, ſeine vornehme oder ſchüchterne Noli me tangere-Natur bekundete ſich in allen Bewegungen; auf der Straße hielt er die Arme am Leibe, als wollte er ſich vor jeder zufälligen Berührung in Acht nehmen. Dennoch widerfuhr es ihm einſt, als er in Geſellſchaft einer Dame über den Wall ging, von einem ſchnurrbärtigen, in eine Polonika gekleideten Herrn angerannt zu werden; ſtatt Entſchuldigung ſuchte Dieſer auf brutale Weiſe Streit mit ihm. Heine, der gleich wieder argwöhnte, ſeine Feinde hätten ihm den Strolch über den Hals geſchickt, überreichte ihm ſtolz ſeine Karte, und bat ſich die ſeine aus. Es war indeß nicht ſo ritterlich gemeint. Auf der Polizei fand ſich, daß der Menſch ein fremder Abenteurer war, und Derſelbe mußte andern Tags plötzlich das Hamburger Gebiet verlaſſen." —

Anderthalb Monate nach dem Erſcheinen des erſten Bandes der „Reiſebilder" finden wir Heine wieder auf dem Wege nach Norderney. Die Herſtellung ſeiner immer noch leidenden Geſundheit, Ekel an dem engherzigen Hamburger Treiben und eine geiſtige Unruhe, ein allgemeiner Mißmuth, deſſen letzte Gründe vielleicht mehr noch in der Zeitſtimmung als in dem eignen Gemüth lagen, machten dem Dichter einen momentanen Wechſel ſeines Aufenthaltsortes wünſchenswerth. Um die Mitte des Julimonats langte er in Cuxhaven an, wo ihn konträrer Wind und eine ſchöne, geiſtreiche Frau, Jeannette Jacobſon, verehelichte Goldſchmidt, acht Tage lang feſthielten. In einer wilden, ſtürmiſchen Nacht, und in nicht minder erregter Stimmung, ſetzte er endlich ſeine Reiſe fort. „Das Schiff lag hoch auf der Rhede," ſchrieb er an Merckel [48]), „und die Zolle, worin ich abfuhr, um es zu erreichen, wurde dreimal von den unklugen Wellen in in den Hafen zurück geſchlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte ſich wie ein Pferd, und Wenig fehlte, daß nicht eine Menge ungeſchriebener Seebilder nebſt ihrem Verfaſſer zu Grunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Atomen die Sünde verzeihen — war mir in dem Augenblicke ſehr wohl zu Muthe. Ich hatte Nichts zu verlieren!" — In Norderney beſſerte ſich allmählich ſeine Geſundheit, die friſche Seeluft und der Anblick des Meeres übten ihre beſänftigende Wirkung auf das verſtimmte Herz, und wenn Heine ſich im Ganzen diesmal in dem abgelegenen Badeort nicht ſo erheitert wie im vorigen Jahr fühlte, ſo entſtanden doch mehrere neue „Seebilder", und einige Scenen zum „Fauſt" wurden ſkizziert. Außer

den Gesängen Homer's, deren rechtes Verständnis ihm erst aufgegangen war, seit er die meerdurchrauschten Blätter der Odyssee, auf weißer Düne sitzend, am Strande der Nordsee gelesen, fesselte ihn besonders die Lektüre der Erzählungen Heinrich's von Kleist, in dessen Werken er die künstlerische Aufgabe, die er sich selbst in seiner ersten Dichtungsperiode gestellt, auf bewundernswerthe Weise gelöst fand. „Kleist ist ganz Romantiker," lautete sein briefliches Urtheil über den von ihm so hoch gepriesenen Schriftsteller [49]), „er will nur das Romantische geben, und giebt Dieses durch lauter plastische Gestalten."

Anfangs versuchte Heine auch in Norderney, wie er schon in Cuxhaven gethan, sein Glück am grünen Tische der Spielbank. Er fand „eine Süßigkeit eigener Art in dieser unbestimmten Lebensart, wo Alles vom Zufall abhängt"; bald aber meldete er seinem Freunde Merckel [50]): „Seit vorgestern spiele ich nicht mehr. Nicht weil das Geld ganz all wäre, ich habe noch einiges — sondern weil mich das Spiel zu langweilen begann. Auch ärgerte mich das ewige Verlieren, und ich gab Jemanden mein Ehrenwort, nicht mehr zu spielen." — Zu der Zahl der Badegäste hatte, wie gewöhnlich, der hannövrische Adel das Hauptkontingent gestellt. Besonders viele fürstliche Personen waren anwesend. Auch die Fürstin Solms-Lich hatte sich wieder eingefunden; sie schien aber dem Dichter, der seit ihrer letzten Begegnung den ersten Band der „Reisebilder" herausgegeben hatte, nicht mehr so gewogen wie früher zu sein, und bedrohte ihn oft mit warnend erhobenem Zeigefinger, ohne ihm sagen zu wollen, was der schelmische Gestus zu bedeuten habe [51]). Sehr entzückt war Heine von der Liebenswürdigkeit einer schönen Cellenserin, die er schon bei seinem ersten Besuche in Norderney kennen gelernt, und mit der manches Stündchen in loser Neckerei verplaudert ward. Obschon er in seinen Briefen versicherte, dass er sehr isoliert lebe und nicht einmal schönen Weibern die Kour mache, widersprach doch der Inhalt eben dieser Briefe solcher Behauptung. Eine launenhafte Veränderlichkeit der Stimmung schien ihn ganz und gar zu beherrschen, und er gab sich keine Mühe, vor sich selbst oder vor seinen Freunden konsequent zu erscheinen, während er sich den wechselnden Eindrücken seines, dem Meere gleich, durch jeden Windhauch bewegten Gemüthes hingab. Heute schrieb er an Merckel [52]): „Ich habe am Meeresstrande das süßeste, mystisch lieblichste Ereignis erlebt, das jemals einen Poeten begeistern konnte. Der Mond schien mir zeigen zu wollen, dass

in dieſer Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. Wir ſprachen kein Wort — es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Muſik dazu. — Im Vorbeigehn faſſte ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derſelben — meine Seele zitterte und glühte — Ich hab' nachher geweint. Was hilft's! Wenn ich auch kühn genug bin, das Glück raſch zu erfaſſen, ſo kann ich es doch nicht lange feſthalten. Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel giebt mir Muth. — Ein ſchönes Auge, es wird noch lang' in meiner Bruſt leben, und dann verbleichen und in Nichts zerrinnen — wie ich ſelbſt. — Der Mond iſt an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beſtändig, aber man kann ſeine Worte ſelten verſtehen, und du, der Dritte, der jetzt das Geheimnis weiß, wirſt reinen Mund halten, und ſo bleibt es verborgen in der eigenen Nacht." Knüpfte nun aber der Freund an dies Herzensabenteuer die Hoffnung, daſs es den Poeten nachhaltig begeiſtern und ihn der finſtern Schwermuth entreißen werde, ſo ward ihm alsbald die Antwort zu Theil [53]): „Das lichte Ereignis am Strande iſt nicht ſo bedeutend; wie du glaubſt und wie meine leicht erregbare Stimmung es anſchlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herabſchoſs in grauſamer Schnelligkeit und keine Spur zurücklässt — denn ich bin triſt und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern!" — In der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes auf Norderney verkehrte Heine viel mit dem Fürſten Koslowski, der als ruſſiſcher Geſandter am badiſchen Hofe in den Jahren 1816—18 Varnhagen's Kollege in Karlsruhe geweſen, faſt ſämmtliche europäiſche Länder aus eigener Anſchauung kennen gelernt, und ſich trotz ſeiner diplomatiſchen Stellung ein unbefangen ſelbſtändiges Urtheil in politiſchen Dingen bewahrt hatte. In ſpäterer Zeit ſpielte der geiſtvolle Mann eine hervorragende Rolle am ruſſiſchen Hofe, wo er durch ſeine originelle Vortragsart mit ungezwungenem Freimuth Dinge ſagen durfte, die kein Anderer auszuſprechen gewagt hätte, und meiſtens zu gutem Zweck und Erfolg. Cuſtine verdankte ihm einen großen Theil ſeiner Mittheilungen über Rußland [54]), und auch Heine erhielt durch ihn die erſte glaubwürdige Kunde von den damals noch wenig bekannten politiſchen und ſocialen Zuſtänden des großen Oſtreiches. Die intereſſanten Erzählungen des Fürſten aus dem Londoner und Pariſer Leben weckten dem Dichter, wie er ſeinem Freunde Merckel geſtand [55]), die Luſt nach „high life", und gaben ihm die erſte Anregung zu ſeiner Reiſe nach England. Heine beabſichtigte Anfangs, von Norderney

einen Abſtecher nach Oſtfriesland und Holland zu machen, aber der Ausbruch eines typhöſen Fiebers in jenen Gegenden ſchreckte ihn von der Ausführung ſeines Vorhabens ab, und nach zweimonatlichem Aufenthalt im Seebade trat er die Rückreiſe über Bremen an, wo er im „Lindenhofe“ den Fürſten Koslowski noch einmal wiederſah, und wo ein Beſuch in dem faſt gleichzeitig durch Wilhelm Hauff's „Phantaſien“ verherrlichten Rathskeller ihm den Stoff zu einem der glücklichſten humoriſtiſchen Gedichte lieferte, die ſeiner Feder entfloſſen ſind [56]).

Am 23. September traf Heine wieder bei ſeinen Eltern in Lüneburg ein, die ihr Logis im Wahlſtab'ſchen Hauſe ſeit Johanni mit einer kleineren Wohnung am Marktplatze vertauſcht hatten. Er zeigte ſich unentſchloſſener denn je in Betreff ſeiner Pläne für die Zukunft. Der Aufenthalt in Hamburg war ihm gründlich verleidet, auch Berlin gewährte ihm keine lockende Ausſicht, und ſchon aus Norderney hatte er an Moſer geſchrieben [57]): „Es iſt ganz beſtimmt, daſs es mich ſehnlichſt drängt, dem deutſchen Vaterlande Valet zu ſagen. Minder die Luſt des Wanderns, als die Qual perſönlicher Verhältniſſe, z. B. der nie abzuwaſchende Jude, treibt mich von hinnen.“ Varnhagen's Rathſchläge weckten ihm aufs Neue den alten Plan einer Überſiedlung nach Paris, wo er Menſchen und Welt zu ſehen und die Materialien für ein Buch von europäiſcher Bedeutung zu ſammeln hoffte. „Ich denke etwas Beſſeres zu liefern, als die Morgan“, äußerte er in einem Briefe an Merckel [58]); „die Aufgabe iſt, nur ſolche Intereſſen zu berühren, die allgemein europäiſch ſind.“ Die geiſtvollen Reiſewerke der Lady Morgan, „France“ und „Italy“ — das letztgenannte Buch hatte ſelbſt Byron's ungetheilte Bewunderung erregt — ſcheinen, neben Sterne's „Sentimental Journey“ und Frau von Staëls „De l'Allemagne“, auf den Verfaſſer der „Reiſebilder“ einen nachhaltigen Einfluſs geübt zu haben, der ſich u. A. in den „Engliſchen Fragmenten“ und in den ſpäteren Berichten über die politiſchen und Kultur-Zuſtände Frankreichs erkennen läſſt. Einſtweilen ſcheute ſich Heine, aus Furcht auf ernſtlichen Widerſtand zu ſtoßen, ſeiner Familie und ferner ſtehenden Bekannten Mittheilungen über jenen Reiſeplan zu machen [59]), den, außer Varnhagen, Moſer und Merckel, nur noch Immermann unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erfuhr [60]). In Lüneburg lebte der Dichter, wie bei ſeinem früheren Aufenthalte, in ſtiller Zurückgezogenheit, und verkehrte, außer mit ſeinem Bruder Maximilian, der in den Michaelisferien auf einige Wochen

nach Hauſe kam, faſt ausſchließlich mit Rudolf Chriſtiani. Manchmal auch ſchlenderte er an freundlichen Herbſttagen nach dem nahegelegenen Wienebüttel hinaus, wo er in der Familie des dortigen Predigers, eines Schwagers von Merckel, anregende Unterhaltung fand.

Die in Norderney empfangenen Eindrücke wurden inzwiſchen für den zweiten Band der „Reiſebilder“ con amore verarbeitet. Schon Anfangs Oktober war der zweite Cyklus der „Seebilder“ nahezu vollendet, und die dritte Abtheilung der „Nordſee“ nebſt dem Buche „Le Grand“ rüſtig in Angriff genommen. „Im Grunde iſt es auch gleichgültig, was ich beſchreibe,“ ſagt Heine in einem Briefe an Merckel [61]); „Alles iſt ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht herausſehe, das ſehe ich hinein. Wenn es ſich nur mit meiner Geſundheit etwas mehr beſſert, ſo wird der zweite Reiſebilder-Theil das wunderbarſte und intereſſanteſte Buch, das in dieſer Zeit erſcheinen mag.“ — „Die Reiſebilder ſind vor der Hand der Platz, wo ich dem Publikum vorbringe, was ich will,“ lautet eine ähnliche Bemerkung in einem Schreiben an Immermann [62]). Ja, noch mehr, Heine ſchien die „Reiſebilder“ zu einem Tummelplatz zeitgemäßer Ideen nicht für ſich ſelbſt allein, ſondern auch für ſeine Freunde erweitern zu wollen, — vielleicht nicht ganz ohne den Nebengedanken, ſich dadurch zugleich Bundesgenoſſen vor der Öffentlichkeit zu erwerben. Wie an Immermann, richtete er auch an Varnhagen und Moſer die Aufforderung, ihm Beiträge für ſein Buch einzuſenden. Dem Letzteren ſchrieb er [63]): „Dieſer zweite Theil ſoll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muſs etwas Gewaltiges geben. Die zweite Abtheilung der „Nordſee“, die den Band eröffnen wird, iſt weit originaler und kühner, als die erſte, und wird dir gewiſs gefallen. Auch den rein freien Humor habe ich in einem ſelbſtbiographiſchen Fragmente verſucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, unbehaglichen Humor. Auch ſoll der zweite Band eine Reihe Nordſee-Reiſebriefe enthalten, worin ich „von allen Dingen und von noch einigen“ ſpreche. Willſt du mir nicht einige neue Ideen dazu ſchenken? Ich kann da Alles brauchen. Fragmentariſche Ausſprüche über den Zuſtand der Wiſſenſchaften in Berlin oder Deutſchland oder Europa — wer könnte die leichter hinſkizzieren als du? und wer könnte ſie beſſer verweben als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geſchichte — welche reiche Themata! Du wirſt es nie bequemer bekommen; und ich ſeh' voraus, du wirſt nie ein ganzes

Buch ſchreiben, und keins, was gleich die ganze Welt lieſt. Es iſt nicht ſo ſehr die Luſt, mich mit deinen Federn zu putzen, ſondern mehr der liebevolle Zug, dich geiſtig in mein geiſtiges Weſen aufzunehmen, dich, den gleichgeſinnteſten meiner Freunde. Willſt du aber über jene Themata etwas Abgeſchloſſenes ſchreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, ſo will ich ihn — verſteht ſich, ohne dich zu nennen — als fremde Mittheilung aufnehmen. Du kannſt ja ſehr populär ſchreiben, wenn du nur willſt." Die Aufforderung an Varnhagen [64]) lautet noch bedenklicher: „Dieſes Alles ſchreib' ich Ihnen aus der ganz beſondern Abſicht, damit Sie ſehen, wie es mir ein Leichtes iſt, im zweiten Theil der Reiſebilder Alles einzuweben, was ich will. Haben Sie daher in dieſer Hinſicht irgend einen beſondern Wunſch, wünſchen Sie eine beſtimmte Sache ausgeſprochen, oder irgend einen unſerer Intimen gegeißelt zu ſehen, ſo ſagen Sie es mir, oder, was noch beſſer iſt, ſchreiben Sie ſelber in meinem Stil die Lappen, die ich in meinem Buche einflicken ſoll, und Sie können ſich auf meine heiligſte Diskretion verlaſſen. Ich darf jetzt Alles ſagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufſacke. Wollen Sie in meine Reiſebilder ganze Stücke, die zeitgemäß, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proſkriptionsliſte ſchicken — ich ſtehe ganz zu Ihrem Befehl." Wenn jedoch Varnhagen, wie aus ſeiner Anmerkung zu dieſer Briefſtelle hervorgeht, das Anerbieten Heine's dahin deutete, als habe ſich Derſelbe bereit erklärt, jeden beliebigen Gegner des Freundes auf Kommando literariſch zu züchtigen, ſo bringt ſolche wörtliche Auslegung doch den humoriſtiſchen Charakter des Briefſchreibers allzu wenig in Rechnung. Übrigens entſprach nur Immermann durch Einſendung einiger Xenien, die buntſcheckig und loſe genug den Nordſeebriefen angehängt wurden, dem ſonderbaren Vorſchlage, deſſen Ausführung ſicherlich zum Schaden des Buches den letzten Schein einer künſtleriſchen Einheit der Form muthwillig zerſtört hätte.

Gegen Ende des Jahres war der zweite Band der „Reiſebilder" im Manuſkripte vollendet, und Heine begann unter ſorgſamer Nachfeile ſeine Arbeit für den Druck ins Reine zu bringen. „Du wirſt ſehen," ſchrieb er an Merckel in ſeinem letzten Briefe aus Lüneburg [65]): „le petit bon homme vit encore. Das Buch wird viel Lärm machen, nicht durch Privatſkandal, ſondern durch die großen Weltintereſſen, die es ausſpricht. Napoleon und die franzöſiſche Revolution ſtehen darin in Lebensgröße.

Sag Niemanden ein Wort davon; kaum wag' ich es, Campen mit dem Inhalt des Buches zu früh vertraut zu machen. Es muſs verſchickt ſein, ehe man dort eine Silbe davon weiß." In der That hatte Heine, wie der Erfolg lehrte, guten Grund, die Aufmerkſamkeit der Behörden nicht zu früh auf ſein Buch hinzulenken. — Am 15. Januar 1827 traf er, um den Druck perſönlich zu überwachen, wieder in Hamburg ein. Merckel hatte ihm eine ſtille Wohnung unweit der Langhoff'ſchen Buchdruckerei ausgeſucht, und zum Dank für die kritiſche Beihilfe, welche er dem Freunde durch manchen ſcharfſinnigen Verbeſſerungsvorſchlag geleiſtet, wurden ihm die „Nordſeebilder" gewidmet. Die Vorleſungen über Goethe, welche Profeſſor Zimmermann im Winter 1826—27 vor einem gemiſchten Publikum hielt, und welche Heine zum Theil noch mit anhörte, gaben ihm Anlaſs, ſich in den Briefen aus Norderney, die vor Ablieferung des Manuſkriptes vielfach umgearbeitet und ergänzt wurden, auf geiſtvolle Art über die landläufige Goethekritik auszuſprechen. — Auch ſeinen Vetter Schiff fand er nach Hamburg zurückgekehrt, und begegnete ihm bald auf der Straße. Schiff erſtaunte über die vortheilhafte Veränderung, die in den letzten Jahren mit dem Dichter vorgegangen. „Er war nicht mehr der in ſich ſelbſt Zurückgezogene, ſein Benehmen war offener und freier. Er war ein Lebemann geworden, und mehr als Das: ein vornehm miſsmuthiger Gentleman" [66]). Als Schiff ihm Komplimente über ſein gutes Ausſehn machte, erwiderte Heine: „Wundre dich nur. Ich bin ein Andrer geworden, und ſchwinge jetzt die Harlekinspeitſche." Schiff erhielt die Aushängebogen des zweiten Bandes der „Reiſebilder", und Heine bat ihn um ſein Urtheil. „Nun, was ſagſt du?" frug er mit ſelbſtgefälliger Miene, als der Vetter ſich einige Tage nachher bei ihm einſtellte. — „„Dasſelbe, was du ſchon äußerteſt. Allein die Harlekinspeitſche iſt keine Dichterfeder."" — „Als ob ich nicht gewohnt wäre, von dir negiert zu werden!" lachte Heine. „Glücklicherweiſe kann ich mich darüber tröſten." — „„Allerdings, die Majorität des Publikums iſt für dich. Es folgt wohl daraus, daſs ich es auch ſein muſs."" — „Der Erfolg hat Recht!" — „„Das gilt für Frankreich, nicht für Deutſchland, und zwei Auguren, die ſich begegnen, lachen einander aus."" — „Was ſagſt du zu dem Buche Le Grand?" — „„Du haſt nicht wohlgethan, deine muſikaliſche Unwiſſenheit öffentlich kund zu geben."" — „Unverſchämteſter der Sterblichen, was meinſt du damit?" — „„Daſs du ein feines Ohr für Rhythmus und

Wohllaut der Verſe haſt, müſſen deine Todfeinde dir laſſen, den langen Schaller aus Danzig mit eingerechnet. Auch deine Proſa iſt, wie Maler ſagen, ein geleckter Stil, der in der niederländiſchen Schule zuweilen vorkommt. Dagegen hat die florentiner Schule ihr Sgraffito, — zwei Kunſtextreme, die ſich niemals berühren können. Dein großer Kaiſer iſt über alle Maßen bewundernswerth, aber nicht Jeder kann ihn lieben und verehren — zumal der Hamburger nicht, dem Davouſt's Schreckensregiment zu gut in der Erinnerung lebt. Dennoch ſage ich, ein Hamburger: Napoleon, koloſſal in ſeinen Thaten wie in ſeinen Fehlern, ſollte nicht durch den geleckten, ſeltenen niederländiſchen Stil gefeiert werden, ſondern eher durch den hohen florentiniſchen Stil oder deſſen Sgraffito. Aber ich will nicht pedantiſch ſein. Laſſen wir Das, und reden wir von deinem Le Grand. Mir ſcheint, du kennſt keinen Unterſchied zwiſchen einer Militärtrommel und einem großen Orcheſter. Du läſſt die Siege Napoleon's von einem kaiſerlichen Tambour austrommeln, und ſtellſt dich aufs Gerüſt, um den Ruhm des Welteroberers auszumarktſchreien. Frag den übertriebenen Orcheſtrierer, den königlich preußiſchen Generalmuſikdirektor Spontini, was Der dazu ſagt. Ich ſage, Das iſt keine Poeſie, ſondern Charlatanerie.“ — „Pah! giebt es eine Poeſie ohne Charlatanerie?“ frug Heine, der ſehr ernſthaft geworden war. — „„Nur keine phantaſieloſe Charlatanerie. Ein Tambour, der aus heiler Haut ſtirbt, und einen Wirbel dazu ſchlägt, iſt ein Unding. Was haſt du Meiſter in der Plaſtik dabei gedacht? Was ſah dein Auge, hörte dein Ohr dabei? Du haſt ſicherlich nie eine Trommel gerührt. Aber du weißt doch vielleicht, daſs die gedämpfte Trommel die militäriſche Todtenglocke iſt. Ein braver Tambour, der ſich ſterben fühlt, mag dieſe letzte ſoldatiſche Ehre ſich ſelbſt anthun, ja, er mag ſeine letzte Kraft aufbieten, um mit einem tapferen Nachſchlag zu enden. Ein Wirbel aber, diminuendo bis zum piano pianiſſimo, iſt ein unmögliches Tambour-Schwanenlied; denn beim Wirbel müſſen die Ellbogen fix gerührt werden; das Piano iſt ſchwieriger als das Forte, und die abnehmende Lebenskraft kann es nicht hervorbringen. Geſetzt aber, ſie könnte es, ſo wäre ein ſolches Dahinſcheiden lächerlich. Das wirſt du zugeben, wenn du mit Phantaſie gehörig an Aug' und Ohr appellierſt.“ — „Hör, Burſche!“ rief Heine mit ſcharfer Betonung, „Das ſagſt du *mir*, aber keinem Andern!“ — „„Weßhalb ſollte ich dem Publikum ſeinen Spaß verderben?““ lachte Schiff. „„Da ich obendrein weiß, daſs es nutzlos für den Einzelnen iſt,

ſich der abſoluten Majorität als Lehrmeiſter aufzudrängen ...“ Bevor der Satz beendigt wurde, trat Campe ein. Er machte Schiff aufmerkſam auf den pelzgefütterten Schlafrock des Dichters, und ſagte mit komiſcher Gravität: „Ich bin ein perſiſcher Schach, der Ehrenpelze vertheilt.“ — „Jetzt glaub' ich an die 5000 Exemplare der Reiſebilder,“ verſetzte Schiff, „da Campe ſeinen Autor warm hält.“ — Heine aber ſagte: „Hier ſtelle ich Ihnen einen jungen Schriftſteller vor, der eines ſoliden Verlegers bedarf. Nehmen Sie ſich ſeiner an. Mein Freund Schiff iſt mir beſonders intereſſant, weil er ſich Nichts aus mir macht. Sie glauben nicht, wie wohl es thut, wenn man, wie ich, mit Lob überſchüttet wird, auch einmal Jemanden zu finden, der uns mit dreiſter Hand die Achillesferſe zeigt, an der wir verwundbar ſind.“ — Trotz des freundlich ſcherzenden Tones, in welchem Autor und Verleger mit einander verkehrten, hatte ſich doch beim Drucke des neuen Werkes eine verſtimmende Differenz zwiſchen ihnen erhoben. Heine, der auf eine ſplendide äußere Ausſtattung ſeiner Bücher großes Gewicht legte, fand das von Campe beſtellte Papier nicht weiß und elegant genug, und beſtand hartnäckig auf Anſchaffung einer beſſeren Qualität. Um ſeinen Willen durchzuſetzen, muſſte er ſich eine Honorarverkürzung von 30 Louisd'or gefallen laſſen, und nur die Bereitwilligkeit, mit welcher ihm Campe ſofort eine noch größere Summe auf künftig zu liefernde Arbeiten vorſchoß, ließ ihn den Ärger über jenen, für ſeine Börſe ſo empfindlichen Ausfall verſchmerzen.

Das Erſcheinen des zweiten Bandes der „Reiſebilder“ verzögerte ſich bis Mitte April, und mehr als ein voller Monat verging, bevor einzelne Zeitungen zur Beſprechung des kühnen Buches den Muth fanden, das ſich inzwiſchen ſchon einen zahlreichen Leſerkreis erworben hatte. „Aufſehen, viel Aufſehen macht Ihr Buch,“ ſchrieb Varnhagen aus Berlin dem Verfaſſer [67]), „und Dümmler und Konſorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leſer verſtutzen, ſie wiſſen nicht, ob ſie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen ſollen; ſelbſt die Freunde thun erſchrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger — — kurz, aus ſerviler Angſt wird Alles getadelt.“ Varnhagen — wenn Heine Recht hat, unter der Chiffer „W.“ den wohlwollenden Freund zu vermuthen, und nicht vielmehr Dr. Hermann (Ernſt Woldemar) unter derſelben verborgen war — ſcheint denn auch wieder der Erſte geweſen zu ſein, welcher im „Geſellſchafter“ Nr. 82, vom 23. Mai 1827, für das neue Werk

des Dichters öffentlich in die Schranken trat. „Was zuerst auffällt," heißt es in der kurzen, aber treffenden Charakteristik, „ist die Überdreistigkeit, mit der das Buch alles Persönliche des Lebens nach Belieben hervorzieht, das Persönliche des Dichters selbst, seiner Umgebung in Freunden und Feinden, in Örtlichkeiten ganzer Städte und Länder; diese Dreistigkeit steigt bis zum Wagnis, ist in Deutschland kaum jemals in dieser Art vorgekommen, und um ihr ein Gleichnis aufzufinden, müsste man fast an die berühmten Junius-Briefe in England erinnern, mit dem Unterschiede, den die politische Richtung und der englische Maßstab für diese letztern bedingt. Aber neben und mit dieser Dreistigkeit und Ungebühr entfaltet sich eine Innigkeit, Kraft und Zartheit der Empfindung, eine Schärfe und Größe der Anschauung, eine Fülle und Macht der Phantasie, welche auch der erklärteste Feind nicht wegzuleugnen vermag. In diesem zweiten Theile seines Buches hat der Verfasser zugleich einen ganz neuen Schwung genommen. Seine poetische Welt, anhebend von der Betrachtung seiner individuellen Zustände, breitet sich mehr und mehr aus, sie ergreift Allgemeineres, wird endlich universell, und Dies nicht nur in den Stoffen, die nothwendig so erscheinen müssen, sondern auch in denjenigen, welche sich recht gut in einer gewissen Besonderheit behandeln lassen und fast immer nur so behandelt werden, in Allem nämlich, was die Gefühlsstimmung überhaupt und alles Gesellschaftsverhältnis im Allgemeinen betrifft. Es ist, als ob nach einem großen Sturme, der den Ocean aufgewühlt, die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen die Küsten beleuchtete, wo die Trümmer der jüngsten Schiffbrüche umherliegen, Kostbares mit Unwerthem vermischt, des Dichters ehemaliger Besitz und die Güter eines geistigen Gemeinwesens, dem er selber angehört, Alles unter einander. Das Talent unsres Dichters ist wirklich ein beleuchtendes, die Gegenstände, mögen sie noch so dunkel liegen, weiß er mit seinen Strahlen plötzlich zu treffen und sie, wenigstens im Fluge, wenigstens von einer Seite, hell glänzen zu lassen. Der Lebensgehalt europäischer Menschen, wie er sich als Wunsch, als Seufzer, als Verfehltes, Unerreichtes, als Genuß und Besitz, als Treiben und Richtung aller Art darstellt, ist hier in gediegenen Auszügen ans Licht gebracht. Die Ironie, die Satire, die Grausamkeit und Roheit, mit welchen jener Lebensgehalt behandelt wird, sind selbst ein Theil desselben, so gut wie die Süßigkeit, die Feinheit und Anmuth, welche sich dazwischen durchwinden; und so haben jene Härten, die man dem Dichter so gern

wegwünſcht, in ihm dennoch zuletzt eine größere Nothwendigkeit, als man ihnen Anfangs zugeſteht.“ „Wollte man,“ lautet der Schluß dieſer bezeichnenden Kritik, „aus dem Buche einige Proben mittheilen, ſo müſſte man ſich bald in Verlegenheit befinden, denn faſt jedes Blatt bietet die außerordentlichſten Züge, deren gedrängte Fülle gerade den Charakter des Buches ausmacht; dasſelbe iſt gleichſam eine Sammlung von Einfällen, deren jeder, wie in einem Pandämonium, ſich auf den kleinſten Raum zu beſchränken ſucht, um dem Nachbar, der ſich aber eben ſo wenig breit macht, Raum zu laſſen. Mögen die Kritiker des Tages immerhin vorzugsweiſe die ſkurrile Außenſeite beſchreien und anklagen: dem ſinnigen Leſer kann nicht verborgen bleiben, welch heller, echter Geiſteseinblick, welch ſtarke, ſchmerzliche Gefühlsgluth, mit einem Worte, welch edle und tiefe Menſchlichkeit hier in Wahrheit zu Grunde liegt.“ — Kläglich genug umgingen freilich die meiſten übrigen Recenſionen den bedeutungsvollen innern Gehalt des Buches, und beſchränkten ſich meiſt auf pedantiſche Bemerkungen über die gegen den herkömmlichen äſthetiſchen Kanon rebellierende Form. Selbſt Willibald Alexis entblödete ſich nicht, in dem von ihm und Dr. Friedrich Förſter redigierten „Berliner Konverſations-Blatte“ [68]), das ſeinen Leſern kurz zuvor drei der herrlichſten Nordſeebilder aus dem Manuſkript mitgetheilt hatte [69]), die nichtsſagenden Phraſen, mit denen er das Werk des Freundes ankündigte, durch das naive Geſtändnis zu entſchuldigen: „Das Buch zu recenſieren, iſt eine miſsliche Aufgabe, für die ſich vor der Hand bei uns kein Paladin gefunden.“ Nicht viel eingehender, wennſchon im wohlwollendſten Sinne verfaſſt, war die kurze empfehlende Anzeige Profeſſor Zimmermann's im Hamburger „Unparteiiſchen Korreſpondenten“ vom 26. Mai 1827, welche dem „Buche Le Grand“ eine Vollendung in Inhalt und Form zuſprach, die den Verfaſſer in die Reihe der erſten humoriſtiſchen Schriftſteller Deutſchlands verſetze. Auch Ludwig Robert zog es vor, im Tübinger „Literaturblatte“, deſſen Leitung Wolfgang Menzel ſeit dem vorigen Jahr übernommen hatte, ſtatt einer beurtheilenden Kritik über das „zwar außer-, aber eben dadurch unordentliche Buch“, ein die humoriſtiſche Form desſelben karrikierendes Kapriccio in Briefform zu ſchreiben [70]), deſſen Pointe, bei aller Anerkennung vieler vortrefflicher Stellen, auf einen ſchulmeiſterlichen Tadel der „blauen Regelloſigkeit“ hinauslief, die das eminente Talent des Verfaſſers hindere, ein „regelrechtes Kunſtgebilde“ zu geben. Außer der oben erwähnten Beſprechung im „Geſellſchafter“,

fanden wir nur noch in den Brockhauſiſchen „Blättern für literariſche Unterhaltung“ vom 17. und 18. Januar 1828 eine mit verſtändigem Ernſt auf die Fehler und Vorzüge des Dichters hinweiſende Recenſion. Dieſelbe rügt vom Standpunkte der Äſthetik mit Recht die Neigung Heine's, das Schöne ironiſch zu behandeln, das Erhabene oftmals abſichtlich mit der ſchroffſten Trivialität zu paaren, und den dithyrambiſchen Schwung durch Wendungen zu unterbrechen, die nur der ſcherzhaften Idylle oder Satire angemeſſen ſind. Sie nennt ſolches Verfahren eine künſtleriſche Frechheit, und bringt dem Dichter für dieſe Sünden die Anfangsworte der Horaziſchen Epiſtel über die Dichtkunſt in Erinnerung:

**Humano capiti cervicem pictor equinam**
**Jungere si velit, — — — — — — — —**
**Spectatum admissi risum teneatis, amici?**

Frei von allem kleinlich nergelnden Schematismus, wird dagegen eingeräumt: „Ein Anderes iſt es, wenn die epigrammatiſche Wendung eine Spitze bildet, oder ſich, wie bei Shakſpeare, die komiſche Larve in ſchroffer, aber doch künſtleriſch umgebildeter Wirklichkeit neben der tragiſchen zeigt; da iſt Sinn und Bedeutung, oft die tiefſte, zu erkennen; und auch unſerm Dichter fehlt es nicht an Anlage dazu . . . Wer mag bezweifeln, daſs es großentheils nur in ſeinem Willen liegt, wenn er nicht überall Derſelbe iſt? Großentheils, ſagen wir mit Bedacht; denn wenn wir von dieſem aphoriſtiſchen Buch abgehen und uns anderer Werke des Verfaſſers, insbeſondere ſeiner Tragödie „Ratcliff“ erinnern, ſo tritt es ziemlich evident hervor, daſs ihm Nichts ſchwerer wird, als ein Ganzes zu geſtalten, oder beſſer, die Kunſtwerke aus der Vergangenheit für die Zukunft anzulegen, während die Gegenwart dabei nur das Zufällige wird. Dagegen zeigt er auf der andern Seite das größte Talent, die Gegenwart zu feſſeln und ihrer äußern Geſtalt das Mögliche abzugewinnen. Vorbereiten und auflöſen iſt nicht ſeine Sache, aber das Bild des Augenblicks feſthalten und mit brennenden Farben vor die Seele ſtellen, Das verſteht er als Meiſter. In jedem Kunſtwerk aber, ſelbſt in dem kleinſten an Umfang, ſoll ein denkender Sinn des Dichters mehr oder weniger ſichtbar ſein; wir wollen in dem Gedicht einen Hauptgedanken, eine Hauptanſchauung verſinnlicht ſehen, es muſs, um es praktiſch auszudrücken, einen Inhalt haben, wodurch es einen Namen, eine Überſchrift bekommt. Daſs dazu allemal, ſelbſt in einem aphoriſtiſchen Gedichte, eine Wendung, eine Spitze, ein Abſchluſs nöthig iſt, fühlt unſer

Dichter ſehr deutlich. Oftmals aber hat er bloß (wiewohl faſt immer ſchön) phantaſiert und findet kein beſtimmtes Ziel; dann wird er ironiſch gegen ſich ſelbſt und endigt mit einem diſſonierenden Griff in die Leier, weil ihm die nothwendige Auflöſung nicht zu Gebot ſteht, oder eigentlich keine ſolche möglich iſt. Wenn wir daher auch oben zugaben, es liege großentheils in dem Willen des Dichters, wenn er nicht immer ſo treffliche Gedichte liefere, als er könne, ſo iſt doch die Frage, ob er alle die hier gegebenen Gedichte wirklich zu in ſich vollendeten hätte ſchaffen können; ob er, wenn er es verſchmähen will, uns nur mit ſchönen Einzelheiten zu beſchenken, im Stande ſei, ſo Viel zu producieren, als er bisher gethan? Vielleicht glaubt er aber, das Weſen des humoriſtiſchen Dichters geſtatte ihm, ſich um das Ganze eines Werks eben nicht zu kümmern; aber Dies wäre ein großer Irrthum. Die größten Dichter ſind ihm hier als Beiſpiele entgegen. Shakſpeare braucht man nur zu nennen; Sterne erhält ſeine Totalität durch eine Einheit der Welt- und Lebensanſchauung, die ſich durch alle die bunten Formen ſeiner Schriften bekundet (bei dem Verfaſſer ſcheint gerade hier eine große Ungewißheit vorzuwalten), und Jean Paul zeigt außer dieſer noch den größten Fleiß in der Anlage im Großen und der Ausbildung in den einzelnen Theilen ſeiner Kunſtwerke." Den in Proſa geſchriebenen Abſchnitten wird nachgerühmt: „Lebendige Darſtellung, eine wunderbare Verſchmelzung des Romantiſchen mit dem Wirklichen (z. B. in der Geſchichte von der kleinen Veronika), eine edle Verehrung des Großen, leider aber oft durch Spott und Irrthum getrübt, geiſtvolle Einfälle, Funken des Witzes, dabei oft Gedanken, die, wenn ſie auch nicht tief zu nennen ſind, doch wenigſtens aus dem Innern der Seele ſtammen, kurz, Reichthum an einzelnen Vortrefflichkeiten, wie ſie ſelten ein Buch beſitzt. Mit Kraft, wenngleich mit einer jugendlichen Schonungsloſigkeit, greift der Verfaſſer das Gemeine und Schlechte, insbeſondere die Philiſter unſerer Zeit an. Daß ſein Buch deßhalb an manchen Orten verboten worden, gereicht ihm wohl nur zur Ehre." Der anonyme Recenſent ſchließt mit einer warnenden Prophezeiung, deren letzte trübe Hälfte ſich in der Folge nur allzu ſchlimm bewahrheitet hat: „Wenn der Verfaſſer, was wir ſchwer glauben, ſich entſchließen kann, nicht bloß unſere, ſondern eine mißbilligende Meinung überhaupt, sine ira et studio zu prüfen und zu beherzigen, und Muth und Kraft beſitzt, den ſchwerſten Kampf, den mit ſich ſelbſt, zu beginnen, und wenn er in dieſem Kampfe den Sieg über ſich erſtreitet, ſo

ſind wir überzeugt, daſs Das, was er in ſcherzender Weiſe als ernſtlich gemeint über ſeinen eignen Nachruhm ſagt[71]), ſich dereinſt erfüllen kann, wiewohl es ihm noch viele Mühe koſten wird. Bleibt er aber bei Dem, was er begonnen, ſo wird er zwar eine Zeitlang Aufſehen erregen, aber, wie ſo viele Erſcheinungen dieſer Zeit, die mit blendendem Glanz auftraten und das Publikum eine Zeitlang gewiſſermaßen in überraſchter Gefangenſchaft hielten, bald ſpurlos verſchwinden und (eine ſtrenge Nemeſis!) viel tiefer in der Meinung ſinken, als er ſich darin erhoben hat. Denn wem man zu Viel gegeben, Dem nimmt man auch leicht zu Viel; abgeſehen davon, daſs Nichts ſchwerer iſt, als einem großen Rufe Genüge leiſten, beſonders, wenn er plötzlich, wie durch einen glücklichen Wurf, gewonnen iſt."

Ohne Zweifel ſind die künſtleriſchen Bedenken, welche ſeitdem ſo häufig gegen die jeder ſtrengen Einheit ermangelnde humoriſtiſche Form der Heine'ſchen Werke erhoben wurden, durchaus berechtigt. Nur ſollte man nicht vergeſſen, daſs derſelbe Tadel faſt ausnahmslos eben ſo wohl die Werke aller übrigen humoriſtiſchen Schriftſteller trifft, weil eben der Humor, um uns des Goethe'ſchen Ausſpruchs zu bedienen, ſeinem Weſen nach „zuletzt alle Kunſt zerſtört". In den Shakſpeare'ſchen Dramen iſt der Humor zwar ein hervorragendes, aber doch nur ein Element neben vielen andern eben ſo bedeutenden, ja zum Theil wichtigeren Ingredienzen; es würde alſo unbillig ſein, Heine's poetiſche Proſa, welcher der Humor das werthbeſtimmende Gepräge verleiht, mit den dramatiſch geſchloſſenen Kunſtſchöpfungen des brittiſchen Dichters in Vergleich zu bringen. Hinter Sterne's „Sentimentaler Reiſe" und „Triſtram Shandy" oder Jean Paul's formloſen Romanen aber bleibt ſie gewiſs nicht zurück. Wenn der Recenſent der „Blätter für literariſche Unterhaltung" in den Heine'ſchen „Reiſebildern" jene „Einheit der Welt- und Lebensanſchauung" vermiſſt, die ſich in den Schriften Sterne's und Jean Paul's bekunde, ſo mag die Urſache darin liegen, daſs ihm, wie den meiſten Leſern, Heine's Betrachtungsweiſe der politiſchen, geſellſchaftlichen und literariſchen Verhältniſſe zu neu war, um ihre geiſtige Totalität ſofort erkennen zu laſſen. Und allerdings trat, wie Das bei den literariſchen Produktionen einer Übergangsepoche der Fall zu ſein pflegt, auf den erſten Blick mehr die oppoſitionsluſtige Schärfe des Angriffs, als der geheime Grund eines ſo heftigen Kampfes hervor. Heutzutage iſt es ſchon leichter, den innern Zuſammenhang zu überblicken,

welcher die nach allen Seiten gerichteten, scheinbar so lose mit einander verknüpften Ausfälle, wie die von verschiedenen Punkten anrückenden Kolonnen einer gut geleiteten Feldschlacht, mit einander verband. Wenn Heine im ersten Bande der „Reisebilder“ seine Kampagne gegen die Weltanschauung der Vergangenheit gleichsam als Plänkler durch ein wohlgezieltes Tirailleurfeuer eröffnet hatte, rückt er ihr im zweiten und den folgenden Bänden schon mit Bajonett und Kanonen auf den Leib, und bringt sie endlich gar so weit, daß sie in ihrer Verzweiflung sich selbst zum Ergötzen des Siegers verspotten muß. Die zweite und dritte Abtheilung der „Nordsee“, das Buch „Le Grand“, die „Bäder von Lucca“, die „Stadt Lucca“ und die „Englischen Fragmente“ sind konsequente Resultate der in der „Harzreise“, wie in einem fernen Wetterleuchten, phosphorescierenden Gedanken. Das Gewitter ist nahe herangerückt und entlädt sich über unsern Häuptern, die Blitze zucken herab, jeder Schlag zündet, und das vernichtende Feuer ergreift mählich die ganze hinsterbende alte Welt. Von Schonung ist nicht die Rede; wer sich aus dem Schiffbruch überlebter, inhaltslos gewordener Gefühle nicht an das blinkende Gestade der Zukunft retten will, mag zu Grunde gehn; die „Reisebilder“ sind gleichsam eine lebendige Illustration der Goethe'schen Verse:

> Komm her, wir setzen uns zu Tisch;
> Wen sollte solche Narrheit rühren?
> Die Welt geht aus einander wie ein fauler Fisch —
> Wir wollen sie nicht balsamieren!

Trotz Alledem hat Heine auch im zweiten Bande der „Reisebilder“ den Boden der Romantik noch nicht völlig verlassen. Oftmals inmitten des heißesten Kampfes beschleicht ihn plötzlich eine traumhafte Sehnsucht nach den „Blumen der Brenta“ oder „seinem Vaterlande, dem heiligen Ganges“, nach der kleinen todten Veronika oder der Elfenkönigin, die ihm lächelnd im Vorüberreuten nickt. Auch täuschte Heine sich so wenig über diese Sehnsucht nach dem einheitlichen Fabellande der Phantasie, daß er vielmehr noch in seinen letzten „Geständnissen“ offen bekennt[72]): „Trotz meiner exterminatorischen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch immer selbst ein Romantiker . . . Mit mir ist die alte lyrische Schule der Deutschen geschlossen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutsche Lyrik, von mir eröffnet ward.“ Wichtiger jedoch, als jene von Zeit zu Zeit in Heine's Schriften stets wieder auftauchenden Traumgelüste der

Romantik, ist sein schärfer und schärfer markiertes Verhältnis zur Außenwelt, durch das er sich wesentlich von allen Schriftstellern der romantischen Periode unterschied. Letztere hatten, wie an einer früheren Stelle erörtert ward, in genußsüchtig toller Überhebung des Subjekts die ganze objektive Welt zu negieren versucht und sich in eine Idealwelt der Phantasie geflüchtet, die in die leere Luft hinein gebaut war und wie eine Seifenblase zerplatzen mußte, sobald der Hauch des nüchternen Verstandes sie anblies. Wir sahen, wie die Romantik, aus ihrem phantastischen Taumel erwacht, schließlich zu dem direkten Extrem ihres Ausgangspunktes, zur bedingungslosen Anerkennung der zuerst von ihr gänzlich in Frage gestellten Wirklichkeit, hingetrieben ward, und in der Angst vor jedem ruhestörenden Fortschritt die ehernste Stabilität auf ihre Fahnen schrieb. In diesem Endstadium ihrer Entwicklung trug sie dem Humor und der Satire den köstlichsten Stoff entgegen, und Heine zögerte nicht, sich desselben mit aller Energie seines Talents zu bemächtigen. Indem er die Romantik mit ihren eignen Waffen bekämpfte und vernichtete, betrat er zugleich instinktiv eine neue Bahn in dem Fortschrittsprocesse der Menschheit. Die Dichter unsrer klassischen Periode hatten den Inhalt des modernen Lebens auf den Kulturgehalt und die Kunstgesetze der hellenischen Vorzeit zurückstimmen, die Freiheit des Subjekts unter den Zwang einer künstlich geschaffenen objektiven Welt beugen wollen, eines Allgemeinen, das nicht naturgemäß dem nationalen und geschichtlichen Boden der Gegenwart entblüht war. Die Romantiker hatten bei ihrer Revolte gegen den Neuhellenismus die Loslösung des Subjekts von allen Banden der Wirklichkeit proklamiert, und der objektiven Außenwelt, als einer für sie gar nicht vorhandenen Scheinmacht, zu Gunsten der selbstherrlichen Phantasie jede Berechtigung abgesprochen, um mit ihrem hochfliegenden Idealismus zuletzt in die Schlammpfützen der gemeinsten Realität, in das Joch der erbärmlichsten politischen und kirchlichen Reaktion herabzufallen. Sollten die idealen Freiheitsrechte des Subjekts, welche sich im feindlichen Gegensatze zur bestehenden Wirklichkeit vergeblich zu behaupten gesucht hatten, jetzt nicht durch eine Wiederherstellung der mittelalterlichen Autoritätsherrschaft in Staat und Kirche unrettbar verloren gehn, so mußte vor Allem das Band mit der realen Welt wieder angeknüpft, es mußte eine Reform der bestehenden Verhältnisse ins Werk gesetzt, und die Verwirklichung der bisher in der Luft schwebenden Freiheitsideale mußte auf dem Boden der aus lethargischem Schlummer geweckten Mensch-

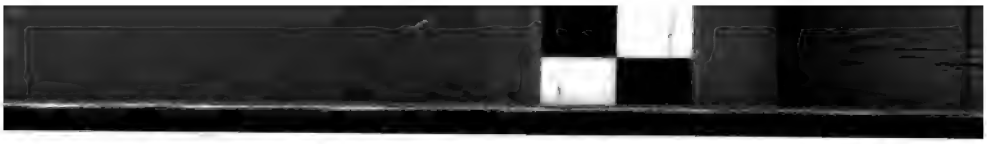
heit erſtrebt werden. Europa muſſte das Erbe der franzöſiſchen Revolution antreten und den Kampf gegen die Feudalhierarchie der Vergangenheit wieder aufnehmen, der durch den Sturz Napoleon's und die Reſtauration des Abſolutismus nur vertagt, nicht aber zum entſcheidenden Abſchluſſe gebracht worden war. Daſs Heine dieſe Nothwendigkeit begriff, und ſich die Konſequenzen der übernommenen Aufgabe immer klarer vergegenwärtigte, tritt in jedem neuen Bande der „Reiſebilder" deutlicher hervor. Das individuelle Leid, die ſubjektive Gefühlsſchwelgerei löſt ſich mehr und mehr in ein Allgemeines, in die Theilnahme an den großen Intereſſen der Menſchheit auf, die Liebeslieder werden zu Schlachtgeſängen, die Sehnſucht nach der blauen Blume der Romantik verwandelt ſich in die erwartungsvolle Hoffnung auf einen Auferſtehungsmorgen der Völker. Der Bonaparte-Kultus und die Lobreden auf die franzöſiſche Revolution haben daher, abgeſehen von den früheſten Jugendreminiscenzen des Dichters, in denen ihm der Kaiſer naturgemäß als ein Meſſias ſeiner jüdiſchen Stammgenoſſen erſchien, eine tiefere Bedeutung, als man ihnen gewöhnlich beimiſſt, und Heine bedient ſich in ſeiner Polemik wider die Champions der Vergangenheit abſichtlich der Terminologie von 1789. Wenn er in den „Reiſebildern" mit der Leidenſchaftlichkeit eines Jakobiners gegen „Ariſtokratie" und „Pfaffenthum" eiferte, ſo waren dieſe Worte verſtändlich für Jedermann und bezeichneten den Feind, den es in jenen Tagen hauptſächlich zu bekämpfen galt, mit prägnanter Beſtimmtheit. Je kleinlicher und geſtaltungsohnmächtiger die den Freiheitskriegen nachfolgende Reſtaurationsepoche war, deſto größer und ideenvoller muſſten dem Dichter die ihr voraufgegangenen welterſchütternden Kämpfe erſcheinen. Nirgends ſpiegelt ſich daher in den „Reiſebildern" die Schlaffheit des öffentlichen Lebens effektvoller und draſtiſcher, als wo ſie mit der jüngſtverfloſſenen gewaltigen Zeitbewegung zuſammentrifft. Hier fährt Napoleon wie ein flammendes Meteor in die ſchale, hinſiechende Welt; ſie erbebt unter ſeinen Tritten; der Kaiſer reitet langſam auf dem weißen Röſslein vorbei, und — — „den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römiſchen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechiſch, Hebräiſch, Geographie, deutſche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf ſchwindelt mir noch davon . . . Nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Graziosos mit ihren Narren-

kolben und Pritſchen, nach den blutigen Revolutionsſcenen und Kaiſeraktionen kommen wieder herangewatſchelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgeſtandenen Späßchen und zart legitimen Bonmots, und graziöſe hüpft herbei die alte Nobleſſe mit ihrem verhungerten Lächeln, und hinterdrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen.“ [73])

„Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutſchland,“ ſagt Heine bei einer ſpätern Gelegenheit [74]), „als ich den zweiten Band der Reiſebilder ſchrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erſchien, verlautete ſchon Etwas davon im Publikum; es hieß, mein Buch wolle den eingeſchüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe ſchon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken.“ Allerdings ließen die Verfolgungsmaßregeln nicht lange auf ſich warten; Hannover ging mit einem Verbote des Buches voran, Preußen, Öſterreich, Mecklenburg und die meiſten kleineren deutſchen Staaten folgten dem gegebenen Beiſpiel. Aber die Ächtung wirkte als Reklame, die fieberhafte Neugier des Publikums wuchs mit der Schwierigkeit, ſich in den Beſitz der verfehmten Geiſteswaare zu ſetzen, und Moſer hatte Recht mit ſeiner witzigen Äußerung [75]): „Die Regierungen hätten das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch geleſen worden.“ Die enthuſiaſtiſche Aufnahme der ſcharfen Worte, die Heine gegen Adel und Kleriſei, gegen den heuchleriſchen Tugendpöbel der Reſtaurationsepoche gerichtet, die Kühnheit, mit welcher er einer verlogenen Geſellſchaft die chriſtlich fromme Maſke vom greiſenhaft welken Antlitz riß und ihr den Spiegel ihrer eigenen Nichtswürdigkeit vorhielt, hatten den Dichter wie mit einem Zauberſchlage zum Volkstribunen, zum Herold der öffentlichen Meinung gemacht, und er ſah ſich plötzlich zu einem Amte erkoren, das ihm ſtatt der Lorberkrone des Poeten die dornenvolle Laufbahn des publiciſtiſchen Freiheitskämpfers in Ausſicht ſtellte. Heine ſtand am Scheidewege ſeines Ruhmes, er ſollte zwiſchen Poeſie und Politik die verhängnisvolle Wahl treffen, die, wenn er ſich feſt entſchieden hatte, ihm in einer Übergangsperiode aller Wahrſcheinlichkeit nach das eine oder das andere jener Gebiete für die Zukunft verſchloß. Eine Zeitlang ſchwankte er unſchlüſſig hin und her. Gleich nach Ausgabe des Buches ſchrieb er ſeinem Freunde Merckel die halb ſpöttiſchen, halb ernſthaften Zeilen [76]): „Wie wird es mir noch gehn in dieſer Welt! Ich werde es trotz meiner beſſern Einſicht nimmermehr laſſen können, dumme Streiche

zu machen, d. h. freisinnig zu sprechen. Ich bin begierig, zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übel genommen. Am Ende will man doch ruhig am Herde in der Heimat sitzen, und ruhig den Deutschen Anzeiger oder die Hallische Literaturzeitung lesen und ein deutsches Butterbrot essen." Sechs Wochen später jedoch stoßen wir schon in einem Briefe an Moser auf die energische Versicherung[77]: „Ich habe durch dieses Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutschland gewonnen; wenn ich gesund werde, kann ich jetzt Viel thun; ich habe jetzt eine weitschallende Stimme. Du sollst sie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenschergen und Unterdrücker heiligster Rechte. Ich werde eine ganz extraordinäre Professur erlangen in der Universitas hoher Geister." Hüten wir uns aber, die Bedeutung dieses mit fast theatralischem Pomp vorgetragenen Gelöbnisses zu überschätzen. Heine hatte für den Moment freilich seine Entscheidung getroffen; die Aufgabe, zum Führer der liberalen Partei, zum Propheten der politischen und religiösen Freiheit berufen zu sein, erschien ihm als ein herrliches Ziel, und er acceptierte mit Eifer die ihm dargebotene Rolle — er acceptierte sie zur Hälfte sogar aus redlicher Überzeugung, zur andern Hälfte aber aus eitlem Ruhmgelüst. So oft er sich von der reinen Begeisterung für die Idee emportragen ließ und die kleinlichen Interessen seiner Persönlichkeit über der großen Sache des Fortschrittes vergaß, erscholl sein Wort mächtig durch die deutschen Lande und weckte sich in tausend Herzen einen freudigen Wiederhall. Nicht selten auch gingen ihm in solchen höheren Stunden ganz neue Töne und Weisen auf, in denen er für den erweiterten Inhalt des modernen Lebens mit glücklichem Griffe sogleich den poetisch vollkommenen Ausdruck fand. Weil er sich aber nicht mit uneigennütziger Liebe völlig der Idee zu eigen gab, und eben so oft mit derselben nach Weise der Romantiker nur ein willkürliches Spiel trieb, erlahmte zuletzt seine Kraft, und es gelang ihm weder, sich als Volkstribun und politischer Chorführer auf der Höhe der Zeit zu behaupten, noch als Dichter den ganzen Kulturgehalt der modernen Weltanschauung in einem großen, abgerundeten Kunstwerke plastisch zu gestalten. Publicist und Poet tauschten beständig ihre Rollen; aber weil Ersterer sich allzu oft mit dem koketten Flitter poetischer Phrasen drapierte und auf öffentlichem Forum dem graciösen Faltenwurf seiner Toga mehr Gewicht als dem Sieg der von ihm verfochtenen Sache beimaß, erschien er bereits nach wenigen Jahren der aufhorchenden Menge wie ein Schau-

ſpieler, und ſie verlor den Glauben an die Tiefe und Redlichkeit ſeiner Überzeugung. Nicht minder litten andererſeits ſeine dichteriſchen Schöpfungen unter der übernommenen Doppelrolle: in die erhabenſten Klänge der Poeſie miſchte ſich zur Unzeit die publiciſtiſche Tagespolemik ein, und zerſtörte die reine Wirkung der Kunſt. So rächte ſich bitter der Wahn Heine's, in einer bewegten Übergangsepoche, auf der Grenzſcheide zweier Weltanſchauungen, mit der Idee ungeſtraft ein artiſtiſches Spiel treiben zu können. Nur der Künſtler, der ſich mit aufopferndem Selbſtvergeſſen ganz in ſie verſenkt und in ſtrengem, keuſchem Dienſte ihr ein volles Menſchenleben weiht, darf hoffen, nicht wie Ixion eine Wolke zu umarmen, ſondern in ihr auch die Muſe zu finden, mit welcher ihm unſterbliche Kinder zu zeugen vergönnt iſt.



## Zweites Kapitel.

### London.

An demſelben Tage, an welchem in Hamburg der zweite Band der „Reiſebilder“ ausgegeben wurde, trat Heinrich Heine eine mehrmonatliche Reiſe nach England an. Hauptzweck dabei war, wie er an Moſer ſchrieb[78]), Hamburg, den verhaſſten und doch ſtets wieder ihn anlockenden Schauplatz trüber Erinnerungen, auf längere Zeit — womöglich auf Nimmerwiederkehr — zu verlaſſen. „Es war nicht die Angſt,“ ſagt er in einem Briefe an Varnhagen[79]), „die mich wegtrieb, ſondern das Klugheitsgeſetz, das Jedem rathet, Nichts zu riſkieren, wo gar Nichts zu gewinnen iſt. Hätte ich Ausſicht gehabt, in Berlin angeſtellt zu werden, ſo wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buches, direkt dorthin gereiſt. Ich denke, da unſer Miniſterium geſcheit iſt, habe ich jetzt mehr als je die Ausſicht, angeſtellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurückkehren. Ich habe von den Schickſalen meines Buches noch kein Wort erfahren. Ich weiß ſie vorher. Ich kenne meine Deutſchen. Sie werden erſchrecken, überlegen und Nichts thun. Ich zweifle ſogar, daſs das Buch verboten wird. Es war aber nothwendig, daſs es geſchrieben wurde. In dieſer ſeichten, ſervilen Zeit muſſte Etwas geſchehen. Ich habe das Meinige gethan und beſchäme jene hartherzigen Freunde, die einſt ſo Viel thun wollten und jetzt ſchweigen. Wenn ſie zuſammen ſind und in Reih' und Glied ſtehen, ſind die feigſten Rekruten recht muthvoll; aber den wahren Muth zeigt Derjenige, der allein ſteht. — Ich ſehe auch vorher,

daſs die Guten des Landes mein Buch hinlänglich herunter reißen werden, und ich kann es den Freunden nicht verdenken, wenn ſie über das gefährliche Buch ſchweigen. Ich weiß ſehr gut, man muſs ſtaatsfrei geſtellt ſein, wenn man über meinen Le Grand ſich äußern will." — Was Heine aber zunächſt gerade nach England führte, war ohne Zweifel der Wunſch, freiere politiſche Zuſtände und ein ſich in parlamentariſchen Formen bewegendes großartiges Staatsleben aus eigener Anſchauung kennen zu lernen. Je ernſthafter er ſich der publiciſtiſchen Laufbahn zuzuwenden begann, um ſo nöthiger muſſte es ihm erſcheinen, ſich mit den wichtigen Fragen des Zeitalters vertraut zu machen, die in den Debatten des Unterhauſes und in den großen, unter dem Schutze der Preſsfreiheit ſich ausſprechenden engliſchen Journalen eine faſt ungehinderte Erörterung fanden.

Die kurze Glanzperiode des Canning'ſchen Miniſteriums war ſeit Kurzem als Morgenroth einer beſſeren Zukunft für England angebrochen, als Heine gegen Ende April 1827 in London eintraf. Der große Redner und Staatsmann, der, in Pitt's Schule herangewachſen, dreißig Jahre lang als einer der mächtigſten Helfershelfer der konſervativen Torypartei Frankreich und die Errungenſchaften der franzöſiſchen Revolution mit unverſöhnlichem Haſſe bekämpft hatte, George Canning, der bürgerliche Miniſter, war am Abend ſeines vielbewegten Lebens durch unbefangene Würdigung der Weltereigniſſe zu der Einſicht gelangt, daſs nachgerade ſelbſt Englands Macht und Einfluſs durch die ariſtokratiſchen und abſolutiſtiſchen Umtriebe der kontinentalen Regierungen aufs gefährlichſte bedroht werde. Schon war auf Veranlaſſung der Allianzmächte ein franzöſiſches Heer in Spanien eingefallen, und hatte dort unter Vernichtung der Cortes das abſolute Königthum wieder hergeſtellt. Die lichtſcheue Kabinettspolitik der heiligen Allianz maßte ſich immer frecher das Entſcheidungsrecht in allen öffentlichen Angelegenheiten der Völker an — da enthüllte Canning in ſeiner glorreichen Rede vom 12. December 1826 vor den Augen Europa's die ränkevollen Intrigen des Reſtaurationsſyſtems, und warf der volksfeindlichen Ariſtokratie den Fehdehandſchuh ins Geſicht. Als Lord Liverpool bald darauf — im Februar 1827, — von einem Schlaganfalle betroffen, den Staatsgeſchäften entſagen muſſte, vertauſchte Canning das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten mit der Oberleitung des Kabinettes, und nahm als Premierminiſter von England mit beiſpielloſer Kühnheit den Kampf für die bedrohten Intereſſen der Völker auf. Wohl befehdete ihn

die aristokratische Torypartei mit ingrimmigster Wuth, wohl traten der Herzog von Wellington und seine hochkonservativen Genossen aus dem Ministerium und stellten sich an die Spitze der Opposition gegen die Fortschrittspolitik ihres bisherigen Kollegen — aber Canning ließ sich durch die Fluth gehässigster Drohungen und Verleumdungen, die wider ihn entfesselt wurde, nicht einschüchtern. Er harrte getreulich wie ein Held in der Schlacht auf seinem Posten aus, bis sein müder Leib unter den tödlichen Streichen der Gegner, die auch die erbärmlichsten Mittel nicht scheuten, zusammenbrach, und er nahm die Genugthuung mit in sein frühes Grab, daß er die Geschicke seines Vaterlandes in eine neue, segensvolle Bahn gelenkt. Die brittische Politik hielt sich von nun an frei von jeder solidarischen Gemeinschaft mit der fluchwürdigen Schergenpolitik der heiligen Allianz. Wie Canning schon früher die Selbständigkeit der südamerikanischen Kolonien, die sich vom spanischen Mutterlande losgerissen, anerkannt, den Negersklavenhandel an den afrikanischen Küsten für Seeraub erklärt, und gegen die französische Intervention in Spanien zum mindesten energisch protestiert hatte, so schützte er jetzt Portugal wirksam gegen eine ähnliche Invasion, und brachte am 6. Juli 1827 den Vertrag mit Rußland und Frankreich zu Stande, welcher die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche gegenüber den Metternich'schen Kabalen durchsetzen half. Wie in den auswärtigen Angelegenheiten, erwies sich Canning auch in den innern Fragen des Landes als ehrlichen Freund des politischen und socialen Fortschritts. Er bahnte durch Einbringung liberaler Gesetzvorschläge die allmähliche Beseitigung des Prohibitivsystems, vor Allem die Aufhebung der für die ärmeren Klassen so drückenden Korngesetze, an, und wenn die seit 1824 wiederholt von ihm beantragte Emancipation der Katholiken für jetzt an dem zähen Widerstande der Tories scheiterte, so war die Überzeugung von der Nothwendigkeit dieser Konzession an den fünften Theil der Bevölkerung Großbritanniens doch so mächtig in die Gemüther eingedrungen, daß alsbald nach seinem Tode dieselbe hochmüthige Aristokratenpartei, welche sich am heftigsten der Maßregel widersetzt hatte, sie zur Ausführung bringen und dadurch den Weg für eine gründliche Reform des Parlaments bereiten musste.

Heine erlebte während seines Aufenthaltes in London als aufmerksamer Zuhörer einen großen Theil jener leidenschaftlich bewegten Parlamentsdebatten, bei welchen Lord Brougham, die Lords Holland und Lansdowne,

Sir Francis Burdett, Spring Rice und andere hervorragende Führer der Whigpartei im Unterhause die freisinnige Politik Canning's kräftig unterstützten, während im toristisch verrotteten Oberhause keine einzige Stimme sich zur Vertheidigung des vielgeschmähten, durch die Natternstiche der Aristokratenbrut in den Tod gehetzten Volkskämpfers erhob. Für die tiefere Bedeutung dieser Kämpfe bewies Heine in seinen nachmaligen Schilderungen des politischen Parteiwesens in England einen richtigen Blick, und manche seiner Urtheile über Verhältnisse und Personen tragen einen fast prophetischen Anstrich. Das Charakterbild, welches er von der gemeinen Natur des ewig unzufriedenen Radikalen, des scheltsüchtigen alten Cobbett, entwirft[80]), den er mit einem knurrenden Kettenhunde vergleicht, dessen Gebell zuletzt allen Werth verliert, weil er dem Freunde seines Herrn so gut wie dem Dieb nach den Waden schnappt, ist eben so bezeichnend wie der malitiöse Steckbrief, den er dem Vollblutsaristokraten, dem Herzog von Wellington, auf das fürstliche Wams heftet[81]): „Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und Das empört uns und macht ihn verhasst. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Jetzt, bei der Emancipation der Katholiken, lässt Fortuna ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin George Canning zu Grunde ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann passieren, man würde ihn nicht hassen, nicht genau messen, wenigstens nicht mit dem heroischen Maßstabe, womit man einen Napoleon und einen Canning misst, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er ist als Mensch. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarschallsuniform des Ruhmes auszieht? Ein Korporalstock, der die ausgerechneten Ministerialinstruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten steht, recht ruhig und genau ausführt, ein eckig geschnitzter Hampelmann, der sich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Aristokratie zieht, ein hölzerner Völkervampyr mit hölzernem Blick (wooden look, wie Byron sagt), und ich möchte hinzusetzen: mit hölzernem Herzen... Erliegen müssen die Freunde Canning's, die ich die guten Geister Englands nenne, weil ihre Gegner dessen Teufel sind; Diese, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeschrei. Und, o! sie werden jetzt wieder nach wie vor alle Früchte des Volksfleißes in

ihren eigenen Säckel hineinverwalten, ſie werden als regierende Kornjuden die Preiſe ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Biſſen Brot ſich leibeigen ſelbſt den hohen Herren verkaufen, ſie werden ihn vor den Pflug ſpannen und peitſchen, und er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der andern Seite ſchlägt ihn der Erzbiſchof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande ſein." — Neben dem engherzigen Übermuthe der Ariſtokratie, — der „bekannten oder, beſſer geſagt, unbekannten Fuchsjäger," die „unter dem Wohl Englands nichts Anderes als die Sicherheit ihrer eigenen Herrſchaft verſtehen"[82]), und zu deren Brandmarkung Heine mit boshaftem Behagen die ſchärfſten Invektiven des Cobbett'ſchen Journals überſetzte, — verdroſſen ihn beſonders die religiöſe Beſchränktheit und der puritaniſche Zuſchnitt des engliſchen Lebens, welche ſelbſt den Parlamentsdebatten häufig einen läſtigen Zwang auferlegten[83]): „Wenn man mit dem dümmſten Engländer über Politik ſpricht, ſo wird er doch immer etwas Vernünftiges zu ſagen wiſſen. Sobald man aber das Geſpräch auf Religion lenkt, wird der geſcheiteſte Engländer Nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entſteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Miſchung von Weisheit und Unſinn, ſobald im Parlamente die Emancipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion kollidieren." Deſto mehr imponierte dem jungen Deutſchen, in deſſen Heimat das öffentliche politiſche Leben kaum noch im erſten Erwachen war, die anregende Lebendigkeit der parlamentariſchen Verhandlungen, aus denen er zu Nutz und Frommen ſeiner Landsleute manche illuſtrierende Redeprobe mittheilt. „Das engliſche Parlament," ſagt er bei ſolcher Gelegenheit, mit treffendem Seitenhieb auf die unfreien heimiſchen Verhältniſſe[84]), „bietet ein heiteres Schauſpiel des unbefangenſten Witzes und der witzigſten Unbefangenheit; bei den ernſthafteſten Debatten, wo das Leben von Tauſenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel ſteht, kommt doch keiner der Redner auf den Einfall, ein deutſch-ſteifes Landſtändegeſicht zu ſchneiden oder franzöſiſch-pathetiſch zu deklamieren, und wie ihr Leib, ſo gebärdet ſich alsdann auch ihr Geiſt ganz zwanglos, Scherz, Selbſtperſifflage, Sarkasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verſe ſprudeln hervor im blühendſten Farbenſpiel, ſo daß die Annalen des Parlaments uns noch nach

Fahren die geiſtreichſte Unterhaltung gewähren. Wie ſehr kontraſtieren dagegen die öden, ausgeſtopften, löſchpapiernen Reden unſerer ſüddeutſchen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigſte Zeitungsleſer nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft ſchon einen lebendigen Leſer verſcheuchen kann, ſo daß wir glauben müſſen, jene Langweiligkeit ſei geheime Abſicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuſchrecken, und ſie dadurch trotz ihrer Öffentlichkeit dennoch im Grunde ganz geheim zu halten." — Sehr witzig vergleicht Heine[85]) das Gebahren der jeweiligen Oppoſitionspartei im engliſchen Parlamente mit dem trugvollen Manöver einer neuen Oppoſitionskutſche, die, um alle ſchon vorhandenen Konkurrenz-Linien aus dem Felde zu ſchlagen, ihre Fahrgäſte ſpottwohlfeil befördert, aber ſofort die Preiſe erhöht, wenn die alten Fuhrgelegenheiten verdrängt worden ſind. Es verſteht ſich daher, daß Heine den Bezeichnungen „Whigs" und „Tories" nur eine untergeordnete Bedeutung beilegt, und ſie vielmehr nur als Koterienamen gelten läßt[86]): „Sie bezeichnen Menſchen, die bei gewiſſen Streitfragen zuſammenhalten, deren Vorfahren und Freunde ſchon bei ſolchen Anläſſen zuſammenhielten. Von Principien iſt gar nicht die Rede, man iſt nicht einig über gewiſſe Ideen, ſondern über gewiſſe Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abſchaffung oder Beibehaltung gewiſſer Mißbräuche, über gewiſſe Bills, gewiſſe erbliche Questions — gleichviel aus welchem Geſichtspunkte, meiſtens aus Gewohnheit. Die Engländer laſſen ſich nicht durch die Parteinamen irre machen. Wenn ſie von Whigs ſprechen, ſo haben ſie nicht dabei einen beſtimmten Begriff, wie wir z. B., wenn wir von Liberalen ſprechen, wo wir uns gleich Menſchen vorſtellen, die über gewiſſe Freiheitsrechte herzinnig einverſtanden ſind — ſondern ſie denken ſich eine äußere Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach ſeiner Denkweiſe beurtheilt, gleichſam eine Partei für ſich bilden würde, und die nur, wie ſchon oben erwähnt iſt, durch äußere Anläſſe, durch zufällige Intereſſen, durch Freundſchafts- und Feindſchaftsverhältniſſe gegen die Tories ankämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Ariſtokraten in unſerem Sinne denken, da dieſe Tories in ihren Gefühlen nicht ariſtokratiſcher ſind als die Whigs, und oft ſogar nicht ariſtokratiſcher als der Bürgerſtand ſelbſt, der die Ariſtokratie für ebenſo unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Klerus nicht bloß als ſtaatsnützlich, ſondern als eine Naturnothwendigkeit anſieht, und vielleicht ſelbſt für dieſe

Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Ariſtokratie ſelbſt, eben weil er feſter daran glaubt als dieſe, die zumeiſt den Glauben an ſich ſelbſt verloren. In dieſer Hinſicht liegt über dem Geiſt der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters; die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menſchen hat ſie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der toriſch geſinnt iſt, dürfen wir deßhalb bei Leibe nicht ſervil nennen und zu jenen wohlbekannten ſervilen Hunden zählen, die frei ſein könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgekrochen ſind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellen." Im Gegenſatze zu dieſem Koteriegezänk der herkömmlichen Parteien, betrachtete Heine die ſchlechte und ungerechte Art der Volksrepräſentation als einen viel ernſterer Kämpfe würdigen Makel des engliſchen Staatslebens, und die in jenen Tagen ſeit Kurzem lebhafter zur Sprache gebrachte Parlamentsreform erſchien ihm als die Kernfrage der nächſten Zukunft.

Aber nicht die brittiſche Politik allein intereſſierte ihn, ſondern faſt mehr noch die Beobachtung des Volkslebens und des geſellſchaftlichen Treibens der vornehmen Welt. Heine hatte ſich eine Wohnung im Mittelpunkte der Stadt, in Nr. 32 der vom „Strand" nach der Themſe führenden Craven-Street, unweit der Waterloobrücke, ausgeſucht. Von dort aus ſchlenderte er in der erſten Zeit allmorgens in behaglichem Flanieren durch die menſchengefüllten Straßen, um die bunt vorüberſchwirrenden Eindrücke der fremdartigen Rieſenſtadt und ihrer Bewohner ruhig in ſich aufzunehmen, bis ſie ſich ihm allmählich zu einem feſten Bilde geſtalteten. Anfangs wagt er kein ſicheres Urtheil zu fällen, er konſtatiert nur das Betäubende des ungewohnten Anblicks [87]): „Schon genug geſehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anſchauung. London hat all meine Erwartung übertroffen in Hinſicht ſeiner Großartigkeit, aber ich habe mich ſelbſt verloren. Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. Es iſt hier ſo fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Menſch verſteht Einen, kein Menſch verſteht Deutſch." Inzwiſchen benutzte er ſeinen Aufenthalt, um alle Sehenswürdigkeiten London's gründlich in Augenſchein zu nehmen. Der Kreditbrief an Rothſchild, den Onkel Salomon ihm „der Repräſentation halber" mitgegeben, lieferte ihm ausreichende Mittel, ſeine Schauluſt zu befriedigen und Vergnügungen aller Art nachzugehn, unter welchen der Verkehr mit ſchönen Weibern, neben häufigem Beſuch der Londoner Theater, die Hauptrolle ſpielt. Obſchon Heine

während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in England 1400 Thlr. verbrauchte, zahlte er doch von dem Erlös jenes Kreditbriefes gleichzeitig nicht bloß seine alten Schulden an Moser und die Universitätsfreunde in Berlin und Göttingen zurück [88]), sondern schickte auch vorsorglich 800 Thaler an Varnhagen, der ihm die Summe bis zu näherer Verfügung aufheben sollte. „Ich habe mancherlei Schulden in diesem irdischen Jammerthal," schrieb er mit kavaliersmäßiger Nonchalance dem bewährten Freunde [89]), „und bis jetzt keine fixe Einnahme. Die Verfolgungen, die ich erleide, sind bedenklich, und es ist nöthig, daß ich zu jeder Zeit mit Reisegeld versehen sei. Was ich bei mir habe, pflege ich gewöhnlich zu verschleudern; und so wäre es gut, denk' ich, wenn Sie mir immer einen kleinen Zehrpfennig aufbewahrten." [90])

So sehr ihm aber das englische Leben äußerlich imponierte, so wenig vermochte Heine demselben innerlich Geschmack abzugewinnen. „Schickt einen Philosophen nach London; bei Leibe keinen Poeten!" ruft er in seinen Reiseerinnerungen aus [91]). „Dieser bare Ernst aller Dinge, diese kolossale Einförmigkeit, diese maschinenhafte Bewegung, diese Verdrießlichkeit der Freude selbst, dieses übertriebene London erdrückt die Phantasie und zerreißt das Herz." Die vielgeschäftige, unruhige Hast, das Stoßen und Drängen auf den tosenden Straßen, der grelle Kontrast zwischen höhnendem Reichthum und hungernder, zerlumpter Armuth machten ihn schaudern und flößten ihm einen tiefen Widerwillen gegen England ein, der sich später oft mit ungerechtester Einseitigkeit in seinen Schriften kundgab. Es schien ihm [92]), „als sei ganz London eine Beresinabrücke, wo Jeder in wahnsinniger Angst, um sein bischen Leben zu fristen, sich durchdrängen will, wo der kecke Reiter den armen Fußgänger niederstampft, wo Derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren ist, wo die besten Kameraden fühllos, Einer über die Leiche des Andern, dahineilen, und Tausende, die, sterbensmatt und blutend, sich vergebens an den Planken der Brücke festklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinabstürzen." Im Ganzen fand er England und das englische Treiben genau wie er es im „Ratcliff" geschildert, und gestand einem Freunde [93]) bei seiner Rückkehr, daß er diesen Stoff auch jetzt, nachdem er den Schauplatz desselben aus eigner Anschauung kennen gelernt, im Wesentlichen nicht mit bessern Lokalfarben zu behandeln wüßte. „Wie der Mathematiker," fügte er hinzu, „aus einem Theile des Kreises diesen sofort ganz herzustellen vermag, so kann auch der

Dichter aus wenigen Zügen das ganze Bild konstruieren.“ Die vorgefaſſte Meinung und die Abneigung des Poeten gegen die eckig proſaiſche Außenſeite des engliſchen Lebens influierten jedoch über Gebühr auf ſein Urtheil, und er verfiel bei ſeinen Spöttereien nur zu häufig ſelbſt in den von ihm ſo ſtreng gerügten Fehler „jener geiſtigen Maſkeradenluſt, wo wir Menſchen und Denkweiſe unſerer Heimat in fremde Länder hineintragen, ſtatt bei unbefangener Beobachtung wahrzunehmen, daſs dort die Menſchen mit Sitten und Koſtüm gleichſam verwachſen ſind, daſs die Geſichter zu den Gedanken und die Kleider zu den Bedürfniſſen paſſen, ja daſs Pflanzen, Thiere, Menſchen und Land ein zuſammenſtimmendes Ganze bilden.“ [94]) Anfangs bemühte Heine ſich allerdings, ſeine ſubjektive Averſion zu überwinden, und die Reiſeberichte, welche er in den „Engliſchen Fragmenten“ gab, zeugten im Ganzen noch von dem Streben, den politiſchen und geſellſchaftlichen Eigenthümlichkeiten der fremden Nationalität gerecht zu werden, dem Leſer ein richtiges Verſtändnis derſelben zu vermitteln. Viele der mitgetheilten Aufſätze — die Charakteriſtik John Bull's, die Abhandlung über die Staatsſchuld, das Bild Lord Brougham's als Parlamentsredner, die türkiſchen und jüdiſchen Parallelgeſchichten bei den Debatten über die Emancipation der Katholiken — waren direkt aus engliſchen Journalen entnommen, und das ſtarke Nationalbewuſſtſein der Engländer wurde als Schlüſſel zur Erklärung mancher anſcheinender Widerſprüche lebhaft betont [95]): „Trotz der entgegengeſetzten Geiſtes- and Lebensrichtungen, findet man doch wieder im engliſchen Volke eine Einheit der Geſinnung, die eben darin beſteht, daſs es ſich als ein Volk fühlt; die neueren Stutzköpfe und Kavaliere mögen ſich immerhin wechſelſeitig haſſen und verachten, dennoch hören ſie nicht auf, Engländer zu ſein; als Solche ſind ſie einig und zuſammengehörig, wie Pflanzen, die aus demſelben Boden hervorgeblüht und mit dieſem Boden wunderbar verwebt ſind. Daher die geheime Übereinſtimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim erſten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widerſprüche dünken will. Überreichthum und Miſère, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtſchaft, Grauſamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, dieſe Gegenſätze in ihren tollſten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten ſummende Maſchinen, Zahlen, Gaslichter, Schornſteine, Zeitungen, Porterkrüge, geſchloſſene Mäuler, alles Dieſes hängt ſo zuſammen, daſs wir uns Keins ohne das Andere denken können, und was ver-

einzelt unſer Erſtaunen oder Lachen erregen würde, erſcheint uns als ganz gewöhnlich und ernſthaft in ſeiner Vereinigung."

Nur kurze Zeit aber vermochte Heine dies halbwegs unparteiliche Reſultat ſeines Beſuches in England feſtzuhalten, und Land und Volk mußten ſpäter bei jeder Gelegenheit bitter entgelten, daß die Form ihrer äußern Erſcheinung dem künſtleriſchen Schönheitsſinne des deutſchen Poeten ſo wenig Genüge gethan. Seit Letzterer vollends die heitre Beweglichkeit des franzöſiſchen Lebens kennen und genießen gelernt, verſchoben ſich ihm die Erinnerungen ſeiner Londoner Reiſe zu einem grotesken Zerrbilde, das nur noch dem ausgelaſſenſten Humor zum Spielball oder den Ausbrüchen mißmüthigſter Laune zum Blitzableiter dient. „Es ſind nun acht Jahre", erzählt er in den „Florentiniſchen Nächten" [96]), „daß ich nach London reiſte, um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol' der Teufel das Volk mitſammt ſeiner Sprache! Da nehmen ſie ein Dutzend einſilbiger Worte ins Maul, kauen ſie, knatſchen ſie, ſpucken ſie wieder aus, und Das nennen ſie Sprechen. Zum Glück ſind ſie ihrer Natur nach ziemlich ſchweigſam, und obgleich ſie uns immer mit aufgeſperrtem Maule anſehen, ſo verſchonen ſie uns jedoch mit langen Konverſationen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sohne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem Kontinente Franzöſiſch gelernt hat. Dieſer will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntniſſe zu üben, und überſchüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenſtände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, ſo kommt er mit einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimat oder Dauer unſeres Aufenthalts, und mit dieſem unaufhörlichen Inquirieren glaubt er uns aufs allerbeſte zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete, daß die Engländer ihre franzöſiſche Konverſation auf dem Bureau des passeports erlernen. Am nützlichſten iſt ihre Unterhaltung bei Tiſche, wenn ſie ihre koloſſalen Roaſtbeefe tranchieren und mit den ernſthafteſten Mienen uns abfragen, welch ein Stück wir verlangen, ob ſtark oder ſchwach gebraten, ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde, ob fett oder mager. Dieſe Roaſtbeefe und ihre Hammelbraten ſind aber auch Alles, was ſie Gutes haben. Der Himmel bewahre jeden Chriſtenmenſch vor ihren Saucen, die aus $^1/_3$ Mehl und $^2/_3$ Butter, oder je nachdem die Miſchung eine Abwechſelung bezweckt, aus $^1/_3$ Butter und $^2/_3$ Mehl beſtehen. Der Himmel bewahre auch Jeden vor ihren naiven

Gemüſen, die ſie in Waſſer abgekocht, ganz wie Gott ſie erſchaffen hat, auf den Tiſch bringen. Entſetzlicher noch als die Küche der Engländer ſind ihre Toaſte und ihre obligaten Standreden, wenn das Tiſchtuch aufgehoben wird und die Damen ſich von der Tafel wegbegeben, und ſtatt ihrer eben ſo viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden — denn durch letztere glauben ſie die Abweſenheit des ſchönen Geſchlechtes aufs beſte zu erſetzen. Ich ſage: des ſchönen Geſchlechtes, denn die Engländerinnen verdienen dieſen Namen. Es ſind ſchöne, weiße, ſchlanke Leiber. Nur der allzu breite Raum zwiſchen der Naſe und dem Munde, der bei ihnen eben ſo häufig wie bei den engliſchen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die ſchönſten Geſichter verleidet. Dieſe Abweichung von dem Typus des Schönen wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien ſehe, wo ihre kärglich gemeſſenen Naſen und die breite Fleiſchfläche, die ſich darunter bis zum Maule erſtreckt, einen deſto ſchrofferen Kontraſt bildet mit den Geſichtern der Italiäner, deren Züge mehr von antiker Regelmäßigkeit ſind, und deren Naſen, entweder römiſch gebogen oder griechiſch geſenkt, nicht ſelten ins allzu Längliche ausarten. Sehr richtig iſt die Bemerkung eines deutſchen Reiſenden, daſs die Engländer, wenn ſie hier unter den Italiänern wandeln, Alle wie Statuen ausſehen, denen man die Naſenſpitze abgeſchlagen hat. Ja, wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet, kann man durch den Kontraſt ihre Mängel erſt recht grell hervortreten ſehen. Es ſind die Götter der Langeweile, die in blank lackierten Wagen mit Extrapoſt durch alle Länder jagen, und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter ſich laſſen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Intereſſe, ihre geputzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger Egoismus, und ihre öde Freude an allen melancholiſchen Gegenſtänden. Schon ſeit drei Wochen ſieht man hier auf der Piazza del Gran Duca alle Tage einen Engländer, welcher ſtundenlang mit offenem Maule jenem Charlatane zuſchaut, der dort, zu Pferde ſitzend, den Leuten die Zähne ausreißt. Dieſes Schauſpiel ſoll den edlen Sohn Albions vielleicht ſchadlos halten für die Exekutionen, die er in ſeinem theuern Vaterlande verſäumt. Denn nächſt Boxen und Hahnenkampf giebt es für einen Britten keinen köſtlicheren Anblick, als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf geſtohlen oder eine Handſchrift nachgeahmt hat, und vor der Façade von Old-Baylie eine Stunde lang mit einem Strick um den Hals ausgeſtellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit

ſchleudert. Es iſt keine Übertreibung, wenn ich ſage, daſs Schafdiebſtahl und Fälſchung in jenem häſslich grauſamen Lande gleich den abſcheulichſten Verbrechen, gleich Vatermord und Blutſchande, beſtraft werden. Ich ſelber, den ein triſter Zufall vorbeiführte, ich ſah in London einen Menſchen hängen, weil er ein Schaf geſtohlen, und ſeitdem verlor ich alle Freude an Hammelbraten; das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm ward ein Irländer gehenkt, der die Handſchrift eines reichen Bankiers nachgeahmt; noch immer ſehe ich die naive Todesangſt des armen Paddy, welcher vor den Aſſiſen nicht begreifen konnte, daſs man ihn einer nachgeahmten Handſchrift wegen ſo hart beſtrafe, ihn, der doch jedem Menſchenkind erlaube, ſeine eigne Handſchrift nachzuahmen. Und dieſes Volk ſpricht beſtändig von Chriſtenthum, und verſäumt des Sonntags keine Kirche, und überſchwemmt die ganze Welt mit Bibeln. — Ich will geſtehen: wenn mir in England Nichts munden wollte, ſo lag auch wohl zum Theil der Grund in mir ſelber. Ich hatte einen guten Vorrath von Miſslaune mit hinüber gebracht aus der Heimat, und ich ſuchte Erheiterung bei einem Volke, das ſelber nur im Strudel der politiſchen und merkantiliſchen Thätigkeit ſeine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maſchinen, die hier überall angewendet werden, und ſo viele menſchliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieſes künſtliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und tauſenderlei kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die ſich faſt leidenſchaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Beſtimmte, das Genaue, das Ausgemeſſene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängſtigte mich nicht minder; denn gleich wie die Maſchinen in England uns wie Menſchen vorkommen, ſo erſcheinen uns dort die Menſchen wie Maſchinen. Ja, Holz, Eiſen und Meſſing ſcheinen dort ganz den Geiſt des Menſchen uſurpiert zu haben und vor Geiſtesfülle faſt wahnſinnig geworden zu ſein, während der entgeiſtete Menſch als ein hohles Geſpenſt ganz maſchinenmäßig ſeine Gewohnheitsgeſchäfte verrichtet, zur beſtimmten Minute Beefſtäke friſſt, Parlamentsreden hält, ſeine Nägel bürſtet, in die Stage-Coach ſteigt oder ſich aufhängt.“ — Boshafter noch ſind die galligen Worte, mit denen Heine ſeine Beſprechung der Shakſpeare'ſchen Frauenbilder einleitet [97]): „Ich kenne einen guten Hamburger Chriſten, der ſich nie darüber zufrieden geben konnte, daſs unſer Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Wie es dieſem vortrefflichen

Sohne Hammonia's mit Jeſus Chriſtus geht, ſo geht es mir mit William Shakſpeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, daſs er am Ende doch ein Engländer iſt, und dem widerwärtigſten Volke angehört, das Gott in ſeinem Zorne erſchaffen hat. Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie ſteifleinen, wie hausbacken, wie ſelbſtſüchtig, wie engliſch! Ein Land, welches längſt der Ocean verſchluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daſs es ihm Übelkeiten im Magen verurſachen möchte... Ein Volk, ein graues gähnendes Ungeheuer, deſſen Athem Nichts als Stickluft und tödliche Langeweile, und das ſich gewiſs mit einem koloſſalen Schiffstau am Ende ſelbſt aufhängt... Und in einem ſolchen Lande, und unter einem ſolchen Volke hat William Shakſpeare das Licht der Welt erblickt. Gleichſam eine geiſtige Sonne ward er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne faſt während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Inſel der Verdamnis, jenes Botanybay ohne ſüdliches Klima, jenes ſteinkohlenqualmige, maſchinenſchnurrende, kirchengängeriſche und ſchlecht beſoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geſchöpfe, und indem ſie den Engländern Alles, was ſchön und lieblich iſt, verſagte, und ihnen weder Stimme zum Geſang noch Sinne zum Genuſs verliehen, und ſie vielleicht nur mit ledernen Porterſchläuchen ſtatt mit menſchlichen Seelen begabt hat, ertheilte ſie ihnen zum Erſatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent, ſich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakſpeare."

An Letzteren wurde Heine bei ſeinem Durchſtreifen der Weltſtadt aller Orten erinnert, und er überzeugte ſich, daſs Shakſpeare's Dramen dort zu Lande nicht bloß dem Gebildeten, ſondern faſt Jedem im Volke bekannt ſind [98]): „Sogar der dicke Beefeater, der mit ſeinem rothen Rock und rothen Geſicht im Tower als Wegweiſer dient, und dir hinter dem Mittelthor das Verlies zeigt, wo Richard ſeine Neffen, die jungen Prinzen, ermorden laſſen, verweiſt dich an Shakſpeare, welcher die näheren Umſtände dieſer grauſamen Geſchichte beſchrieben habe. Auch der Küſter, der dich in der Weſtminſterabtei herumführt, ſpricht immer von Shakſpeare, in deſſen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier in ſteinernem Konterfei auf ihren Sarkophagen ausgeſtreckt liegen und für einen Schilling ſechs Pence gezeigt werden, eine ſo wilde oder kläglicke Rolle ſpielen. Ich müſſte den ganzen Guide of London abſchreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakſpeare in Erinnerung gebracht wurde.

Am bedeutungsvollſten geſchah Dieſes im Parlamente, nicht ſowohl deſshalb, weil das Lokal desſelben jenes Weſtminſter-Hall iſt, wovon in den Shakſpeare'ſchen Dramen ſo oft die Rede, ſondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einigemal von Shakſpeare ſelber geſprochen wurde, und zwar wurden ſeine Verſe nicht ihrer poetiſchen, ſondern ihrer hiſtoriſchen Bedeutung wegen citiert. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daſs Shakſpeare in England nicht bloß als Dichter gefeiert, ſondern auch als Geſchichtſchreiber von den höchſten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird." —

Mitte Juni machte Heine einen vierzehntägigen Ausflug nach dem faſhionablen Seebade Ramsgate an der Themſemündung, und kehrte von dort wieder auf kurze Zeit nach London zurück, das er am 8. Auguſt, dem Todestage Canning's, verließ, um ſich über Holland zum dritten Male nach Norderney zu verfügen. „Ich werde Nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Koſten," hatte er aus London an Merckel geſchrieben [99]). Trotz der mannigfachen geiſtigen Ausbeute, die ihm ſeine Reiſe gewährt hatte, wiederholte er jetzt, mit Anſpielung auf Walter Scott's „Leben Napoleon's", das hauptſächlich zur Deckung der Gläubiger des ſchottiſchen Barden verfaſſt worden war, dieſelbe Verſicherung [100]): „England hat mich in finanzieller Hinſicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen und ein ſchlechtes Buch, aber lukratives, ſchreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geiſt." — Hatte er ſich vor der Reiſe nach England, die faſt einer Flucht ähnlich ſah, etwas furchtſam erwieſen, ſo erſchien nach den ſcharfen Worten, die er im zweiten Bande der „Reiſebilder" über den hannövriſchen Adel geſprochen, ſein jetziger Beſuch auf Norderney faſt wie eine tollkühne Provokation. „Nun, dazu gehörte Muth!" riefen ihm in der That einige alte Bekannte entgegen, als ſie ihn ankommen ſahen. So ungehalten aber die ariſtokratiſchen Badegäſte über ihn ſein mochten und ſo fern ſie ſich von ihm hielten, hatte er doch keinerlei ernſtliche Anfechtungen zu erleiden. Nach zweiwöchentlichem Verweilen begab er ſich von dem diesmal ſehr überfüllten, ziemlich geräuſchvollen Bade nach der weiter oſtwärts gelegenen Inſel Wangeroge, deren einſamer Strand faſt ſchon von allen Kurgäſten verlaſſen war. Nachdem er hier in ſtiller Zurückgezogenheit ſeine von der Sommerreiſe ſtark angegriffenen Nerven gekräftigt, kehrte er gegen Ende September nach Hamburg zurück.

# Drittes Kapitel.

## Das „Buch der Lieder“.

Schon aus Lüneburg hatte Heine im verfloſſenen Winter an Merckel geſchrieben [101]): „Einige Freunde dringen darauf, daſs ich eine auserleſene Gedichteſammlung, chronologiſch geordnet und ſtreng gewählt, herausgeben ſoll, und glauben, daſs ſie eben ſo populär wie die Bürger'ſche, Goethe'ſche Uhland'ſche u. ſ. w. werden wird. Varnhagen giebt mir in dieſer Hinſicht manche Regeln. Ich würde einen Theil meiner erſten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar gegeben hat; ich nehme faſt das ganze „Intermezzo“ — Das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die ſpätern Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte, und nicht fürchtet, daſs die „Reiſebilder“ dadurch beeinträchtigt werden. Wie geſagt, ich wollte für dieſes Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erforderniſſe des Populärwerdens wären meine einzigen Rückſichten, es wär' meine Freude, Maurern und Dümmlern zu zeigen, daſs ich mir doch zu helfen weiß, und dieſes Buch würde mein Hauptbuch ſein, und ein pſychologiſches Bild von mir geben, — die trüb-ernſten Jugendgedichte, das „Intermezzo“ mit der „Heimkehr“ verbunden, reine blühende Gedichte, z. B. die aus der „Harzreiſe“, und einige neue, und zum Schluſs die ſämmtlichen koloſſalen Epigramme. Hör doch mal aus Campe heraus, ob ihm ſolch ein Plan nicht miſsfällt und ob er ſolchem Buch — es wär' keine gewöhnliche Gedichteſammlung — Abſatz verſpricht.“

Campe war Anfangs dem Plane wenig geneigt, er hatte zeitlebens geringes Gefallen an dem Verlag von Gedichten, über deren Werth er zudem meiſtens ein ſehr unſicheres Urtheil beſaß, und im vorliegenden Falle ſchien es ihm obendrein recht bedenklich, durch Einzeldruck der in den „Reiſebildern“ enthaltenen Gedichte gewiſſermaßen mit einem andern Artikel ſeines Verlages ſelbſt in Konkurrenz zu treten. Nach vielem Zureden entſchloß er ſich endlich, gegen Zuſicherung ſämmtlicher künftiger Auflagen des „Buches der Lieder“, über ein Darlehen von 50 Louisd'or, das der Dichter im Frühjahr bei ihm gemacht hatte, zu quittieren, und der Druck begann, ſobald Heine wieder in Hamburg eintraf.

Schon in der Mitte des Oktobermonats wurde das Buch verſandt. „Es iſt Nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte,“ ſchrieb Heine, durch Campe's geringfügige Erwartungen entmuthigt, den Freunden in Berlin bei Zuſtellung der für ſie beſtimmten Exemplare [102]). „Es iſt wunderſchön ausgerüſtet, und wird wie ein harmloſes Kauffahrteiſchiff, unter dem Schutze des zweiten Reiſebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergeſſenheit hinabſegeln.“ Der Erfolg ſollte jedoch dieſe ſchlimme Prophezeiung glänzend widerlegen. Zehn Jahre vergingen freilich, bevor die erſte, in 5000 Exemplaren gedruckte Ausgabe vergriffen war, dann aber folgte eine neue Auflage der andern, und der Dichter, welcher den koſtbaren Liederhort für ein ſo winziges Sümmchen auf immer aus der Hand gegeben, hatte ſo Unrecht nicht, wenn er ſpäter mit ſatiriſchem Lächeln das ſtattliche Haus ſeines Verlegers in der Schauenburgerſtraße zu Hamburg ein prachtvolles Monument nannte, das ihm in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen des „Buches der Lieder“ errichtet ſei [103]).

Obwohl die Sammlung kein einziges Gedicht enthielt, das nicht ſchon in früheren Publikationen Heine's mitgetheilt worden war — ein Umſtand, über den ſeine Gegner es an boshaften Gloſſen nicht fehlen ließen [104]) — ſo war doch die Wirkung des Ganzen eine weſentlich andere und tiefere, als der Eindruck der in verſchiedenen Büchern und Tagesblättern zerſtreuten Lieder. Die lyriſche Thätigkeit des Dichters und ihr eigenthümlicher Charakter ſtellten ſich jetzt dem Leſer in einem Geſammtbilde dar, in welchem das Einzelne durch ſeine Beziehung zu allen übrigen Theilen erſt die rechte Beleuchtung gewann. Unter den Wenigen, welche das „Buch der Lieder“ damals einer eingehenden Beſprechung würdigten, erkannte ein Berliner Recenſent ſofort dieſe literarhiſtoriſche Bedeutung der Heine'ſchen

Gedichtſammlung. „Nicht nur darf uns erfreuen,“ ſchrieb der mehrfach genannte Dr. Heinrich Hermann (Ernſt Woldemar) im „Geſellſchafter“ Nr. 186, vom 21. November 1827, „jetzt bequem beiſammen zu haben, was nun doch einmal innig zuſammen gehört, ſondern wir finden auch unſern Beſitz in ſich ſelbſt vergrößert, ſchon durch die bloße Vereinigung; denn der Strauß iſt noch etwas mehr, als die Blumen alle, aus denen er beſteht. Wie jedes Lied einzeln nur für ſich ſpricht, ſo ſpricht es in einer Folge aufgereiht zugleich ſeinen Theil eines höheren Ganzen aus. Augenblicke, Stunden, Tage der Empfindung werden ſo zu einer Herzensgeſchichte, die in den mannigfachſten Scenen ihren faſt dramatiſchen Verlauf hat; die Einheit des Gefühls, welche dieſen Liedern zum Grunde liegt, läſſt ſich nicht leugnen, ſie iſt die reine, urſprüngliche Quelle, aus der jede Ausdrucksweiſe hier fließt; die Nachahmung von Kunſtformen, das Begehren, Etwas zu ſcheinen, waren hier keine Antriebe. Die Urſprünglichkeit und Selbſtändigkeit dieſer lyriſchen Ergüſſe zeigt ſich ſchon dadurch offenbar, daſs es vor Heine in unſrer Literatur Nichts dieſer Art gegeben, und ſeit ſeinem Auftreten ſchon mehrere Nachahmungen ſeiner Weiſe, doch mit geringem Glück, verſucht worden.“

Ein Irrthum wäre es jedoch, zu glauben, daſs die Mehrzahl der zeitgenöſſiſchen Kritiker dieſe günſtige Anſicht über den Werth des Heine'ſchen Liederbuches getheilt hätte. Das Talent des Dichters wurde freilich anerkannt, aber der Gebrauch ſeiner Gaben erregte vielfältiges Bedenken. Die Schulpedanten, welche nach ihren klaſſiſchen Traditionen das Geſetz der quantitierenden Metrik auch für die deutſche Poeſie feſthalten wollten, vermochten in den melodiſchen Hebungen und Senkungen der volksliedartigen Reime nur eine ſtilloſe Flüchtigkeit der Verſifikation, in den majeſtätiſch wogenden Rythmen der „Nordſeebilder“ gar nur eine willkürlich in Verszeilen abgetheilte Proſa zu erkennen [105]). „Übrigens ſind dieſe „Lieder“ von H. Heine recht hübſche Lieder,“ ſchrieb der eitle Dr. Nikolaus Bärmann [106]), der ſich zu jener Zeit in der ſeiltänzeriſch gekünſtelten Nachahmung aller erdenklichen ausländiſchen Muſter gefiel, „wenn man die Reimzeilen dieſes anderweitig genialen Autors für deutſche Verſe will gelten laſſen. Was Apel's „Metrik„ und Voſs's „Zeitmeſſung“ dazu ſagen — — ei nun! es kann ja Jeder dieſe Herren ſelbſt fragen.“ Ähnlich lautete die nach Katheberſtaub und Lampenöl duftende Cenſur, welche Müllner mit gewohnter Anmaßung dem „Buche der Lieder“ auf den Weg gab [107]):

„Der Inhalt zeugt für ein dichterisches Talent, welches (wie nicht immer der Fall ist), dem Sänger eigenthümlich zugehört, aber, wenn wir uns eines schulmännischen Ausdrucks bedienen dürfen, noch nicht gelernt hat, hartes Holz zu bohren. Ein Genius ist da, aber er ist noch nicht, wie Schiller ihn will: er entbrennt nicht, thatenvoll dem Stoffe sich zu vermählen, er spannt nicht den Nerv des Fleißes an, um beharrlich ringend dem Gedanken das Element zu unterwerfen. Hinwerfen auf das Papier, was er leicht aufgefasst hat, leicht und angenehm hinwerfen, was er ohne Anstrengung der dichterischen Kraft gestaltet hat, Das ist die Thätigkeit, die er liebt. In Gottes Namen! Da die Poeten geboren werden, so müssen sie auch Kinder sein, sie müssen spielen dürfen, bis die Kraft zur Arbeit reif geworden ist. Um so besser werden sie dann im Stande sein, der Arbeit den Schein des Spieles zu geben, und Das ist ja das Geheimnis der schönen Kunst."

Von allen Vorwürfen, die gegen Heine erhoben werden konnten, war der Tadel, dass er es mit der künstlerischen Form zu nachlässig und leicht nehme, sicher der ungerechteste. Es ging den Herren Müllner, Bärmann und Konsorten, wie es manchem dilettantischen Betrachter einer Gemäldeausstellung zu gehen pflegt, der bewundernd vor mittelmäßigen Bildern stehen bleibt und sie für Meisterwerke hält, weil die Spuren einer mühevollen Technik an den aufgewandten Künstlerfleiß erinnern, während eine Rafael'sche Madonna in dem kunstsinnigen Beschauer freilich andere Empfindungen als das Behagen an den überwundenen Schwierigkeiten der Ausführung erweckt! Für den eingeweihten Kenner der Poesie lag es wohl außer Zweifel, dass die leichtbeschwingten Weisen der Heine'schen Lieder, gegen welche fast das Beste unter dem Früheren schwerfällig erschien, keineswegs in flüchtiger, anstrengungsloser Hast aufs Papier geworfen waren. Ein Schriftsteller, der, wie Heine, der stilistischen Vollendung des Ausdrucks so hohen Werth beilegte, dass er selbst von jedem einigermaßen wichtigen Privatbriefe ein Koncept entwarf, musste sicherlich auf die Ausarbeitung seiner poetischen Werke eine gesteigerte Sorgfalt verwenden. In der That braucht man nur eins oder das andere jener anmuthigen Lieder, die so tändelnden Spiels von der Sängerlippe geflossen zu sein scheinen, im Manuskript anzusehn, um zu erkennen, wie emsig Heine an Form und Gedanken feilte. „Wie gern überredete man sich nicht," bemerkt August Lewald [108]), der 1840 in der Zeitschrift „Europa" das Faksimile der Hand-

schrift einiger dieser Lieder mittheilte, „daß der Dichter sie hinhauchte, daß der üppige Erguß aus der Fülle seiner Seele immer auch gleich die Gestalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuskripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Diese reizende Leichtigkeit, dieser rhythmische Wohlklang, diese scheinbare Nachlässigkeit, es ist Alles Frucht des sorglichsten Nachdenkens; die schärfste Kritik, das feinste Ohr wachen über diesen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung.“ Ein paar Beispiele mögen uns in die geistige Werkstatt des Dichters einführen und uns zeigen, wie prüfend jedes Wort und jede Wendung überlegt wurde, bis endlich der bezeichnendste Ausdruck des Gedankens, die rhythmisch einschmeichelndste Versmelodie gefunden war. Sämmtliche Strophen sind dem „Neuen Frühling“ entnommen.

Es hebt die Wasserlilje
Ihr Köpfchen aus dem Fluß,
Da wirft der Mond aus dem Himmel
Viel lichten Liebeskuß.

Verschämt senkt sie das Köpfchen
Wieder herab zu den Wellen —
Da sieht sie zu ihren Füßen
Den zitternd blassen Gesellen.

So lautet die erste Fassung des bekannten Liedes. Aber nachdem der dritte Vers der ersten Strophe zweimal geändert worden war:

Da wirft der Mond aus der Höhe

und

Da wirft der Mond herunter,

genügte schließlich die ganze Strophe erst in nachstehender Form dem feinsinnigen Ohre des Dichters:

Die schlanke Wasserlilje
Schaut träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

In der zweiten Strophe wurde das „herab“ mit einem korrekteren „hinab“ vertauscht, und der „zitternd blasse“ Gesell sah sich, nachdem er noch die Wandlung eines „zärtlich blassen Gesellen“ durchlaufen war, einfacher und geschmackvoller in einen „armen blassen Gesellen“ verkehrt.

Ein anderes Lied. Wie ſteif klingt folgende Strophe in der erſten Verſion:

Weil ich dich liebe, muſs ich fliehend
Ausweichen dir — o zürne nicht!
Dein Antlitz, das ſo heiter blühend,
Paſſt nicht zu meinem Angeſicht.

oder ſelbſt noch in der zweiten:

Weil ich dich liebe, muſs ich fliehend
Dich ſtets vermeiden — zürne nicht!
Dein Antlitz iſt ſo ſchön, ſo blühend,
Paſſt nicht zu meinem Angeſicht.

Nur wenige Worte ſind verändert — aber dennoch, Wer fühlte nicht das bedeutungsvolle Gewicht der genialen Verbeſſerungen in der nächſten und letzten Faſſung:

Weil ich dich liebe, muſs ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht!
Wie paſſt dein Antlitz, ſchön und blühend,
Zu meinem traurigen Geſicht!

Wir beſchließen dieſe Beiſpiele, welche ſich ins Unendliche vermehren ließen, mit Anführung der Varianten des wehmüthigen Frühlingsliedes:

Gekommen iſt der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn.

Da hieß es gleich in der zweiten Zeile unplaſtiſcher und allgemeiner:

Die liebe Erd' iſt grün.

Die mittlere Strophe begann:

Die luſtigen Vöglein ſingen,

während die ſpätere Verſion:

Die Nachtigallen ſingen

wieder ein konkreteres Bild giebt. Die letzte Strophe lautete anfänglich:

Ich denk' an meine Schöne,
Ich denk', ich weiß nicht was;
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Glas.

Dann ſchrieb Heine:

Ich ſitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras.
Da kommt ein ſanfter Schlummer,
Ich träume, ich weiß nicht was.

Erſt bei der dritten Verbeſſerung fand der Dichter einen ungleich edleren Abſchluſs des Liedes:

Doch ich kann nicht ſpringen und ſingen,
Ich liege krank im Gras;
Ich hör' ein ſüßes Klingen,
Und träum', ich weiß nicht was.

Auch an dieſer Faſſung aber wurde noch gefeilt, bis endlich die Strophe, wie folgt, zum Abdrucke kam:

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

Das Studium der zahlreichen Varianten der Heine'ſchen Lieder dürfte unſern Poeten und Kunſtkritikern beſonders deßhalb zu empfehlen ſein, weil faſt ausnahmslos jede Änderung eine weſentliche, in ihrem Motive leicht ſich erklärende Verbeſſerung war. Wir wollen beiläufig bemerken, daſs Heine jene Arbeit eines ſorgſamen Feilens in der Regel zu derſelben Stunde vollzog, in welcher er die betreffenden Gedichte ſchuf, nicht aber ſpäter, wenn ſie ihm fremd geworden, daran krittelte und klaubte. „Ich ſelbſt bin wirklich immer ſehr gewiſſenhaft im Arbeiten geweſen," äußerte er im Oktober 1850 gegen Adolf Stahr, „ich habe gearbeitet, ordentlich gearbeitet an meinen Verſen . . . Ich laſſe mir jetzt Knebel's Briefwechſel vorleſen. Da hat mich eine Stelle als ſehr komiſch frappiert. Es iſt ein Brief Raumer's, worin der Gute angiebt, wie er es beim Dichten macht, wie er ſich erſt den Gedanken ſchriftlich exponiert, gleichſam ſceniert, und dann das Alles gehörig in Verſe und Reime bringt. Es iſt mir ſehr komiſch vorgekommen, dieſe poetiſche Receptierkunſt unſerer Väter. Und doch haben die Leute ein großes Verdienſt gehabt: ſie haben ihre Verſe ordentlich gearbeitet, ſie haben ein Studium aus ihrer Arbeit und aus dem Verſe gemacht. Die Romantiker hingegen, bei denen Alles aus der Urkraft urſprünglich wachſen ſollte, nun! bei Denen haben wir ja geſehen, was da gewachſen iſt." —

Da wir die einzelnen Abtheilungen des „Buches der Lieder" ſchon beim Entſtehen derſelben ziemlich ausführlich beſprachen, heben wir nur noch eine in mancher Hinſicht beachtenswerthe Kritik hervor, die ſich in Nr. 52 des Tübinger „Literatur-Blattes" vom 27 Juni 1828 findet, und — mit der Chiffre G. S. unterzeichnet — wahrſcheinlich von Guſtav Schwab herrührt. Es iſt die erſte zeitgenöſſiſche Kritik, welche vorherrſchend den humoriſtiſchen Charakter der Heine'ſchen Poeſie betont, obſchon das Weſen

dieſes Humors auch hier Nichts weniger als richtig begriffen wird. Wir laſſen die Eingangsbetrachtungen unverkürzt folgen: „Der Schmerz der Poeſie über das alltägliche und konventionelle Leben äußert ſich entweder empfindſam oder humoriſtiſch. Den empfindſamen Schmerz hatte ſich bisher die Lyrik vorbehalten, und den Humor der höheren Komödie und dem Roman überlaſſen; nur einzelne Anklänge desſelben vernahm man ſeit Goethe in den Liedern des letzten halben Jahrhunderts; am natürlichſten und mildeſten ſprach er ſich in Uhland's lyriſchen Poeſien aus. Herr Heine aber iſt der Erſte, in deſſen Liederdichtungen jene weltverhöhnende Stimmung eines zerriſſenen Gemüthes Grundton geworden iſt, und zwar ſo, daſs ſein Humor nicht etwa auf eine geheime Verſöhnung hindeutet, ſondern den Kontraſt zwiſchen Poeſie und Leben faſt immer ohne Milderung recht grell und mit kalter Bitterkeit zur Anſchauung bringt, und ſich in „vergifteten“ Liedern gefällt. So originell und vielleicht durch das Lebensſchickſal des Dichters bedingt ein ſolches Beſtreben erſcheint, ſo wehethuend muſs es in die Länge werden, wenn immer nur der unſelige Sieg des Lebens über die Poeſie, und die unerbittliche Vernichtung des Idealen durch das Zufällige und Irdiſche dargeſtellt wird; und ſo leicht kann der immer in derſelben Richtung wiederkehrende Witz und Hohn in eine ermüdende Manier ausarten. Zweierlei Mittel hat der Dichter gegen dieſe doppelte Gefahr: entweder das tiefe Gefühl, durch das jener Spott ſelbſt mannigfaltig modificiert, durch das er zugleich, ohne es ſelbſt zu wollen, rührend und weich wird; oder eine reiche Phantaſie, die in beiden Gegenſätzen eine unendliche Bilderwelt eröffnet, und dem Geiſte auf dieſem Wege erſetzt, was auf einem andern dem Gemüthe genommen wird. Das letztere Mittel ſteht Herrn Heine in vollem Maße zu Gebot, und wenn uns jener hartnäckige und einſeitige Hohn, der ſich häufig von allen tröſtenden Gefühlen abkehrt, zuweilen eher Zweifel gegen ſeine Poeſie, als Belege für dieſelbe an die Hand giebt, ſo erhebt uns die Fülle und Eigenthümlichkeit ſeiner Phantaſie wieder über dieſe Zweifel, und läſſt uns einen wahren, ja einen ausgezeichneten Dichtergeiſt in ihm erkennen.“ „Jene Diſſonanz,“ heißt es weiter unter Anführung zahlreicher Belege, „wird in den Liedern des Dichters eben mit Hilfe ſeiner Phantaſie aufs mannigfaltigſte dargeſtellt. Am effektvollſten löſt ſie ſich in Grauſen und Entſetzen auf. Bald ſtoßen wir auf Lieder, in denen der Liebende, durch die Braut beſeligt, vor dem Altare ſteht, aber der Böſe iſt's, der ſie traut; bald wird eine Jungfrau von einem fiedelnden Todten-

gerippe mit Walzermelodien zum Ball auf den Kirchhof gelockt; bald verdirbt eine Predigersfamilie auf dem Lande, der der Vater gestorben ist, in der Langenweile und Armuth. Oft zeigt sich die Dissonanz in der kalten Verzweiflung, und selten nur endet der Lebensmißmuth in einen mildern Schmerz, in eine milde Ironie oder in edeln Ernst. In seinem Elemente aber ist der Verfasser, wo sich die Verzweiflung in ein wild bewegtes Sinnenleben stürzt. Kaum hörbar mehr ist jedoch die Dissonanz in den Liedern aus der „Harzreise," in denen der Dichter einmal, ohne die Fratzen des Alltagslebens herbei zu zerren, der idyllischen Wonne einer reinen, schöpferischen Phantasie sich ergiebt." Ähnliches wird manchen Gedichten der „Nordsee" nachgerühmt, und die wohlmeinenden Schlußworte lauten: „Nur noch ein Wort an den Dichter über seine ganze beliebte Manier, die Elendigkeit des Alltaglebens immer, wo möglich, mit dessen eigensten Modeausdrücken darzustellen, und uns zur Vollendung des poetischen Kontrastes den rechten Extrakt aus allem Quarke seiner Zufälligkeiten und willkürlichen Abgeschmacktheiten zu geben. Diese Manier kann für den Augenblick großen Eindruck machen, und den vollkommenen Effekt des Lächerlichen hervorbringen: in hundert Jahren, nachdem zehn andere Hanswurstsleben über die Bühne der Zeit gegangen sein werden, wird diese Manier abgestanden, unverständlich, gelehrt erscheinen, oder sie wird, wie nachgedunkelte Farben eines Gemäldes, Eindrücke an unrechter Stelle hervorbringen. Und etwas Andres, was auf den wahren, niemals eiteln Dichter sehr demüthigend wirkt, fängt Herr Heine bereits an zu erfahren. Nicht nur ein Narr macht ihrer zehn, sondern in Deutschland macht auch ein Dichter zehn Poeten, um so gewisser, je mehr er Manier hat. Und so muß denn auch schon Herr Heine seine ganze Manier in einem dicken Bande von Gedichten, den wir nicht näher bezeichnen wollen [109]), recht täuschend nachgemacht finden. Alle seine schönen, handgreiflichen Dissonanzen: seine Ma foi's, seine blauen Husaren, seine ästhetischen Theetische, seine Madame's und Aimable's und Miserable's und Passable's, Alles findet er dort recht täuschend nachfabriciert. Doch tröste er sich, seine Dichterphantasie, die in vielen seiner Lieder über die Manier gesiegt und dieselbe oft ganz verdrängt hat, diese wird weder altern, noch nachgeahmt werden; nicht jene Manier, die vielleicht Mancher für das Originellste an seiner Poesie hält, sondern diese Phantasie wird ihm einen Platz unter unsern bleibenden, unter unsern originellen Dichtern aufbewahren."

Wir ſagten vorhin, daſs auch dieſe ernſte, trotz des eingeſtreuten Tadels ſich von jeder abſichtlichen Gehäſſigkeit freihaltende Kritik das Weſen des Heine'ſchen Humors nicht erkläre. Sie beruht im Gegentheil auf demſelben Miſsverſtändniſſe, das — freilich nicht ohne Mitſchuld des Dichters — bis auf den heutigen Tag ſich in den meiſten Beurtheilungen ſeiner Werke wiederholt. Es iſt völlig wahr, daſs der Humor Heine's den Gegenſatz zwiſchen Poeſie und Leben, zwiſchen Ideal und Wirklichkeit faſt immer mit greller Diſſonanz zur Anſchauung bringt, aber es iſt irrig, zu glauben, daſs ſein Spott deſshalb gegen das Ideal ſelber gerichtet ſei. Des bloßen Witzes wird man auf die Dauer ſatt, und der Reiz der Negation ſchwindet mit dem Anlaſs dazu. Nicht hierin liegt alſo der Zauber, den Heine's Gedichte üben, ſondern, wie Karl Eitner in einem ungedruckten Buche bemerkt, „in dem Blicke, den uns der Dichter in die Kluft thun läſſt, welche die Geiſter der Gegenwart von der Reinheit und Ganzheit des Lebens und ſeines Ideales trennt. Und das ſchneidende Hohnlachen dabei iſt nicht ſo ſehr das der bloßen Schadenfreude, als vielmehr des verzerrten Stoicismus, der uns den eigenen Schmerz verheimlichen will.“ Man erinnere ſich nur recht lebhaft der Zeit, in welche das erſte Auftreten des Dichters fiel. Die poetiſche Scheinwelt, welche die Romantiker mit dem Zauberſtabe der Phantaſie in die leere Luft gezeichnet hatten, war gleich einer Fata Morgana eben ſo ſchnell wieder verbleicht, wie ſie emporgeflammt. Es rächt ſich eben immer, wenn die Kunſt ihre Ideale der Vergangenheit entnimmt und ſich hochmüthig über die Bedürfniſſe der Gegenwart hinwegſetzt. „Das Ideal,“ ſagt Ernſt Gnad in einem trefflichen, ſeither nur in den Spalten eines öſtreichiſchen Lokalblatts abgedruckten Aufſatze über den Charakter der Heine'ſchen Dichtung [110]), „findet ſein Symbol an dem Epheu und braucht den Stamm der Wirklichkeit, um ſich blühend emporzuranken; von dieſem getrennt, ſchleicht es matt am Boden hin, und wird gar bald von dem irdiſchen Fuß in den Staub getreten. Der wirre Märchenſpuk, die bunte Sagenwelt, welche die Romantik wieder hervorzauberte, ſie paſſten wohl für die kindlich naive Anſchauung des Mittelalters mit ihrem Wunderglauben, aber der ſkeptiſche Geiſt des Jahrhunderts belächelte ſie, wenn er ſich auch für kurze Zeit an ihnen, wie an bunten Spielen, ergötzte. Die zarten, bebenden Klänge der romantiſchen Lyrik, dieſe Liederchen mit ihren blauen Veilchenaugen, mit ihrem Sinnen und Minnen, ſie widerſtrebten den unruhigen, fieberhaft erregten Gemüthern,

die nach großen welthiſtoriſchen Begebenheiten lechzten. Die Romantiker ſangen von der entſchwundenen Größe des Reiches zur Zeit, da Deutſchland unter dem Druck der Franzoſenherrſchaft daniederlag und ohnmächtig an ſeinen Ketten riſs; ſie erfüllten die Welt mit Liedern voll religiöſer Schwärmerei zur Zeit, da die Philoſophie des Zweifels ſchonungslos an den Tempeln des Glaubens rüttelte; ſie ſtellten mit gläubigem Pathos Adel und Ritterthum den Zeitgenoſſen als Ideal hin, während die franzöſiſche Revolution die Idee der Gleichberechtigung der Menſchen mit blutigen Zügen in die Welt geſchrieben. Kurz, was ſie als Ideale aufwarfen, hatte das Zeitalter entweder überwunden, oder doch alle Begeiſterung dafür verloren. Die ewige Ritterthümelei, der beſtändige Singſang von Harniſchen und Burgfrauen, von ehrſamen Zunftmeiſtern und kecken Knappen, dies Wehmuthsgewimmer, dies Sinnen und Träumen, der religiöſe Somnambulismus dieſer Dichtkunſt miſsbehagte am Ende der Zeit, und man wandte ſich unwillig ab von den glänzenden Idealen einer Vergangenheit, die ſo grell von der flachen und troſtloſen Wirklichkeit abſtand. So hatten die romantiſchen Dichter grade das Gegentheil von Dem erreicht, was ſie Anfangs bezweckten. Anſtatt die Poeſie wieder mit dem Leben auszuſöhnen, riſſen ſie die Kluft zwiſchen beiden noch tiefer, anſtatt die Menſchheit durch die Dichtkunſt aus der traurigen Gegenwart empor zu heben, mehrten ſie nur die verzehrende Sehnſucht nach den Heiligthümern, welche die Welt eingebüßt hatte. Sie ſelbſt aber fühlten nicht die tiefe Ironie, die in den Scheingeſtalten ihrer Dichtungen lag, ſondern gläubig und mit voller Liebe hingen ſie an ihren Idealen, und kümmerten ſich wenig darum, ob die Menſchheit dieſelben belächelte oder ihren Verluſt ſchmerzlich betrauerte. Aber es tritt nun eine andere Art der Dichtkunſt auf, die das vergebliche Bemühen aufgiebt, die dunklen Schatten des Lebens mit glänzenden Farben zu übermalen, die, weit entfernt, die Poeſie mit der Wirklichkeit zu vereinen, nur den ſchroffen Gegenſatz beider mit ſcharfen Zügen hervorhebt. Dieſe, wie Julian Schmidt betont, ihrem innerſten Weſen nach peſſimiſtiſche Dichtung ſieht nur das Leben und ſeine Schmerzen, beleuchtet nur die Kehrſeite des Daſeins. Mit frevelnder Kraft wirft ſich dieſe Dichtung auf Alles, was dem Menſchen bisher hoch und heilig ſchien, und tritt es mit Füßen, wie ein zorniges Kind die Blumen zerſtampft, die es nicht zum Kranze zu binden vermag. Traurig, und im vergeblichen Ringen, die brennenden Ideale in den Geſtalten des Lebens zu verwirk-

lichen, ſenkt die Poeſie die Fackel, und in ihrem düſtern Lichte erſcheint die Welt als eine unermeßliche Wüſte, wo nur Das vorhanden iſt, was nicht ſein ſoll. Die blauäugige Muſe der Romantik lockte Anfangs auch Heine in das alte Wunderland der Sagen und Märchen zurück; wie Engelskinder ſchwebten die vergeſſenen Bilder der Sehnſucht zu ihm herab und küſſten den Spott von ſeinen Lippen. In dem Gedichte „Die Nixen“ [111]) ruht ein Ritter im Mondſchein am Strande, von bunten Träumen befangen; aus der Meerestiefe entſteigen die ſchönen Nixen und reihen ſich um ihn herum. Die Einen ſpielen mit ſeinem Harniſch, Andere nehmen neugierig das funkelnde Schwert von ſeiner Seite und laſſen es im Mondenlicht blitzen, wieder Andere küſſen ihn ſehnſüchtig auf Lipp' und Wange. Und der Ritter ſchließt die Augen und ſtellt ſich ſchlafend. Heine iſt ſelbſt dieſer ſchlafende Ritter, auch zu ihm kommen die vergeſſenen Nixen aus der Wunder- und Feenwelt, küſſen die Falten des Denkens von der zweifelnden Stirn, und nehmen ihm weg das ſcharf geſchliffene Schwert des Hohns. Der Schläfer weiß, daß er träumt, daß er nur die Augen zu öffnen braucht, und Nixen und Wunder ſind entſchwunden, aber der Traum iſt zu ſüß, um ihn ſo ſchnell zu zerſtören. Und ſo irrt Heine oft und gern mit verbundenen Augen durch den Zaubergarten der Romantik. Aber plötzlich reißt er die Binde ab, und durch die blumigen Räume ſchallt ein langes, gellendes, titaniſches Gelächter. Und dann fliehen die zauberhaft ſchönen Nymphen voll Entſetzen hinweg, vor Schreck erblaſſen die glühenden Roſen, und den Nachtigallen erſtirbt das ſüße Lied in der Kehle. Und dies iſt das Heine'ſche Lachen, Dies ſeine vielberühmte, vielberufene, oftmals mißverſtandene Ironie, um die es in der That ſeltſam beſtellt iſt. Wenn uns Jemand, der nie geliebt hat, von der Liebe abräth, und uns von ihren Täuſchungen predigt, ſo können wir mit Achſelzucken antworten und vorübergehn; aber wir werden betroffen ſtehn bleiben vor Dem, welcher mit kaltem Hohne zertrümmert, was er unendlich geliebt hat und woran er noch immer mit voller Seele hängt; denn jene zarten und innigen Lieder, worin Heine's ganze Seele liegt, ſind meiſtens in jenem romantiſchen Stile gedichtet, den er ſo beißend verſpottet. Sie behandeln alle noch jene hergebrachten Stoffe von Nachtigall, Frühling, Liebe, Mondſchein ꝛc., und der Dichter iſt beſcheiden genug, einzugeſtehen:

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenſchein,
Dann knoſpen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt ſeinen Strahlenlauf,
Dann ſchwimmen die Sternlein hinterdrein;
Wenn der Sänger zwei ſüße Äuglein ſieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth.
Doch Lieder und Sterne und Blümelein
Und Äuglein und Mondglanz und Sonnenſchein,
Wie ſehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

Neu aber und von mächtiger Wirkung war die Satire, womit Heine dieſe zarten Liederblüthen vergiftete; neu war der kalte Spott, den er mit dieſen Empfindungen trieb, neu war der cyniſche Schluß, den er auf ſeine innigſten Träume folgen ließ, wodurch, wie Karl Barthel bemerkt[112]), ſeine Gedichte oft ausſehen wie Engelsköpfe, die in Fratzen auslaufen. Und gerade in dieſer Ironie liegt ein Hauptgrund, weßhalb die Heine'ſchen Gedichte ſich einen ſo großen Leſerkreis erwarben. Man verſteht ſie jedoch gewöhnlich falſch, man ſieht in Heine's Lachen ein bloßes Mephiſtogelüſte, das ſich im Zerſtören aller Ideale gefällt, man glaubt gemeiniglich, daß Heine die ſchönſten und tiefſten Gefühle abſichtlich hervorzaubere, um an ihnen nur ſeinen beißenden Witz zu üben. Und die große Menge von flachen, poeſieloſen Alltagsſeelen, ſie jubeln dem Dichter am meiſten zu und freuen ſich, wenn er die ihnen läſtigen Ideale mit Füßen tritt. Sie ſind es, gegen welche der Dichter jenes ätzende Epigramm richtet:

Selten habt ihr mich verſtanden,
Selten auch verſtand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verſtanden wir uns gleich.

Und gewiß, wer in der Heine'ſchen Ironie nur ein ſelbſtzufriedenes Lächeln ſieht, und das Seelenweh des Dichters über den Verluſt aller poetiſchen Ideale nicht herausfühlt, Der hat das innerſte Weſen der Heine'ſchen Dichtung nie begriffen. Befremdend iſt nun allerdings dieſes frivole Spiel, welches der Dichter mit der Poeſie treibt, dieſe Verhöhnung der Dichtung in ihrem eigenen Reiche, dieſer ewige Selbſtmord des Schönen. Und es wird noch befremdender, wenn wir die großen Dichter der Vergangenheit daneben halten, oder von den poſſierlichen Sprüngen der Heine'ſchen Muſe den Blick wenden zu Goethe's und Schiller's herrlicher

Menſchlichkeit. Wie begegnet uns da die Achtung vor dem Menſchen und ſeiner edlern Seite, wie heilig und ernſt iſt das Streben in ihren Schöpfungen, wie innig der Glaube und die Hingebung an Alles, was ſie als Ideal erkannten! Hohen Prieſtern gleich ſaßen ſie vor dem heiligen Tempel der Kunſt und bewahrten die ſtolzen Götterbilder, die ſie geſchaffen, vor jeder Entweihung. Aber bei Heine ſcheint es, als ſpotte er des Menſchen und ſeiner heiligſten Seite, als ſpiele er mit ſeinen eigenen Gaben ſchöner Menſchlichkeit, als läſtere er die Poeſie durch die Poeſie, als fühle er ſich nur heimiſch im Spott und in der Verachtung. Nichts ragt hervor in Religion, in Kunſt, in Wiſſenſchaft und Leben, dem ſeine leichtfertige Muſe nicht die Schellenkappe ihres vernichtenden Witzes aufſetzte. Aber wenn man auch nicht leugnen kann, daſs Heine ſeinem Spotte manchmal allzufrei die Zügel ſchießen läſſt, und in der Verhöhnung des Falſchen auch viel Wahres und Ewiges mit zu Boden wirft, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daſs es einer ſolchen zerſetzenden Ironie bedurfte, um unſere Dichtung und unſer geiſtiges Leben vor der Verflachung zu retten, in welche die Verirrungen der Romantiker beide gebracht hatten. Es galt, den Blick wieder frei zu machen von den Luftſchlöſſern und Wahngebilden, durch welche uns die Ausſicht in die geſunde Natur verſperrt worden war; wir muſſten es lernen, die falſchen Ideale zu belächeln, um die wahren zu erkennen. Daſs eine Dichtung, welche dieſen Zweck verfolgt, nur ſkeptiſch, nur zerſtörend ſein kann, daſs ihr eigentlicher Charakter die Ironie ſein muſs, liegt auf der Hand. Darum hat die Heine'ſche Dichtung für jene Zeit ihre vollkommene Berechtigung, und Viſcher bezeichnet ſie treffend als die Auflöſung, als den Verweſungsproceſs der deutſchen Romantik. Aber es iſt durchaus unrichtig, aus dieſer Ironie den Schluſs zu ziehen, als fühlte Heine ſelbſt nichts Edles in ſich, als gäbe es für ihn nichts Heiliges, nichts Ideales, weil er Das belächelte, was ſeinen Zeitgenoſſen als Solches erſchien, und woran er noch oft in ſeinen Träumen mit ſehnſüchtiger Liebe hängt. Was er belächelt, iſt nicht die Idealität ſelbſt, ſondern nur die falſchen Ideale; was ſeine Ironie zerſtört, iſt nicht die echte, ewig ſchaffende Poeſie, ſondern nur die ſchwindſüchtige, innerlich kranke Romantik. Eine neue Zeit dämmert vor ſeinem Blick empor; was ihre Schritte hemmt, wirft er ſchonungslos beiſeite, und wenn er dabei oft ſeine Zeitgenoſſen in ihren heiligſten Empfindungen verletzt, ſo darf man nicht vergeſſen, daſs er eben ſo wenig ſich ſelber verſchont. Wer

kennt nicht das Gedicht „Seegeſpenſt“ [113]) aus dem Cyklus „Die Nordſee“? Aus welch tiefer Empfindung quillt nicht dies wunderſame Bild einer verſunkenen mittelalterlichen Stadt, mit dem wimmelnden Marktplatz und dem treppenhohen Rathhaus mit den ſteinernen Kaiſerbildern; wie taucht nicht vor unſerer Phantaſie die verſchwundene Zeit auf, dieſe feſtlich geſchmückten Menſchen, dieſe ſeidenrauſchenden Jungfraun mit den Blumengeſichtern, die bunten Geſellen in ſpaniſcher Tracht, die alten Dome des Mittelalters mit ihrem Glockengeläute und rauſchenden Orgelton. Und mitten durch das wimmelnde Menſchengetriebe drängt's den Dichter mit wieder erwachter Sehnſucht zu einem alten ſtillen Hauſe; da ſitzt eine vergeſſene Liebe, ein blaſſes trauerndes Mädchen; und der Dichter will mit ausgebreiteten Armen vom Bord des Schiffes hinabſtürzen an ihr Herz — aber „Doktor, ſind Sie des Teufels?“ ruft der Kapitän, weg iſt Traum und Poeſie, und die nackte Proſa des Lebens ſteht gähnend vor uns. Kopfſchüttelnd fragen wir: Treibt der Dichter Spott mit uns und mit ſeinen eigenen Empfindungen? Wozu dieſer Aufwand von Phantaſie und Gemüthstiefe um eines Witzes willen? Iſt Das nicht Verrath an der Poeſie? Iſt Das nicht Verhöhnung der edelſten Gabe der Menſchheit? Gemach, ihr vorſchnellen Tadler! Das Gefühl, woraus jenes Gedicht entſpringt, die Sehnſucht nach dem ſchmerzlich verlorenen Liebestraum ſeines Herzens, iſt wahr und aus tiefſter Seele kommend; aber neben dem Dichter ſteht der Kapitän, die nackte Handelsproſa des Lebens, und hält ihn beim Fuße. Was begreift Der von der tiefen Sehnſucht, welche den Dichter nach der zaubriſchen Meerestiefe hinunter zieht? er ſieht nur die Gefahr, in welcher der excentriſche Paſſagier ſchwebt, und die Tollheit ſeines wunderlichen Treibens. Und Heine reißt ſich gewaltſam los von ſeinen liebſten Erinnerungen, und während ſein Auge noch ſehnſüchtig auf ihnen haftet, quillt ihm vom Munde der alte zerſtörende Spott [114]). Und ſo iſt ſeine Seele in ewigem Widerſtreit zwiſchen der idealen Gluth ſeiner Empfindung und der ſchneidenden Kälte ſeines zerſetzenden Verſtandes. Jene zieht ihn machtvoll zurück nach den lieblichen Bildern der Romantik, dieſer reißt ihn hinweg zur flachen Wirklichkeit; jene weiſt ihn in die einſame Stille des Herzens, dieſer auf die Gegenwart und ihre Bedürfniſſe; jene lullt ihn mit ſüßen Tönen in ſehnſüchtige Träume von vergangener Zeit, dieſer drängt ihn zur Welt, zur Menſchheit, zur That. Und dieſen für Heine ſo bezeichnenden innern Streit zweier widerſtrebender Welten

müſſen wir uns ſtets vor Augen halten, wollen wir über ſeine Dichtungsweiſe kein ſchiefes Urtheil fällen und erklären, was ſonſt unerklärlich bliebe: wie oft die in einigen Gedichten ausgeſprochenen ſchönſten Gefühle durch andere Gedichte, die daneben ſtehen, gradezu Lügen geſtraft werden. Beide Gegenſätze wurzeln in Heine's Seele, ſein Spott iſt in den meiſten Fällen ſo wahr wie ſeine Rührung, ſeine Sehnſucht ſo tiefgefühlt wie ſeine Ironie. Denn mit der Bemerkung, daſs es dem Dichter mit ſeinen Empfindungen niemals Ernſt, mit dem Vorwurf, daſs ſeine Poeſie eine Poeſie der Lüge ſei, iſt für das Verſtändnis der Heine'ſchen Dichtung Wenig gewonnen; auch widerſpricht dieſe Annahme dem innerſten Weſen einer Dichterſeele — kein echter Dichter, am wenigſten ein lyriſcher, treibt vorſätzlich Spott mit ſeinen tiefſten Empfindungen. Wir müſſen immer feſthalten, daſs in Heine's Poeſie zwei Perioden gekennzeichnet ſind, die Periode der in ſich zerfallenden Romantik, und die Anfänge einer neuen Poeſie der Zukunft. Die Richtſchnur für dieſe neue Dichtkunſt feſtzuſtellen, für die erblaſſten Ideale der Vergangenheit neue große Ideale der Zukunft zu ſchaffen, dazu war Heine's Talent zu wenig großartig angelegt, und die Zeit, in der er lebte, zu wenig geeignet, einem ſolchen Streben ſicheren Halt zu bieten; andrerſeits war Heine ſelbſt noch zu tief in den Traditionen der romantiſchen Dichtung befangen, von welchen er ſich, wenn auch oft gewaltſam, loszureißen ſucht, und aus dieſem Drange erklärt ſich der ewige Widerſtreit in ſeinen Dichtungen. Wenn man alſo von Heine ſagen kann, er glaube und liebe nur, um ſeinen Glauben und ſeine Liebe zu zerſtören, ſo gilt Dies nur in den Fällen, wo er Glauben und Liebe als krankhaft erkennt. Dann wird, wie auch Julian Schmidt einräumt [115]), „ſein Witz eine Schutzwaffe, um übermächtige Empfindungen und Ideen von ſich abzuwehren"; niemals vielleicht iſt die Empfindung des Heiligen ſo lebhaft in ihm, als wenn er alle Kobolde der Unterwelt heraufbeſchwört, es zu zerſtören, niemals vielleicht iſt ſein Gefühl tiefer und inniger, als wenn er es durch bitteren Spott von ſich abzuwehren ſucht:

O, dieſer Mund iſt viel zu ſtolz,
Er kann nur küſſen und ſcherzen,
Er ſpräche vielleicht ein höhniſches Wort,
Während ich ſterbe vor Schmerzen.

Was Heine in der Schrift über die Romantiſche Schule von dem Dichter Sterne ſagt, Das kann man füglich auf ihn ſelbſt anwenden [116]):

„Er war das Schoßkind der bleichen tragiſchen Muſe. Einſt, in einem Anfall von grauſamer Zärtlichkeit, küſſte Dieſe ihm das junge Herz ſo gewaltig, ſo liebeſtark, ſo inbrünſtig ſaugend, daſs das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieſer Welt verſtand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemoſyne's, die roſige Göttin des Scherzes, hüpfte ſchnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme, und ſuchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen, und gab ihm als Spielzeug die komiſche Larve und die närriſchen Glöckchen und küſſte begütigend ſeine Lippen, und küſſte ihm darauf all ihren Leichtſinn, all ihre trotzige Luſt, all ihre witzige Neckerei. Und ſeitdem geriethen ſein Herz und ſeine Lippen in einen ſonderbaren Widerſpruch; wenn ſein Herz manchmal ganz tragiſch bewegt iſt, und er ſeine tiefſten blutenden Herzensgefühle ausſprechen will, dann, zu ſeiner eignen Verwunderung, flattern von ſeinen Lippen die lachend ergötzlichſten Worte.“

Dies ſeltſame Gemiſch einer von Schmerz durchdrungenen Komik, dies Lächeln unter Thränen iſt in der That die beſondere Eigenthümlichkeit der Heine'ſchen, wie jeder humoriſtiſchen Dichtung. Keiner unter den neueren Äſthetikern hat ſich treffender hierüber ausgeſprochen, als Adolf Zeiſing in ſeinen „Äſthetiſchen Forſchungen.“ Vor Allem gehört hieher, was er über jene Modifikation des Humoriſtiſchen bemerkt, die von ihm als das „Düſter-Humoriſtiſche“ oder das „Sentimental-melancholiſch-Bizarre“ bezeichnet wird [117]): „Der Proceſs des düſtern Humors beginnt ſogleich mit einer tragiſchen Weltanſchauung. Er erkennt, daſs die Welt inmitten ihrer Größe, Schönheit und Herrlichkeit dennoch voller Tollheiten und Widerſprüche iſt, daſs Alles, was in ihr zu grünen und zu blühen ſcheint, ſchon den Wurm des Todes in ſich trägt, weil Alles, was entſteht, werth iſt, daſs es zu Grunde geht; daſs auch der Menſch, der ſich den Herrn der Schöpfung nennt, Nichts iſt, als der Spielball einer unwiderſtehlichen abſoluten Gewalt, der ſich Objekt und Subjekt gleich unbedingt unterwerfen müſſen. Bis hieher iſt die Empfindung eine rein tragiſche; es iſt der Grundgedanke, der ſich durch alle Tragödien hindurchzieht. Aber der Humor bleibt nicht dabei ſtehen. Er ſchließt weiter: Nun denn, wenn die Welt ein ſo jammervolles, zerbrechliches, werthloſes Ding iſt, dann iſt ſie auch nicht werth, darüber eine Thräne zu vergießen, ja nicht einmal werth, ſie zu haſſen oder zu verachten. Das einzig Vernünftige iſt, ſie

als Das zu nehmen, was sie ist, d. i. für ein Nichts, für den absoluten Widerspruch, und über den kann man nur lachen. Hiemit schlägt der tragische Schmerz zur komischen Lust um, doch auch diese vermag sich nicht zu behaupten. Der Humorist fühlt, daſs er mit der Welt auch sich selbst vernichtet, sein Lachen schallt ihm aus dem leeren Schattenbilde, in das sie sich für ihn verwandelt, hohl und gespenstisch entgegen, er erkennt, daſs sie ihm doch mehr gewesen, als er glaubte, daſs er nur in ihr und mit ihr existieren kann. Er will sich ihr daher wieder hingeben, wirft sich ihr mit doppelter Liebe, Sehnsucht und Inbrunst an die Brust; aber kaum ist er zu ihr zurückgekehrt, kaum beginnt er damit, sich ihre Schönheit und Vollkommenheit zu vergegenwärtigen, so schaut sie ihm schon wieder mit demselben trüben Angesicht als ein Inbegriff von Leiden, Schmerzen und Qualen entgegen, und er sieht sich wieder von derselben unwiderstehlichen Gewalt in die tragische Weltanschauung hineingerissen.“ Mit Recht indessen bemerkt Zeising, daſs der Humor in den Heine'schen Liedern gewöhnlich einen Gang vom Düstern zum Heiteren nimmt [118]): „Er deckt erst mit der Miene des Weltschmerzes die Widersprüche und Wehen des Lebens auf, und macht zuletzt einen Witz darüber.

Mein Herz, mein Herz ist traurig,
Doch lustig leuchtet der Mai ...

So beginnt er, den Widerspruch zwischen der lachenden Außenwelt und der düstern Innenwelt bloßlegend; und wenn er im Folgenden sich Mühe giebt, die Schönheit der Außenwelt in sich aufzunehmen, so bringt er es doch nicht weiter, als zu einer trockenen Aufzählung der einzelnen Gegenstände, die in ihrem bunten Durcheinander von Landhäusern und Gärten und Menschen und Ochsen und Wiesen und Wald erst recht zeigen, wie unersprießlich und innerlich nichtig die Welt ist, wenn es an einem frischen, empfänglichen Herzen, einem das Einzelne zusammenfassenden Subjekte fehlt. Durch das ganze Gedicht bis zum Ende zieht sich also die düstere tragische Weltanschauung, daſs Herz und Welt, Subjekt und Objekt gleich traurig sind, wenn sie mit einander in Widerspruch stehen, wenn sie sich nicht zu einem Höheren, Absoluten vereinigen. Dieser Gedanke treibt ihn bis zum Wunsche, in dieser Nichtigkeit auch vom Schein-Etwas befreit zu werden; — in demselben Moment aber, wo dieser Wunsch auftaucht, empfindet er in sich wieder eine Überlegenheit über die Welt und sich selbst, er fühlt, daſs er nicht wünschen könnte, vernichtet zu werden, wenn er nicht

Mehr als ein Nichts wäre, er wird sich seiner Positivität, der Unwahrheit seines Wunsches bewusst, und so verwandelt sich für ihn das Schlussmoment des tragischen Gedankenganges in den komischen Passus:

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen steht;
Ein rothgeröckter Bursche
Dort auf und nieder geht.

Er spielt mit seiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präsentiert und schultert —
Ich wollt', er schösse mich todt!

dessen Komik sich freilich mit der Tragik so eng verschmilzt, dass sich die einzelnen Ingredienzien nicht mehr unterscheiden lassen, wodurch eben das Komische aufhört, ein bloß Komisches zu sein, und zum Humoristischen wird."

Wir werden nach Allediesem kaum mehr fragen, weshalb Heine seine Ideale nicht in einer Gegenwart zu finden vermochte, die ihm und den besten seiner Zeitgenossen in so trostlosem Lichte erschien. Die brennende Sehnsucht nach einer Wiederherstellung des verlorenen Einklangs zwischen Poesie und Leben ist, wie bei den Romantikern, so auch bei Heine der Grundton aller seiner Lieder, der bald in klagenden Mollaccorden unsre Seele zu sympathischer Trauer stimmt, bald in schrillen Dissonanzen uns die Widersprüche zwischen Ideal und Wirklichkeit aufs schärfste empfinden lässt. Aber ob der Dichter aus den „Unbehagnissen und Ekelthümern der heutigen Weltordnung" in die geträumte Herrlichkeit des romantischen Wunderlandes oder in den „leuchtenden Menschenfrühling von Hellas" flüchte, oder Trost suche in der ahnungsvollen Vision einer Zukunft, wo die leiderlösten Menschen wie schöne Götter durch den hesperischen Garten des Lebens wandeln: seine Lieder sind, wie es in den Eingangsstrophen zur „Heimkehr" [119]) heißt, doch eben nur ein ermuthigender Aufschrei, durch welchen das beklommene Gemüth sich in der finsteren Zeit von seiner Angst zu befreien sucht. Und ein Fortschritt gegen die frühere romantische Periode lag sicherlich in dieser Heine'schen Poesie, die, von der Gegenwart unbefriedigt, dennoch stets von ihr ausgeht und stets zu ihr zurückkehrt, wenn sie auch das Ideal der Schönheit und edlen Menschlichkeit nicht in ihr verwirklicht sieht, und durch die Widersprüche des Lebens jeden Augenblick in ihrem begeisterten Aufschwunge gehemmt wird. Denn, wie Ernst

Gnad seinen vorhin erwähnten Aufsatz schließt, „Heine war im Grunde genommen empfänglich und begeistert für alles Große und Schöne, und wer das Gegentheil behauptet, kennt ihn nur von seinen Schwächen. Wenn wir aber Dessen ungeachtet in ihm so Viel des Gemeinen und Schmutzigen finden, wenn sein herrliches Talent auf halbem Wege stehen blieb, so fällt Dies zum großen Theile seinem Zeitalter zur Last, in dessen Stickluft das Feuer der Liebe, das sein Herz durchglühte, keine Nahrung fand. Denn wo das Leben Großes und Edles bietet, da strömt es auch vom Dichtermund. Die Poesie ist immer ein Spiegel der Zeit, und die Griechen nannten darum ihre Dichter Propheten. Wenn unfertige Dichterlinge uns in allen Tonarten von ihren eingebildeten Leiden und von ihrem Weltschmerz vorjammern, so können wir getrost darüber lächeln; aber wenn unsre begabtesten Talente in Einen Weheruf einstimmen über die poesielose Gegenwart, so dürfen wir nicht gleichgültig daran vorüber gehen, sondern müssen uns die ernste Frage stellen, was der menschlichen Gesellschaft noth thut, um sich zu läutern und zu veredeln. Nur dann, wenn unsere Dichter nicht mehr aus längst entschwundenen Zeiten ihre Ideale suchen, sondern diese wie frische Blumen aus dem grünen Boden des Lebens selbst emporsprießen werden, dann erst können wir eine neue große Zeit der Dichtkunst erwarten, in welcher der schroffe Gegensatz zwischen Ideal und Wirklichkeit zur Versöhnung kommt.“

# Viertes Kapitel.

## In München.

Wir wiſſen, daſs Heine bei ſeiner Abreiſe nach England geringe Luſt hatte, nach Deutſchland, insbeſondere nach Hamburg, zurück zu kehren. Beſtimmte Pläne für die Zukunft hatte er jedoch ſo wenig damals, wie zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Hamburg und Lüneburg, gefaſſt. Er lebte einſtweilen in den Tag hinein, und richtete höchſtens gelegentlich an dieſen oder jenen Freund eine vage Andeutung, was er demnächſt zu thun oder wo er den Winter zu verleben gedenke. Seit Eduard Gans eine Profeſſur in Berlin erhalten, klammerte auch Heine ſich immer noch an die unbeſtimmte Hoffnung einer Staatsanſtellung in Preußen, und in ſeinem erſten Briefe aus London legte er Varnhagen dieſen Wunſch ſofort wieder ans Herz [120]): „Wenn Sie in Korreſpondenz mit Cotta ſind, ſo fragen Sie ihn doch, ob er mich für ſein „Morgenblatt“ hier oder in Paris beſchäftigen will. Aber Dieſes müſſten Sie bald thun. Verſteht ſich von ſelbſt, daſs er etwas ſtark honorieren müſſte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben ſollte.“ Varnhagen befolgte ungeſäumt dieſen Wink. Der zweite Band der „Reiſebilder“ hatte, wo möglich, noch größeres Aufſehen als der erſte erregt, Heine's Anweſenheit in London war in engliſchen und deutſchen Tagesblättern unter anderen wichtigen politiſchen Nachrichten angezeigt worden, und der alte Baron Cotta, der hochgebildete Freund und Verleger unſrer Dichterheroen der klaſſiſchen Zeit, verkannte nicht den Gewinn, der ihm aus der Verbindung mit einem ſo vielverheißenden jungen Schriftſteller erwachſen könne. Er forderte daher Letzteren

nicht allein zur Einsendung von Aufsätzen für das „Morgenblatt“ auf, die er glänzend zu honorieren versprach, sondern ließ nebenher durchblicken, daß er Heine's Thätigkeit auch an andere publicistische Unternehmungen seines Verlages zu fesseln, namentlich ihn für die beabsichtigte zeitgemäße Umgestaltung der früher von Posselt und Murhard geleiteten „Allgemeinen politischen Annalen“ zu interessieren wünsche.

Die Aussicht auf ein bestimmtes journalistisches Engagement scheint den Dichter Anfangs mehr in Erstaunen und Verlegenheit gesetzt, als ihm sonderliche Befriedigung gewährt zu haben. Unschlüssig hin und her schwankend, rühmt er seinem Freunde Merckel zwar den „offnen süddeutschen Brief“ und das freundliche Entgegenkommen Cotta's, fügt aber sogleich bedenklich und abwehrend hinzu [121]): „Es ist mir nichts Neues, daß mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach, ich bin gefesselt an Norddeutschland. Ein schöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Baiern zu werden! Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefesselt.“ Einige Zeilen weiter heißt es: „Gestern dachte ich, ob ich nicht einige Aufsätze über England fürs „Morgenblatt“ schreiben soll. Aber Das ist auch nicht der Mühe werth. Ich muß mich darin politisch zähmen, und die Sachen verlören ihr Interesse, wenn ich sie als Buch wieder abdruckte.“ Am Schlusse des Briefes besinnt sich Heine abermals eines Andern: „Cotta werde ich seiner Zeit zu benutzen wissen. Ich will einige Aufsätze fürs „Morgenblatt“ schreiben, aber Nichts über England.“ Obschon auch dies Versprechen unerfüllt blieb, und Heine die Antwort auf Cotta's Propositionen monatelang hinausschob, erhielt er doch von Diesem und von Dr. Friedrich Ludwig Lindner inzwischen den erneuten Antrag, die Redaktion der „Politischen Annalen“ gemeinschaftlich mit Letzterem zu übernehmen. „Auch an Lindner hab' ich noch nicht geschrieben,“ berichtet Heine am 20. August 1827 von Norderney aus an Merckel [122]); „es soll aber nächstens geschehen. Cotta hat mir sehr liberale Vorschläge gemacht. Indessen, ich gehe auf Nichts ein, und will ihm auch nicht früher antworten, bis ich mich in Hamburg mit dir darüber besprochen.“

Mitte Oktobers entschloß Heine sich endlich, den ihm von Cotta gestellten Anträgen zu folgen — nicht so sehr weil ihn die seiner harrende Aufgabe der Leitung einer renommierten politischen Zeitschrift zu erhöhter Anspannung seiner geistigen Kräfte gereizt hätte, sondern vielmehr weil er der finanziellen Abhängigkeit von den Launen des reichen Oheims eben so

müde wie des Hamburger Lebens war, und in München Ruhe und Erholung zu finden hoffte. Die kurze Zeit seines diesmaligen Aufenthaltes in Hamburg hatte ihm zudem unerwartete Gemüthsaufregungen gebracht. Wie A. W. von Schlegel und Professor Zimmermann, die ihrer Bewunderung — Ersterer in einer besonderen Broschüre, Letzterer in seinen „Neuen dramaturgischen Blättern“ — öffentlichen Ausdruck gegeben, hatte auch Heine durch das naturwahre Spiel der schönen Therese Peche, die er in zweien ihrer vorzüglichsten Rollen, als Cordelia im „Lear“ und als Estrella im „Stern von Sevilla“, auftreten sah, sich mächtig ergriffen gefühlt, und der günstige Eindruck ihrer Erscheinung auf der Bühne war durch persönliches Bekanntwerden mit der anmuthigen Künstlerin noch verstärkt worden. Sogleich aber beeilten sich klatschhafte Zungen, den flüchtigen Verkehr des Dichters mit der jungen Schauspielerin zu einer ernstlichen „Liebschaft“ zu stempeln. Heine erwähnt dieses Geredes beiläufig in einem Briefe an Varnhagen[123]): „Es heißt in Hamburg, ich sei in die Schauspielerin Peche verliebt, sterbensverliebt. Zwei Leute wissen, daß es nicht der Fall sein kann — ich und Frau von Varnhagen.“ So ganz ohne aufkeimendes, gewaltsam ersticktes Herzensinteresse scheint der Umgang Heine's mit Therese Peche jedoch nicht geblieben zu sein; denn am 7. November schrieb er von Kassel aus seinem Freunde Merckel: „Du begreifst wohl, warum ich dich vor meiner Abreise nicht nochmals aufsuchte. Nächst dem leidigen Abschiednehmen fürchtete ich deine Überredung zum Dortbleiben. Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können.“ Der Eifer, mit welchem Heine sich des künstlerischen Rufes der einundzwanzigjährigen Schauspielerin ihren Widersachern gegenüber annahm, zog ihm auch später noch manche Ungelegenheit zu. In einem Briefe an Merckel beschwert er sich, daß der Freund ihn bei seinen Hamburger Bekannten und bei der jungen Dame selber durch das aus der Luft gegriffene Versprechen blamiere, als ob er für ihren Ruhm journalistisch einzutreten gesonnen sei, und die herabwürdigende Weise, in welcher ihres Spiels bald darauf in einer Hamburger Korrespondenz des „Morgenblattes“ gedacht wurde, bewog ihn in der That, bei Gelegenheit einer Recension der ersten Aufführung des Michael Beer'schen „Struensee“ im selben Blatte den Namen der Demoiselle Peche den glänzendsten Sternen am Theaterhimmel jener Zeit anzureihen[124]).

Am 19. Oktober 1827 — kurz bevor Heine Hamburg verließ, und

juſt zu derſelben Zeit, als dort das Gerücht ſeines intimen Verhältniſſes zu der ſchönen Bühnenkünſtlerin den neueſten Geſprächsſtoff der männlichen und weiblichen Klatſchbaſen abgab — ſollte der Dichter die unvergeſſene, in zahlloſen Liedern beſungene Jugendgeliebte zum erſten und letzten Male ſeit ihrer Verheirathung wiederſehn. In wie bittere Stimmung ihn dieſe Begegnung verſetzte, ſagen uns die Worte, mit denen er das Ereignis an Varnhagen berichtet. Es iſt Dies zugleich der einzige Brief, in welchem er den wirklichen Namen jener Geliebten nennt, und da der Bruder des Dichters in ſeinen jüngſt veröffentlichten „Erinnerungen“ kurioſerweiſe die Liebesleidenſchaft H. Heine's für ſeine Couſine Amalie, trotz aller Gedichte und ſchmerzlich bewegten Briefe, für eine grundloſe Fabel erklärt[125]), ſo ſcheint es uns deſto nöthiger, die Richtigkeit unſrer Darſtellung durch Abdruck der Zeilen an Varnhagen abermals zu beſtätigen. „Ich bin im Begriff,“ ſchreibt H. Heine in dem erwähnten Briefe[126]), „dieſen Morgen eine Frau zu beſuchen, die ich in elf Jahren nicht geſehen habe, und der man nachſagt, ich ſei einſt verliebt in ſie geweſen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, ſo zu ſagen eine Couſine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich ſchon geſtern geſehen, zum Vorgeſchmack. Die gute Frau hat ſich ſehr geeilt, und iſt geſtern juſt an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner „Jungen Leiden“ von Hoffmann und Campe ausgegeben worden iſt. — Die Welt iſt dumm und fade und unerquicklich, und riecht nach vertrockneten Veilchen. — Ich aber bin Herausgeber der politiſchen Annalen; außerdem bin ich feſt überzeugt, daſs die Eſel, wenn ſie unter ſich ſind und ſich ausſchimpfen wollen, ſo ſchimpfen ſie ſich „Menſch“. — Ärgert dich dein Auge, ſo reiß es aus, ärgert dich deine Hand, ſo haue ſie ab, ärgert dich deine Zunge, ſo ſchneide ſie ab, und ärgert dich deine Vernunft, ſo werde katholiſch. — Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnſinnigen Politiker geſprochen, der mir geheimnisvoll vertraut hat, der liebe Gott ſei eigentlich ein ruſſiſcher Spion. Der Kerl ſoll Mitarbeiter werden bei meinen politiſchen Annalen.“ — Der angekündigte Beſuch bei Madame Friedländer wurde ausgeführt. Heine fand ihr ſechsjähriges Töchterchen Eliſabeth (jetzt mit dem Schriftſteller Dr. F. A. Leo in Berlin vermählt) allein im Zimmer. Das Kind hatte einen hübſch verzierten Papierbogen vor ſich liegen, auf den es allerlei Striche und Figuren kritzelte. „Gieb mir das ſchöne Papier,“ ſcherzte der Dichter. Mit Widerſtreben überließ ihm die Kleine das Blatt, obwohl Heine lachend ausrief:

„Kind, ich werde es dir noch viel ſchöner und werthvoller für dein Alter machen!“ Er improviſierte nun auf dem Blättchen raſch ein Gedicht, worin er die kleine Eliſabeth mit ihrer Mutter Amalie verglich:

Gleiche Blicke, gleiche Töne,
Wie die liebliche Sirene, —

und mit der epigrammatiſchen Wendung ſchloſs, daſs, wie bei der ſchönen Magellone und ſonſtigen Sirenen, auch hier der Drachenſchwanz nicht fehle. Obgleich es uns, außer dem düſteren Briefe an Varnhagen und dieſem charakteriſtiſchen Gedichte, deſſen Veröffentlichung bis jetzt leider nicht zu erlangen war, an weiteren Zeugniſſen über die Begegnung Heine's mit ſeiner Jugendgeliebten gebricht, dürfen wir eben aus dieſem Mangel wohl ſchließen, daſs die kaum vernarbte Herzenswunde durch das unerwartete Wiederſehen nicht aufs Neue mit alter Heftigkeit zu bluten begann. Zeit und Vernunft hatten ihre beſchwichtigende Macht geübt, der Schmerz hatte ſich ausgeweint, und männlicher Stolz ſchloſs fortan der weichlichen Klage die Lippen. —

Auf der Durchreiſe nach München verweilte Heine vier Tage im Hauſe ſeiner Eltern zu Lüneburg. In Göttingen beſuchte er ſeinen alten Lehrer, den Hofrath Sartorius, und traf am 1. November in Kaſſel ein, wo er ſich in ſchlechteſter Laune eine Woche lang aufhielt. „Es iſt ein niederträchtig Wetter,“ ſchloſs er einen von dort aus an Merckel gerichteten Brief, „und ich hab' ehrlich die ſchönſte Jahrzeit verſtreichen laſſen. Herbſtnebel, dürre Bäume, frierende Geſichter, naſſe Wege und ein liebemüder Menſch, der ſich zufällig nennt H. Heine.“ In Kaſſel machte er die Bekanntſchaft der Brüder Grimm. Jakob und Wilhelm waren auf der dortigen Bibliothek angeſtellt; der jüngſte Bruder, Ludwig, hatte ſchon einen großen Ruf durch ſeine mit der Radiernadel gefertigten Zeichnungen erlangt, und bewog Heine, ihm zu ſitzen. Das fein ausgeführte Porträt iſt ein Meiſterſtück der Radierkunſt, obſchon die Züge reichlich idealiſiert ſind und einen beſtimmteren Charakter tragen, als er ſich jemals in Heine's Geſicht ausprägte. Es iſt dies das einzige vollſtändig en profil gezeichnete Bild des Dichters; die Naſe erſcheint ſtärker — faſt jüdiſch — gebogen, die Stirn fällt ſchräger zurück, als auf irgend einem andern Porträt. Das ſonſt immer glatt anliegende Haar iſt in Locken à la Byron gekräuſelt; auch der nachläſſig auf die Hand geſtützte Kopf, das weiche, rundliche Kinn und der mißmuthige Blick des viel zu großen, himmelwärts gerichteten Auges erinnern an den brittiſchen Lord, mit welchem ſich Heine

damals gerne vergleichen ließ. Als Unterschrift trägt das Bild, entsprechend der weltschmerzlichen Haltung der ganzen Figur, die Anfangszeilen des auf der Reise gedichteten Liedes:

Verdrossnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau' ich verdrießlich in die kalte Welt.[127])

In Frankfurt am Main ließ Heine sich durch den anregenden Verkehr mit Ludwig Börne drei Tage lang festhalten. Schon während seines Aufenthaltes in Berlin war er durch Varnhagen von Ense und Rahel, zu deren Lieblingsschriftstellern Börne zählte, mit den in der „Wage" und in den „Zeitschwingen" abgedruckten Aufsätzen des Letztern bekannt geworden. Voller Bewunderung für die Originalität, die Wahrheitsliebe und den edlen Charakter, der sich in jenen Abhandlungen aussprach, hatte er den Verfasser seitdem nicht aus dem Gesichte verloren, und beeilte sich, ihm in Frankfurt seinen Besuch abzustatten. Börne befand sich damals vielleicht in der zufrieden behaglichsten Stimmung seines unruhvollen Lebens. Die aufreibenden Kämpfe mit einem despotischen, konservativ gesinnten Vater, der ihn bei Lebzeiten sehr knapp gehalten und ihn wider Neigung und Überzeugung in die diplomatische Karrière hatte drängen wollen, waren durch den kürzlich erfolgten Tod Desselben beendet. Im ererbten Besitz eines ansehnlichen Vermögens, sah Ludwig Börne jetzt einer sorglosen, unabhängigen Zukunft entgegen; die reizbare Laune, in welche ihn ein mehrjähriges Kränkeln versetzt, war nach Herstellung seiner Gesundheit einem harmlosen Humor gewichen, der im Gespräche mit Gleichgesinnten die Raketen des Witzes wie ein brillantes Feuerwerk leuchten ließ, und die steigende Anerkennung seiner schriftstellerischen Thätigkeit spornte ihn zu rüstigem Schaffen. Er hatte so eben den Plan zu einer Sammlung seiner in Zeitschriften verstreuten Arbeiten gefasst, und Heine's Rath veranlasste ihn, bald darauf nach Hamburg zu reisen und sich mit Julius Campe über die Herausgabe seiner Schriften zu verständigen. Heinrich Heine referiert in seinem Buch über Ludwig Börne ausführlich die Gespräche, welche Dieser in Frankfurt mit ihm gewechselt. Der innere Gegensatz beider Naturen, welcher später zu so gehässigen wechselseitigen Anfeindungen führte, trat damals noch nicht zu Tage, weil der Republikanismus Börne's erst nach der Julirevolution jene extreme Richtung annahm, die sich in den Pariser Briefen bekundet. Die politischen Ansichten Heine's und Börne's begegneten sich 1827 in einem unbestimmten Liberalismus,

der ſich auf kein feſtes Parteiprogramm verpflichtet hatte; und wenn Letzterer in das reiche Lob, das er Erſterem ſpendete, auch damals ſchon den leiſen Tadel einfließen ließ, daſs der Verfaſſer der „Reiſebilder“ vom lieben HERRGOTT mit zu wenig Reverenz, von Napoleon aber mit zu großer Ehrfurcht geſprochen, ſo ſtimmten Beide deſto einmüthiger in dem Haſſe gegen die Unterdrücker ihrer jüdiſchen Stammgenoſſen und in der Sympathie für die Abneigung Derſelben gegen die Taufe überein. Eine Wanderung durch das Judenquartier regte namentlich Börne zu den bitterſten Bemerkungen über dies Thema an[128]). „Betrachten Sie dieſe Gaſſe,“ ſprach er ſeufzend, als die ſchwarzen Häuſer ihre finſteren Schatten in ſein Gemüth warfen, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter! Die Menſchen ſind todt, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widerſprechen, wenn unſere verrückten Poeten und noch verrückteren Hiſtoriker, wenn Narren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken laſſen; aber wo die todten Menſchen ſchweigen, da ſprechen deſto lauter die lebendigen Steine.“ Die jüdiſche Bevölkerung feierte in den Tagen, als Heine in Frankfurt verweilte, das achttägige Chanükkahfeſt zum Andenken an die Siege der Makkabäer über die Heere des Antiochus Epiphanes und an die Wiedereinweihung des Tempels durch Judas Makkabäus. „Sehen Sie,“ ſagte Börne, als die Straße, welche bei Tage einen ſo düſteren Anblick bot, Abends aufs fröhlichſte von Illuminationslampen erhellt war, „Das iſt der 18. Oktober der Juden, nur daſs dieſer makkabäiſche 18. Oktober mehr als zwei Jahrtauſende alt iſt und noch immer gefeiert wird, ſtatt daſs der Leipziger 18. Oktober noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hat und bereits in Vergeſſenheit gerathen. Die Deutſchen ſollten bei der alten Madame Rothſchild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie, hier in dieſem Hauſe wohnt die alte Frau, die Lätitia, die ſo viele Finanz-Bonapartes geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrſchaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammſchlöſschen in der Judengaſſe nicht verlaſſen will, und heute wegen des großen Freudenfeſtes ihre Fenſter mit weißen Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die ſie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makkabäus und ſeine Brüder eben ſo tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unſern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II.“

Wolfgang Menzel's Werk über die deutſche Literatur war ſo eben erſchienen, und Börne freute ſich kindiſch, daſs Jemand gekommen ſei, der den Muth zeige, ſo rückſichtslos gegen Goethe aufzutreten. „Der Reſpekt," ſetzte er hinzu, „hat mich bisher davon abgehalten, Dergleichen öffentlich auszuſprechen. Der Menzel, Der hat Muth, Der iſt ein grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter, an Dem werden wir noch viele Freude erleben!" Auf dieſes Thema kam er noch öfter zurück, und Heine muſſte ihm geloben, Menzel, an den er ihm eine Empfehlungskarte mitgab, in Stuttgart zu beſuchen. Auch Heine war um jene Zeit nicht allzu gut auf Goethe zu ſprechen. Moſer hatte ihm mitgetheilt, wie man ſich in Berlin ſehr ungünſtige Äußerungen Goethe's über den Verfaſſer der „Reiſebilder" erzähle, und Heine hatte geantwortet[129]): „Daſs ich dem Ariſtokratenknecht Goethe mißfalle, iſt natürlich. Sein Tadel iſt ehrend, ſeitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachſenden Titanen. Er iſt jetzt ein ſchwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daſs er Nichts mehr erſchaffen kann. Raumer kann bezeugen, daſs ich ihn ſchon vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch deinen letzten Brief beſtochen worden." Und in einem Briefe vom ſelben Datum an Varnhagen heißt es mit Anſpielung auf dasſelbe Thema[130]): „Ich werde es mit den Ariſtokraten noch mehr verderben. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geiſter verletzen, er kann doch nicht verhindern, daſs ſein großer Name einſt gar oft zuſammen genannt wird mit dem Namen H. Heine." In ſeiner bald nachher für die „Annalen" abgefaſſten Recenſion des Menzel'ſchen Buches rügt er zwar die pietätloſe Weiſe, in der Menzel ſein hartes Urtheil über Goethe ausſprach[131]): „Es iſt doch immer Goethe, der König, und ein Recenſent, der an einen ſolchen Dichterkönig ſein Meſſer legt, ſollte doch eben ſo viel Kourtoiſie beſitzen, wie jener engliſche Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieſes kritiſche Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten niederkniete und ſeine Verzeihung erbat" — in der Sache ſelbſt aber ſchließt Heine ſich den wider Goethe rebellierenden Geiſtern mit geringer Reſervation an, und wiederholt in ähnlichen Worten, was er an Moſer und Varnhagen geſchrieben. Die Idee der Kunſt wird als Mittelpunkt der Goethe'ſchen Dichtung und jener ganzen Literaturperiode dargeſtellt, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfange und jetzt ihr Ende erreicht habe. Eine Vergleichung des Menzel'ſchen Buches mit Friedrich Schlegel's Vorleſungen über die Geſchichte der alten

und neuen Literatur giebt Anlaſs zu einer weiteren Ausführung dieſes Gedankens: „In dem Schlegel'ſchen Werke ſehen wir ganz die Beſtrebungen, die Bedürfniſſe, die Intereſſen, die geſammte deutſche Geiſtesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunſtidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'ſchen Vorleſungen ſolchermaßen ein Literaturepos, ſo erſcheint uns hingegen das Menzel'ſche Werk wie ein bewegtes Drama, die Intereſſen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenſchaften, Wünſche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid ſprechen ſich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien ſtehen ſich gegenüber, der Verfaſſer läſſt allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu beſonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermiſſen, ſo iſt es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausſpricht. Dieſen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umſtandes, daſs er noch nicht das Ende dieſes Jahrhunderts erlebt hat. Aus demſelben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'ſchen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigſten Gegenwart. Nur ſo Viel ſehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'ſchen Buches iſt nicht mehr die Idee der Kunſt. Menzel ſucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufaſſen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es iſt uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botaniſiert, und nennt die Bäume bei ihren Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoriſtiſch an jedem Tulpenbeet, küſſt jede Roſe, neigt ſich freundlich zu einigen befreundeten Wieſenblümchen, und ſchaut dabei ſo klug, daſs wir faſt glauben möchten, er höre das Gras wachſen. Andererſeits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wiſſenſchaftlichkeit, welches ebenfalls eine Tendenz unſerer neueſten Zeit iſt, eine jener Tendenzen, wodurch ſie ſich von der früheren Kunſtperiode unterſcheidet. Wir haben große geiſtige Eroberungen gemacht, und die Wiſſenſchaft ſoll ſie als unſer Eigenthum ſichern. Dieſe Bedeutung derſelben hat ſogar die Regierung in einigen deutſchen Staaten anerkannt, abſonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in ſolcher Hinſicht am ſchönſten glänzen. Dasſelbe Streben hat ſich, zumeiſt durch Einwirkung ſolcher deutſchen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daſs alles Wiſſen einen

Werth an und für ſich hat, daſs es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden ſoll, ſondern damit es ſeinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir als das beſte Erbtheil den folgenden Geſchlechtern überliefern werden.“ Die Auszüge, welche Heine aus dem Menzel'ſchen Buche giebt, ſetzen den Gedankengang desſelben in ein noch helleres Licht. Mit beſonderer Abſicht werden die Äußerungen Menzel's über den politiſchen Kampf der Gegenwart hervorgehoben, welche in dem dunklen Gewirr der Parteien nur Einen Hauptgegenſatz, den zwiſchen Liberalismus und Servilismus, erkennen: „Die liberale Partei iſt diejenige, die den politiſchen Charakter der neueren Zeit beſtimmt, während die ſogenannte ſervile Partei noch weſentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus ſchreitet daher in demſelben Maße fort wie die Zeit ſelbſt, oder iſt in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entſpricht dem Proteſtantismus, ſofern er gegen das Mittelalter proteſtiert, er iſt nur eine neue Entwickelung des Proteſtantismus im weltlichen Sinn, wie der Proteſtantismus ein geiſtlicher Proteſtantismus war. Er hat ſeine Partei in dem gebildeten Mittelſtande, während der Servilismus die ſeinige in der vornehmen und in der rohen Maſſe findet. Dieſer Mittelſtand ſchmilzt allmählich immer mehr die ſtarren Kryſtalliſationen der mittelalterlichen Stände zuſammen. Die ganze neuere Bildung iſt aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, ſie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur iſt ein Triumph des Liberalismus, denn ſeine Feinde ſogar müſſen in ſeinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorſchub geleiſtet, ſeinen größten Philoſophen aber hat er in Fichte, ſeinen größten Dichter in Schiller gefunden.“ Indem Heine der Begeiſterung Menzel's für Schiller ihr volles Recht zuerkennt, proteſtiert er doch andererſeits gegen jeden Verſuch, den Werth Goethe's zu Gunſten Schiller's herabzudrücken, und ſpottet über die Menzel'ſche Lehre, daſs Goethe kein Genie, ſondern nur ein Talent ſei. „Woher aber,“ fragt er weiter, „kommt dieſe Härte gegen Goethe, wie ſie uns hie und da ſogar bei den ausgezeichnetſten Geiſtern bemerkbar geworden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares ſein ſollte, in der Republik der Geiſter zur Tyrannis gelangt iſt, betrachten ihn viele große Geiſter mit geheimem Groll. Sie ſehen in ihm ſogar einen Ludwig XI., der den geiſtigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geiſtigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, empor-

hebt. Sie ſehen, er ſchmeichelt den reſpektiven Korporationen der Städte, er ſendet gnädige Handſchreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen“, und erſchafft einen Papieradel von Hochbelobten, die ſich ſchon viel höher dünken als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben ſo gut wie der König ſelbſt, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggiſch zu ſprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieſes geſchehen. Sahen wir doch jüngſt in den Fürſtengrüften von Weſtminſter, daſs jene Großen, die, als ſie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und ſo wird auch Goethe nicht verhindern können, daſs jene großen Geiſter, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zuſammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Weſtminſter der deutſchen Literatur. — Die brütende Stimmung unzufriedener Großen iſt anſteckend, und die Luft wird ſchwül. Das Princip der Goethe'ſchen Zeit, die Kunſtidee, entweicht, eine neue Zeit mit einem neuen Principe ſteigt auf, und, ſeltſam! wie das Menzel'ſche Buch merken läſſt, ſie beginnt mit Inſurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe ſelbſt, daſs die ſchöne objektive Welt, die er durch Wort und Beiſpiel geſtiftet hat, nothwendiger Weiſe zuſammen ſinkt, ſo wie die Kunſtidee allmählich ihre Herrſchaft verliert, und daſs neue friſche Geiſter von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordiſchen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civiliſierte Goethenthum über den Haufen werfen und an deſſen Stelle das Reich der wildeſten Subjektivität begründen. Daher das Beſtreben, eine Goethe'ſche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Die alten Romantiker, die Janitſcharen, werden zu regulären Truppen zugeſtutzt, müſſen ihre Keſſel abliefern, müſſen die Goethe'ſche Uniform anziehen, müſſen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und ſchreien Vivat, die Trompeter blaſen — — Wird Kunſt und Alterthum im Stande ſein, Natur und Jugend zurückzudrängen?... Wir können nicht umhin ausdrücklich zu bemerken, daſs wir unter „Goethenthum“ nicht Goethe's Werke verſtehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längſt die deutſche Sprache ſchon geſtorben iſt und das geknutete Deutſchland in ſlaviſcher Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verſtehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'ſche Denkweiſe, dieſe Blume, die im Miſte unſerer Zeit immer blühender gedeihen wird, und ſollte auch ein glühendes Enthuſiaſtenherz ſich über ihre kalte Behaglichkeit noch ſo ſehr ärgern; mit

dem Worte „Goethenthum“ deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'ſche Formen, wie wir ſie bei der blöden Jüngerſchar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepſen jener Weiſen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepſen gewährt, erregte unſere Klage. Der Alte! wie zahm und milde iſt er geworden! Wie ſehr hat er ſich gebeſſert! würde ein Nicolait ſagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den ſchwülen „Werther“ und den „Götz mit der eiſernen Hand“ ſchrieb. Wie hübſch manierlich iſt er geworden, wie iſt ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere geniale himmelſtürmende Zeit erinnert wird, oder wenn gar Andere, in ſeine alten Fußſtapfen tretend, mit demſelben Übermuthe ihre Titanen-Flegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieſer Hinſicht ein geiſtreicher Ausländer unſeren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der ſich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialſtädtchens ein ehrſam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichſte alle Philiſtertugenden zu erfüllen ſtrebt, und in die peinlichſte Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüſter Waldgeſell aus Kalabrien mit ihm zuſammen trifft und alte Kameradſchaft nachſuchen möchte.“ — „Ich leſe jetzt den vierten Band von Goethe's und Schiller's Briefwechſel,“ ſchreibt Heine zwei Jahre ſpäter an Varnhagen [132]), „und wie gewöhnlich mache ich Stilbeobachtungen. Da finde ich wieder, daſs Sie nur mit dem früheſten Goethe, mit dem Werther-Goethe, Ähnlichkeit im Stil haben. Ihnen fehlt ganz die ſpätre Kunſtbehaglichkeit des großen Zeitablehnungsgenies, der ſich ſelbſt letzter Zweck iſt. Er beherrſcht ſeinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abrundung, Helldunkel, Perſpektive der Zwiſchenſätze, mechaniſches Untermalen der Gedanken, Dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Männlichkeit. Es iſt noch immer meine fixe Idee, daſs mit der Endſchaft der Kunſtperiode auch das Goethenthum zu Ende geht; nur unſere äſthetiſierende, philoſophierende Kunſtfinnzeit war dem Aufkommen Goethe's günſtig; eine Zeit der Begeiſterung und der That kann ihn nicht brauchen. Aus jenem vierten Briefſammlungstheil ſah ich klar, wie ingrimmig er die Revolution haſſte, er hat in dieſer Hinſicht ungünſtig auf Schiller eingewirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitariſtokraten gemacht hätte. Vgl. ſeine Verhöhnung Poſſelt's, Campe's, des Bürgerdiploms, das Schiller aus Frankreich erhielt, u. ſ. w.“ — Wenn wir mit ſolchen Äußerungen die Worte

des an früherer Stelle (Bd. I. S. 343) mitgetheilten Briefes an Moſer vom Sommer 1825 zuſammenhalten, ſo wird uns der ſpätere Scherz Heine's [133]), daſs ſeine Oppoſition wider Goethe nur dem „Neid“ entſprungen ſei, nicht irre führen. Heine, Börne und Menzel wurden zu ihren Angriffen gegen die Perſon Goethe's urſprünglich durch eine und dieſelbe demokratiſche Tendenz beſtimmt; ſie vermiſſten in ſeinen Schöpfungen jedes warme Intereſſe für das freiheitliche Streben der Gegenwart, und nicht mit Unrecht wieſen ſie darauf hin, daſs die gefliſſentliche Abwendung der Kunſt von den Anſprüchen der wirklichen Welt einen nachtheiligen Einfluſs auf die politiſche Entwicklung des Volkes übe. Nach der Julirevolution freilich gingen die Anſichten und Wege der Schriftſteller, welche jetzt in ihrer herben Beurtheilung Goethe's und in ſo manchen anderen Dingen leidlich ſympathiſierten, weit auseinander: in Menzel trat das chriſtlich-germaniſche Princip, in Börne der einſeitig ſtarre Republikanismus mit rückſichtsloſer Schärfe hervor, und auch Goethe wurde von Jedem der Beiden mit ihren kleinlich beſchränkten Maßſtäben gemeſſen — dem Einen ſchien er nur noch ein „ſentimental-frivoler Selbſtvergötterer,“ ein „äſthetiſcher Heliogabalus“, ein „Nachäffer des Fremden,“ dem Andern ein ſerviler Fürſtenknecht, — während Heine über den menſchlichen Eitelkeiten und Schwächen des Greiſes niemals die unſterbliche Größe des Dichters vergaß, die Verdienſte Desſelben mit aufrichtiger Bewunderung ins Licht ſtellte, und ſeinen gelegentlichen Tadel der Goethe'ſchen Kunſtrichtung fortan in die mildeſte Form kleidete. —

„Hüten Sie ſich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren,“ waren die letzten Worte, welche Börne dem Dichter der „Reiſebilder“ beim Abſchiede von Frankfurt ins Ohr flüſterte. Über Heidelberg, wo er den dort ſtudierenden geiſtvollen Witzling Detmold kennen lernte, nach Stuttgart reiſend, erfuhr Heine in letztgenannter Stadt, daſs der Baron Cotta zur Zeit abweſend ſei, ihn aber in München erwarte. Er kürzte daher ſeinen Aufenthalt ſo viel wie möglich ab, und machte nur, wie er Börne verſprochen, Wolfgang Menzel's Bekanntſchaft, ohne Guſtav Schwab oder irgend ein anderes in Stuttgart lebendes Mitglied der ſchwäbiſchen Dichterſchule aufzuſuchen.

In der letzten Novemberwoche 1827 traf Heine in München ein, wo Cotta, den Geſchäfte nach Stuttgart riefen, ſeiner bereits mit Ungeduld harrte. Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf ſtand damals im

vierundſechzigſten Lebensjahre. Trotz ſeines vorgerückten Alters hatte er ſich jene jugendliche Arbeitskraft und faſt immer vom Glück gekrönte Unternehmungsluſt bewahrt, vermittelſt deren er ſich aus den reducierteſten Verhältniſſen zum erſten Buchhändler Deutſchlands emporgeſchwungen. Durch eine reguläre Gymnaſial- und Univerſitätsbildung — er hatte erſt Theologie, dann Mathematik und Jurisprudenz ſtudiert, und eine Zeitlang in Tübingen als Hofgerichtsadvokat praktiſiert — war ſeinen trefflichen Anlagen die Baſis vielſeitiger Kenntniſſe zu Theil geworden, die er nicht allein bei ſeinen buchhändleriſchen Operationen, ſondern auch in ſeiner politiſchen Laufbahn mit Erfolg verwerthete. Es mag richtig ſein, wie von überſtrengen Beurtheilern ſeines Verhaltens in der franzöſiſchen Zeit bemerkt worden iſt, daſs ſein Patriotismus ſich mehr auf die Wahrnehmung der Partikularintereſſen ſeines engeren Vaterlandes, als auf die Förderung der nationalen Macht und Unabhängigkeit des deutſchen Reiches wandte — aber Wer dürfte ihm einen Vorwurf daraus machen, daſs er in ſeinem ſtaatsmänniſchen Verhalten den überwältigenden Zeitumſtänden Rechnung trug, und einem Lande, deſſen Herrſcher als Vaſall Napoleon's eine ſo traurige Rolle ſpielte, nach beſten Kräften im Einzelnen zu nützen ſuchte? Schon 1799 unterhandelte er im Auftrag der würtembergiſchen Stände zu Paris einen Separatfrieden für Würtemberg, der freilich ſpäter nicht ratificiert ward. Seit dem Jahre 1811 zum würtembergiſchen Landſtand erhoben, vertrat er als Solcher 1815 mit Bertuch die Sache der deutſchen Buchhändler auf dem Wiener Kongreſſe. Seine nachmalige Thätigkeit als Abgeordneter auf dem würtembergiſchen Landtage und als Vicepräſident der zweiten Kammer bot ihm mehrfach Gelegenheit, ſeine Stimme muthvoll für die Abſchaffung veralteter Miſsbräuche in Kirche und Staat zu erheben; u. A. ſprach er ſich wiederholentlich mit kräftigem Nachdruck zu Gunſten der bürgerlichen und politiſchen Gleichſtellung der Juden aus. Es iſt bekannt, daſs er 1825 die Dampfſchifffahrt auf dem Bodenſee einführte, die er im folgenden Jahre auf dem ganzen Rheinſtrome mit den betreffenden Regierungen regulierte. Auch gelang ſeinen Bemühungen 1828 die Durchſetzung der wichtigen volkswirthſchaftlichen Maßregel des Anſchluſſes von Baiern und Würtemberg an den preußiſchen Zollverband. Von ſeinen bedeutungsvollen journaliſtiſchen Unternehmungen gedenken wir zunächſt der Herausgabe der „Horen", die ihn, wie mit Schiller, ſo auch mit Goethe und Herder in dauernden Verkehr brachte. Faſt gleichzeitig gründete er

die „Politiſchen Annalen“ und die „Allgemeine Zeitung“, welch letztere Anfangs in Tübingen und Stuttgart, dann in Ulm, ſeit 1816 in Augsburg erſchien, und ein halbes Jahrhundert hindurch den Rang des angeſehenſten politiſchen Journals in Deutſchland behauptete. Ebenſo vortheilhaft zeichnete ſich vor den mittelmäßigen belletriſtiſchen Zeitſchriften jener Periode das 1807 begonnene, mit Geiſt und Geſchick redigierte „Morgenblatt“ aus, dem ſich ſpäter das von Schorn begründete „Kunſtblatt“ und das eine ſcharfe Kritik übende „Literaturblatt“ zugeſellten. Auch Dingler's „Polytechniſches Journal“ ging ſeit 1820 aus der Cotta'ſchen Officin hervor. Die Thronbeſteigung des Königs Ludwig I. von Baiern, der voll hochfliegender Pläne davon träumte, ſeine Reſidenz zum Mittelpunkte deutſcher Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft zu geſtalten, veranlaſſte den unermüdlichen Geſchäftsmann, 1826 auch in München eine literariſch-artiſtiſche Anſtalt als Filiale ſeiner Stuttgarter, Tübinger und Augsburger Firmen zu errichten, und bald darauf zwei neue Zeitſchriften, das „Ausland“ und das „Inland“, ins Leben zu rufen. Der König, welcher ſich bei Cotta's häufiger Anweſenheit in München oft und gern mit Demſelben unterhielt, begünſtigte eifrig dieſe Unternehmungen, die er als ein willkommenes Mittel anſah, Schriftſteller und Künſtler von Ruf und Talent nach ſeiner Hauptſtadt zu ziehen.

Schon bei der erſten Begegnung mit Heine machte Cotta kein Hehl daraus, daſs er nicht bloß für die „Politiſchen Annalen“, ſondern gleichfalls für das „Ausland“ und das „Morgenblatt“, deſſen Redakteur, der Dichter Wilhelm Hauff, ſo eben geſtorben war, auf ſeine thätige Mitwirkung rechne. Er bot ihm vorläufig ein Jahrgehalt von 2000 Gulden an, ohne ihm beſtimmte Verpflichtungen in Betreff der Art und des Umfangs der von ihm zu liefernden ſchriftſtelleriſchen Beiträge aufzuerlegen. Aber je mehr ſich Heine durch dies vertrauende Entgegenkommen geehrt fand und je wohlthuender ihn dasſelbe berührte, deſto ernſtlicher zweifelte er bei dem ſchwankenden Zuſtande ſeiner Geſundheit an der Ausdauer ſeiner Arbeitskraft. Er wünſchte ſich erſt genauer den Kreis der ihm erwachſenden Thätigkeit anzuſehn und die Einwirkung des verrufenen Münchener Klimas auf ſeine Kopfnerven zu erproben, bevor er ſich auf längere Zeit bände. Einſtweilen verpflichtete er ſich daher nur auf ein halbes Jahr, und verſprach, für jedes Heft der „Annalen“ einen Aufſatz aus eigener Feder zu liefern, auch nach Kräften das „Ausland“ und das „Morgen-

blatt" mit Beiträgen zu bedenken. Was er in den genannten Journalen während der Frühlingsmonate 1828 drucken ließ, beschränkte sich, außer den nachmals im vierten Bande der „Reisebilder" zusammengestellten „Englischen Fragmenten", auf den vorhin erwähnten Aufsatz über Menzel's „Deutsche Literatur" und einen Bericht über die erste Aufführung von Michael Beer's „Struensee". Für diese Arbeiten und die mit Lindner geführte Redaktion der „Annalen" bezog er von Januar bis Juni 1828 ein Gesammthonorar von 100 Karolin. Die Liberalität Cotta's in Geldsachen und die zuvorkommende Bereitwilligkeit, mit welcher er auf Heine's Wünsche und Vorschläge einging, trugen Viel dazu bei, das Verhältnis zwischen den beiden Männern zu einem ungemein freundlichen zu gestalten. Der Dichter rechnete es dem gentilen Buchhändler hoch an, daß er mit Demselben niemals um den Honorarbetrag für seine Arbeiten zu feilschen brauchte. In der Korrespondenz mit Merckel finden sich zahlreiche ärgerliche Äußerungen über Campe's „Knickrigkeit," während die Generosität Cotta's aufs glänzendste belobt wird: „Campe weiß nie zur rechten Zeit ein paar lumpige Louisd'or wegzuwerfen; Dieses sollte er von Cotta lernen... Glaub mir, Dieser ist ein nobler Mensch. Er läßt den Schriftsteller leben und will nicht auf Dessen Kosten typographisch glänzen. Sehe ich, was Cotta für die Gedichte von Uhland und Platen thut, oder besser gesagt für die Dichter selbst, so muß ich mich vor mir selber schämen." „Cotta läßt auch auf schlechtem Billard spielen," scherzt Heine in einem späteren Briefe an Merckel, mit Anspielung auf das graue Fließpapier der meisten Cotta'schen Verlagsartikel damaliger Zeit; „aber Wer gut spielt, hat mehr Nutzen davon." Und ein andermal schreibt er [134]): „Was das Bezahltwerden betrifft, so bin ich wie eine Köchin, die sehr zartfühlend die Bemerkung macht, daß sie in ihrem Dienste weniger auf Geld sähe, als auf gute Behandlung." Auch die Gemahlin Cotta's, eine aufrichtige Bewunderin des „Buches der Lieder," machte auf Heine den angenehmsten Eindruck, und es freute ihn, sich der liebenswürdigen Dame durch Einsendung poetischer Beiträge für das unter ihren Auspicien erscheinende „Taschenbuch für Damen" gefällig zu erweisen. Nach dem am 29. December 1832 erfolgten Tode des Freiherrn bewahrte Heine Demselben das pietätvollste Andenken, und noch im Jahre 1852 schrieb er aus seiner Matratzengruft in der Rue d'Amsterdam dem Sohne seines „alten vielgeliebten Cotta" [134]): „Durch meinen körperlichen Zustand abgesperrt von den

Genüſſen der Außenwelt, ſuche ich jetzt Erſatz in der träumeriſchen Süße der Erinnerungen, und mein Leben iſt nur ein Zurückgrübeln in die Vergangenheit: da tritt oft vor meine Seele das Bild Ihres ſeligen Vaters, des wackern würdigen Mannes, der mit der vielſeitigſten deutſchen Ausbildung einen in Deutſchland ſeltenen praktiſchen Sinn verband, der ſo brav und ſo ehrenfeſt war, auch ſo höflich, ja hofmänniſch höflich, ſo vorurtheilsfrei, ſo weitſichtig, und der bei ſeinen großen Verdienſten um die geiſtigen wie materiellen Intereſſen des Vaterlandes dennoch von einer ſo rührenden Beſcheidenheit war, wie man ſie nur bei alten braven Soldaten zu finden pflegt. Das war ein Mann, Der hatte die Hand über die ganze Welt! ſo ungefähr, glaube ich, äußert ſich der Schneider Zetter über Karl V. in Goethe's Egmont." —

Als Heine nach München kam, trug die Stadt nicht entfernt ihren heutigen Charakter. Der halb mittelalterliche, bunt abwechſelnde Anblick ihrer äußern Erſcheinung bildete einen auffallenden Kontraſt zu den langen, breiten, ſchnurgeraden Häuſerreihen Berlin's, und Heine verfehlte nicht, dieſen Gegenſatz, von dem er aufs wohlthuendſte berührt ward, in ſeiner gewohnten draſtiſchen Art hervorzuheben. „München nämlich," ſchreibt er [138]), „iſt eine Stadt, gebaut von dem Volke ſelbſt, und zwar von auf einander folgenden Generationen, deren Geiſt noch immer in ihren Bauwerken ſichtbar, ſo daſs man dort, wie in der Hexenſcene des Macbeth, eine chronologiſche Geiſterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiſte des Mittelalters, der geharniſcht aus gothiſchen Kirchenpforten hervortritt, bis auf den gebildet lichten Geiſt unſerer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin Jeder ſich ſelbſt mit Vergnügen anſchaut. In dieſer Reihenfolge liegt eben das Verſöhnende; das Barbariſche empört uns nicht mehr, und das Abgeſchmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Übergänge betrachten. Wir ſind ernſt, aber nicht unmuthig bei dem Anblick jenes barbariſchen Doms, der ſich noch immer in ſtiefelknechtlicher Geſtalt über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Geſpenſter des Mittelalters in ſeinem Schoße verbirgt. Mit eben ſo wenig Unmuth, ja ſogar mit ſpaßhafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlöſſer der ſpätern Periode, die plump deutſchen Nachäffungen der glatt franzöſiſchen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeſchmacktheit, toll ſchnörkelhaft von außen, von innen noch putziger dekoriert mit ſchreiend bunten Allegorien, worauf die ſeligen hohen Herrſchaften abkonterfeit ſind:

die Kavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Gesichtern, worüber die Allongeperücken wie gepuderte Löwenmähnen herabhängen, die Damen mit steifem Toupet, stählernem Korsett, das ihr Herz zusammenschnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen desto mehr prosaische Ausdehnung gewährte. Wie gesagt, dieser Anblick verstimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu lassen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die sich neben den alten erheben, so ist's, als würde uns eine schwere Perücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von stählerner Fessel. Ich spreche hier von den heiteren Kunsttempeln und edlen Palläſten, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiste Klenze's, des großen Meisters." Wenn Heine ein Jahrzehnt später München wiedergesehen und die glänzende Metamorphose gewahrt hätte, durch welche König Ludwig das als Kronprinz in Rom gegebene Versprechen wahr gemacht: „Ich will aus München eine Stadt schaffen, die Deutschland so zur Zierde gereichen soll, daſs Keiner Deutschland kennt, wenn er nicht München gesehen hat," so würde auch hier wohl die Bemerkung nicht ausgeblieben sein, daſs die neuerstandene Pracht dem Eigenwillen eines Einzelnen entsprossen sei und wenig Kunde gebe von der Denkweise der Menge. Auch damals schon, wo der kunstsinnige König erst seit zwei Jahren zur Regierung gelangt, und von den in Angriff genommenen großartigen Schöpfungen Klenze's noch keine einzige vollendet war, lautete Heine's Urtheil über die Anfänge und Übergänge jener Zeit keineswegs immer so milde wie in der angezogenen Stelle. Mit dem beiſsendsten Spotte persifflirt er vielmehr schon in der „Reise von München nach Genua" [136]) die Bestrebungen des Königs, seine Residenz in ein „neues Athen" umzuwandeln, und malitiös genug belehrt er den Berliner Philister, der so unhöflich ist, alles attische Salz bei den biertrinkenden Neu-Athenienſern zu vermiſſen, daſs sie erst junge Anfänger seien, deren große Geister, ja deren ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet, sich in der Nähe sehen zu lassen. „Es ist Alles noch im Entstehen, und wir sind noch nicht komplet. Nur die untersten Fächer, lieber Freund," fügt der Schalk hinzu, „sind erst besetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen sein, daſs wir z. B. an Eulen, Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höheren Personal... was uns aber an Quantität fehlt, Das ersetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es ist ein „Löwe!" Wir haben

nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daſs Demoſthenes über den Malzaufſchlag in Attika nicht ſo gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, ſo war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk beſitzen, ſo können wir doch mit einem Prachtexemplare dieſer Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großſchwätzer, Maulaufſperrer, Poltrons und ſonſtigen Lumpengeſindels aufwiegt."

Allerdings war es eine originelle, von den Zeitgenoſſen kaum nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigte Aufgabe, die ſich König Ludwig geſtellt. Obwohl er in den napoleoniſchen Kriegen mit Auszeichnung auf Seiten der Franzoſen gekämpft hatte, war er doch im Grunde ſeines Herzens von der wärmſten Begeiſterung für den Glanz und die Herrlichkeit des deutſchen Geiſtes durchdrungen. Schon als Jüngling verſenkte er ſich mit Eifer in das Studium der Geſchichte der deutſchen Vorzeit, die deutſchthümelnden Beſtrebungen der burſchenſchaftlichen Romantik nach den Freiheitskriegen weckten in ſeinem poetiſch geſtimmten Gemüthe einen lauten Wiederhall, und nur aus ſolcher Extravaganz des Patriotismus läſſt es ſich erklären, wenn er dem aus franzöſiſchem Kanonenerz gegoſſenen Obelisken, welchen er den dreißigtauſend im ruſſiſchen Feldzug umgekommenen Baiern in ſeiner Hauptſtadt errichtete, die abenteuerliche Inſchrift gab: „Auch ſie ſtarben für des Vaterlands Befreiung." Vor Allem war es jedoch die deutſche Kunſt, an der ſeine Seele mit glühender Leidenſchaft hing, und deren Wiedererweckung er durch ſein Beiſpiel mit unermüdlicher Energie beförderte. Wie unſere Dichtkunſt ſich unlängſt im kaſtaliſchen Quell helleniſcher Schönheit zu neuem Leben verjüngt hatte, ſo wandten nun auch die Meiſter der bildenden Kunſt ihr Auge den hehren klaſſiſchen Vorbildern zu, und feierten auch auf plaſtiſchem Gebiete die Vermählung des Fauſt mit der Helena. Von dieſem Geſichtspunkte betrachtet, ſtand das Münchener Kunſttreiben unzweifelhaft auf der Höhe des äſthetiſchen Entwicklungsganges der neuen Zeit. Wie gering einſtweilen die Anregung und das Verſtändnis ſein mochten, die es auf der unmittelbaren Stätte ſeines Wirkens, im bairiſchen Volke, fand: die genialen Schöpfungen eines Klenze und Cornelius trugen den Ruhm der wieder erwachten deutſchen Architektur und Malerei weit über Baiern hinaus, und das Beiſpiel des Königs Ludwig, der ſich in großartigem Maße zum Schirmherrn der Künſte aufwarf, ſpornte andere

deutſche Fürſten, vor Allem den Kronprinzen von Preußen, zu edler Nachahmung an. Auch Heine verdankte den Eindrücken ſeines Münchener Aufenthalts und dem Verkehr mit den Malern und Bildhauern, die in großer Zahl dort zuſammen ſtrömten, ſeine erſte nähere Bekanntſchaft mit den Meiſterwerken der bildenden Kunſt, die ihm bis dahin ein wenig vertrautes Gebiet geweſen. Ein Hamburger Architekt, Herr Friedrich Stammann, welcher derzeit in München ſeine Studien machte und öfters mit Heine zuſammentraf, erzählt uns, daſs Letzterer Anfangs auf die jungen Maler, welche ſich ſeines geiſtvollen Umgangs erfreuten, ziemlich hochmüthig herabſah, und ſich manchen boshaften Witz über ihre Beſtrebungen erlaubte. Eines Tages wollte er ihnen ſogar ernſthaft die Inferiorität ihrer Kunſt im Vergleiche mit der Dichtkunſt beweiſen. „Ein Lied, eine Tragödie wirkt unmittelbar auf die Herzen der Menge," ſo lautete ſeine wunderliche Deduktion; „ihr dagegen bedürft des fremden Vermittlers, eure großen hiſtoriſchen Bilder und Allegorien ſprechen nur wenige auserleſene Kunſtkenner an, und euer Ruhm liegt in den Händen des Schriftſtellers, der eure Intentionen erſt dem Publikum klar machen, die Hieroglyphenſchrift eures Pinſels aller Welt deuten muſs." Ein muthwilliges Gelächter unterbrach den Redner. Während Dieſer die Abhängigkeit des Malerruhms von der wohlwollenden Kommentierung des Schriftſtellers behauptete, hatte ein begabter Kunſtjünger ſchweigend eine unbarmherzige Karikatur Heine's auf ein Blatt Papier gezeichnet, und hielt die Skizze jetzt triumphierend empor. Mit ärgerlicher Verlegenheit betrachtete Heine dies ſchlagende Argument, daſs dem Maler doch unter Umſtänden auch einige Macht über den Dichter gegeben ſei, und er hütete ſich in Zukunft, durch ſo thörichte Äußerungen eine ſelbſtändige Schweſterkunſt herabzuwürdigen. Fleißig beſuchte er fortan die Gemäldegalerie, und mit ſeiner zunehmenden Kenntnis der reichen Kunſtſchätze ſtieg ſeine Hochachtung und Bewunderung der Malerei, obſchon er im Allgemeinen der von Cornelius und ſeinen Nachfolgern eingeſchlagenen Kunſtrichtung nicht zugethan war, und alle heitere Lebensfreudigkeit in derſelben vermiſſte [137]).

Kurz nach ſeiner Ankunft in München wurde Heine von einer ernſtlichen Krankheit befallen, die ihn mit ſchwermüthigen Todesgedanken erfüllte. Er befürchtete, daſs ihn eben jetzt, wo er berühmt geworden, das Schickſal Körner's, Hauff's, Wilhelm Müller's und ſo manches andern vielverſprechenden Schriftſtellers, frühes Hinſterben, ereile. „Wenn ich kränker

werde," ſchrieb er an Campe [138]), „ordne ich meine Papiere und adreſſiere ſie an Sie für den Fall meines Abſterbens. Dann geben Sie ſolche heraus, und das Honorar ſoll meine irdiſchen Schulden hienieden decken!" Auch in den Briefen an Merckel und Varnhagen klagt er über den ſchlechten Einfluſs des Münchener Klimas auf ſeine Geſundheit, und in den erſten Wochen lebte er in ſtiller Zurückgezogenheit von allem geſelligen Verkehr. Später jedoch änderte ſich Dies, er bezog eine elegante Wohnung im Rechberg'ſchen Palais auf der Hundskugel, Cotta's und Varnhagen's Empfehlungen erſchloſſen ihm die Cirkel der haute volée, und in einem Schreiben an den letztgenannten Freund bezeichnet er ſeine ſocialen Verhältniſſe als ſehr heiter und liebenswerth [139]): „Ich lebe als grand seigneur, und die 5½ Menſchen hier, die leſen können, laſſen mir auch merken, daſs ſie mich hochſchätzen. Wunderſchöne Weiberverhältniſſe — indeſſen dieſe befördern weder meine Geſundheit, noch meine Arbeitsluſt. Am liebſten bin ich unter jungen Malern, die beſſer ausſehen als ihre Bilder." Auch an Moſer ſchrieb er nach der Abreiſe von München, daſs er dort ein köſtliches Leben geführt und mit Freuden auf immer dahin zurückkehren möchte [140]).

Über Heine's Thätigkeit für die „Neuen politiſchen Annalen" iſt nicht ſonderlich viel Rühmliches zu berichten. Als er den wiederholten Anträgen Cotta's nachgab, hatte er freilich an Varnhagen geſchrieben [141]): „Ich habe dieſe Redaktion angenommen, weil ich überzeugt war, Sie ſind nicht bloß damit zufrieden, ſondern auch darüber erfreut. Die Tendenz ſehen Sie wohl voraus... Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei ſprechen." Schon im erſten Briefe aus München heißt es jedoch [142]): „Die Annalen ſollen mir wenig Mühe machen," und in der That lieferte Heine für dieſelben faſt nur jene flüchtigen Aufzeichnungen ſeiner Reiſe nach England, welche erſt ſpäter, bei ihrer Veröffentlichung in Buchform, durch Hinzufügung mehrer neuen Kapitel eine beſtimmtere politiſche Färbung erhielten. Es hatte den Anſchein, als ob er ſich einſtweilen der größten Mäßigung beſtrebe und jede ſchroffe Äußerung über die heimiſche Tagespolitik vermeide, um ſich nicht die Möglichkeit einer Staatsanſtellung zu verſperren. Anfangs überließ er ſeinem um 28 Jahr' älteren Mitredakteur, dem Dr. Friedrich Ludwig Lindner, einem Jugendfreunde Rahel's, der am 11. Mai 1845 in Stuttgart ſtarb, ausſchließlich die Leitung des Blattes und die Abfaſſung der redaktionellen Noten, mit welchen die Abhandlungen der Mitarbeiter häufig begleitet wurden.

Heine beſtand jedoch auf Unterzeichnung dieſer Noten mit einer deutlich erkennbaren Namensſchiffre, ſeit er ſich im vierten Hefte des 26ſten Bandes der „Annalen“ (S. 365) zu der Erklärung veranlaſſt ſah, daſs eine redaktionelle Anmerkung im vorigen Heft (S. 227), welche gegen die Hegel'ſche Schule gerichtet war und behauptete, es werde in ihr die Philoſophie in der Sprache des Wahnwitzes vorgetragen, „weder aus ſeiner Feder, noch aus ſeiner Geſinnung gefloſſen“ ſei. Schon früher hatte er mit ſeinem Mitherausgeber eine kleine Differenz gehabt, als Dieſer an Heine's ſtark bonapartiſtiſcher Kritik des Walter Scott'ſchen Buches über Napoleon Anſtoß nahm. Heine ließ ſich aber diesmal zu keiner Milderung der Ausdrücke bewegen. „Es kommt hier auf Geſinnungen an,“ ſchrieb er dem Dr. Lindner [143]); „und da darf man keine Rückſichten hegen. Frauen zeichnen ſich aus durch Schönheit und Anmuth; Männer durch Geſinnungen. Freilich — ehrlich geſtanden — liebe ich auch die ausgezeichneten Frauen mehr als die ausgezeichneten Männer, und — noch ehrlicher geſtanden — ich möchte nicht einmal ein Mann ſein, wenn man den Frauen gefallen könnte, ohne ein Mann zu ſein, ein Mann von Geſinnung, Grundſatz, Feſtigkeit, Unbeſtechlichkeit, Unerſchrockenheit und dergleichen Erſchrecklichkeiten mehr, mit welchen ich die Ehre habe zu ſein ꝛc.“ Daſs es mit dieſem ſcherzhaften Trumpfen auf politiſche Geſinnungen in Wirklichkeit nicht ſehr ernſt gemeint war, beſtätigen uns die Worte eines Briefes an Varnhagen, deſſen Frau tadelnd an Heine geſchrieben hatte, daſs man in ſeiner Recenſion des Walter Scott'ſchen Buches die Einflüſterung bonapartiſtiſcher Freunde heraushöre. „Frau von Varnhagen hat ganz Recht,“ antwortete Heine [144]), „in Dem, was ſie über Napoleon ſagt. Er hätte nie ſich den Freuden der Societät hingeben dürfen, das freundliche Lächeln der Societät zieht alle Kraft aus der Bruſt des Mannes, wie der Magnetberg alles Eiſen aus dem nahenden Schiffe zieht. Aber was will Frau von Varnhagen von mir? Ich bin ja kein Napoleon. Ich denke nicht einmal daran, Pankow zu erobern, viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungsſucht beſchränkt ſich vielleicht auf 10 bis 11 Herzen. Ich bin ja ein Menſch, der zu ſeinem Vergnügen lebt. Ich könnte den Tod aufladen durch eine Vergleichung mit Napoleon — ich kann ſchon jetzt nicht mehr ſo gut ſchlafen wie ſonſt, ſeit ich weiß, daſs ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hineingemalt hat. Nun ſtehe ich auf dem Bild in Lebensgefahr — und Wer ſteht mir dafür, daſs nicht mal ſo eine gemalte

Flinte losgehen kann, und mein wirklicher Leib sympathisch mitfühlt, wenn der gemalte durchlöchert wird?"

Wir werden einräumen müssen, daſs ein Schriftsteller, der jede Zumuthung der Übernahme eines politischen Martyriums mit so selbstverhöhnendem Spotte zurückwies, geringe Naturanlage zum Volkstribunen besaß. In einem Briefe an Cotta vom November 1828 bekennt er zudem offen [145]), daſs weder seine politischen Kenntnisse, noch seine Schreibart ihn zum Redakteur eines politischen Journals geeignet machten, und mit eben so naiver Aufrichtigkeit äußert er gegen Merckel über seine Aufsätze für die „Annalen" [146]): „Meine Finanzen sind zerrüttet, ich habe Schulden, will diesen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich sorgt, so viel Geld nehme, muſs ich auch Etwas liefern. Drum sollen in jedem Heft der „Annalen" wenigstens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund: ich zeige der Welt, daſs ich etwas Anderes bin, als unsre sonettierenden Almanachspoeten." Das sind unzweifelhaft sehr subjektive Beweggründe zur Oppositionsschriftstellerei, die mit dem aufopfernden Vertreten einer politischen Überzeugung Wenig gemein haben. In noch üblerem Lichte erscheint der Umgang, welchen Heine mit dem verrufenen Wit von Dörring pflog, der als achtzehnjähriger Jüngling in die phantastischen Verschwörungsumtriebe der Jenenser Burschenschaft verwickelt gewesen war, seitdem in England, Frankreich, Italien, Deutschland und der Schweiz eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, und gleichzeitig von den Regierungen als Carbonaro verfolgt, von den Häuptern der liberalen Partei als geheimer Polizeiagent verächtlich gemieden ward. Mit gerechtfertigter Besorgnis beklagt sich Heine, daſs Campe einem so unzuverläſsigen Subjekte Briefe für ihn anvertraut. „Wuſsten Sie denn nicht," fragt er halb entrüstet [147]), „daſs ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will?" Und einige Monate später, als Wit auch mit den bairischen Behörden in Kollision gerathen und plötzlich von München ausgewiesen worden war, lesen wir in einem Briefe Heine's an Merckel den ängstlichen Stoßseufzer: „Wit schreibt mir, Campe habe ihm hierher ein Packet geschickt, worin auch Sachen für mich seien, und ich sollte das Packet auf der Post für ihn in Empfang nehmen. Das thue ich nicht. Deſshalb schreibe mir um Gotteswillen! es sind doch keine Briefe für mich darin? doch keine Briefe?" Aus einem fast gleichzeitigen Schreiben an

Varnhagen aber ersehen wir, daß Heine mit jenem Menschen, den er so tief verachtete, dennoch in charakterlosester Weise, und aus wenig ehrenhaften Motiven, freundschaftlich verkehrte. Die höchst bezeichnende Briefstelle lautet[148]): „Wit von Dörring, der Berüchtigte, ist hier. Gott weiß, mit welchem Skandal er endigen wird. Ich hab' ihn persönlich sehr gern, und er kompromittiert mich überall, indem er mich seinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erstens, daß die Revolutionaire von mir sich fern halten, was mir sehr lieb ist; zweitens, daß die Regierungen denken, ich sei nicht so schlimm, und überzeugt sind, daß ich in keiner einzigen schlimmen Verbindung stehe. Ich will ja nur sprechen. Übrigens ist Wit mein Fouché. Mir kann er nicht schaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn schaden, wem ich wollte. Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen. — Ich glaube, sein Treiben ist heilsam; schon das Princip der Bewegung, sei diese auch feindlich, bringt . . . Ich wurde in Mitten des Briefes unterbrochen. Die Ursache war der famöse Wit selbst, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urtheil, verwiesen worden. Wit ist ein mauvais sujet, und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft seinen Charakter vergessen ließ, — er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deßhalb weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat Vielen mißfallen. In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und That befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen lassen darf, wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens Nichts schadet, ja daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unsres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Macchiavell und jetzt noch in Paris hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen. Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe, in diesem Leben zu begehen."

So laxe politische Grundsätze und eine so frivole Zweckmäßigkeitsmoral nehmen sich freilich befremdend aus auf den Lippen eines Mannes, der nicht ohne Ostentation das Amt eines Stimmführers der öffentlichen Meinung, eines Vorkämpfers der bürgerlichen Freiheit übernommen hatte. Die allgemeine Verderbnis der Zeit, die Gesinnungslosigkeit und schlaffe

Reſignation, welche peſtſtoffartig die ſtagnierende Luft jener Tage erfüllten und ſelbſt die beſten Charaktere befleckten, mögen in gewiſſem Grade den Schwächen des Einzelnen zur Entſchuldigung dienen: bei Alledem aber läſſt ſich Heine's Benehmen von dem Vorwurfe einer bewuſſten Zweideutigkeit nicht freiſprechen. Fühlte er ſich ernſtlich berufen, ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menſchheit zu ſein, dem es gebühre, daſs man ihm einſt ein Schwert auf den Sarg lege[146]); betrachtete er es als die Aufgabe ſeines Lebens, die Miſsbräuche in Staat, Kirche und Geſellſchaft unerbittlich zu befehden, ſo muſſte er bereit ſein, die Folgen ſeiner Worte und Handlungen zu tragen, und durfte keinesfalls um perſönlicher Vortheile willen mit den Mächten, die er öffentlich angriff, insgeheim transigieren. Daſs er Solches gethan, daſs er während ſeines Aufenthaltes in München nur allzu geneigt war, die Rolle eines kühnen Oppoſitionsſchriftſtellers mit der Feſſel eines Staatsamtes zu vertauſchen, dafür liegen in den Briefen an Varnhagen und Cotta, an Schenk und Tjutſchew leider die gravierendſten Zeugniſſe vor. Zunächſt, wie wir früher geſehen, war es eine Anſtellung in Preußen, die Heine vor Allem erwünſcht ſchien, und zu der ihm Varnhagen verhelfen ſollte. „Ich handle," ſchreibt er in demſelben Briefe, der die oben angeführten macchiavelliſtiſchen Grundſätze entwickelt, „wie Sie ſehen, ſehr bedachtſam, und meine Unbeſonnenheit iſt nur Schein. An dem Tage, wo mein zweiter Theil der Reiſebilder ausgegeben wurde, ſaß ich auf dem engliſchen Dampfboot, und während man mich in Deutſchland zerreißen wollte, ſaß ich zu London ruhig hinterm Ofen . . . Ich werde hier ſehr ernſthaft, faſt deutſch; ich glaube, Das thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnſucht nach der Hauptſtadt, nämlich Berlin. Wenn ich mal geſund bin, will ich ſuchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Baiern ein Preuße geworden. Mit welchen Menſchen dort rathen Sie mir in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten?" Die Antworten Varnhagen's ſind uns nicht erhalten, und wir wiſſen nicht, in wie weit Dieſer den Aſpirationen ſeines jungen Freundes auf ein Staatsamt in Preußen Hoffnung gemacht oder ihm die Ausſicht auf Erfüllung ſolcher Wünſche benommen hat. Inzwiſchen war Heine auf dem beſten Wege, in Baiern zu erreichen, was ihm in Preußen fehlſchlug. König Ludwig, der ſich ſchon als Kronprinz mit freiſinnigen Männern umgeben und ſeinen Regierungsantritt durch eine Reihe von liberalen Maßregeln inauguriert hatte, dürſtete nach dem Ruhm, auch die Lehrſtühle der neu

errichteten Münchener Universität mit den ausgezeichnetsten Geistern zu besetzen. Er hatte Schelling, Maßmann und mehr als Einen andern Gelehrten, auf den die später zur Herrschaft gelangende ultramontane Klicke mit missgünstigen Augen sah, in seine Hauptstadt berufen, ein Poet, der Dichter des „Belisar", Eduard von Schenk, leitete das Ministerium des Innern — wie sollte nicht Heine sich der Erwartung hingeben, dass auch ihm die Gunst des Protektors aller schönen Künste sich zuwenden werde, falls es ihm gelänge, Dessen Aufmerksamkeit zu erregen? Der König las, wie er sagte, mit Theilnahme die „Politischen Annalen" [150]), Heine durfte also annehmen, dass seine Aufsätze über England dem Monarchen schon bekannt geworden. Er bat Cotta, Demselben nun auch die „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" in die Hände zu spielen. „Vergessen Sie nicht," schrieb er bei Übersendung der Bücher am 18. Juni 1828 [151]), „sie mitzunehmen, wenn Sie zum Könige gehen; es käme mir auch zu Gute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfasser selbst sei viel milder, besser und vielleicht jetzt auch ganz anders, als seine früheren Werke. Ich denke, der König ist weise genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu schätzen, und nicht nach dem etwa guten oder schlimmen Gebrauch, der schon davon gemacht worden. Entschuldigen Sie, wenn ich Sie überbillig belästige; aber mein Hierbleiben hängt so sehr davon ab, und ich bin ja ganz Ihr gehorsamst ergebener H. Heine." Den mächtigsten Fürsprecher fand Heine in dem Minister von Schenk, mit welchem er durch Michael Beer bekannt geworden, und welcher dem Dichter die bestimmteste Zusicherung gab, Alles aufbieten zu wollen, um ihm eine Professur an der Münchener Universität zu erwirken. „Sie gehören zu den Wenigen," betheuert Heine in einem aus Florenz datierten Schreiben an Schenk vom 1. Oktober 1828 [152]), „die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu sichern, und so wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Baiern wird es Ihnen einst danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will sie gern zum Guten anwenden . . . Ich weiß, eben so wenig, wie ich, sind Sie Freund vom Briefschreiben, aber so lange ich nicht la sureté de la sureté habe, wie sich Herr von Savigny ausdrückt, so lange ich nicht die Ausfertigung des königlichen Dekrets habe, lebe ich in einer gewissen Unbestimmtheit, die sehr unbequem ist." Das Ausbleiben des versprochenen Ernennungsdekretes erfüllte Heine mit steigender Unruhe. Er wandte sich daher von Florenz aus gleichzeitig an einen anderen Freund, den 1803 zu Moskau geborenen

Dichter Feodor Iwanowitsch Tjutschew[153]), der schon in seinem zweiundzwanzigsten Jahre der russischen Gesandtschaft in München als Attaché beigegeben wurde, und sich dort 1827 mit der verwittweten Frau von Peterson, gebornen Gräfin Bothmer, vermählte. Mit Tjutschew, seiner trefflichen Gemahlin und seiner jungen, anmuthigen Schwester stand Heine in herzlichstem Verkehr; es war also ganz natürlich, dass er sich dieser Verbindung bediente, um sich Gewissheit über den Entschluss des Königs zu verschaffen. Die betreffende Briefstelle lautet[154]): „Der Stand meiner Angelegenheit Betreffs meiner Ernennung zum Professor ist Ihnen bekannt. Es war mit Herrn Schenk verabredet, dass ich ihm, sobald ich in Italien angelangt sei, meine Adresse mittheilen solle, damit er mir von dem königlichen Dekret dorthin Kenntnis gebe. In dieser Erwartung schrieb ich vor beinahe vier Wochen an Schenk, er möge mir jene Nachricht poste restante nach Florenz senden. Diesen Morgen angelangt, eile ich zur Post, und finde keinen Brief. Ich habe daher einen zweiten Brief an Schenk geschrieben, worin ich ihm angezeigt, dass ich hier bleiben werde, um seine Antwort zu erwarten. Tausend Gründe können die Ursache seines Schweigens sein, aber da er Poet ist, vermuthe ich, dass es die Faulheit, jene Geistesfaulheit ist, die uns so arg zusetzt, wenn wir an unsre Freunde schreiben sollen . . . Einliegend der Brief, den ich an Schenk geschrieben, und den Sie ihm gütigst sogleich übersenden wollen. Besuchen Sie ihn dann ein paar Tage nachher — er weiß, wie sehr Sie mein Freund sind, — sagen Sie ihm, ich hätte Ihnen mitgetheilt, wovon meine Rückkehr nach Deutschland abhängt, und da Sie Diplomat sind, wird es Ihnen leicht sein, den Stand meiner Angelegenheit zu erfahren, ohne dass Schenk ahnt, ich hätte Sie gebeten, mich darüber zu unterrichten, und ohne dass er sich der Pflicht enthoben glaubt, mir selbst zu schreiben. Sie wissen, wie sehr ich Schenk liebe, wie sehr ich von seinem Wohlwollen für mich überzeugt bin; er ist mehr noch eine große Seele, als ein großer Dichter, er kennt seine Pflichten gegen Pairs des Talents, er weiß, dass die Nachwelt ihn mit Rücksicht hierauf beurtheilen wird — aber er ist bei Alledem ein Staatsmann."

Durch welcherlei Gründe König Ludwig veranlasst ward, die in Aussicht gestellte Unterzeichnung des Ernennungsdekrets Heine's zum Professor an der Münchener Universität schließlich doch zu verweigern, ist niemals bestimmt aufgeklärt worden. Sehr möglich, dass besonders der Kosten-

punkt den Stein des Anſtoßes abgab; hatte doch der König, der oft zur Unzeit knauſerte, eben zu jener Zeit die Wahl Auguſt's von Platen zum außerordentlichen Mitgliede der Münchener Akademie der Wiſſenſchaften nur unter dem Vorbehalte beſtätigt, daſs das Jahrgehalt des gräflichen Dichters auf 500 Gulden beſchränkt werde[155]). Eben ſo möglich auch, daſs, wie Heine annahm[156]), die Einflüſterungen der Pfaffenpartei, vor deren Ränken ihn Börne gewarnt, und die allmählich ſchon eine unheilvolle Macht über den König gewann, ihm in der Gunſt des Monarchen geſchadet und die wohlmeinende Abſicht Schenk's vereitelt haben. Es iſt unfruchtbar, Vermuthungen darüber aufzuſtellen, in wie weit Heine ſich durch Erlangung der Profeſſur zum Aufgeben ſeiner oppoſitionellen Richtung hätte beſtimmen laſſen. Die Andeutungen in dem Briefe an Cotta klingen bedenklich genug, und der ſchwankende Charakter Heine's bietet geringe Bürgſchaft dafür, daſs er den verlockenden Einwirkungen der Hofkreiſe auf die Dauer mit männlicher Feſtigkeit widerſtanden hätte. Vorderhand freilich redete er ſich ein, den Dienſt der Freiheit mit einer Staatsanſtellung vereinigen zu können; denn in denſelben Tagen, als er ſeine Beſtallung erwartete, ſchrieb er aus den Bädern von Lucca an Moſer[157]): „Wenn ich nach Deutſchland zurückkehre, will ich den dritten Band der „Reiſebilder“ herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr ſo gegen den Adel losziehen, da ich im Foyer der Nobleſſe lebe, und die liebenswürdigſten Ariſtokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt ſich. Meine Liebe für Menſchengleichheit, mein Haſs gegen Klerus war nie ſtärker wie jetzt, ich werde faſt dadurch einſeitig. Aber eben um zu handeln, muſs der Menſch einſeitig ſein. Das deutſche Volk und Moſer werden eben wegen ihrer Vielſeitigkeit nie zum Handeln kommen.“ Selbſt in den Briefen an Cotta ließ Heine es an gelegentlichem Spott über das hochmüthige Gebahren der bairiſchen Junker nicht fehlen. „Hier in unſerem aufblühenden Bier-Athen,“ ſchrieb er einmal aus München dem über lächerliche Standesvorurtheile erhabenen Freiherrn[158]), „giebt es nichts Neues, als daſs nächſtens der hohe Adel ein Turnier hält und der ehrſame Bürgersmann ſich freut, daſs er für 2 Gulden 42 Kreuzer zuſehen kann, eben ſo gut wie bei Rappo, dem Jongleur. Ich fürchte, das Theater wird durch die Konkurrenz dieſer neuen Spiele etwas leiden.“ Auch gegen Varnhagen zeigt ſich Heine nicht ſehr erbaut von dem Münchener Thun und Treiben[159]): „Es ſieht hier ſchlecht aus; ſeichtes, kümmerliches Leben.

Kleingeisterei. Und gäbe es nicht zuweilen einige großartige Erscheinungen," fügt der lose Spötter hinzu, „z. B. eine Michel Beer'sche oder Schenk'sche Tragödie, so wäre dieses triviale schlechte Klima nicht zu ertragen. Ich leide so sehr an diesem Klima, daſs ich nichts Gescheites schreiben kann, und will bald packen." — „Wie sehr ich herunter bin, an Leib und Seele," heißt es in einem gleichzeitigen Billett an Merckel, „magst du erkennen, wenn du nächstens im „Morgenblatte" einen langen Münchener Korrespondenzartikel von mir findest, worin ich nahe dran bin, Michel Beer für ein Genie zu erklären . . . Verzeih mir jenen Artikel — ich musste ihn schreiben." Wir erinnern uns aus den Briefen an Moser, daſs Heine sich über Michael Beer und Dessen „Paria" früher ziemlich ungünstig geäußert hatte, er warf ihm Halbheit der Gesinnung und ein des Juden unwürdiges Kokettieren mit dem Christenthume vor — es mochte daher wohl nicht durchaus freie Neigung und Überzeugung sein, wodurch Heine bestimmt wurde, nach der ersten Aufführung von Beer's „Struensee" im Münchener National-Theater am 27. März 1828 eine enthusiastische Anzeige des Stückes für das „Morgenblatt" zu verfassen. Michael Beer verweilte damals in München, er hatte Heine bei Schenk eingeführt und ihm bei Letzterem warm das Wort geredet — die Pflicht der Dankbarkeit schien also zu fordern, daſs Heine sich dem ihm von Beer gestellten Ansuchen nicht entziehe, ein Referat über Dessen Tragödie zu liefern. Indeſs gereicht die Art und Weise, in welcher er dieser Aufgabe nachkam, ihm nicht im entferntesten zur Unehre, und er hätte sich durch Unterzeichnung des trefflichen Aufsatzes ruhig zur Autorschaft desselben bekennen dürfen. Die „angelernte Unnatur" und „stelzenhafte Komödiantenhofsprache" der früheren Beer'schen Dichtungen erfährt den nachsichtslosesten Tadel, und auch dem neuesten Drama des Verfassers wird „die verschwimmende Sentimentalität der Charaktere, das Erbgebrechen Beer'scher Helden," unparteilich vorgerückt. Den Hauptaccent aber legt Heine auf die politische Seite der besprochenen Tragödie, und hier enthüllt er in muthvollen Worten seine Ansicht über die Stellung des Dichters zu den großen Fragen der Gegenwart[160]): „Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verschafft. Betrachten wir nur den Goethe'schen „Werther". Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch

wegen des Todtſchießens, und Nicolaiten ſchrieben dagegen wegen des Todtſchießens. Es liegt aber noch ein Element im „Werther“, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Geſellſchaft höflichſt hinausgewieſen wird. Wäre der „Werther“ in unſeren Tagen erſchienen, ſo hätte dieſe Partie des Buches weit bedeutſamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Piſtolenknalleffekt. Mit der Ausbildung der Geſellſchaft, der neueuropäiſchen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menſchenklaſſen gekränkt werden, Abſcheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückgebliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwiſſenheit, noch immer ihre Menſchenopfer verlangen, und denen noch immer viele ſchöne und gute Menſchen hingeſchlachtet werden. Die Idee der Menſchengleichheit durchwärmt unſere Zeit, und die Dichter, die als Hoheprieſter dieſer göttlichen Sonne huldigen, können ſicher ſein, daß Tauſende mit ihnen niederknien, und Tauſende mit ihnen weinen und jauchzen. Daher wird rauſchender Beifall allen ſolchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's „Werther“ war Ludwig Robert der Erſte, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der „Macht der Verhältniſſe“ ein wahrhaft bürgerliches Trauerſpiel zum Beſten gab, als er mit kundiger Hand die proſaiſchen kalten Umſchläge von der brennenden Herzenswunde der modernen Menſchheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben ſpätere Autoren daſſelbe Thema, wir möchten faſt ſagen, dieſelbe Wunde, behandelt. Dieſelbe Macht der Verhältniſſe erſchüttert uns in „Urika“ und „Eduard“, der „Herzogin von Duras“, und in „Iſidor und Olga“ von Raupach. Frankreich und Deutſchland fanden ſogar daſſelbe Gewand für denſelben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen „Paria“ . . . Wir kehren zurück zu dem Hauptthema des „Struenſee“, dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Ariſtokratie. Daß dieſes Thema mit dem des „Paria“ verwandt iſt, ſoll nicht geleugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demſelben hervorgehen, und wir rühmen um ſo mehr die innere Entwicklung des Dichters und ſein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptſtreitfragen unſerer Zeit hinleitet. Im „Paria“ ſahen wir den Unterdrückten zu Tode geſtampft unter dem eiſernen Fußtritte des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die ſeelenzerreißend zu unſeren Herzen drang, war der Noth-

ſchrei der beleidigten Menſchheit. Im „Struenſee“ hingegen ſehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit ſeinen Unterdrückern, Dieſe ſind ſogar im Erliegen, und was wir hören, iſt würdiger Proteſt, womit die menſchliche Geſellſchaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichſtellung aller ihrer Mitglieder verlangt... Man hat die Wahl des Stoffes getadelt, der, wie man ſagte, noch nicht ganz der Geſchichte anheim gefallen ſei, und deſſen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unſtatthaft, dabei noch gar die Intereſſen der heutigſten Parteien auszuſprechen, die Leidenſchaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzuſtellen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Gegenwart am gefährlichſten und wildeſten bewegt iſt. Wir aber ſind anderer Meinung. Die Greuelgeſchichten der Höfe können nicht ſchnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier ſoll man, wie einſt in Ägypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den ſie etwa ſtiften könnte, beurtheilt, ſo ſind wir gewiß ſehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer ſolchen Theorie würde die Beer'ſche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn ſie das Bild jener Kaſtenbevorrechtung in all ſeiner grauſamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, ſo iſt Das vielleicht heilſamer, als man glaubt. Es geht eine Sage im Volke, der Baſilisk ſei das furchtbarſte und feſteſte Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, beſtände darin, daß Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier ſich ſelbſt erblickt, erſchrickt es ſo ſehr ob ſeiner eignen Häßlichkeit, daß es zuſammenſtürzt und ſtirbt. Der „Struenſee“, eben ſo ſehr wie der „Paria“, war ein ſolcher Spiegel, den der kühne Dichter dem ſchlimmſten Baſilisken unſerer Zeit entgegen hielt, und wir danken ihm für dieſen Liebesdienſt... An der freimüthigen Beurtheilung, die ſein Werk bei uns gefunden, möge er unſere neidloſe, liebreiche Geſinnung erkennen, und es ſollte uns freuen, wenn unſer Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der ſchönen Bahn, die er ſo ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter ſind ein unſtätes Volk, man kann ſich nicht auf ſie verlaſſen, und die beſten haben oft ihre beſſeren Meinungen gewechſelt aus eitel Veränderungsſucht. In dieſer Hinſicht ſind die Philoſophen weit ſicherer, weit mehr als die Dichter

lieben sie die Wahrheiten, die sie einmal ausgesprochen, man sieht sie weit andauernder dafür kämpfen, denn sie haben selbst mühsam diese Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervorgedacht, während sie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geschenk zugekommen sind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenso wie der „Paria“ und der „Struensee“, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer ist, als der große Apollo und all' die andern mediatisierten Götter des Olymps; wir sprechen vom Gotte der Freiheit.“ Es war Dies auf jeden Fall eine Sprache, wie man sie in den Theaterberichten eines Unterhaltungsblattes selten zu hören bekam, und die Schlussmahnung Heine's zum Ausharren bei der einmal ergriffenen Fahne hinterlässt fast den Eindruck, als ob sie von der Stimme des Gewissens eben so sehr ihm selbst, wie dem Verfasser des „Struensee“, ins Herz gerufen worden sei. —

Ende Juni 1828 wurden die von Heine und Lindner redigierten „Neuen politischen Annalen“ mit dem vierten Hefte des 27sten Bandes geschlossen. Es war die Absicht der Herausgeber wie der Verlagshandlung, die Zeitschrift nach Verlauf von sechs Monaten in erweiterter Gestalt wieder aufzunehmen, und Heine erklärte sich, wenn Cotta besonderen Werth darauf lege, bereit, seinen Namen als Redakteur — sei es allein, sei es in Gemeinschaft mit Dr. Lindner oder mit Dr. Gustav Kolb — auch ferner auf das Titelblatt des Journals zu setzen, obschon er hinzufügte [161]): „Was mich selbst betrifft, so sage ich voraus, dass auf mich in Hinsicht der Beiträge nicht zu rechnen ist, und noch weniger in Hinsicht der redaktorischen Betriebsamkeit. Aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukrieren, und erst späterhin, wenn das Journal einige Zeit in Gang ist, mögen Sie, Herr Baron, selbst bestimmen, was ich Ihnen dabei werth war.“ Desto nachdrücklicher bestand Heine darauf, dass den Mitarbeitern der renovierten „Annalen“ ein ansehnliches Honorar gezahlt würde [162]): „Ich dächte: für Originalaufsätze 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3, je nachdem sie mehr oder minder selbständige sind, 1 Louis für Übersetzungen. Wahrlich, ich denke nicht sehr an Selbstnutzen, aber ich will mein sauer erworbenes bischen Ruhm nicht einbüßen durch ein schlecht dotiertes Journal“. Gleichzeitig schrieb er seinem in München verweilenden Freunde Kolb über diese Angelegenheit [163]): „Der Baron Cotta kann Ihnen sagen, wie wenig Privatinteresse mich dabei leitet; mein einziger Wunsch ist nur, der liberalen Gesinnung, die wenig' geeignete Organe

in Deutſchland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dächte, auch Sie bringen gern ein Opfer für einen ſolchen Zweck. Es iſt die Zeit des Ideenkampfes, und Journale ſind unſre Feſtungen. Ich bin gewöhnlich faul und läſſig, aber wo, wie hier, ein gemeinſames Intereſſe ganz beſtimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermiſſen. Laſſen Sie alſo die „Annalen“ nicht fallen ... Als Motto ſchlage ich Ihnen vor die Worte: „Es giebt in Europa keine Nationen mehr, ſondern nur Parteien.“ Bei der ausgeſprochenen Abneigung Heine's, der Zeitſchrift neben dem Aushängeſchild ſeines Namens auch häufigere Beiträge und eine ernſtliche Redakteursthätigkeit zu widmen, zerſchlugen ſich jedoch die Unterhandlungen über Wiederaufnahme der „Annalen,“ und Cotta ließ das Journal gänzlich eingehen.

# Fünftes Kapitel.

## Die italiänische Reise.

Nur auf ein halbes Jahr hatte sich Heine zur Mitredaktion der „Neuen politischen Annalen“ verbindlich gemacht. Gleichzeitig mit dem Ablauf dieses Termines wurde das Erscheinen der Zeitschrift eingestellt; die Entscheidung des Königs über die Professur Heine's konnte sich voraussichtlich noch Monate lang verzögern — es fesselte den Dichter für den Augenblick also Nichts mehr an München, und er beeilte sich, den längst gehegten Wunsch einer Reise nach Italien zur Ausführung zu bringen. Sehnsüchtig hatte er oftmals im Winter von der Treppenterrasse zu Bogenhausen nach den schneebedeckten Tyroler Alpen geblickt und sich Flügel gewünscht, um über die Berge zu schweben in das sonnige Frühlingsland. Schon im April hatte er sich von Varnhagen die 800 Thaler, die er dem Freunde bei seiner Rückkehr aus England in Verwahr gegeben, nach München schicken lassen, damit er jeden Tag sein Ränzel zu schnüren im Stande sei. Jetzt endlich sah er sich aller hemmenden Verpflichtungen ledig, nnd in der heitersten Stimmung trat er Mitte Juli die Reise nach Italien an.

Sein Bruder Maximilian, der um jene Zeit in München seine medicinischen Studien fortsetzte, begleitete ihn bis Tyrol [164]), wo der Dichter mit besonderem Interesse den lebendigen Erinnerungen des Volkes an den Franzosenkrieg von 1809 lauschte, und mit Erstaunen wahrnahm, wie getreu Karl Immermann in seinem „Andreas Hofer“ den Charakter des Helden und den Geist der Begebenheiten geschildert. Es ist bezeichnend für

die damaligen politiſchen Zuſtände, daſs Immermann's patriotiſches Trauerſpiel gerade in Tyrol ſtrengſtens verboten war — das wachgerufene Andenken an die Behandlung, welche die tapfern Vaterlandsvertheidiger erfahren hatten, mochte der kaiſerlichen Regierung in Wien nicht allzu willkommen ſein. — Zu Innsbruck kehrte Heine im goldnen Adler, wo Andreas Hofer logiert hatte, bei dem Gaſtwirth Niederkirchner ein, und ließ ſich von dem alten Manne Vielerlei aus dem Tyrolerkriege erzählen. In Steinach beſah er den Marktplatz, auf welchem Immermann den Sandwirth eine Zuſammenkunft mit ſeinen Getreuen abhalten läſſt. Überall drängte ſich dem wandernden Dichter der Zuſammenhang zwiſchen den hiſtoriſchen Ereigniſſen der jüngſten Vergangenheit und dem gutmüthig naiven Serviliſmus der Bevölkerung auf [168]): „Die Tyroler ſind ſchön, heiter, ehrlich, brav, und von unergründlicher Geiſtesbeſchränktheit... Von der Politik wiſſen ſie Nichts, als daſs ſie einen Kaiſer haben, der einen weißen Rock und rothe Hoſen trägt. Das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es ſelbſt in Innsbruck gehört von dem ſchwarzen Sepperl, der in Wien geweſen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinaufkletterten und ihnen beredſam vorſtellten, daſs ſie jetzt einen Fürſten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hoſen trage, da griffen ſie zu ihren Büchſen, und küſſten Weib und Kind, und ſtiegen von den Bergen hinab, und ließen ſich todtſchlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hoſen... Viele merkwürdige Ereigniſſe jener Zeit ſind gar nicht aufgeſchrieben und leben nur im Gedächtniſſe des Volkes, das jetzt nicht mehr gern davon ſpricht, da die Erinnerung mancher getäuſchten Hoffnung dabei auftaucht. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müſſen, und wenn man ſie jetzt fragt, ob ſie zum Lohne ihrer Treue Alles erlangt, was man ihnen in der Noth verſprochen, ſo zucken ſie gutmüthig die Achſel und ſagen naiv: „Es war vielleicht ſo ernſt nicht gemeint, und der Kaiſer hat Viel zu denken, und da geht ihm Manches durch den Kopf!“ Tröſtet euch, arme Schelme! Ihr ſeid nicht die Einzigen, denen Etwas verſprochen worden. Paſſiert es doch oft auf großen Sklavenſchiffen, daſs man bei großen Stürmen, und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den ſchwarzen Menſchen ſeine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln Schiffsraum zuſammengeſtaut liegen. Man bricht dann ihre eiſernen Ketten, und verſpricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu ſchenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln

nun hinauf ans Tageslicht, hurrah! sie eilen zu den Pumpen, stampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen ist, klettern, springen, kappen die Masten, winden die Taue, kurz arbeiten so lange, bis die Gefahr vorüber ist. Alsdann werden sie, wie sich von selbst versteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefesselt, und in ihrem dunkeln Elend machen sie demagogische Betrachtungen über Versprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge nach überstandener Gefahr dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauschen." [166])

Über Sterzing und Brixen hinab reisend, sah Heine die schönen Gebirgslandschaften des nördlichen Tyrols wegen des beständig herabfließenden Regens meist nur vom Wagen aus im Vorüberfahren. Hinter Botzen klärte sich endlich das Wetter auf, und goldener Sonnenschein lag auf den Bergen, als der Dichter an einem schönen Sonntagnachmittage in der alterthümlichen Stadt Trient ankam, die schon ganz den Charakter der italiänischen Städte trägt. Hier besuchte er den uralten Dom, schlenderte wie im Traume über den Marktplatz und durch die sonntäglich belebten Gassen, und wie ein Märchen der Kindheit berührte ihn der Anblick der schönen Männer und Frauen mit den edelgeformten, von der Sonne des Südens gebräunten Gesichtern, aus denen die schwarzen Augen so melancholisch hervorstrahlten. Nach einer kurzen Nachtruhe in der Locanda dell' Grande Europa bestieg er mit Sonnenaufgang das Fuhrwerk des Vetturins, und traf, nach mehrstündigem Aufenthalte in Ala, gegen Abend in Verona ein, wo er auf einen Tag im Gasthof Due Torre Quartier nahm. In der Nähe der von hohen Pallästen umgebenen Piazza delle Erbe wurde ihm das unscheinbare Haus gezeigt, das man wegen eines in Stein gemeißelten Hutes über dem inneren Thore für den Pallast der Capuletti hält; unfern davon die Kapelle, worin der Sage nach das unglückliche Liebespaar getraut worden. Auch die Grabmäler der Scaliger und das trefflich erhaltene Amphitheater aus der Römerzeit, in welchem er jetzt, statt der Gladiatorenspiele und Thierhetzen, eine moderne italiänische Posse aufführen sah, boten dem Dichter Stoff zu ernsten Betrachtungen der Vergangenheit, deren blutbespritzter Riesenschatten gespenstisch unheimlich hinüberragt in die mildere Gegenwart [167]).

An einem drückend heißen Augusttage fuhr Heine in einem schwerfälligen Postwagen, der wegen des Staubes von allen Seiten dicht verschlossen wurde, nach Brescia, und setzte nach kurzem Aufenthalt seine Reise

über Bergamo und Monza nach Mailand fort, wo er um Mitternacht anlangte und bei Herrn Reichmann, einem Deutschen, einkehrte, dessen Hotel ihm von Deutschen und Engländern als eines der besten Wirthshäuser in Italien empfohlen war. Wie in Trient und Verona, fiel dem Dichter auch in Mailand wieder der blasse, elegische, von Leiden durchgeistete Ausdruck in den meisten italiänischen Gesichtern auf: das ganze Volk schien innerlich krank zu sein und zu verkümmern unter dem langjährigen Drucke der aufgezwungenen Fremdherrschaft. Nur beim Anhören berauschender Musik brach die verhaltene Leidenschaft mit stürmischer Wildheit hervor, wie Heine zu bemerken Gelegenheit fand, als er im Theater della Scala der Aufführung einer neuen Rossini'schen Oper beiwohnte. „Der leidende Gesichtsausdruck," schreibt er in seinem Reiseberichte [168]), „wird bei den Italiänern am sichtbarsten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes spricht, und dazu giebt's in Mailand genug Gelegenheit. Das ist die schmerzlichste Wunde in der Brust der Italiäner, und sie zucken zusammen, sobald man diese nur leise berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achsel, die uns mit sonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner brittischen Gasthofsgefährten hielt die Italiäner für politisch indifferent, weil sie gleichgültig zuzuhören schienen, wenn wir Fremde über die katholische Emancipation und den Türkenkrieg politisierten; und er war ungerecht genug, gegen einen blassen Italiäner mit pechschwarzem Barte sich darüber spöttisch zu äußern. Ihr Italiäner, sagte er, scheint für Alles abgestorben zu sein, außer für Musik, und nur noch diese vermag euch zu begeistern. Sie thun uns Unrecht, sagte der Blasse und bewegte die Achsel. Ach! seufzte er hinzu, Italien sitzt elegisch träumend auf seinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bei der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und stürmisch emporspringt, so gilt diese Begeisterung nicht dem Liede selbst, sondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug und die jetzt gewaltig hervorbrausen." — „Freilich," sagt Heine ein andermal, als er, vor der Thür einer Botega seinen Sorbet schlürfend, einem Trio von Straßenmusikanten lauschte, die ein leidenschaftliches Gesangsstück aus irgend einer beliebten Opera buffa mit leidenschaftlichster Lebendigkeit vortrugen [169]), — „um die heutige italiänische Musik zu lieben und durch die Liebe zu verstehn, muß man das Volk selbst vor Augen haben, seinen Himmel, seinen Charakter, seine Mienen, seine Leiden,

ſeine Freuden, kurz ſeine ganze Geſchichte, von Romulus, der das heilige römiſche Reich geſtiftet, bis auf die neueſte Zeit, wo es zu Grunde ging unter Romulus Auguſtulus II. Dem armen geknechteten Italien iſt ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Muſik die Gefühle ſeines Herzens kundgeben. All ſein Groll gegen fremde Herrſchaft, ſeine Begeiſterung für die Freiheit, ſein Wahnſinn über das Gefühl der Ohnmacht, ſeine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei ſein leiſes Hoffen, ſein Lauſchen, ſein Lechzen nach Hilfe, alles Dieſes verkappt ſich in jene Melodieen, die von grotesker Lebenstrunkenheit zu elegiſcher Weichheit herabgleiten, und in jene Pantomimen, die von ſchmeichelnden Kareſſen zu drohendem Ingrimm überſchnappen. Das iſt der eſoteriſche Sinn der Opera buffa. Die exoteriſche Schildwache, in deren Gegenwart ſie geſungen und dargeſtellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieſer heiteren Liebesgeſchichten, Liebesnöthen und Liebesneckereien, worunter der Italiäner ſeine tödlichſten Befreiungsgedanken verbirgt, wie Harmodius und Ariſtogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrten. Das iſt halt närriſches Zeug, ſagt die exoteriſche Schildwache, und es iſt gut, daſs ſie Nichts merkt. Denn ſonſt würde der Impreſario mitſammt der Prima Donna und dem Primo Uomo bald jene Bretter betreten, die eine Feſtung bedeuten; es würde eine Unterſuchungskommiſſion niedergeſetzt werden, alle ſtaatsgefährliche Triller und revolutionärriſche Koloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlekine, die in weiteren Verzweigungen verbrecheriſcher Umtriebe verwickelt ſind, auch den Tartaglia, den Brighella, ſogar den alten bedächtigen Pantalon arretieren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere verſiegeln, er ſelbſt würde ſich in noch größeren Verdacht hineinſchnattern, und Kolumbine müſſte ſich über dieſes Familienunglück die Augen roth weinen. Ich denke aber, daſs ſolches Unglück noch nicht über dieſe guten Leute hereinbrechen wird, indem die italiäniſchen Demagogen pfiffiger ſind, als die armen Deutſchen, die, Ähnliches beabſichtigend, ſich als ſchwarze Narren mit ſchwarzen Narrenkappen vermummt hatten, aber ſo auffallend trübſelig ausſahen, und bei ihren gründlichen Narrenſprüngen, die ſie Turnen naunten, ſich ſo gefährlich anſtellten und ſo ernſthafte Geſichter ſchnitten, daſs die Regierungen endlich aufmerkſam werden und ſie einſtecken muſſten."

Der prächtige Dom zu Mailand, deſſen Fortbau Napoleon ſo eifrig betrieben hatte, und mehr noch die Fahrt über das Schlachtfeld von Ma-

rengo boten Heine willkommenen Anlaſs, ſich über ſeinen „Bonapartismus“, der ihm nicht bloß von Varnhagen und Rahel, Börne und Lindner, ſondern auch von manchem böswilligen Gegner ſcharf vorgerückt worden war, gegen Freund und Feind beſtimmt zu erklären. Dieſe Erklärungen ſind von Wichtigkeit, da Heine den hier ausgeſprochenen Anſichten in der Folgezeit unverbrüchlich treu geblieben iſt, und durch ſeine poetiſche Bewunderung der Heldengeſtalt Napoleon's ſich weder zu einer Anpreiſung des Imperialismus der älteren, noch der neueren napoleoniſchen Dynaſtie verlocken ließ. „Ich bitte dich, lieber Leſer,“ heißt es in der „Reiſe von München nach Genua“ [170]), „halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartiſten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, ſondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieſer Mann nun Alexander, Cäſar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich Letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that es nicht aus Nothwendigkeit, ſondern aus geheimer Vorliebe für Ariſtokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Ariſtokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein koloſſales Miſsverſtändnis, daſs die europäiſche Ariſtokratie, repräſentiert von England, ihn ſo todfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Perſonal dieſer Ariſtokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabſichtigte, ſo hätte er doch den größten Theil derſelben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde dieſe Ariſtokratie regeneriert haben, ſtatt daſs ſie jetzt darniederliegt durch Alterſchwäche, Blutverluſt und Ermüdung von ihrem letzten, gewiſs allerletzten Sieg. Lieber Leſer! wir wollen uns hier ein für alle Mal verſtändigen. Ich preiſe nie die That, ſondern nur den menſchlichen Geiſt, die That iſt nur deſſen Gewand, und die Geſchichte iſt Nichts als die alte Garderobe des menſchlichen Geiſtes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und ſo liebe ich den Mantel von Marengo ... Auf dieſem Schlachtfelde that der General Bonaparte einen ſo ſtarken Zug aus dem Kelch des Ruhmes, daſs er im Rauſche Konſul, Kaiſer, Welteroberer wurde und ſich erſt zu St. Helena ernüchtern konnte. Es iſt uns ſelbſt nicht viel beſſer ergangen; wir waren mitberauſcht, wir haben Alles mitgeträumt, ſind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verſtändige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als ſei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon ſei vielleicht der letzte Eroberer.“ In ähnlichem Sinne ſchrieb Heine ſpäter bei Rückführung der Aſche des Kaiſers nach

Frankreich [171]), daſs Napoleon unleugbar „ein Feind der Freiheit, ein Deſpot, gekrönte Selbſtſucht“ war und die Geſetze mit Füßen trat, daſs aber die Leichenfeier „nicht dieſem liberticiden Napoleon, nicht dem Helden des 18. Brumaire, nicht dem Donnergotte des Ehrgeizes“ gelte, ſondern „dem Manne, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräſentierte“ ... „Der Kaiſer iſt todt und begraben. Wir wollen ihn preiſen und beſingen, aber zugleich Gott danken, daſs er todt iſt. Mit ihm ſtarb der letzte Held nach altem Geſchmack, und die neue Menſchheit athmet auf, wie erlöſt von einem glänzenden Alp. Über ſeinem Grabe erhebt ſich eine induſtrielle Bürgerzeit, die ganz andere Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette, oder James Watt, den Baumwollſpinner.“

In Genua hielt ſich Heine faſt eine Woche lang auf, und beſuchte namentlich die Gemäldegalerie im Pallaſte Durazzo, wo ihn treffliche Bilder von Paul Veroneſe, Giorgione und Rubens erfreuten. Wenn man den etwas prahleriſch klingenden Verſicherungen eines Briefes an Moſer glauben darf, ſcheint er dort auch — (vielleicht aus Anlaſs eines Liebesabenteuers) — die Bekanntſchaft der verrufenen italiäniſchen Bravos gemacht zu haben; wenigſtens ſchreibt er dem Freunde [172]): „In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geſchworen, mich zu erſtechen; die Polizei ſagte mir, ſolche Leute hielten gewiſſenhaft ihr Wort, und rieth mir, gleich abzureiſen — ich blieb aber ſechs Tage, und ging wie gewöhnlich des Nachts am Meere ſpazieren. Ich leſe alle Abend im Plutarch, und ich ſollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?“ — Nach mehrtägigem Verweilen in Livorno, wohin er eine Schiffsgelegenheit gefunden, traf Heine am 1. September in den Bädern von Lucca ein, deren wildromantiſche Lage in den Apenninen allſommerlich eine große Zahl von Touriſten und Badegäſten anlockt. Der Dichter verlebte hier in der friſchen Bergluft und unter täglichem Gebrauch der berühmten heißen Mineralbäder von Ponte Seraglio vier herrliche Wochen. Im Anfang ſeiner Reiſe hatte er ſich freilich durch ſeinen Mangel an Kenntnis der italiäniſchen Sprache vielfach in der Konverſation behindert gefühlt. „Ich verſteh' die Leute nicht“, klagt er in einem Briefe aus Livorno [173]), „und kann nicht mit ihnen ſprechen. Ich ſehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier ſprechen die Steine, und ich verſtehe ihre ſtumme Sprache. Auch ſie ſcheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit,

ſo ein zerbröckelter Longobardenthurm, ſo ein verwittertes gothiſches Pfeilerſtück verſteht mich recht gut. Bin ich doch ſelbſt eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und Gleich verſteht ſich ſchon. Manchmal zwar wollen mir die alten Paläſte etwas Heimliches zuflüſtern, ich kann ſie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräuſch; dann komme ich des Nachts wieder, und der Mond iſt ein guter Dolmetſch, der den Lapidarſtil verſteht und in den Dialekt meines Herzens zu überſetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verſtehen, dann ſchläft das junge Volk mit ſeiner jungen Opernſprache, und die Alten ſteigen aus ihren kühlen Betten und ſprechen mit mir das ſchönſte Latein. Es hat etwas Geſpenſtiſches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht verſteht, und ſtatt Deſſen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtauſend dort geblüht und, längſt verſtorben, nur noch von mitternächtlichen Geiſtern geredet wird, eine todte Sprache. Indeſſen, es giebt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes ſich verſtändlich machen kann. Und es iſt die ſchönere Hälfte, die man par excellence das ſchönere Geſchlecht nennt. Dieſe Sprache blüht in Italien ganz beſonders. Wozu Worte, wo ſolche Augen mit ihrer Beredſamkeit einem armen Tedesco ſo tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die beſſer ſprechen als Demoſthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht, — die ſo groß ſind wie Sterne in Lebensgröße." — In der Mußezeit, welche Thermalbäder, Gebirgsexkurſionen und der Umgang mit ſchönen Frauen ihm übrig ließen, begann Heine in ſeiner weinlaubumrankten Wohnung zu Ponte Seraglio, den Anfang ſeines italiäniſchen Tagebuches für das „Morgenblatt" auszuarbeiten. Er hatte, wie aus einem Briefe an Eduard von Schenk hervorgeht, damals die Abſicht, Dieſem ſein neues Werk, die Frucht ſeiner Reiſe nach Italien, zu widmen. „Ach, Schenk!" hatte er ihm beim Eintreffen in Florenz am 1. Oktober geſchrieben [174]), „die Seele iſt mir ſo voll, ſo überfließend, daſs ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthuſiaſtiſche Bücher ſchreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längſte und göttlichſte Zeit verweilte, habe ich ſchon zur Hälfte ein Buch geſchrieben, eine Art ſentimentaler Reiſe. Sie und Immermann habe ich mir meiſtens als Leſer gedacht, und wenn ich die erſten Kapitel nächſtens im „Morgenblatt" abdrucken laſſe, ſo werden Sie ſehen, wie ich Immermann abzufinden gewuſſt habe. Ich muſs bei dieſem Wort laut auflachen, um ſo mehr, da ich

weiß, Sie verſtehen es nicht. Doch wozu Ihnen Etwas verbergen, da es mir das größte Vergnügen macht, es Ihnen ſchon jetzt zu ſagen! Ja, lieber Schenk, Sie werden wohl Ihren ehrlichen Namen zu dieſem Buche hergeben müſſen, ohne Pardon wird's Ihnen dediciert. Doch ſein Sie nicht in Angſt, es wird Ihnen auch erſt zum Leſen gegeben, und es wird viel Artiges und meiſt Sanftes enthalten. Ich muß Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Geſinnungen geben, Sie haben's um mich verdient." Als Schenk jedoch ſeinem Verſprechen, dem Freunde eine Profeſſur an der Münchener Univerſität zu erwirken, nicht nachkam, ſondern ihn, wie Heine gegen Varnhagen behauptet [175]), den Jeſuiten ſakrificierte, wurde den „Bädern von Lucca", ſtatt der ſchwerlich allzu willkommenen Dedikation an den bairiſchen Staatsminiſter, der jedenfalls geeignetere Name Karl Immermann's vorangeſtellt.

In Florenz gefiel ſich Heine ſo gut, daß er dort die erſehnten Nachrichten aus München abzuwarten beſchloß, und ſeinen Aufenthalt bis gegen Ende des Novembermonats verlängerte. Bei ſeinen Wanderungen durch die Kunſtſammlungen und Gemäldegalerien der ruhmvollen Medicäerſtadt begegnete er wiederholt dem Kronprinzen von Preußen, welcher zu jener Zeit ebenfalls Italien bereiſte. „Ich bin," ſcherzt er in einem Briefe an Cotta [176]), „mit dieſem Fürſten mehrmals ſolcher Art zuſammen getroffen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, ihn zu ſprechen und mich ihm zu empfehlen für den Fall, daß ich mal unter ſeiner Regierung auf die Feſtung käme. Es iſt ſeltſam, beim Anblick von Kronprinzen denken wir immer an das Böſe, welches ſie einſt thun können, und nicht an das Gute, welches ſie wahrſcheinlich thun werden. Der Menſch fürchtet immer mehr, als er hofft." Dagegen machte Heine in Florenz die Bekanntſchaft des Kunſtſchriftſtellers Karl Friedrich von Rumohr, welcher dem Kronprinzen dort als Cicerone diente, und ſowohl mit Cotta wie mit dem Grafen Platen befreundet war. Letzterer konnte es nicht verſchmerzen, daß Heine im zweiten Bande der „Reiſebilder" ein paar ſpöttiſche Xenien Immermann's über die weſtöſtlichen Gaſelendichter hatte abdrucken laſſen [177]). Obſchon kein Name genannt worden war, hielt Platen, der kurz zuvor zwei Hefte „Gaſelen" und einen „Spiegel des Hafis" herausgegeben, ſich überzeugt, daß die Spitze jener Stachelverſe vorherrſchend gegen ihn gerichtet ſei [178]), und die verletzte Eitelkeit reizte ihn, im „Romantiſchen Oedipus" an den Bekrittlern ſeines Dichterruhms ein rhadamantiſches Strafgericht zu üben.

Mit gewohnter Selbſtüberhebung ſchrieb er am 18. Februar 1828 ſeinem Freunde Fugger, der ihm zuerſt die in Rede ſtehenden Epigramme nach Italien geſandt hatte [179]): „Was den Juden Heine betrifft, ſo wünſchte ich wohl, daſs meine Münchner Freunde (denn er iſt in München) ihn gelegentlich myſtificierten und ihn zur Rede ſtellten, was ihn zu dem Wageſtück verleitet, einen offenbar Größern, der ihn zerquetſchen kann, ſo unbarmherzig zu behandeln? Er ſolle ſich gnädiger anlaſſen, und meine Gaſelen, die den Beifall Goethe's, Schelling's und Sylveſter de Sacy's erhalten, wenigſtens nicht ganz verachten u. ſ. w." — Am Tage bevor Heine München verließ, um nach Italien zu reiſen, hatte ihm Dr. Kolb mitgetheilt, daſs Platen ſehr feindſelig gegen ihn geſtimmt ſei, und ſeinen Groll wider ihn und Immermann in einem ariſtophaniſchen Luſtſpiele ausgelaſſen habe, deſſen erſter Akt bereits dem Grafen Fugger zugeſandt worden [180]). Es iſt begreiflich, daſs Heine dem ihn bedrohenden Angriffe gegenüber gleichfalls eine kriegeriſche Stellung einnahm, und bei ſeinem Zuſammentreffen mit dem Freiherrn von Rumohr zu verſtehen gab, wie es ihm ein Leichtes ſei, den gräflichen Dichter bei dem deutſchen Publikum als Ariſtokraten zu verdächtigen, und ſeine Vergötterung des eigenen Geſchlechts den Damen ans Herz zu legen [181]). Der Freund Platen's verfehlte nicht, Dieſem die Äußerungen Heine's brühwarm zu hinterbringen, und ſo glauben wir gern, daſs der Verkehr zwiſchen Letzterem und dem Herrn von Rumohr ein ſehr ſteifer und förmlicher blieb. „Ich ſehe ihn ſelten," ſchrieb Heine an Cotta [182]); „er kann mich nicht ausſtehn, ich liebe ihn ebenfalls nicht ſonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundſchaft zwiſchen uns aufkommen." Platen ſelbſt, der ſich im Sommer und Herbſt 1828 gleichfalls in Oberitalien aufhielt, und in Genua und Florenz wenige Tage nach Heine's Abreiſe eintraf, iſt Letzterem niemals perſönlich begegnet. —

Urſprünglich mag Heine, wie er viele Jahre nachher Adolf Stahr erzählte [183]), die Abſicht gehabt haben, ſeine italiäniſche Reiſe bis nach Rom auszudehnen, obſchon dieſe Angabe nicht mit den Worten eines Briefes an Moſer aus den Bädern von Lucca übereinſtimmt [184]), wonach der Dichter von dort ſchon über Florenz und Bologna nach Venedig zurück zu reiſen gedachte. Wie Dem aber auch ſei, jedenfalls gelangte er ſüdwärts nicht über Florenz hinaus. Nachdem er dort ſechs oder ſieben Wochen verweilt hatte, überfiel ihn plötzlich eine ſo krankhafte Sehnſucht nach ſeinem Vater, daſs er ſich eiligſt auf den Heimweg begab, und ſelbſt Venedig nur im

Fluge ſah. Anſcheinend war ſeine Beängſtigung ganz grundlos, aber er vermochte ſich derſelben nicht zu entſchlagen. In Venedig empfing er einen Brief ſeines Bruders, welcher ihm ſchrieb, daſs der Vater lebensgefährlich erkrankt ſei, und daſs Heinrich bei Herrn Textor in Würzburg Näheres erfahren werde. Als er dort ankam, war ſein Vater todt. Dieſer war im Sommer 1828 mit der Mutter von Lüneburg nach Hamburg übergeſiedelt, wo der zweite Sohn, Guſtav, dem es als Landmann nirgends glücken wollte, inzwiſchen ein Speditions- und Produktengeſchäft begründet hatte, das Anfangs auf dem Großen Burſtah Nr. 90, ſpäter auf dem Zeughausmarkte Nr. 10 betrieben ward. Im letzterwähnten Hauſe erlag Samſon Heine am 2. December 1828 den Folgen eines Nervenſchlages, und wurde am 5. December auf dem iſraelitiſchen Kirchhofe zu Altona beſtattet [185]). Die Verhältniſſe der Familie müſſen auch um jene Zeit Nichts weniger als glänzend geweſen ſein, da die Koſten des einfachen Begräbniſſes, wie ſich aus den noch vorhandenen Gemeinde-Rechnungen ergiebt, von Salomon Heine gedeckt wurden. Die Mutter bezog bald nach dem Hinſcheiden ihres Gatten, den ſie um mehr als dreißig Jahr' überlebte, eine Wohnung auf dem Neuenwall Nr. 28, Lit. D. Erſt während der Brandtage im Mai 1842 überſiedelte ſie nach dem kleinen Häuschen in der Dammthorſtraße Nr. 20, das ſie bis zu ihrem am 3. September 1859 erfolgten Tode nicht wieder verließ [186]). Guſtav Heine, der in ſeiner kaufmänniſchen Karrière ſo wenig wie einſt ſein älterer Bruder vom Erfolg begünſtigt ward, liquidierte ſein Geſchäft bereits im Sommer 1829, und trat unter dem adligen Familiennamen der Mutter — von Geldern — in öſtreichiſche Kriegsdienſte, wo er nachmals zum Dragonerofficier aufrückte. Der jüngſte Bruder, Maximilian, ging nach Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien nach Rußland, machte als Militärarzt den berühmten Zug des Generals Diebitſch über den Balkan, ſowie zwei Jahre ſpäter die Kampagne zur Niederwerfung des polniſchen Aufſtandes mit, und ließ ſich dann als praktiſierender Arzt dauernd in St. Petersburg nieder. Die „Bilder aus der Türkei," welche er 1833 mit einer Dedikation an das ruſſiſche Heer veröffentlichte, und die unlängſt erſchienenen „Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie" athmen eine fanatiſche Bewunderung ruſſiſcher Zuſtände [187]), und es iſt ein bizarres Spiel des Schickſals, daſs von den Brüdern des Dichters, deſſen Leben dem Kampfe für die liberalen Ideen des Jahrhunderts gewidmet war, der eine den Heldenkampf des unglück-

lichen Polens mit ſchnödem Hohne begeiferte, der andere als Lanzknecht des Servilismus dem freiheitsfeindlichen Syſtem der öſtreichiſchen Regierung erſt ſeinen Arm, dann in dem von ihm geleiteteten „Wiener Fremdenblatte“ ſeine Feder lieh, und zum Lohn für ſeine der Reaktion geleiſteten Dienſte ſchließlich ein Adelsdiplom ergatterte! Unter dieſen Umſtänden erklärt es ſich leicht, daſs der geiſtige Verkehr Heinrich Heine's mit ſeinen Brüdern — wie auch die neuerdings von Maximilian Heine veröffentlichten Briefe beweiſen — ein höchſt oberflächlicher blieb und ſich meiſt auf Geld- und Familienangelegenheiten beſchränkte. Schon aus München ſchrieb H. Heine ſeinem Freunde Merckel: „Willſt du Mord und Todtſchlag verhindern, ſo geh zu Campe und ſage ihm, daſs er alle Briefe, die für mich bei ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Guſtav geben ſoll. Denk dir, Dieſer, auf dein Beiſpiel ſich berufend, hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrechen und mir — den Inhalt zu ſchreiben! Ich berſte vor Wuth. Mein Bruder, dem ich nicht die Geheimniſſe meiner Katze, viel weniger die meiner Seele anvertraue!“ Auch nach einem Beſuche ſeines Bruders Guſtav in Paris während des Sommers 1851 klagte H. Heine gegen Campe [188]), wie er geſpürt habe, „daſs die Verſchiedenheit der politiſchen Anſichten ſogar unter Brüdern einen fatalen Einfluſs ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und Das ſtörte jeden freimüthigen Erguſs ... Meine Überſiedlung von Hamburg war das Hauptthema meiner Unterhaltungen mit meinem Bruder.“ — „Von meinem Bruder,“ heißt es in einem der nächſtfolgenden Briefe [189]), „habe ich ſeit ſeiner Abreiſe noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu beſorgen hat. Ich denke ihm ſo bald als möglich bis zum letzten Sous zurück zu bezahlen, was er mir vorgeſchoſſen. Er iſt bei aller brüderlichen Liebe ſeines krakehligen Charakters wegen nicht die geeignete Perſon, der ich eine Einmiſchung in meinen literariſchen Angelegenheiten vertrauen dürfte.“ — „Mein Bruder ſchreibt mir,“ bemerkt Heine ein andermal [190]), „daſs das öſtreichiſche Verbot des „Romancero“ durch das Gedicht „Maria Antoinette“ motiviert ſei, was ich nicht glaube, da er mir wegen ſeiner eignen Poſition dabei intereſſiert zu ſein ſcheint, daſs ich hinfüro Öſtreich ſchone. Wahrlich, den Öſtreichern iſt es nichts Neues, daſs Maria Antoinette geköpft worden, und ſie haben ſich mit dieſem hiſtoriſchen Faktum längſt abgefunden.“ Charakteriſtiſch iſt eine Antwort, die Heinrich Heine einige Jahre vor ſei-

nem Tode seinem Bruder Gustav gab, als Dieser sich naiverweise erbot, die neuesten Gedichte Desselben durch Aufnahme in sein Blatt zu verbreiten. Heinrich — so erzählt Maximilian Heine [101]) — war Anfangs ganz verdutzt, machte aber ein harmloses Gesicht und sagte dann im demüthigsten Tone: „Ach, lieber Bruder, du hast Recht; Das ist eine gute Idee. Da kann ich ja noch berühmt werden!“ Übereinstimmend hiermit, schrieb H. Heine an Campe, als Gustav Heine sich bald nachher eine den Letztern injuriierende Einmischung in Dessen Geschäftsbeziehungen zu dem Dichter erlaubt hatte [102]): „Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir, habe ich Ihnen nicht längst über Gustav's zänkischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, daſs ich Alles so einrichten werde, daſs er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe Ihnen die Vermittlung von Max vorgeschlagen, der die verträglichste Seele ist und in seiner Gemüthlichkeit fast zu weit geht, indem er für den Frieden unserer Ehe*) selber Opfer bringen wollte — genug davon, Gustav Heine ist mein Bruder, ich liebe ihn als Solchen, weil man unter allen Umständen seine Brüder lieben soll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienste erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte sein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen sagen können, daſs er wie eine Bombe in Hamburg hineinfiel und während der wenigen Tage seines Aufenthalts die meisten Familienglieder gegen einander zu verhetzen suchte. Was soll ich also lange darüber jammern, daſs er auch uns Beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten mussten Sie erkennen, daſs ich nicht im Spiele und ein Bruch zwischen uns nicht in Absicht stand. Hierzu mögen noch besondere Interessen Antrieb gewesen sein; ich habe schon längst gemerkt, daſs bei meinem hilflos kranken Zustande mein Bruder Gustav sich verpflichtet glaubte, mein literarischer Vormünder zu sein. In Bezug auf mein Buch hat er noch specielle Absichten, die ich aus Takt Ihnen nicht gestehen will, die Sie vielleicht aber errathen. Er sagte mir längst, daſs er mit seinem Zeitungsinstitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle. Max meint wirklich, ich würde ein solcher

*) Dieser Ausdruck ist — wie zur Verhütung von Missverständnissen bemerkt sein mag — eine scherzhafte Anspielung auf das Verhältnis des Dichters zu seinem Verleger, das Heine in seinen Briefen an Campe häufig mit einem Ehebündnisse verglich.

Narr ſein, des Geldes wegen meinen Namen von Guſtav für die Feuilletons ſeines Journales oder ſonſtwie als Annonce ausbeuten zu laſſen. Er hat mir einen bedeutenden Geldvorſchuſs gemacht auf Geſchäfte, deren Beſorgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird rembourſieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Mein Bruder Guſtav kann auch Nichts wiſſen über meine „Memoiren;“ er hat nur Vermuthungen und ſagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, daſs Sie ihn nicht von einer beſſeren Seite kennen gelernt; er hat ſehr viele gute Eigenſchaften, er hat ſie oft durch die That bewieſen, und nur die verdammte Zwiſtſucht und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhaſſt machen; ich aber werde, wie geſagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben.“ — Ungleich günſtiger ſprach ſich Heinrich Heine, nicht bloß in obiger Briefſtelle, ſondern auch bei andern Gelegenheiten, über den Charakter ſeines jüngeren Bruders, Maximilian, aus, den er einen „guten Jungen,“ einen „ſehr geiſtreichen und höchſt vernünftigen Menſchen“ nennt, welcher ſein ganzes Zutrauen beſitze und es immer verdient habe [103]). Bei der weiten Entfernung zwiſchen Paris und St. Petersburg und bei der geringen Gemeinſamkeit geiſtiger Intereſſen lag es jedoch in der Natur der Verhältniſſe, daſs der ſchriftliche Verkehr auch mit dieſem Bruder, den er im ſpäteren Leben nur ein einziges Mal — im Sommer 1852 — perſönlich wiederſah, die großen politiſchen und literariſchen Zeitfragen kaum in flüchtigſtem Vorüberſtreifen berührte. —

Nach kurzem Beſuch bei ſeiner Familie in Hamburg, reiſte Heinrich Heine im Anfang des Jahres 1829 nach Berlin, wo er ein Logis in der Friedrichſtraße bezog, und von den alten Freunden — Varnhagens, Roberts, Moſer und Zunz — mit gewohnter Herzlichkeit empfangen ward. Der Tod ſeines Vaters hatte ihn in die ſchmerzlichſte Trauer verſetzt, in dumpfer Betäubung war er nach Hauſe gereiſt, weil er geglaubt hatte, daſs nun die geliebte Mutter auch ſterben müſſe [104]), und ſelbſt nachdem er Letztere geſund und rüſtig, wennſchon tief gebeugt durch den Verluſt des treuen Lebensgefährten, wiedergefunden, vermochte er doch lange Zeit den Schlag, der ihn ſo unerwartet getroffen, nicht zu verwinden. In wehmüthigſter Stimmung nahm er zu Berlin die in den Bädern von Lucca begonnene Ausarbeitung ſeiner italiäniſchen Reiſeerinnerungen wieder auf; aber Monate vergingen, bevor er den heiteren Eindrücken des geſelligen Lebens von Neuem zugänglich ward. „Ich habe den Verluſt meines Vaters jahrelang nicht begreifen

und ihn nie verſchmerzen können," ſagte er ſpäter einem Freunde [105]), als die Rede auf dies Ereignis kam. Noch im Mai 1829 ſchrieb er an Friederike Robert [106]): „Ach, krank und elend wie ich bin, wie zur Selbſtverſpottung, beſchreibe ich jetzt die glänzendſte Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauſcht von Übermuth und Liebesglück, auf den Höhen der Apenninen umherjauchzte, und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm ſich über die ganze Erde verbreite bis zur fernſten Inſel, wo der Schiffer des Abends am Herde von mir erzählen ſollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden ſeit dem Tode meines Vaters! jetzt möchte ich auf ſo einer fernen Inſel nur das Kätzchen ſein, das am warmen Herde ſitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird!" Zu ſo beſcheidener Reſignation auf ſeinen Dichterruhm war Heine jedoch nur in ſeltenen Stunden trübſter Verzagnis aufgelegt — Rahel beklagt ſich in einem Briefe an Varnhagen, welcher damals in einer diplomatiſchen Sendung nach Kaſſel und Bonn reiſte, ganz im Gegentheil über Heine's allzu ſtarkes Selbſtgefühl, das ihn an ernſtlicher Ausbildung ſeiner Gaben hindere [107]): „Von Heine'n wollte ich dir ſchreiben. Das Reſumé, was ich heraus habe, iſt und bleibt ſein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muß, ſonſt wird's inhaltsleer, und höhlt zur Manier aus; er denkt überhaupt, was ihm entſchlüpft, was er ſagen mag, iſt für die Menſchen gut genug." Und nun erzählt Rahel allerlei flüchtige Witzworte Heine's, wie er von einem vielbelobten Tagesdichter geſagt: „So lange Der lebt, wird er unſterblich ſein," — wie er die ſchlechte Aufführung der Bach'ſchen Paſſionsmuſik beſpöttelt: „er hätte acht Groſchen Profit dabei; einen Gulden koſtete ſie, und für einen Thaler hätte er ſich ennuyiert," — und wie er endlich in das tollſte Gelächter ausgebrochen ſei, als Rahel die ſteife Haltung der ägyptiſchen Bildwerke von kulturhiſtoriſchem Standpunkte in Schutz genommen und als Gegenſatz davon den Wiener Walzer aufgeſtellt habe, der ihr immer großen Eindruck mache und gefalle, ohne daß ſie lange den Grund deutlich gewußt. „So wie ein Leid, ein Kampf, eine Verwirrung, ein Vollbrachtes geſchehen iſt: gewalzt! Was will der Menſch mehr. Schweben, Leben, Sein, Fertigſein!" Heine ſchlug über die Fauteuil-Lehne, blutroth, ganz weg vor Lachen, er brach wider Willen aus. „Tollheit!" ſchrie er, „toll, ganz toll; o wie toll! Tollheit, nein, Das iſt raſend, ſolcher Unſinn ward noch nicht geſagt," und ſo blieb er lachend. So wie er wieder zu ſich war, war es reinſter, lichter Neid. Ich ſagte ihm auch: „Den

Unſinn möchten Sie gemacht haben.“ Ich lachte auch. Die letzte Hälfte, die vom Walzer, muſſte ich ihm erklären; er frug ganz ernſthaft, und fand es dann ſehr gut. Aber dies Lachen! So natürlich ſah ich ihn nie.“ — Wenige Tage nachher war Heine auf dem beſten Wege, ſich mit der geiſtreichen Freundin ernſtlich zu brouillieren. Dieſelbe hatte ihm auf eine etwas eitle Bemerkung über den Vorzug, welchen er ihr durch ſeine häufigen Beſuche erweiſe, halb ärgerlich geantwortet: wenn er ſo übergroßen Werth auf ſein Kommen lege, ſo wolle ſie ihn gar nicht haben! Heine fühlte ſich durch dieſe treuherzig derbe Zurechtweiſung bitter gekränkt, und ſchrieb andern Tages an Frau von Varnhagen ein pikiertes Billett, worin er ihr den freundſchaftlichen Verkehr aufkündigte [198]). Er kam jedoch ſchnell zur Einſicht des Unrechts, das er durch ſeine gereizten Worte der Freundin zugefügt, und als Dieſe kurz darauf in ſchwerer Erkrankung Geſicht und Hände fortwährend mit befeuchteten Roſen erfriſchen muſſte, ſandte Heine ihr eine Fülle der herrlichſten Centifolien ins Haus.

„Roſen wurden Brücken, ſie führten mich ins Leben,
Roſen waren Wunder, Heine hat ſie mir gegeben,“

lauten die kunſtloſen Erinnerungszeilen, welche Rahel nach bald erfolgter Geneſung in ihr Notizbuch ſchrieb [199]).

Bei ſeiner diesmaligen Anweſenheit in Berlin machte Heine im Geſellſchaftscirkel des Varnhagen'ſchen Hauſes die Bekanntſchaft des Dichters Achim von Arnim und ſeiner genialen Frau, Bettina, ohne jedoch mit Beiden in ein intimes Verhältnis zu treten. Unter dem Nachwuchs jüngerer Leute von Geiſt und Talent, die ſeinen Umgang ſuchten, ragten beſonders der treffliche Kunſthiſtoriker Franz Kugler und der geiſtvolle Moritz Veit — ſpäter Buchhändler und Abgeordneter im deutſchen Parlament und der preußiſchen Kammer — hervor, welcher Letztere ebenfalls mit Moſer, Zunz und Lehmann befreundet war. Die Neigungen des erſt einundzwanzigjährigen Kugler waren zu jener Zeit noch unentſchieden zwiſchen Muſik, Malerei und Poeſie getheilt; er verſuchte ſich mit Glück in allen drei Künſten, während er ſich gleichzeitig ſchon mit Ernſt in das Studium der mittelalterlichen Architektur vertiefte. Als Zeugnis ſeines Verkehrs mit Heine exiſtiert noch eine mit der Feder gezeichnete Porträtſkizze, die er von Demſelben entwarf, und die zu den ähnlichſten Bildern gehört, welche wir aus der Jugendperiode des Dichters beſitzen. Nur die Backenknochen drücken etwas zu ſtark auf das Auge, und die Arme ſind

verhältnismäßig zu lang. Der melancholiſche Charakter der Züge, den wir auf der Grimm'ſchen Radierung bemerkten, nimmt hier einen weicheren, minder ſtarren Ausdruck an. Das Bild, welches auch (bei E. H. Schroeder in Berlin) im Kunſthandel erſchienen iſt, trägt auf der linken Seite die von H. Heine unterzeichneten Worte: „So ſah ich aus, heute Morgen, den 6ten April 1829.“ — Moritz Veit, ein Sohn des angeſehenen Kaufmanns Philipp Veit, in deſſen gaſtlichem Hauſe ſich jeden Donnerstag die glänzendſten jüdiſchen Kapacitäten der Hauptſtadt verſammelten, beabſichtigte damals mit Heinrich Stieglitz und Karl Werder die Herausgabe eines Berliner Muſenalmanachs, und forderte auch Heine zu Beiträgen auf. Dieſer ſchrieb jedoch an Moſer[200]): „Zu dem Almanach werde ich ganz beſtimmt Nichts geben, indem ich Nichts habe und auch kein Gedicht machen kann, was beſſer wäre, als die ſchon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wiſſen, wenn ich in einer Gattung nichts Beſſeres, als das ſchon Geleiſtete, geben kann.“ Mit verſtärktem Nachdruck wiederholte er drei Wochen ſpäter in einem Schreiben an Heinrich Stieglitz die Erklärung, daſs mit dem Beſchreiten der politiſchen Arena die Zeit des Verſeſpinnens für ihn vorüber ſei: „In Beantwortung Ihres lieben Briefes bekenne ich Ihnen ganz freimüthig, daſs ich unter meinen Papieren keine Gedichte finden konnte, die denen, die ich in früheren Jahren geliefert, an Werth gleich kämen, und daſs ich Ihnen deſshalb gar Nichts zu Ihrem Almanach gebe, was ich auch ſchon früherhin ganz beſtimmt dem Moritz Veit wiſſen laſſen. Glauben Sie nur nicht, daſs ich Dies aus kläglicher Beſcheidenheit ſage; vielmehr erſtolzt mich das Bewuſſtſein, daſs ich ſelbſt jetzt mehr werth bin als meine Verſe; vielleicht iſt das ehrliche Bekenntnis, warum ich Nichts zum Almanach gebe, viel mehr werth als das beſte Gedicht, das ich ſonſt wohl machen konnte. Ich bitte Sie auch, erſchrecken Sie mich nicht mehr durch allongeperückliche Titulaturkurialien; ich habe es beſonders um die Mitjugend nicht verdient, wie ein alter Hofrath angeredet zu werden.“ Bei dieſem vorwiegenden Herauskehren demokratiſcher Tendenzen zog ſich Heine miſstrauiſch von manchen Freunden zurück, deren politiſche Geſinnung ihm zweifelhaft erſchien. So nahm u. A. das früher ſo herzliche Verhältnis zu Joſeph Lehmann jetzt eine merklich kühlere Farbe an, weil Derſelbe als Mitarbeiter bei der neubegründeten „Preußiſchen Staatszeitung“ eingetreten war, und Heine dieſer Stellung, wiewohl irrthümlich, einen officiöſen Charakter beimaß. — Ende Februar kam auch

der Baron von Cotta mit ſeiner Gemahlin auf einige Wochen nach Berlin. Heine, der ihnen häufig im Varnhagen'ſchen Salon begegnete, war mit Erfolg bemüht, das Intereſſe des freidenkenden Buchhändlers für die gelehrten Forſchungen von Leopold Zunz auf dem Felde der jüdiſchen Literaturgeſchichte zu erwecken, und Cotta erklärte ſich gern bereit, eine von Demſelben zu ſchreibende Einleitung in die Wiſſenſchaft des Judenthums zu verlegen; doch iſt das Werk nicht erſchienen, weil Zunz durch andere Arbeiten an der Ausführung ſeines damaligen Planes verhindert ward.

Gegen Mitte April überſiedelte Heine nach Potsdam, wo er drei Monate hindurch in ländlicher Stille fleißig am dritten Bande der „Reiſebilder" arbeitete. Er wohnte bei Herrn Witte auf dem hohen Weg Nr. 12, und lebte, wie er der ſchönen Friederike Robert ſchrieb, Anfangs ſo einſam wie Robinſon auf ſeiner Inſel: „Mein Stiefelputzer iſt mein Freitag, die Hausmägde ſind meine Lamas u. ſ. w... Es iſt hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemüthlich aufblühen, aber von oben bläſt ein kalter Verſtandeswind in die jungen Kelche, die ſich ängſtlich wieder ſchließen... Ich befinde mich in jeder Hinſicht ſchlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann Das unterſcheiden!" Der nächſte Brief meldet[201]): „Ein ganz einſamer Robinſon bin ich hier nicht mehr. Einige Officiere ſind bei mir gelandet, Menſchenfreſſer. Geſtern Abend im Neuen Garten gerieth ich ſogar in eine Damengeſellſchaft, und ſaß zwiſchen einigen dicken Potsdammerinnen, wie Apoll unter den Kühen des Admet. Vorgeſtern war ich in Sansſouci, wo Alles glüht und blüht, aber wie! Du heiliger Gott! Das iſt Alles nur ein gewärmter, grünangeſtrichener Winter, und auf den Terraſſen ſtehen Fichtenſtämmchen, die ſich in Orangenbäume maſkiert haben. Ich ſpazierte umher und ſang im Kopfe:

Du moment qu'on aime, — l'on devient si doux!
Et je suis moi-même — aussi tremblant que vous.

Das ſingt nämlich das Ungeheuer in „Zemire und Azor". Ich armes Ungeheuer, ich armer verwünſchter Prinz, bin ſo kummerweich geſtimmt, daſs ich ſterben möchte. Und ach! wer todt zu ſein wünſcht, Der iſt es ſchon zur Hälfte." — Am 7. Juni ſchickte Heine die zweite Hälfte ſeiner „Reiſe von München nach Genua" und die Anfangskapitel der „Stadt Lucca" zum Abdruck im „Morgenblatte" nach Stuttgart. In dem Begleitſchreiben an Cotta proteſtierte er nachdrücklich gegen jede Verſtümmelung ſeines Manuſkripts[202]): „Iſt der unverkürzte, unverkümmerte Abdruck

nicht möglich, so bitte ich, mir dasselbe unter Varnhagen's Adresse zurück zu schicken. Sie, Herr Baron, den ich so sehr liebe und dem ich so ungern mißfallen möchte, dürfen mir bei Leibe meine Unnachgiebigkeit in den geistigsten Interessen nicht mißdeuten. Ich finde jetzt, daß es oft darauf abgesehen ist, mich zu beschränken und zu avilieren, und ich muß mich daher männlicher zu verhärten suchen, als mir eigentlich selbst lieb ist." Trotz dieser bestimmten Erklärung, wurden die übersandten „Italiänischen Fragmente" erst im November des Jahres — und zwar nur zum kleinsten Theile und arg beschnitten — im „Morgenblatte" abgedruckt. „Sämmtliche Redakteure Cotta'scher Zeitschriften," klagt Heine in einem Briefe an Immermann[203]), „sind mir feindlich, im „Morgenblatt" verstümmeln sie meine Aufsätze aufs schändlichste. Der alte Cotta selbst ist sehr brav." Dem Letzteren schrieb er am 14. December 1829: „Wenn ich dies Jahr Weniger gab, als ich wohl beabsichtigte, so lag die Schuld nur in der Natur meines Talentes, da dieses nur selten im Stande ist, den milden Ton des Morgenblatts zu treffen, weßhalb mir auch die Redaktion Einiges zurückschicken und ich noch viel Mehr zurückbehalten mußte."

Die ländliche Zurückgezogenheit H. Heine's wurde, abgesehen von einem kurzen Besuch seines Hamburger Verlegers Julius Campe, nur einmal durch achttägiges Beisammensein mit dem Dichter Heinrich Stieglitz und seiner Frau Charlotte unterbrochen, die einige Jahre später so tragisch endete. Das seit Kurzem vermählte junge Ehepaar machte während der Pfingstferien einen Ausflug nach Potsdam und verlebte in Heine's anregender Gesellschaft glückliche Stunden. Fast täglich wurden gemeinsame Touren nach den umliegenden Hügeln und Seen ausgeführt, und mit besonderem Interesse ließ Heine sich von Stieglitz aus dem Manuskript seiner „Bilder des Orients" die Perle dieser Dichtungen, das „Frühlingsfest in Kaschmir," vorlesen[204]). Auf die Frage Charlottens, mit welcher poetischen Arbeit er selbst gegenwärtig beschäftigt sei, erwiderte Heine mit gutmüthiger Selbstironie: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, schöne Frau, lesen Sie niemals das abscheuliche Zeug, das ich jetzt schreibe!" Aber wie ungetrübt fremden Beobachtern um diese Zeit noch der Frieden der Stieglitz'schen Ehe erscheinen mochte: die Wolkenschatten künftiger Stürme zogen doch schon langsam herauf, und Heinrich Heine las in den mißmuthigen Zügen des mit sich selbst und der Welt zerfallenen Dichters und in den schwärmerisch aufleuchtenden Blicken der willensstarken Charlotte die

Anzeichen einer ſchreckensvollen Tragödie. Maximilian Heine, welcher auf der Durchreiſe durch Potsdam mit ſeinem Bruder einige Stunden in der Geſellſchaft von Heinrich und Charlotte Stieglitz verbrachte, erzählt Folgendes über dieſen merkwürdigen Beſuch[205]): „Der Eindruck, den das junge Paar auf mich machte, war ein ganz eigenthümlicher, wenn ich ihn näher bezeichnen ſoll, ein ängſtlicher zu nennen. Aus Allem ſprach die unſichere bürgerliche Lage, überquellen dichteriſcher Phantaſie, nirgends ein ruhiger Halt. Stieglitz und ſeine bewunderungswürdige Charlotte waren ernſt, mein Bruder dagegen ausgelaſſen heiter; was mich betrifft, den beſcheidenen Beobachter, ſo fielen mir die ſonderbaren Kontraſte nicht wenig auf. Ich weiß nicht, wie es kam, die lebhafte Unterhaltung berührte auch den Heroismus der Frauen in der franzöſiſchen Revolution. „Mit dem Schluſſe des vorigen Jahrhunderts," rief Stieglitz aus, „ſind die thatvollen großen Frauencharaktere verſchwunden, und die Weiber ſind hervorgetreten." — „Sie meinen doch nicht die Berliner Waſchweiber?" unterbrach ihn lachend Heine. Da verfinſterten ſich plötzlich die ſchönen Geſichtszüge Charlottens, ſie wandte ſich raſch zu ihrem Manne um, legte ihre Hand auf ſeine Schulter, und ſagte mit einem mir unvergeßlichen Ausdruck ihrer Stimme: „Alſo du glaubſt wirklich, es gebe heut zu Tag keine Frauen mehr wie jene Römerin, die Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonnière präſentierte?" — „Jedenfalls," ſetzte Heine ſcherzend hinzu, „gehörte er mehr zu den Weibern." Auf dem Heimwege brach er in die prophetiſchen Worte aus: „Weißt du, Max, Die ſind nicht glücklich zuſammen, Die zanken nicht mit einander, ſondern hadern mit dem Schickſal. Das iſt die ſchlechteſte Sorte von Verdruß, und ich ſage dir, entweder er wird verrückt, oder ſie begeht einen Selbſtmord." —

Anfangs Auguſt treffen wir Heinrich Heine auf dem rothen Felſen von Helgoland, wo er zwei Monate lang mit beſtem Erfolg das kräftigende Seebad gebrauchte. „Ich befinde mich wohl und heiter," berichtete er ſeinem Freunde Moſer[206]). „Das Meer iſt mein wahlverwandtes Element, und ſchon ſein Anblick iſt mir heilſam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erſt, unſäglich elend geweſen, als ich mich in Berlin befand; du haſt gewiß darunter leiden müſſen. Ein melancholiſcher Freund iſt eine Plage Gottes . . . Ich wünſchte, du ſäheſt mal das Meer; vielleicht begriffeſt du die Wolluſt, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fiſch mit heißem Blute und ſchwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein

Fisch auf dem Lande.“ Unter den Badegästen, mit denen er näheren Umgang pflog, ist vor Allem der geniale Kunstschriftsteller Karl Schnaase zu nennen, welcher damals noch als Regierungsbeamter in Marienwerder angestellt war, aber schon im folgenden Frühjahr an das Landgericht zu Düsseldorf versetzt wurde und dort mit Immermann in anregendsten Verkehr trat. Ein häufiger Begleiter auf Heine's Fahrten um die Insel war ein Herr Vogt, der mit ihm zuletzt fast allein auf Helgoland zurückblieb, und sich kurz nach der Abreise des Dichters aus Liebesgram erschoss. „Ich hatte ihm schon vorher abgemerkt,“ schrieb Heine, als er Immermann diese Nachricht zur Mittheilung an Schnaase meldete[207]), „dass ihm das Leben zur Last war, da er am liebsten bei hoher See zum Vogelschießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu scheinen, manchmal begleitet habe. Er schoss noch viele Vögel, manch hübschen Vogel, und den merkwürdigsten zuletzt.“

Am 30. September kehrte Heine aus dem Seebade nach Hamburg zurück, wo er für längere Zeit seinen Aufenthalt nahm. Anfangs miethete er sich eine abgelegene Wohnung in der zweiten Etage des Schimmelmann'schen Palais in der Mühlenstraße; schon gegen Ende December zog er indess zu der Mutter auf dem Neuenwall. Der dritte Band der „Reisebilder“ war in Helgoland wenig gefördert worden, aber Campe, der seit zwei Jahren auf denselben gewartet und das Papier längst bereit liegen hatte, drängte um Ablieferung des Manuskripts, und schickte die erste Hälfte des Buches in die Druckerei, ehe noch die letzte Hälfte fertig geschrieben war. Sofort entspannen sich, wie bei Herausgabe des vorigen Bandes, wieder ärgerliche Streitereien über die äußere Ausstattung des Buches. Wie damals, fand Heine das ihm vorgelegte Druckpapier nicht elegant und fest genug, und bestand darauf, sein Manuskript zurückkaufen zu wollen, wenn Campe nicht für besseres Papier sorge. „Hier erhältst du den ersten Aushängebogen,“ schrieb er an Merckel, der ihm bei Durchsicht der Korrekturen behilflich war. „Das ist also das Papier, das meiner so sehnsüchtig harrte, und um dessentwillen unser typographischer Julius mich beständig pisachte. Ich laufe wüthend im Zimmer herum und betrachte vergleichend meine alte Unterhosen und dann wieder meinen Aushängebogen. Ich sterbe vor Unmuth.“ Nur mit Mühe gelang es dem Zureden Merckel's, den komischen Zorn seines Freundes zu beschwichtigen und einen Ausgleich der durch beiderseitigen Eigensinn verschärften Differenz zuwege zu bringen. Campe entschloss

ſich endlich zur Wahl eines koſtſpieligeren milchweißen Papiers, und Heine verſprach dafür, einige Bogen mehr, als zu denen er ſich verpflichtet hatte, zu liefern. In fliegender Eile, während die Setzer von Seite zu Seite auf das Manuſkript warteten, ſchrieb er jene letzten Kapitel, in denen er ſeine unfeine Rache an Platen für den „Romantiſchen Oedipus“ nahm, und ſo konnte er mit Fug gegen Moſer ſcherzen, daſs ſein Buch „(irländiſcher Bull!) die Preſſe verließ, faſt noch ehe es geſchrieben war.“ — „Ich will jetzt Alles aufbieten,“ heißt es in einem Billett an Merckel vom 5. December, „um in acht Tagen fertig zu werden. Darum ſchick' ich dir dieſe Blätter, die ich dir nur einen Tag laſſen kann. Beſprechung über das Minderwichtige erlaubt die Zeit nicht mehr; nur in Hauptſachen kann ich jetzt dein Bedenken gelten laſſen.“ Dieſe drängende Haſt mag wohl zum Theile Schuld daran geweſen ſein, daſs in der Diatribe gegen Platen nicht wenigſtens einige der verletzendſten Stellen nachträglich bei ruhiger Ueberlegung gemildert wurden.

Das Buch gelangte um Neujahr 1830 zur Verſendung und machte bedeutenden Lärm, ohne jedoch im entfernteſten den Beifall der früheren Bände der „Reiſebilder“ zu finden. Ein Fortſchritt lag allerdings in der geſteigerten Energie, mit welcher der Verfaſſer die großen politiſchen Zeitfragen in den Kreis öffentlicher Beſprechung zog; aber Dies geſchah mit ſolchem Übermuth ſubjektiver Laune und in ſo theatraliſcher Fechterpoſitur, daſs gerechte Zweifel an dem Ernſt ſeiner Geſinnung laut werden muſſten. Heine ſelbſt legte den größten Werth auf die Betrachtungen, die er auf dem Schlachtfelde von Marengo anſtellte, und bei denen er zunächſt auf Varnhagen's Zuſtimmung rechnete[208]). Er entwickelte hier zum erſten Mal ausführlich jenen kosmopolitiſchen Gedanken, welchen er in dem Briefe an Dr. Guſtav Kolb als Motto für die beabſichtigte Fortſetzung der „Annalen“ vorgeſchlagen hatte. Anknüpfend an die Hoffnung, daſs mit Napoleon die Periode der Eroberungskriege geſchloſſen ſei, fährt der Dichter fort[209]): „Es hat wirklich den Anſchein, als ob jetzt mehr geiſtige Intereſſen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthiſtorie nicht mehr eine Räubergeſchichte, ſondern eine Geiſtergeſchichte ſein ſolle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habſüchtige Fürſten zu ihren Privatzwecken ſonſt ſo wirkſam in Bewegung zu ſetzen wuſſten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Haſs, iſt jetzt morſch und abgenutzt; täglich verſchwinden mehr und mehr die thörichten Nationalvorurtheile; alle ſchroffen Beſonder-

heiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäiſchen Civiliſation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, ſondern nur Parteien, und es iſt ein wunderſamer Anblick, wie dieſe trotz der mannigfaltigſten Farben ſich ſehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverſchiedenheiten ſich ſehr gut verſtehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, ſo giebt es jetzt auch eine geiſtige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinſten Krieg, der zwiſchen den zwei unbedeutendſten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäiſchen Krieg machen würde, worin ſich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Intereſſe, miſchen müſſten: ſo kann jetzt in der Welt auch nicht der geringſte Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein geiſtigen Bedeutungen nicht ſogleich erkannt, und die entfernteſten und heterogenſten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieſer Parteipolitik, die ich, weil ihre Intereſſen geiſtiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall ſind, eine Geiſterpolitik nenne, bilden ſich jetzt, eben ſo wie vermittelſt der Staatenpolitik, zwei große Maſſen, die feindſelig einander gegenüber ſtehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Loſungsworte und Repräſentanten dieſer zwei großen Parteimaſſen wechſeln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entſtehen die größten Mißverſtändniſſe, dieſe werden durch die Diplomaten dieſer Geiſterpolitik, die Schriftſteller, eher vermehrt als vermindert; doch, wenn auch die Köpfe irren, ſo fühlen die Gemüther nichtsdeſtoweniger, was ſie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe. Was iſt aber dieſe große Aufgabe unſerer Zeit? Es iſt die Emancipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, weſtindiſchen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, ſondern es iſt die Emancipation der ganzen Welt, abſonderlich Europas, das mündig geworden iſt, und ſich jetzt losreißt von dem eiſernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Ariſtokratie. Mögen immerhin einige philoſophiſche Renegaten der Freiheit die feinſten Kettenſchlüſſe ſchmieden, um uns zu beweiſen, daſs Millionen Menſchen geſchaffen ſind als Laſtthiere einiger Tauſend privilegierter Ritter; ſie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, ſo lange ſie uns, wie Voltaire ſagt, nicht nachweiſen, daſs Jene mit Sätteln auf dem Rücken und Dieſe mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen ſind. Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Löſung derſelben rückt die Menſchheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalſyſtem in Europa geſtiftet, war viel-

leicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortſchritten der Civiliſation; jetzt aber hemmt ſie dieſe, empört ſie die civiliſierten Herzen. Die Franzoſen, das Volk der Geſellſchaft, hat dieſe Ungleichheit, die mit dem Princip der Geſellſchaft am unleidlichſten kollidiert, nothwendigerweiſe am tiefſten erbittert, ſie haben die Gleichheit zu erzwingen geſucht, indem ſie die Häupter Derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abſchnitten, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menſchheit. Laſſt uns die Franzoſen preiſen! ſie ſorgten für die zwei größten Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, für gutes Eſſen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunſt und in der Freiheit haben ſie die größten Fortſchritte gemacht, und wenn wir einſt Alle als gleiche Gäſte das große Verſöhnungsmahl halten und guter Dinge ſind — denn was gäbe es Beſſeres als eine Geſellſchaft von Pairs an einem gut beſetzten Tiſche? — dann wollen wir den Franzoſen den erſten Toaſt darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieſes Feſt gefeiert werden kann, bis die Emancipation durchgeſetzt ſein wird; aber ſie wird doch endlich kommen, dieſe Zeit, wir werden, verſöhnt und allgleich, um denſelben Tiſch ſitzen; wir ſind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod, deſſen ernſtes Gleichheitsſyſtem uns wenigſtens nicht ſo ſehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Ariſtokratismus. Lächle nicht, ſpäter Leſer. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf ſei vor allen der wichtigſte, Dieſes iſt der eigentliche Glaube der Zeit, in dieſem lebt ſie und ſtirbt ſie, und auch wir wollen leben und ſterben in dieſer Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgeſtorbene Seelengeſpenſt, das wir noch ſo zu benennen pflegen — unſer heiliger Kampf dünkt uns der wichtigſte, wofür jemals auf dieſer Erde gekämpft worden, obgleich hiſtoriſche Ahnung uns ſagt, daſs einſt unſre Enkel auf dieſen Kampf herabſehen werden, vielleicht mit demſelben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabſehen auf den Kampf der erſten Menſchen, die gegen eben ſo gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubrieſen, zu kämpfen hatten.“ — Dieſe „Geiſterpolitik“, als deren diplomatiſchen Vertreter Heinrich Heine ſich einführt, verleitet den philhelleniſchen Träumer nun freilich ſofort zu dem wunderlichen Irrthume, in dem Zaren Nikolaus, weil Derſelbe ſcheinbar zu Gunſten der Griechen gegen die Türken focht, den Gonfaloniere der Freiheit zu erblicken, und ein Weilchen für Rußlands demokratiſche Miſſion zu ſchwärmen. Im Gegenſatze zu England, das in

unverjüngbaren, mittelalterlichen Institutionen erstarrt sei, wohinter die Aristokratie sich verschanze, sind ihm die Prinzipien, woraus die russische Freiheit hervorgegangen, die liberalen Ideen unserer neuesten Zeit, von welchen auch die russische Regierung durchdrungen sei, und die sie kosmopolitischen Sinns zu verwirklichen strebe. Der Sonnenaufgang über dem Schlachtfelde von Marengo verscheucht aber diese nebelhaften Gedanken, und der Dichter sieht im Geiste schon den Völkertag heraufdämmern, von welchem sein sehnsüchtiges Herz geträumt: „Ja, es wird ein schöner Tag werden, die Freiheitssonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Aristokratie sämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geschlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geistlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menschen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! sie werden eben so wenig ahnen, wie entsetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben mussten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit häßlichen Gespenstern, dumpfen Eulen und scheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unsre Lebenszeit in solchem Kampfe vergeuden mussten, und müde und bleich sind, wenn der Siegestag hervorstrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unsre Wangen nicht mehr röthen und unsre Herzen nicht mehr wärmen können, wir sterben dahin wie der scheidende Mond — allzu kurz gemessen ist des Menschen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab.“

Diese und ähnliche freisinnige Betrachtungen über politische und kirchliche Fragen der Gegenwart hätten ohne Zweifel noch weit tieferen Eindruck gemacht, wenn nicht die Persönlichkeit des Verfassers auf jeder Seite seines Buches allzu kokett in den Vordergrund träte. Man läßt es sich gefallen, daß Heine in vertraulichen Briefen an Varnhagen oder andere Freunde über die „vielen Opfer“ klagt, die es ihn gekostet, „ganz rücksichtslos zu schreiben“ [210]), aber in seinen für die Öffentlichkeit bestimmten Schriften erregt das beständige Prahlen mit seinem politischen Märtyrerthum, mit dem Haß seiner Feinde und den Verfolgungen, die er zu erdulden habe, die unangenehme Empfindung, daß ihm mehr an der Verherrlichung seiner Person, als an dem Siege der von ihm verfochtenen Ideen gelegen sei. Der Zufall hat uns kürzlich das Original-Brouillon des dritten Bandes der „Reisebilder“ in die Hand geführt, und wir haben wahrnehmen müssen, wie das selbstgefällige Prunken Heine's mit der „Ge-

fährlichkeit" ſeiner politiſchen Schriftſtellerei dort in noch grellerer Weiſe hervortritt. Dem Berichte Hyacinth's über den Rothſchild'ſchen Kinderball folgte u. A. ein beſonderes, bisher nicht abgedrucktes Kapitel, das wir hier aus dem Manuſkripte mittheilen, und auf das wir ſpäter bei Beſprechung der Heine'ſchen Denkſchrift über Ludwig Börne zurückkommen werden:

„Solche Bücher läſſt du drucken!
Theurer Freund, du biſt verloren!
Willſt du Geld und Ehre haben,
Muſſt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen,
So zu ſprechen vor dem Volke,
So zu ſprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du biſt verloren!
Fürſten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren!

Dieſe Verſe, die eigentlich der Extrakt eines ſechs Bogen langen Briefes ſind, den mir kurz nach Erſcheinung des zweiten Bandes der „Reiſebilder" ein Freund geſchrieben hat, hüpfen mir eben durchs Gedächtnis, und ſind Schuld, daſs ich den ehrlichen Hirſch Hyacinthos nicht weiter ſprechen laſſe. Ich pflege ſonſt Nichts zu fürchten, die Pfaffen begnügen ſich, an meinem guten Namen zu nagen, und glauben, auf dieſe Weiſe der Macht meines Wortes entgegen zu wirken; vor dummen Fürſten ſchütze ich mich, indem ich nie einen Fuß auf ihr Gebiet ſetze und ihnen dadurch keine Gelegenheit zu dummen Streichen gebe; aber vor Nathan Rothſchild empfinde ich zitternde Angſt. Ehe ich mich Deſſen verſehe, ſchickt er mir einige Könige, ein paar Makler und einen Gendarm auf die Stube und läſſt mich nach der erſten, beſten Feſtung abführen. Ich kriege Angſt — bin ich in dieſem Augenblick auch ganz ſicher? Ich glaube: ja, denn ich befinde mich in Preußen, in einem freien, rechtſinnigen, klugen Staate, den ich ehemals in jugendlicher Beſchränktheit nicht genug zu ſchätzen wuſſte, den ich jetzt aber, nachdem ich andre Länder geſehen habe, täglich mehr achten und ſogar lieben lerne, ſo daſs es mir ordentlich ſchmerzlich wäre, wenn er jemals den Mißgriff beginge, mich einzuſtecken und ſich dadurch zu blamieren — ja wahrlich, ich gebe hiermit der preußiſchen Regierung den Wink, im Fall ſie es

mal für dienlich halten ſollte, mich einzuſtecken, bei Leibe keinen öffentlichen Eklat zu machen, ſondern ſich direkt an mich ſelbſt zu wenden, und ich werde mich dann unverzüglich freiwillig nach derjenigen Feſtung, die man mir nur zu beſtimmen hat, hinbegeben, ohne im mindeſten dem Publiko den wahren Grund meines dortigen Aufenthalts merken zu laſſen. Kann man Mehr von mir verlangen? Kann man zarter fühlen, als ich? Das iſt wahrer Patriotismus, wenn man lieber ſich ſelber als Voluntär auf die Feſtung ſetzt, ehe man dem Staat Gelegenheit giebt ſich zu blamieren! Ich ſehe in dieſem Augenblick, wie den älteſten Staatsmännern die Thränen der Rührung aus den Augen ſtürzen; nein, rufen ſie alle aus, wie ſehr haben wir dieſen Menſchen verkannt! welch ein Gemüth! Ja, ihr kennt noch nicht den ganzen Umfang dieſes Gemüthes; denn wiſſt, aus patriotiſcher Vorſorge habe ich ſogar jetzt ſchon meine Freunde drauf vorbereitet, daſs ich nächſten Sommer einige Monate zum Vergnügen in Spandau zubringen würde, und Das that ich, damit ich ganz ſicher bin, daſs die wirklichen Urſachen eines etwaigen Aufenthalts daſelbſt nimmermehr errathen würden. Ihr ſeid gerührt, auch ich bin es, die Thränen rinnen, ich höre euch weinend ausrufen: Dieſer edle Menſch, dieſer zweite Regulus, ſoll nicht auf die Feſtung kommen, lieber wollen wir ſelbſt ſtatt ſeiner dort ſitzen. — Aber ich, ich ſage euch, ich will hin, ich habe mich auf dieſe großmüthige That ſchon ganz eingerichtet, ihr verderbt mir das edelſte Aufopfrungsvergnügen — Nein, nein, hör' ich euch wieder entgegnen und ſchluchzen: Keine Feſtung, ſondern tauſend Thaler Zulage! — Welch ein Zeitalter! werden einſt die Nachkommen, die dieſes Buch leſen, mit Staunen ausrufen, welch ein Zeitalter, wo die Regierungen und die armen Schriftſteller ſich wechſelſeitig an Großmuth zu überbieten ſuchten! — Du ſiehſt jetzt, lieber Leſer, wie gut ich mit der Regierung ſtehe. Sei alſo nicht gleich ängſtlich, wenn ich mal laut heraus ſage, was Andre ſo gar heimlich verſchweigen. Sei nur ohne Sorge, wir Beide haben Nichts zu riskieren: Du, lieber Leſer, kannſt im Nothfall leugnen, mein Buch geleſen zu haben, oder du kannſt ſagen, du habeſt es, ſobald du es ausgeleſen, mit Unwillen fortgeworfen, es ſei ein ſchlechtes Buch ohne Salz und Geheimrath Schmalz, voll Immoralität und Gefährlichkeit — du verſtehſt mich. Man kann dir dann Nichts anhaben. Was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich eben ſo Wenig zu riskieren; ich ſage wie Luther in ſeinem Briefe an Reuchlin: nihil timeo, quia nihil habeo. Gottlob! ſie

haben mir Nichts gegeben auf dieſer Welt, und ich habe daher Nichts zu verlieren. Es wäre ſehr politiſch geweſen, wenn ſie mich unter einer Laſt von Staatswürden niedergebeugt hätten; jetzt flattere ich ihnen über die Häupter weg, ſorglos und leicht wie ein Vogel, und ſinge Freiheitslieder, ſelbſt ein Lied und ein Bild der Freiheit. — Freilich, obgleich man bei unſerer jetzigen Civiliſation überall ſeine Bequemlichkeit findet, ſo möchte ich mir doch zuweilen ein eignes Sofa und eignes liebes Weib anſchaffen; aber es könnte mich im Nothfall genieren, ich hätte zu viel Sorge für mein Gepäck, und mit dem Beſitzthum käme auch die Furcht und die Knechtſchaft. Es verdrießt mich ſchon genug, daſs ich mir vor Kurzem ein Theeſervice angeſchafft habe — die Zuckerdoſe war ſo lockend ſchön vergoldet, und auf einer von den Taſſen war mein Liebling, der König von Baiern, und auf einer andern Taſſe war ein Sofa und eheliches Glück ganz vorzüglich gemalt. Ich hab' wahrhaftig ſchon Sorge, was ich mit all dem Porzellan anfange, wenn mir plötzlich die Regierung eine Miſſion ins Ausland gäbe und ich über Hals und Kopf abreiſen ſollte; — oder gar wenn ich aus eignem Triebe einer feſten Anſtellung entfliehen müſſte. Ich fühle jetzt ſchon, wie mich das verdammte Porzellan im Schreiben hindert, ich werde ſo zahm vorſichtig, ich ſchmeichle oft aus Angſt — am Ende glaube ich noch, der Porzellanhändler war ein öſtreichiſcher Polizeiagent und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, das Bild des Königs von Baiern ſah mich ſo lockend an, und eben Er, der liebenswürdigſte der Könige, war der Köder, womit man mich fing. Aber noch bin ich ſtark genug, meine Porzellanfeſſeln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, das ganze Service, außer der Königstaſſe, wird zum Fenſter hinausgeſchmiſſen, und wer juſt vorbei geht, mag ſich vor den Scherben hüten. — Je mehr ich mein Porzellan betrachte, deſto wahrſcheinlicher wird mir immer der Gedanke, daſs es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm aber nicht im mindeſten, daſs er mir auf ſolche Weiſe beizukommen ſucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unmuthig; nur die Plumpheit und die Dummheit iſt mir fatal. Auch hab' ich außerdem ein gewiſſes tendre für Metternich. Ich laſſ' mich nicht täuſchen durch ſeine politiſchen Beſtrebungen, und ich bin überzeugt: der Mann, der den Berg beſitzt, wo der flammende, liberale Johannisberger wächſt, kann im Herzen den Serwilismus und den Obſkurantismus nimmermehr lieben. Es iſt

vielleicht eine Weinlaune von ihm, daſs er der einzige freie und geſcheite Mann in Öſtreich ſein will. Nun, Jeder hat ſeine Laune, und ich will auch Metternich die ſeinige hingehen laſſen. Auf keinen Fall will ich es mit ihm verderben; ich will nächſtens in Wien gebratene Hähndel eſſen. Auch mit den Rothſchilden will ich es nicht verderben, und ich will nächſtens in einem beſonderen Buche ihren Werth noch beſonders anerkennen und ihre Verdienſte preiſen." — Abgeſehen von dieſer, an ſich höchſt witzigen Stelle, braucht man Heine's italiäniſche Reiſe nur flüchtig zu durchblättern, um überall auf ähnliche, bald in pathetiſche Sentimentalität, bald in ſchalkhaften Humor gekleidete Selbſtbeſpiegelungen zu ſtoßen, die in ihrer ſteten Wiederholung das unbehagliche Gefühl erwecken, als ob der Verfaſſer mit den Zeitideen nur tändele und ſie bloß artiſtiſch benutze, um ſeiner Perſönlichkeit ein werthvolleres Relief zu geben. Es kann daher nicht überraſchen, daſs ſelbſt wohlwollende Kritiker und aufrichtige Verehrer des Dichters, wie Moritz Veit, im dritten Bande der „Reiſebilder" mehr noch als in den früheren Bänden jene Baſis von charaktervoller Kraft, von heiligem Ernſt und reinem Willen vermiſſten, durch welche allein das Talent geadelt wird. „Heine," ſagt Veit in ſeiner im „Geſellſchafter" abgedruckten Recenſion [211]) ſcharf, aber gerecht, „hat nie einen andern Zweck gehabt, als ſich ſelbſt, er hat immer ſo viel mit dem Darſtellen ſeiner Perſönlichkeit zu thun, daſs er ſich nie oder nur höchſt ſelten über dieſelbe erhebt; er hat ſich nach allen Seiten hin gehen und gewähren laſſen, und ſich immer in dieſem Spiele mit ſich ſelbſt zu ſehr gefallen, als daſs er ſich und ſein Talent mit entſchloſſener Reſignation einem höheren Zweck hätte unterordnen mögen. Wenn bei andern Dichtern das Individuelle der Quellpunkt aller Poeſie iſt, ſo iſt es bei ihm die Perſönlichkeit. In ſo weit daher ſeine Perſönlichkeit intereſſiert, ſo weit intereſſieren auch ſeine Produktionen. Aber eben dieſes Spiel mit ſich ſelbſt hat in einer ſo reich begabten, aber unbewachten Natur unauflöslichen Zwieſpalt erzeugt . . . Mitten in den lockenden Strudel großſtädtiſcher Korruption und Überfeinerung hineingeriſſen, hat er die Unſchuld ſeines Herzens vergiftet, ohne ſie gänzlich zerſtören zu können, und ohne ſich entſchieden nach einer Seite hinzuneigen, ſchwingt er ſich wechſelweiſe nach beiden: bald bricht die Wehmuth über den Schmerz eines verlornen Paradieſes als elegiſcher Seufzer oder als verſchollenes Märchen durch den herben Schmerz der Gegenwart, bald betäubt er dieſen Schmerz durch bittern Hohn, der ſich gegen das

Liebſte, was er hat, gegen ſich ſelbſt oder den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht kehrt . . . Losgeriſſen von einem heimatlichen Boden, erſcheint er uns ſtets auf Reiſen, indem er nur im Schweifen zum Genuſſe ſeiner Exiſtenz zu kommen vermeint, und doch blutet ſein Herz nach einer Heimat. In dem großen Zufluſs neuer Bilder und Gedanken, mit denen er ſich auf der Reiſe bereichert, findet ſeine Perſönlichkeit einen freieren Spielraum, ſeine innern Zuſtände erweitern ſich und ſein Witz ſchweift frei umher und ſtachelt die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menſchen. Und indem er mit ſeinem durchdringenden Geiſte die Einſeitigkeit und Befangenheit Anderer leicht überſchaut, kann er gleichwohl nicht aus ſich ſelber heraus, und eben dieſe Wehmuth über den Zwieſpalt des eigenen Innern beſtimmt auch in den „Reiſebildern“ ſeine Anſichten über die äußere Welt der Geſchichte, der Politik, der Literatur. Scheint es doch oft, als ob er ſich nur darum über die Sachen und die Menſchen luſtig machte, um ſeine Aufmerkſamkeit von ſich ſelbſt abzulenken, und die beißendſte Satire wird ihm unter der Hand zur bittern Selbſtperſifflage. Jeder ſelbſtändige Zweck, etwa eine klare Erkenntnis der Zuſtände und der Menſchen, liegt ihm hier eben ſo fern wie früher; nicht als ob es ihm an originellen Anſichten, an glücklichen Bildern und ſchlagendem Witz fehlte, ſondern weil Alles nur in ſo fern für ihn Werth hat, als es ihm behagt, als es ihm in der Stimmung behagt, in welcher er ſich gerade befindet; weil er die Gegenſtände nur durch die gefärbte Brille ſeiner Perſönlichkeit anſieht und ſie nur in ſo fern aufzunehmen vermag, als ſie dieſer mehr oder minder zuſagen. Er wird daher ſchwerlich Etwas ſchreiben, was nicht durch glänzende Gedanken und pikanten Witz ſeinen Autor verriethe; man wird ihm in manchen Fällen beiſtimmen, und in den meiſten geſtehen müſſen, daſs, *wenn* die Sache ſich ſo verhält, wie er ſie auffaſſt, das Recht allerdings auf ſeiner Seite ſein würde. Darum werden ſo Viele an ihm irren; ſie ſuchen eine Norm in ihm, und vergeſſen, daſs gerade die geiſtreiche Normloſigkeit ſeine Vorzüge und Mängel bedingt. Höchſt befremdlich erſchien uns in dieſer Beziehung die Stelle im dritten Bande der „Reiſebilder“, wo er ſich mit großer Emphaſe als einen tapfern Soldaten im Befreiungskriege der Menſchheit ankündigt. Wie kommt Heine zu dieſem Pathos? Sonderbar! — aus den mannigfachen Beſtrebungen ſeines Geiſtes wählt er gerade dieſe Richtung heraus, die ihm wohl am meiſten am Herzen liegen mag, und beredet ſich, daſs Dies der Zweck ſei, den er mit Daranſetzung

seiner ganzen Kraft durchführe. Es ist ihm doch also jetzt um einen ernsten und heiligen Zweck zu thun, zu dem er seine Persönlichkeit steigern und erheben müsste und in welchem er sich als in einer höheren Heimat beruhigen könnte: die Ungebundenheit behagt ihm nicht mehr und er sucht gleichsam ein Amt. Vielleicht knüpft sich an dies politische Interesse eine neue Zukunft für ihn an. Bis jetzt aber würde ihn die linke Seite, zu der er sich bekennt, wohl als einen kecken Freibeuter, der dem trägen Feinde so manchen Fouragewagen gekapert, so manchen verlorenen Posten niedergestreckt hat, mit offenen Armen aufnehmen; aber das Schwert auf seinem Grabe wird sie vorerst in einen schlanken Stoßdegen verwandeln." — Auch was Veit an der künstlerischen Form des dritten Bandes der „Reisebilder", besonders der „Bäder von Lucca", zu tadeln findet, ist im Ganzen beherzigenswerth: „Wenn auch manche Scene meisterhaft gearbeitet ist, und die Charaktere des Marchese und seines Dieners bis zur Unerträglichkeit spiegelwahr gezeichnet sind, so stehen sie doch — weder gegenseitig, noch zum Ganzen, oder vielmehr zur Masse — in so gar keiner Verbindung, dass man sich an dem Interesse ärgert, welches diese gemeinen Menschen für sich zu erregen fähig waren. Die Gestalten, die uns Heine vorführt, sind alle nur um ihrer selbst willen da und scheinen uns mit frecher Selbstgenüge zuzurufen: nous voilà! Sie sind aus dem Leben gegriffen, aus der Gasse oder dem Salon mit all dem anklebenden Schmutze und den widrigen Parfüms auf das Papier gebannt; sie sind da, weil sie dasind, nicht weil sie als Mittel zu einem höheren Kunstzwecke dasind. Wenn man dergleichen Personagen wie Signora Lätizia, mit den beiden verschrumpften Amorosos und der tollen Franceska, in der Wirklichkeit begegnet, so kann man ihnen doch wenigstens ausweichen und sich allenfalls ärgern, dass solch ein moralischer und physischer Kadaver, der zufällig vegetiert, sich einbilden kann, noch wirklich in der Welt zu existieren. Möge der Dichter immerhin solche Charaktere treu nach der Natur kopieren: durch die Stellung, die er ihnen in dem Ganzen seines Kunstwerks anweist, muss er sie zur Kunstgestalt läutern, muss er ihre innere Nichtigkeit darthun — denn das Gemeine ist überhaupt nicht, Das heißt als Resultat, höchstens als Werkzeug. Auf diese Weise kommt siegreicher, als durch pfäffisches Moralisieren, durch die Kunst selbst die moralische Weltordnung zu Ehren. Dies aber ist unerläßlich, und Heine thut sich selbst zu viel, wenn er sich zu seinen Gestalten erniedrigt. — Was diesem dritten Bande

besonders schadet, ist der gänzliche Mangel an neuen Gedichten. Man kann es Heine zum Lobe nachsagen, daß die Poesie ihm nicht zum Handwerk geworden ist: sie ist es ihm vielleicht zu wenig; die Fesseln der Kunstform würden ihn wohlthätig zügeln. Doch auch in anderer Beziehung wird es bemerkbar, daß die feingebaute Maschine seines Geistes hier und dort an Beweglichkeit und Federkraft müsse verloren haben. Das schlimmste Omen ist, daß Heine anfängt, sich selbst nachzuahmen, was immer, aber besonders bei ihm, etwas Unheimliches in sich hat. Das gespenstische Doppelwesen seines Innern, das uns in früheren Kompositionen, wo nicht erquickt, doch zuweilen wunderbar ergriffen hat, wirft — etwa im Verscheiden? — seine kalten Schlagschatten über seine jetzigen Gemälde. Die Geschichte der todten Maria — wer glaubt daran? Man fühlt wohl, daß es nur der Schatten eines Gespenstes sei, und friert. Auch so manche literarische Taschenspielereien, die früherhin einen pikanten Beigeschmack hatten, nutzen sich nachgerade ab. Die feierlich-komische heilige Alliance mit Immermann, dem Dichter, die muthwilligen und, was unerhört ist, oft witzlosen Neckereien neutraler Gebiete, die zweideutig verkappte captatio benevolentiae durch Ertheilung glänzender Epitheta oder Anführung ganz unpassender Mottos — alles Dies erregt Widerwillen, sobald es stereotype Manier wird, da es nur als Übermuth oder geistreiche Neckerei geduldet wurde . . . Vor allen Dingen muß sich Heine vor einem Stumpfwerden seiner geistigen Sehkraft hüten. Vielleicht aber ist es eben der Überdruß an der losen Form der „Reisebilder", welche im letzten Bande durch eine noch losere Form sich selbst persifflirt hat, während der Dichter schon auf Höheres sinnt. Die Vermuthung liegt nicht allzu fern; möchte sie wahr werden! Eine Krisis liegt auf jeden Fall zu Grunde, welche sich eben so in Überspannung wie in Erschlaffung der Kräfte äußert."

Wir dürfen uns mit dem Hinweis auf diese eine Beurtheilung des dritten Bandes der „Reisebilder" um so eher begnügen, als dieselbe in gemessenster Weise tadelt, was die Gegner Heine's seinem neuesten Werke in den zeitgenössischen Journalen allerorten mit leidenschaftlicher Bitterkeit vorwarfen. Die Bezichtigung der Immoralität, des unsittlichen Behagens an gemeinen und niedrigen Dingen, der irreligiösen und revolutionären Gesinnung, all' diese gehässigen Denunciationen einer spießbürgerlichen Moral und eines furchtsam servilen Konservativismus erschienen hier auf das richtige Maß zurückgeführt, und der Dichter hatte wahrlich geringe Ursache,

ſich in den Briefen an Varnhagen[212]) ſo unwillig über eine Recenſion zu äußern, die ihn vor keinem andern Tribunal, als vor dem Richterſtuhle der Kunſt, zur Verantwortung zog. Einen weit feindſeligeren Angriff in den „Blättern für literariſche Unterhaltung“ ſuchte Varnhagen durch eine Antikritik in einer ſpäteren Nummer (44) desſelben Journals zu parieren. In Hamburg trat der Gymnaſialprofeſſor Ullrich mit ſchulmeiſterlicher Pedanterie gegen den Verfaſſer der „Reiſebilder“ in die Schranken, warf aber ſeinem Stile nicht mit Unrecht ein Haſchen nach geſucht ſeltſamen Beiwörtern vor[213]): „Sehnſüchtige Miſthaufen! eine blöde Stadt! ein haſtig grüner Leibrock! ein pittoreskes Weh! göttlich liederlich! geiſtreiche Hüften! ein ängſtliches Violett! Wehmuth, dein Name iſt Kattun! u. ſ. w. Wohin ſoll es mit unſerer Sprache kommen, wohin iſt es mit unſerm Verſtande gekommen, wenn Dergleichen gut geheißen wird? Wo hätten Herder, Leſſing, Schiller, Goethe, Winckelmann je Ähnliches geſchrieben? Za, welchen Sinn ſoll man bei dem beſten Willen mit jenen Worten verbinden? Man nenne dieſe Rügen nicht engherzige Wortklaubereien; auch ſie bezeichnen weſentlich eine entartete Richtung, die nicht heilbringend iſt. Das Einfache, Treffende, Wahre ſcheint nicht mehr auszureichen, ſo nimmt man denn zum Unnatürlichen und Pikanten ſeine Zuflucht.“

Von befreundeten Stimmen ließen ſich, außer Varnhagen, diesmal wenige zu Gunſten Heine's vernehmen. Ludwig Robert, Gans und Lehmann ſchwiegen, obſchon Heine ſie durch die dringendſten Aufforderungen wiederholt anſtachelte, ihm in der literariſchen Fehde, die er durch ſein Buch heraufbeſchwor, als Bundesgenoſſen zur Seite zu ſtehn[214]). Selbſt Immermann, dem die „Bäder von Lucca“ gewidmet worden und für deſſen Märchenepos „Tulifäntchen“ Heine im Frühjahr 1830 eine ſo herzliche Theilnahme bewies[215]), konnte ſich nicht entſchließen, dem dritten Bande der „Reiſebilder“ öffentlich das Wort zu reden. Auch Michael Beer, den Heine durch Immermann's Vermittelung erſucht hatte, namentlich Schenk gegenüber den Anwalt ſeines Buches zu ſpielen, verſprach Dies nur zu thun, ſoweit ſeine Ehrlichkeit es geſtatte, und fügte ausweichend hinzu[216]): „Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weiſe ich ſeiner erwähnte, ſo ſagen Sie ihm, er ſollte ſich erinnern, wie oft er mir geſagt, daſs ich die meiſten Dinge mit Glacéhandſchuhen anfaſſte. Ich hätte mir dieſe Handſchuhe bei Lektüre ſeines

Buches angezogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost wie seine Satire nicht ohne Indigestion vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel dabei geworden." Mit ähnlichem Degout sprach sich der ehrliche Moser aus, dem Heine deßhalb in schroffster Weise die Freundschaft aufkündigte. Anfangs ließ er die tadelnden Bemerkungen Moser's unbeantwortet; als Derselbe jedoch sein andauerndes Schweigen mit vollem Rechte der verletzten Poeteneitelkeit beimaß, zerriß Heine das langjährige Freundschaftsband durch die schnöden Worte[217]: „Diesen Irrthum muß ich dir entziehen. Ich war nie empfindlich über ein Urtheil von dir, das den Poeten betraf; auch ob du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte, getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit in Irrthum ließen über die Art, wie du mein Leben und Streben begriffest. Du hast letzteres nicht verstanden, und Das ist es, was mir Kummer gemacht. Du verstehst es noch nicht, hast nie mein Leben und Streben verstanden, und unsere Freundschaft hat daher nicht aufgehört, sondern vielmehr nie existiert." Für den selbstverschuldeten Verlust eines Freundes wie Moser bot die schwache Vertheidigung des dritten Bandes der „Reisebilder" in einzelnen Journalen des Frühjahrs 1830 einen mehr als kläglichen Ersatz. Es konnte Heine wahrlich nur geringe Genugthuung gewähren, wenn der Maler J. P. T. Lyser in den Hamburger „Lesefrüchten" jenes Jahres (Bd. I., 11tes Stück) mit bombastischen Tiraden über den „fortschreitenden Riesengeist der Aufklärung," dem „Schleicher-Gesindel" den Text las, das der „Sache des Lichts und der Freiheit" nicht beizukommen vermöge und deßhalb über „ihren Streiter" herfalle, — oder wenn die nach Müllner's Tode noch mehr verlumpte „Mitternachtzeitung" (Nr. 162, vom 27. August) über die „bezifferten und bezahlten" Recensenten der Brockhausischen Unterhaltungsblätter witzelte, — oder wenn der Gleich'sche „Eremit" „selbst die Extravaganzen und Abirrungen eines Geistes wie Heine noch lehrreich und gewissermaßen erfreulich" fand. Ein anonymer Aufsatz in Nr. 37. des „Freimüthigen" oder „Berliner Konversationsblatts" — Heine schrieb denselben der Feder W. Häring's zu[218] — und eine von Karl Herloßsohn verfaßte Schutzkritik im Leipziger „Kometen" sekundierten dem Dichter etwas geschickter in seiner literarischen Bedrängnis. Herloßsohn, der, wie beiläufig

erwähnt werden mag, mit Heine weder persönlich bekannt war, noch je mit ihm in brieflicher Verbindung stand, geißelte vor Allem das thörichte Geschwätz jener Recensenten, welche beständig über die Zerrissenheit des Dichters und die schrillen Dissonanzen seiner Poesie klagten. „In Heine's Gemüth," sagte er, „geht Das vor, was in vielen andern Gemüthern vorgeht, die keinen Kammerherrnschlüssel und taxfreien Legationsrathstitel haben: nämlich die neueste Zeit, und Heine ist ein Dichter der Nation. Fühlt er sich unglücklich, so fühlt er sich darum unglücklich, weil die Zeit schroffe Gegensätze zu seinem poetischen Himmel bildet, und weil sie ihm Gebäude zertrümmert, bevor er sie noch aufgebaut. . . Wir freuen uns seines schönen, lebenskräftigen Talentes, seines kühnen Strebens in der Zeit, seiner wahren Menschenliebe, seiner Begeisterung für das Vaterland, seines Eifers für das uralte Menschenrecht der Freiheit und Gleichheit, und sagen: Ja, er ist ein guter Kämpfer in der guten Sache, und gleich ihm giebt es noch Manche, die eben so streben, und die ihn lieben, und die eine spätere Zeit alle mit Freude und Liebe nennen wird. Wir freuen uns seines heiteren Gedankenspieles, seines Lebensernstes und seines guten Spottes über die altgewordenen Formen und ihre Träger, über die aristokratischen Haarbeutel, die sich einbilden, Menschen zu sein, wie sie es bei ihrer Geburt waren; wir freuen uns der frischen, lebendigen Komik, die seine Gestalten bewegt, und der poetischen Färbung seiner Ideale." Die cynische Weise, in der Heine den Platen'schen Angriff erwidert hatte, sucht freilich auch Herloßsohn mehr zu entschuldigen, als zu rechtfertigen, und er giebt sogar dem Leser den Rath: „Die letzten Blätter überschlage in den „Reisebildern", du gewinnst Nichts durch die Lektüre derselben, du könntest vielleicht verstimmt werden und unsern Heine weniger lieben, als er's verdient."

Sicherlich war die skandalöse Polemik gegen den Grafen Platen, welche den dritten Band der „Reisebilder" abschloss, ganz dazu angethan, das unvortheilhafteste Licht auf den Charakter Heine's zu werfen, und seinen Freunden jede erfolgreiche Vertheidigung so maßloser Ausfälle auf einen literarischen Gegner unmöglich zu machen. „Ich habe mich," schrieb Campe in einem vertraulichen Briefe an Wilhelm Häring, „vor und bei dem Abdrucke gesträubt, soviel es mir möglich war, um diesen Flecken zu vermeiden. Allein er wollte einen Kopf auf sein Serail stecken; dabei hatte es sein Bewenden." Heine war freilich aufs äußerste gereizt worden, und Platen hatte sich im „Romantischen Ödipus" gegen ihn

ebenfalls der unredlichſten Waffen bedient. Er hatte ihm, in dasſelbe Horn mit den Münchener Junkern und Jeſuiten ſtoßend, voll ſchnöder Intoleranz den „Synagogenſtolz“ des „getauften Juden“ vorgerückt, hatte ihn den „Pindarus vom kleinen Stamme Benjamin“, den „Petrark des Laubhüttenfeſts“, „des ſterblichen Geſchlechts der Menſchen Allerunverſchämteſten“ genannt, deſſen „Küſſe Knoblauchsgeruch abſondern“, und zu all' dieſen unwürdigen Schmähungen war er durch nichts Anderes provociert worden, als durch den Abdruck einiger wohlberechtigten Epigramme von Karl Immermann im zweiten Bande der „Reiſebilder“. Wohlberechtigt in der That war der Xenienſpott Immermann's über die ſeit Anfang der zwanziger Jahre graſſierende Nachahmung orientaliſcher Dichtungsweiſen, welche bereits in alexandriniſche Formtändelei ausartete, und von Keinem mit prätentiöſerem Eifer, als von dem Grafen Platen, betrieben ward. Wie Viel ſich Dieſer ſchon auf ſeine älteſten, an künſtleriſchem Werthe ſehr ungleichartigen Gaſelen zu Gute that, zeigt uns das ruhmredige Vorwort ſeiner erſten Gedichtſammlung, der 1821 erſchienenen „Lyriſchen Blätter“. Als Immermann die erwähnten malitiöſen Epigramme drucken ließ, hatte Platen noch kein einziges Werk veröffentlicht, das ihm begründeten Anſpruch auf jene Lorberkränze verliehn hätte, die ſein ehrgeiziger Sinn heute ſchon mit kindiſcher Ungeduld als Lohn ſeines Strebens von der Kritik einforderte, ſtatt beſcheiden zu erwarten, daſs ſie ihm ſpäter als freie Gabe des Dankes und der Bewunderung von ſelbſt zufielen. Es ſoll jedoch nicht behauptet werden, daſs nur ein kleinliches Rachegefühl verletzter Eitelkeit das Motiv zur Abfaſſung des „Romantiſchen Ödipus“ geweſen ſei. Durch die unerhörte Gehäſſigkeit ſeiner Invektiven trug Platen allerdings die Hauptſchuld daran, daſs ſein Streit mit Heine und Immermann in perſönlichen Skandal ausartete — urſprünglich aber lagen auf beiden Seiten ehrenhaftere Motive zum Grunde. Wie Platen bereits in ſeinen früheren Luſtſpielen, vor Allem in der „Verhängnisvollen Gabel“, dem „lockeren Sanskulottismus“ romantiſcher Formloſigkeit den Krieg erklärt und, an die antiken Muſter ſich anlehnend, auf natürliche Einfachheit der Sprache, Korrektheit der Bilder, rhythmiſchen Wohllaut der Verſe, Reinheit der Reime, mit einem Wort auf eine makelloſe Handhabung der künſtleriſchen Technik, gedrungen hatte, ſo nahm er auch im „Romantiſchen Ödipus“ dieſen Kampf mit verdoppelter Kraft wieder auf. Daſs er in ſeiner Literaturkomödie gerade Immermann und Heine

zu Repräsentanten jener so scharf von ihm befehdeten, alle Kunstgesetze verachtenden hyperromantischen Richtung wählte, war zunächst freilich ein Akt persönlicher Rache. In einem Briefe an Gustav Schwab gestand Platen selbst, dass er von Immermann Nichts, außer dem Trauerspiel „Cardenio und Celinde", gelesen habe[219]), und er bat seinen Freund Fugger, ihm aus der Tyrolertragödie, deren Titel er nicht einmal kannte, „Etwas von der Handlung und einigen pikanten Unsinn" mitzutheilen, dessen er für den Schluss des fünften Aktes benöthigt sei[220]). Auch von Heine waren ihm nur einzelne Lieder zu Gesicht gekommen, und er lernte die „Reisebilder" erst kennen, nachdem er das fertige Manuskript des „Ödipus" schon nach Deutschland geschickt hatte[221]). Vergebens ermahnte ihn Fugger, die Angriffe auf Heine zu mildern und Letzterem wenigstens keinen Vorwurf aus seiner jüdischen Abstammung zu machen[222]) — Platen ließ sich zu keiner Mäßigung bewegen, und nahm es obendrein dem wohlwollenden Freunde fast übel, dass er für den „Pfuscher" um Schonung gebeten. So verfehlte der giftgetränkte Pfeil, am Ziele vorbeischnellend, seine Wirkung, und prallte auf den Schützen zurück. Weder Heine, noch Immermann wurden durch den Spott Platen's vernichtet, während Dieser durch die Repliken der so arg von ihm misshandelten Dichter eine bedeutende Einbuße in der öffentlichen Achtung erlitt.

So gut wie Platen, glaubten auch Heine und Immermann, in dieser unerquicklichen Fehde nicht allein pro domo, sondern zugleich pro aris et focis der Poesie zu kämpfen. Immermann, der zuerst antwortete, sprach im Vorwort seiner Broschüre „Der im Irrgarten der Metrik umhertaumelnde Kavalier" den aristophanischen Lustspielen Platen's nicht allein den dramatischen Gehalt, sondern im höheren Sinne selbst die Form ab, sofern man unter letzterer die lebensvolle und folgerichtige Darstellung einer poetischen Idee begreift. Er wies ferner nach, dass die aristophanische Form, in welcher der Dichter beständig im Vordergrunde steht, während die Handlung und die Entwicklung der Charaktere von untergeordneter Bedeutung sind, für das moderne Publikum immer eine gelehrte Spielerei bleiben werde, weil unser Lustspiel, diametral entgegengesetzt der griechischen Komödie, das Hauptgewicht auf die Handlung und das Spiel der komischen Charaktere legt, der Dichter selbst aber sich hinter den Kouliſſen hält. „Diese natürliche Ordnung der Dinge umkehren," sagt Immermann, „heißt denn doch nur wieder in die gewöhnliche deutsche Krankheit verfallen.

Das Nahe, Nationale ſcheint für uns nicht vorhanden zu ſein, uns wird nicht eher wohl, als bis wir fremden Boden unter uns fühlen, womöglich den fremdeſten. Freilich giebt es dabei ein haltungsloſes Dilettieren von Gaſelen zu Parabaſen ... Aber zugegeben im Allgemeinen, Ariſtophanes könne bei uns nachgebildet werden, dann müſſen wir wenigſtens auf der Forderung beſtehen, ihn in ſeiner großen und unterſcheidenden Eigenthümlichkeit wieder aufgeweckt erblicken zu wollen. Allerhand Nuditäten, ſchwierige Strophen, zierlich und leicht behandelt, das Burleske wechſelnd mit dem Sublimen, dieſe Dinge finden ſich zwar ſämmtlich bei Ariſtophanes, machen ihn aber nicht zu Dem, der er iſt. Der Mittelpunkt, der Charakter ſeiner Gedichte iſt vielmehr die patriotiſche Begeiſterung. Erfüllt von der Schönheit ſeines herrlichen Landes, glühend für die Ehrbarkeit, die Nüchternheit und die Tugend der marathoniſchen Zeit, verfolgt er Alles, was Dem entgegen tritt, oder ihm entgegen zu treten ſcheint. Deßhalb verfolgt er Krieganſtifter und die das Volk verderbenden oder verleitenden Schreier, Sykophanten, Sophiſten, Dichter. Immer aber bildet jener Patriotismus den Kern des Ganzen, er iſt das Gefühl einer großen Seele, und erſcheint deßhalb bedeutend, er iſt das Agens in einem großen Dichter, und bewirkt daher, daß jedes Wort, trotz aller ſcheinbaren Willkür, die künſtleriſche Einheit in ſich trägt. Jedesmal erſcheint die Gluth und der Zorn des Ariſtophanes beſonders modificiert, daraus entſpringt die beſondre Tendenz jeder Komödie, und dieſe Tendenz iſt zwar nicht immer im Einzelnen, wo die Laune allerdings Kreuz- und Querſprünge herbeiführt, gewiß aber ſtets in der Konſtruktion der Situationen, der Haupt- und Grundverhältniſſe feſtgehalten. Luſtſpiele, welche die ariſtophaniſche Freiheit ohne jenes ideale Gegengewicht und ohne dieſe Einheit ſich anmaßen, können nur frech und buntſcheckig werden, wo das alte edle Muſter kühn und ſchön war." Dieſelbe undeutſch geſinnungsloſe Nachahmung fremder Weiſen, dieſelbe renommiſtiſche Formenſpielerei, welche die Kunſt des Dichters zu Songleurkünſten erniedrigt, wirft Immermann dem gräflichen Poeten in den nachfolgenden Sonetten und Parabaſen vor. Zweier der erſteren mögen ein Beiſpiel dafür liefern, wie geſchickt Immermann die Blößen ſeines Gegners aufzudecken und der verdienten Lächerlichkeit preiszugeben verſtand:

### Der falſche Perſer.

Als Hafis eben Mode war geworden,
Fand einen Mann ich einſt im grünen Graſe,
Den Turban überm Kopf bis zu der Naſe,
Gelagert ernſt an eines Baches Borden.

Ich bin nun leider von der Zweifler Orden,
Und um zu prüfen ihn mit leichtem Spaße,
Ob er von öſtlich-genuiner Race?
Rührt' ich ihn an mit meiner Gert' aus Norden.

Da war's geſchehn um meinen Orientalen!
Nichts als ein Mummenſchanz war die Geſchichte;
Vom Turban bis zum Kaftan und zur Harfe.

Statt in Gaſelen ſelig fortzuſtrahlen,
Sah mit erſchrecklich grimmigem Geſichte
Der deutſche grobe Michel aus der Larve.

### Glänzendes Elend.

So glatt, ſo glänzend, glitzrig und manierlich,
In jedem Wort und Füßlein elegant,
Als Jüngling ſchon Ausgabe letzter Hand,
So formenhaft-geſchnürt-antikiſierlich!

So von Familie ſtäts und reputierlich!
Bei der Begeiſtrung wageſtarkem Brand
So rhythmiſch-angſt in ⌣ und — gebannt,
In Zoten ſelbſt ſo erudit und zierlich!

Doch in den Verſen dann, den glauen, glatten,
Der nachgefühlten Fühlung greiſe Weiſe,
Und die Doublettgedanken, ach, die matten!

Ich denk': der Bettler bleibt der Don vom Heller,
Wenn er auch iſſt die magre Bettelſpeiſe
Zufällig vom geborgten goldnen Teller.

Hatte Immermann bei der Abwehr des Platen'ſchen Angriffs ſich mit einer derben Züchtigung des hochmüthigen Jambenſchleuderers begnügt, der ihn mit den Donnerkeilen ſeiner Trimeter zu zerſchmettern gedroht, ſo citierte Heine den heſperiſchen Grafen als todeswürdigen Verbrecher vor ein hochnothpeinliches Halsgericht, und ſchlug ihm, nach vorgängiger Procedur der Stäupung und Brandmarkung, vollends das Haupt vom Rumpfe. Schon Varnhagen verglich in ſeiner Beſprechung des dritten Bandes der „Reiſebilder" die Juſtiz, welche Heine an Platen geübt, mit der Exekution

eines armen Sünders durch Henkershand. „Auf den Gang des Proceſſes,“ ſagte er, „können wir uns hier nicht einlaſſen; die Beſchaffenheit der Geſetze und die Richtigkeit ihrer Anwendung laſſen wir dahingeſtellt; über Schuld oder Unſchuld des Verurtheilten wollen wir keine Meinung äußern — nur Das wollen wir ausſprechen, was wir als Thatſache bezeugen können: die Hinrichtung iſt vollzogen, der Scharfrichter hat ſein Amt als Meiſter ausgeübt, der Kopf iſt herunter! . . . Unter Liebesglück, unter Scherz und Lachen, im Verlauf der unvergleichlichſten komiſchen Scenen, mit ununterbrochenem Witzgeträufel, führt Herr Heine uns zu der tragiſchen Entwickelung, ja dieſe ſelbſt liegt ganz und gar in jener Vorbereitung. Wir haben in früheren Zeiten arge Geſchichten dieſer Art erlebt: Leſſing, Voſs, Wolf, die „Xenien“, die Schlegel, Tieck haben in ſolcher Weiſe bedenkliche Dinge ausgeübt; aber in ſo heitern und lachenerregenden Zerſtreuungen haben wir noch keinen literariſchen Sünder zu ſo grauſamem Ende wandern ſehen. Gewiſs, wie man auch immer über den Grund der Rache urtheilen mag, die Erfindung und Ausführung all' dieſer Umſtände iſt meiſterhaft. Der ganze Hergang mit den beiden Juden Gumpelino und Hyacinth, wiewohl nur in ſchlichter, doch in äußerſt gebildeter und wohltönender Proſa, dünkt uns, wenn denn doch einmal von Ariſtophanes die Rede ſein ſoll, ariſtophaniſcher als Alles, was Graf Platen bisher in gekünſtelten ſchweren und doch leeren Verſen nach ſolchem Muſter zu arbeiten verſucht hat. Und nicht ſowohl durch die materielle Belaſtung, durch die Erſäufung in Satire und Hohn, ſondern vielmehr dadurch hat Herr Heine den Gegner abgetödtet, daſs er ihn in dem Fache, auf das Derſelbe ſich am meiſten zu Gute thun wollte, in ſeiner Blöße gezeigt, und ihn nicht nur an Grimm und Spott, ſondern auch an Kunſt, und gerade an ariſtophaniſcher Kunſt, unendlich überboten hat. Wollt ihr ariſtophanisieren, ſo müſſt ihr es ſo machen; habt ihr dazu nicht Muth und Geſchick, nun ſo bleibt in Gottesnamen dabei, daſs ihr kotzebuiſiert oder müllneriſiert!“ — Was in der Heine'ſchen Entgegnung mit Recht den größten Anſtoß erregte, war die Beſchuldigung eines geheimen Laſters der widernatürlichſten Art, für welches die Sonette Platen's an F. v. B. und C. T. G. den Beweis liefern ſollten. Es wäre jedoch ungerecht, Heine den Vorwurf zu machen, daſs er zuerſt oder allein jenen Sonetten eine ſo verfängliche Deutung gegeben. Andere Leſer waren durch die ſinnliche Inbrunſt der Platen'ſchen Freundſchaftsſonette eben ſo abſtoßend berührt worden, und Lud-

wig Robert hatte ſchon im Sommer 1829, bei Gelegenheit einer ausführlichen Kritik der Gedichte des Grafen Platen in den Hegel'ſchen Jahrbüchern, ſeiner Entrüſtung über die Wahl eines ſo zweideutigen Themas den ſchärfſten Ausdruck verliehen. „Der Anblick der ekelhafteſten Mißgeburt," hieß es u. A. in jener ſonſt ſehr wohlwollenden und anerkennenden Kritik[223]), „kann nicht widerlicher ſein, als in dieſen ſchönen Verſen das glühende Körperlob der Jünglinge, dieſes für ſie kraftloſe Schmachten, dieſe Eiferſüchtelei, dieſes jammervolle Verſchmähtſein, dieſe unmännliche Weibheit im Gefühle der Freundſchaft." Zu tadeln iſt nur das frivole Behagen, mit welchem die Phantaſie Heine's im Kampfe gegen den Stoff jener Gedichte ſich der weiteren Ausmalung des ſchlüpfrigen Gegenſtandes hingab, und einen literariſchen Streit auf das Gebiet ſittenpolizeilicher Inkrimination hinüber ſpielte. Daſs Heine auf den Angriff Platen's ſchweigen, oder einen Gegner, der ihn in der öffentlichen Meinung zu ruinieren ſuchte, mit zarter Schonung behandeln werde, ſtand freilich nicht zu erwarten, am wenigſten in einer Zeit, wo das Intereſſe an Theaterſkandal und literariſchen Klopffechtereien die mangelnde Theilnahme an den politiſchen Ereigniſſen nothdürftig genug erſetzte. Zudem ſah Heine in Platen auch den politiſchen Widerſacher, den geburtsſtolzen Ariſtokraten. „Ich habe gethan, was meines Amtes war," ſchrieb er an Varnhagen bei Überſendung ſeines Buches[224]). „Mag die Folge ſein, was da will. Anfangs war man geſpannt: was wird dem Platen geſchehen? Jetzt, wie immer bei Exekutionen, kommt das Mitleid, und ich hätte nicht ſo ſtark ihn treffen ſollen. Ich ſehe aber nicht ein, wie man Jemand gelinder umbringen kann. Man merkt nicht, daſs ich in ihm nur den Repräſentanten ſeiner Partei gezüchtigt; den frechen Freudenjungen der Ariſtokraten und Pfaffen hab' ich nicht bloß auf äſthetiſchem Boden angreifen wollen, es war Krieg des Menſchen gegen Menſchen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daſs ich, der Niedriggeborene, den hochgeborenen Stand etwas ſchonen ſollte, bringt mich zum Lachen — denn Das eben trieb mich, ich wollte ſo ein Beiſpiel geben, mag entſtehen, was da will — ich habe es den guten Deutſchen jetzt gegeben." — „Keiner fühlt es tiefer als ich ſelbſt," heißt es im nächſten Briefe an denſelben Freund[225]), „daſs ich mir durch das Platen'ſche Kapitel unſäglich geſchadet, daſs ich das Publikum, und zwar das beſſere, verletzt — aber ich fühle zugleich, daſs ich mit all' meinen Talenten nichts Beſſeres hervorbringen konnte, und daſs ich den-

noch — coute que coute — ein Exempel ſtatuieren muſſte. Der Nationalſervilismus und das Schlafmützenthum der Deutſchen wird ſich bei dieſer Gelegenheit am glänzendſten offenbaren. Ich zweifle, ob es mir gelungen, das Wort Graf ſeines Zaubers zu entkleiden. Die Satisfaktionsfrage kommt ſchon aufs Tapet. Sie erinnern ſich, daſs ich von Anfang an daran dachte — gleichviel, ich hab' es in ſolcher Vorſorge ſo toll gemacht, daſs dem Grafen mehr daran liegen müſſte, von mir Satisfaktion zu bekommen, als mir von ihm. Die Macht der Verhältniſſe ſoll diesmal ein Luſtſpiel werden. — Dann wieder die Klage: ich hätte gethan, was in der deutſchen Literatur unerhört ſei. Als ob die Zeiten noch dieſelben wären! Der Schiller-Goethe'ſche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunſtperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunſt, nicht das Leben ſelbſt — jetzt gilt es die höchſten Intereſſen des Lebens ſelbſt, die Revolution tritt in die Literatur und der Krieg wird ernſter. Vielleicht bin ich außer Voſs der einzige Repräſentant dieſer Revolution in der Literatur — aber die Erſcheinung war nothwendig in jeder Hinſicht. Ich glaube nicht, daſs ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel' Nachfolger haben werde, denn der Deutſche iſt von Natur ſervil und die Sache des Volkes iſt nie die populare Sache in Deutſchland. Doch hier läſſt ſich Nichts vorausbeſtimmen — Jeder thue das Seinige. Freilich glaubt Jeder ſeine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräſentiert. Ich ſage Das, weil ich in der Platen'ſchen Geſchichte auf keine Bürgerkrone Anſpruch machen will, ich ſorgte zunächſt für mich — aber die Urſachen dieſer Sorgen entſtanden aus dem allgemeinen Zeitkampf. Als mich die Pfaffen in München zuerſt angriffen und mir den Juden zuerſt aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber Syſtem roch, als ich ſah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein Vampyr wurde, als ich die Abſicht der Platen'ſchen Satire durchſchaute, als ich durch Buchhändler von der Exiſtenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demſelben Gift getränkt manuſkriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und ſchlug ſo ſcharf als möglich, ſo ſchnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und Andere haben immer, wenn ſie wie ich angegriffen wurden, chriſtlich geduldet, klug geſchwiegen — ich bin ein Anderer, und Das iſt gut. Es iſt gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rückſichtslos und ſchonungslos für ſich und für Andere Vergeltung übt." In gleichem

Sinne schrieb Heine an Immermann[226]): „Nicht gegen Platen habe ich Groll, sondern gegen seine Kommittenten, die ihn mir angehetzt. Ich sah den guten Willen, dass man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten nnd Verhältnisse halber schonen wollte ... Ich that nur, was die eiserne Nothwendigkeit verlangte. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: ‚Der arme Heine, der arme Immermann!' Das Mitleid war nicht zu ertragen. — Noch Eins — ich will Sie bestechen — als ich in München zuerst hörte, dass der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill schreibe, sagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), dass ich ihn dafür züchtigen werde, selbst wenn er mich darin verschont. Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich selbst betrafen, Etwas gethan, und wenn ich diesmal das Stärkste that, so geschah es, weil Dieses oder gänzliches Schweigen nothwendig war... Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde selbst, wie Napoleon, der immer sehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! C'est la guerre! Es galt kein scherzendes Turnier, sondern Vernichtungskrieg." — Dass Heine auch in späteren Jahren sein Auftreten gegen Platen durch dieselben Doppelgründe persönlicher Nothwehr und principieller Parteitaktik zu rechtfertigen suchte, bezeugen die Unterhaltungen, welche er mit dem Dichter Moritz Hartmann und dem ungarischen Schriftsteller K. M. Kertbeny gelegentlich über dies Thema führte. Gegen Ersteren äußerte er bei einem Besuche im April 1846, seine Polemik gegen Platen sei nichts Anderes gewesen, als ein Kampf gegen die Pfaffen. Hinter Platen hätten die Pfaffen gesteckt, deren Hauptlager damals München gewesen, und er habe es für ein verdienstliches Werk gehalten, in Jenem einen Verbündeten derselben zu vernichten. Kertbeny, dessen Gespräch mit Heine aus dem Februar 1847 datiert[227]), bekam auf die Frage: „Halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter?" die treffende Antwort: „Ei, freilich halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten; er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem inneren musikalischen Sinne bestand, in einem mathematischen Sinne für Musik." — „Weshalb," fragte Kertbeny, „thaten Sie ihm denn aber so mit vollem Bewusstsein Unrecht?" — „Ja, sehen Sie," erwiderte Heine, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, dass es nothwendig ein Halloh von Opposition

hervorrufen mussste. Das fühlte ich voraus; besonders all' die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte Dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den größten unter ihnen heraus, schund ihn, wie Apollo den Marsyas, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört so zur Taktik literarischer Feldzüge. Und dann war der Mensch wirklich ein Halbnarr, als Mensch wenigstens; er ging in Erlangen oder Würzburg mit einem Lorberkranze spazieren. Auch," und hier stockte Heine etwas, „war er schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne; er blieb aber störrisch wie Don Quixote, und so nannte ich ihn denn einen ***, und endlich erstach er sich wie ein Skorpion." — In ähnlicher Weise ließ sich Heine einige Jahre später gegen Alfred Meißner über die poetische Begabung des literarischen Gegners aus, den er so tödlich verwundet hatte. „Platen," sagte er, „wäre sicherlich ein großer Dichter geworden, wenn er nur Poesie und Gedanken gehabt hätte. Er hatte ja Alles zum Dichten: den Hochmuth, die Reizbarkeit, die Armuth, die Schulden, die Kenntnisse, Alles — eben mit Ausnahme der Poesie! An Verständnis der Metrik hat ihn Niemand übertroffen, es fehlten nur eben die Gedanken und Gefühle, die in diese Verskunst zu kleiden waren. Er hatte die poetische Kochkunst gründlich erlernt — ihm fehlte nur der Braten und das Feuer. Aber daraus geht noch nicht hervor, dass er solche Angriffe verdient, wie ich sie ihm zukommen ließ. Ich wollte, ich hätte die Kapitel in den Bädern von Lucca nie in die Welt gesandt!" —

In der ersten Zeit nach dem Erscheinen des dritten Bandes der „Reisebilder" lief das Gerücht durch die Presse, als ob der Graf Platen für die seine sittliche Ehre verletzenden Ausfälle Heine's Satisfaktion bei den Gerichten suchen wolle. Heine erfuhr sogar, dass der Graf Fugger im Auftrage Platen's schon die vorbereitenden Schritte zur Anstellung einer Injurienklage bei dem königlichen Kammergerichte in Berlin gethan habe, und für solchen Fall war er zur exceptio veritatis entschlossen [228]). Platen wählte indess einen vernünftigeren Ausweg, indem er, weiterem Skandal vorbeugend, die unerquickliche Streitsache ruhen ließ und sich damit begnügte, dass Heine, wenn er auch für den Augenblick die Lacher auf seine Seite gezogen, doch bei dem besseren Theile des Publikums durch den unsaubern Charakter seiner Polemik sich selbst den empfindlichsten Schaden zugefügt.

# Sechstes Kapitel.

## Die Julirevolution.

Die entschiednere politische Richtung, welche Heine im dritten Bande der „Reisebilder“ eingeschlagen hatte, ließ ihm die Rückkehr nach Berlin für den Augenblick bedenklich erscheinen. Bei dem in Preußen sofort erfolgten Verbot seines Buches hielt er es jedenfalls für gerathener, etwaigen Ausweisungsgelüsten der dortigen Behörden aus dem Wege zu gehn, und unter dem Schutze der reichsstädtischen Freiheit das wider ihn heranbrohende Gewitter prespolizeilicher Verfolgungen sich verziehen zu lassen. Seine Anwesenheit in Hamburg und der Umgegend verlängerte sich mittlerweile zu einem fast zweijährigen Aufenthalte, und er gewöhnte sich allmählich, den Ort, an welchen ihn so schmerzliche Jugenderinnerungen knüpften, bis auf Weiteres als sein bleibendes Domicil zu betrachten. Vermochte er dem nüchternen, vorwiegend auf materielle Interessen gerichteten Leben und Treiben der unliterarischen Handelsstadt auch nach wie vor keinen sonderlichen Geschmack abzugewinnen, so hatten doch die geistigen Anregungen Berlin's in den letzten Jahren ebenfalls Viel von ihrer früheren Anziehungskraft für ihn eingebüßt, und es war geringe Aussicht vorhanden, dass sich dort in der nächsten Zeit ein freierer Aufschwung des politischen Lebens entfalten werde. Überall in Europa boten die öffentlichen Zustände den gleichen trostlosen Anblick — wozu also sollte er seinen Aufenthaltsort verändern, wenn doch kein Entrinnen aus der Kerkeratmosphäre möglich war, die mit bleierner Schwüle über allen Ländern lag?

Wir erwähnten früher, daſs Heine durch ſeine muthwilligen Spöttereien über die von den Hamburger Neuiſraeliten erſtrebte Synagogenreform ſich mit den meiſten ſeiner jüdiſchen Freunde überworfen hatte, und von ihnen als ein Abtrünniger gehaſſt und angefeindet ward. Um ſo ſchneidender muſſte ihn in dem Angriffe Platen's der Hinweis auf ſeine jüdiſche Abſtammung verletzen, die ihm fortan von allen böswilligen Gegnern als ein durch kein Taufwaſſer abzuwaſchender Makel vorgerückt wurde. Von den Juden als Renegat, von den Chriſten als „Jude" geſchmäht, wandte er mit ſteigender Bitterkeit jedem Glaubensdogma den Rücken, und machte die poſitiven Religionen ohne Unterſchied zur Zielſcheibe des vernichtendſten Hohnes. Wir erinnern nur an die witzige Charakteriſtik, in welcher der aufgeklärte Hyacinth die verſchiedenen Religionen — Katholicismus und Proteſtantismus, orthodoxes und moderniſiertes Judenthum, — zum Ärgernis aller Gläubigen, eine wahrhaft voltairianiſche Revue paſſieren ließ[229]). Die Originale, welche dem Dichter zu den ergötzlichen Figuren des Marcheſe Gumpelino und ſeines Dieners Hyacinth geſeſſen, waren, beiläufig bemerkt, wohlbekannte Hamburger Perſönlichkeiten. Der Bankier Gumpel, deſſen Name ſchon in der „Harzreiſe" ſcherzend genannt worden[230]) — er hieß freilich mit Vornamen nicht Chriſtian, ſondern Lazarus, — wohnte unweit des Landhauſes von Salomon Heine in Ottenſen, und ahmte den Millionär gern in Allem nach, wofür er von Dieſem weidlich gefoppt wurde. Die beiden Nachbarn lebten mit einander in einer Art harmloſen Krieges, Jeder ſuchte dem Andern allerhand Schabernack anzuthun, und Salomon Heine fühlte ſich aufs ergötzlichſte divertiert durch das drollige Zerrbild ſeines Rivalen, das ſein Neffe in den „Bädern von Lucca" aller Welt vor Augen geſtellt. Das Original des Hyacinth war ein armer Lotteriebote, deſſen fremd klingender Name Iſaak Rocamora auf Heine einen ſo beluſtigenden Eindruck machte, daſs er ausrief: „Rocamora! reizender Buchtitel! Eh' ich ſterbe, ſchreibe ich ein Gedicht Rocamora!" Während ſeines Aufenthaltes in Hamburg pflegte der junge Dichter den intelligenten Mann zu mancherlei kleinen Vertrauensdienſten zu verwenden. Rocamora war eine lebendige Zahlenmaſchine; er wuſſte genau, wie oft jede Lotterienummer im Laufe von Decennien mit einer Niete herausgekommen. Die Verbeſſerung der ſogenannten Nachſchlagebücher war ſein Werk, und auf die von ihm verzeichneten Nieten konnte ein Schwur wie auf das Evangelium geleiſtet werden. Wie er länger als dreißig Jahre

die Nieten der Hamburger Stadtlotterie verzeichnete, ſo glich das ganze Leben des Manns einer Niete. Arm, wie er gelebt hatte, ſtarb er am 22. Juli 1865, mit Hinterlaſſung einer Gattin und vieler Kinder, aber auch jenes ehrlichen Namens, dem H. Heine in der Geſchichte von dem heimlich geſpielten Lotterieloose ein ſo rührendes Denkmal geſetzt[231]). Selbſt der unvergleichlich humoriſtiſchen Zeichnung des Hyacinth, welchen der Dichter mit Recht die erſte ausgeborene Geſtalt nannte, die er jemals in Lebensgröße geſchaffen[232]), wurde jedoch von empfindlichen Stammgenoſſen die Abſicht einer Verſpottung des jüdiſchen Nationalcharakters untergelegt, und mehr noch verdachten es Letztere dem Verfaſſer der „Reiſebilder", daſs er einen an der Hamburger Börſe ſo ſchwer wiegenden Mann wie den Bankier Gumpel aus purem Muthwillen lächerlich gemacht. Vor Allem nahm der Betroffene ſelbſt den Spaß ſehr übel auf, obſchon er wuſſte, wie wenig er der Romanfigur glich, für die er den Namen hatte hergeben müſſen, und Auguſt Lewald erzählt[233]), daſs Herr Gumpel ſich z. B. auch von ihm zurückzog, als er von ſeinem nähern Verhältniſſe zu Heinrich Heine Nachricht bekam. Es iſt daher erklärlich genug, daſs der Dichter den Verkehr mit jüdiſchen Kreiſen, der ſchon bei ſeinem letzten Aufenthalte in Hamburg ſtark gelockert worden war, jetzt vollends abbrach, und höchſtens noch mit ſeinen nächſten iſraelitiſchen Verwandten, der Mutter, Schweſter und den beiden Oheimen Salomon und Henry, freundſchaftliche Beziehungen unterhielt. Ludolf Wienbarg, der in jener Zeit viel mit ihm umging, bemerkt ausdrücklich[234]), daſs Heine damals, außer mit ſeiner Familie, mit Juden wenig in Berührung kam; „er mied und wurde gemieden mindeſtens von Denjenigen, welchen die Religion der Väter noch ehrwürdig war, und welche dem witzigen Spötter vielleicht Alles, nur nicht ſeine Jehova-Spöttereien, verziehn hätten." Derſelbe Freund fand Heine „derzeitig noch ſehr befangen und unfrei in Betreff der Vorurtheile, die ſich gegen ihn wegen ſeiner Abſtammung erhoben und nichtswürdigerweiſe von Platen und Anderen gegen ihn ausgebeutet wurden. Erſt in ſeinen ſpäteren Lebens- und Krankheitsjahren lüftete er wieder den Vorhang ſeines Innern und offenbarte ſo menſchliche wie poetiſche Sympathien mit dem Volke der Zerſtreuung, dem Volke ſeiner Väter. Im „Romancero" ward er der Romantiker des Judenthums; mancher zarten Naſe mag ſogar der plötzliche zwiebelhafte Beigeruch der blauen Blume recht unleidſam vorgekommen ſein."

Wie in Heine's Gesichtszügen und in der vornehm ruhigen Haltung seines Körpers Nichts an den Juden erinnerte, so sprach er auch ohne jeden Anklang von Dialekt. „Nur einmal," berichtet Wienbarg, „war ich Zeuge, wie eine leidenschaftliche Aufregung ihm Worte entriss, die sehr an die eigenthümlich schrillen Kehllaute des Volkes erinnerten, dem er ursprünglich angehörte. Es war beim Hereintreten in sein Zimmer, wo ich ihn in heftigem Perorieren und fiebrierender Arm- und Fingerbewegung einem mir fremden Manne gegenüber fand. Als sich Dieser entfernt hatte, sagte er noch erbittert, aber ruhiger und in verändertem Tone: „Der schändliche Kuppler hat mich betrogen!" — „Ich dachte gleich," erwiderte ich lachend, „dass es eine sehr wichtige Angelegenheit sein müsse, die Sie dermaßen in Harnisch bringen konnte." Ähnliche Anklänge und Rückschläge in die früheste Kindheit mögen jedoch seine längsten und ältesten Freunde nicht bei ihm beobachtet haben."

Von den Umgangsfreunden Heine's in Hamburg sind uns manche, wie Merckel, Zimmermann, Töpfer, Prätzel und die Assing'sche Familie, schon von seinem früheren Aufenthalte her bekannt. Zu Diesen gesellten sich allmählich zahlreiche Andere, mit Denen sich ein oberflächlicher oder ein intimerer Verkehr anknüpfte. Die hervorragendsten Derselben, Lewald und Wienbarg, sind so eben genannt worden. Ludolf Wienbarg, der vor Kurzem seine Universitätsstudien beendet und das philosophische Doktorexamen gemacht hatte, privatisierte damals in seiner Vaterstadt Altona und ließ seine ersten schriftstellerischen Versuche in Hamburger Journalen abdrucken. Ein fahrender Ritter der Publicistik, welcher um die Mitte der dreißiger Jahre auch die literarischen Persönlichkeiten Hamburg's in seinen Reisefeuilletons abschilderte, skizziert die äußere Erscheinung Wienbarg's, wie folgt[235]): „Eine lang aufgeschossene Figur, mit dünnem blonden Haar, gläsernen Augen, einem nonchalanten, aber doch literarischen Pli, — eine Mischung von Student und Professor mit holsteinischem Anstrich. Er reckt die Arme, als stehe er auf der Mensur und sei im Begriff, den Schläger in die Hand zu nehmen, er krämpt die Rockärmel auf, als wolle er an der Tafel mit Hilfe der Kreide docieren. Seine Rede ist kurz und aphoristisch, aber an geistigen Blitzen reich. Wenn er in Eifer geräth, so erhebt er sich zu hinreißender Suada, in ciceronianischer Eleganz." An einem Februarmorgen des Jahres 1830 machte er die Bekanntschaft Heine's in Dessen Wohnung auf dem Neuenwall, und war ziemlich überrascht, als die erste

Begegnung ihm nicht, wie er ſich vorgeſtellt, eine feurige, kräftige, burſchikoſe, ſondern eine feine, ſtille, vornehme, freundliche Geſtalt vor Augen führte. „Damals,“ erzählt Wienbarg[236]), „war der Dichter, ohne mager zu ſein, Nichts weniger als fett, was er erſt ſpäter nach der Verdauung ſo vieler ſatiriſcher Opfer und an der Seite ſeiner Mathilde wurde. Er trug ſich ſauber, doch einfach; Pretioſen habe ich nie an ihm gewahrt. Ein ſchönes, weiches, dunkelbraunes Haar umgab ſein ovales, völlig glattes Geſicht, in welchem eine zarte Bläſſe vorherrſchte. Zwiſchen den einander genäherten Wimpern ſeiner wohlgeſchlitzten, mehr kleinen als großen Augen dämmerte für gewöhnlich ein etwas träumeriſcher Blick, der am meiſten den Poeten verrieth; in der Anregung drang ein heiteres, kluges Lächeln hindurch, in das ſich auch wohl ein wenig Bosheit ſchlängeln konnte, doch ohne einen ſtechenden Ausdruck anzunehmen. Fauniſches war nicht in ihm und an ihm. Die ziemlich ſchwache Naſenwurzel verrieth, phyſiognomiſchen Grundſätzen zufolge, Mangel an Kraft, Großheit; auch mochte die mäßig gebogene Naſe nach unten etwas ſchlaff abfallen. Die faltenloſe Stirn leicht und ſchön gewölbt, die Lippen fein, das Kinn rundlich, doch nicht ſtark. Das „böſe Zucken“ der Oberlippe war ihm offenbar nur eine Angewöhnung, kein Zeichen der Menſchenverachtung und des Lebensüberdruſſes wie bei Lord Byron, der jedoch wohl nicht unſchuldig daran war. Dem Engländer mit der nationalen kurzen Oberlippe und den blinkenden Zähnen ſtand dieſe Bewegung vielleicht beſſer, jedenfalls natürlicher.“ Als Wienbarg ſich's auf die Einladung des Dichters an Deſſen Seite auf dem Sofa bequem gemacht, erinnerte ihn der erſte Blick auf die umgebenden Gegenſtände ſehr lebhaft an den Goethe'ſchen Zugvogel, der nirgends ſeines Bleibens findet[237]): „Ein offener Reiſekoffer, zerſtreute Wäſche, zwei oder drei Bändchen aus einer Leihbibliothek, ein paar elegante Spazierſtöckchen mit kaum verwiſchten und abgeglätteten Spuren ſorgfältigen Einpackens, und vor Allem das Männchen ſelber; denn obwohl er bereits einige Monate die Hamburger Luft athmete und in einem anſtändigen Bürgerhauſe wohnlich eingerichtet war, ſo ſchien er mir doch den Anſtrich von einem Reiſenden zu haben, der erſt den Abend vorher vom Poſtwagen geſtiegen und eine etwas marode Nacht im Gaſthofe zugebracht.“ An dieſen allgemeinen mobilen Eindruck knüpfte ſich ganz natürlich ein Geſprächsthema über Reiſen und Wandern, und Wienbarg brachte die „Reiſebilder“ aufs Tapet. Er hatte ſeine Studentenjahre noch in friſchem Gedächtnis

und erzählte, wie er Heine's Lieder, die dem ersten Theile der „Reisebilder“ vorausgehen, früher gekannt als dieses Werk selbst, ja sogar früher als den Namen ihres Verfassers. Kieler Studenten hatten bei ihren lustigen Zusammenkünften so manchen pikanten Vers jener Lieder recitiert, und sich bei der herkömmlichen altburschikosen Malice auf die Philisterschaft besonders an dem Ärgernis ergötzt, das keuschen Philisterohren durch solch' übermüthige Weisen bereitet ward. „Heine,“ so erzählt Wienbarg weiter, „benahm sich bei dieser Erklärung ganz allerliebst. Er drückte sich das rothseidene Taschentuch, das er sich zur Nacht um den Kopf gewickelt, mit beiden Händen an die glatten dunklen Haare, klagte Anfangs, wie gewöhnlich, über Kopfweh, wickelte und zupfte darauf den bunten mephistofelischen Schlafrock in den kühneren Wurf eines Faustmantels um die Schulter, und begann mit lächelnder Miene und blinzelnden Augen, aber im trockensten Docententone, mir als einem jungen Scholaren die tiefere welthistorische Bedeutung seiner liederlichen Lieder auseinanderzusetzen. Ich musste ihm gerade ins Gesicht lachen, und blieb demungeachtet ein aufmerksamer Zuhörer. Die Situation war so komisch, dass, als gleich nachher der taube Maler Lyser ins Zimmer trat, er sich kichernd uns am Tische gegenübersetzte und eine der drolligsten Karikaturen von uns entwarf, wie sie seiner flüchtig geschickten Feder nicht selten ungemein gelangen.“ Solche Belehrungen über den tieferen Sinn seines poetischen Schaffens scheint Heine von jeher geliebt zu haben, und dieselben beweisen zum mindesten, dass er über die Wirkung und Bedeutung seiner Produktionen sehr frühe ein stark ausgeprägtes kritisches Bewusstsein hatte. So machte er u. A. bereits im Anfange seiner Laufbahn gegen Professor Gubitz, als Dieser über die frivole Witzpointe eines seiner kleinen Lieder etwas zweideutig gelacht hatte, die charakteristische Bemerkung[238]): „Zur Anerkennung des neuen Genies und Talents muss man das abgestumpfte deutsche Gemüth foltern. Bei den Deutschen wird man leichter vergessen, als berühmt, — jetzt zumal; sie haben in der Gefühlswonne so geschwelgt, dass zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerlässlich sind, ganz so wie die Kirmesslust ihnen erst vollständig ist, wenn man sich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen traktierte.“

Wienbarg kam nach dem erwähnten ersten Besuche im Verlauf des Jahres 1830 häufig mit Heine zusammen, und empfing von ihm vielfache Anregungen zur Ausbildung seiner schriftstellerischen Talente. Das ernst-

hafte künſtleriſche Streben und der weite, vorurtheilsloſe Blick des geiſtreichen Mannes flößten Heine Sympathie und Bewunderung ein; denn bei allem Selbſtgefühl war er keineswegs blind für manche ſeiner Mängel, wenn er dieſelben auch dem Publikum gegenüber eher zu vertuſchen als einzugeſtehn pflegte. „Ich kenne meine Fehler," äußerte er nachmals in Paris gegen einen ihn beſuchenden Schriftſteller, „aber ich werde kein ſolcher Narr ſein, gefliſſentlich auf dieſelben aufmerkſam zu machen. Das Publikum iſt gar zu geneigt, ſie alle für wahr zu halten. Rückert z. B. hätte niemals ausſprechen ſollen, daſs er kein ganzer Dichter ſei — nun glaubt man ihm den unvorſichtigen Vers aufs Wort." Vor Allem kannte Heine recht wohl die Schattenſeiten, die ſich an die Glanzſeiten ſeiner Darſtellung hefteten. Mit großer Offenheit ſagte er einmal zu Wienbarg [239]): „Profeſſor Zimmermann hat Ihre Verſe gelobt, mit Recht, der Bau (es war von einer metriſchen Überſetzung aus dem Griechiſchen die Rede) iſt ſchwungvoll und elegant, aber Das hat in meinen Augen weniger auf ſich. Ihre Vorrede hat mich entzückt, ich beneide Sie um Ihre Proſa." Als der Belobte ihn mit etwas ſpöttiſchem Unglauben anſah, rief Heine aus: „Nein, nein, Das iſt kein Kompliment von mir, Das iſt meine aufrichtige Meinung. Sie ſind noch ein freies Roſs, ich habe mich ſelbſt Schule geritten. Ich bin in eine Manier hineingerathen, von der ich mich ſchwer erlöſe. Wie leicht wird man Sklave des Publikums! Das Publikum erwartet und verlangt, daſs ich in der Weiſe fortfahre, wie ich angefangen; ſchriebe ich anders, ſo würde man ſagen: „Das iſt gar nicht heiniſch, Heine iſt nicht Heine mehr." Er meinte ohne Zweifel, außer dem beſtändigen Hervortreten ſeiner Perſon, die Häufung der pikanten Beiwörter, in welche ein mecklenburgiſcher Profeſſor von ehemals das wahre Weſen der Poeſie ſetzte, — überhaupt aber jene überwiegend in ſinnlicher Anſchauung verweilende, meiſt ſo reizend witzige, das gewählte Bild in künſtleriſcher Harmonie ausführende, zuweilen jedoch überkünſtelte Plaſtik ſeines Gedankenausdrucks, eine Eigenſchaft ſeines Stils, die man kaum an demſelben miſſen möchte, die jedoch für die Handlung, Bewegung, für den raſchen und reichen Gedanken- und Scenenwechſel, wie auch für die mehrſeitige dialektiſche Auffaſſung der Gegenſtände ſelbſt — der Vorzug der Proſa vor der Poeſie — ihm wohl nicht ſelten als hemmende Feſſel ſich fühlbar machte. Indeſs ſtimmte dieſe Schreibart weſentlich mit ſeinem mehr intuitiven als reflektierenden Charakter zuſammen. Niemals zergliederte er die Erſcheinungen, und es konnte ihm daher auch

nicht der entgegengeſetzte Fehler des Nergelns und Verſchnitzelns zuſtoßen. Er ſah ſich die Perſonen und Dinge an und gab ihnen Namen, nicht ſelten mit der Originalität eines erſten Spracherfinders, wie Adam im Paradieſe. Er ließ die Erſcheinungen ganz, wenn er ſie anders nicht in böſer Abſicht zerreißen wollte, und auch dann ſchund er ſie lieber, als daſs er ſie zerfetzte. In ſeinen Betrachtungen war jedesmal eine leitende Idee, in ſeinen Charakteriſtiken eine ſcharf ausgeprägte Marke, in ſeinen Bildern ein Zug und eine Farbe vorherrſchend. „Der gute Schriftſteller zeigt ſich weniger durch Das, was er niederſchreibt, als durch Das, was er wegläſſt," war eine ſeiner gewichtigen Äußerungen. So raſch er ſchrieb, wenn er im Zuge war, konnte ihn doch zuweilen ein Wort, eine Wendung lange aufhalten. Er fand Nichts wahrer, als die Goethe'ſche Bemerkung, daſs man mit der deutſchen Sprache niemals fertig wird, und jeden Tag aufs Neue an ihr hämmern und bilden muſs. Wenn er aber auch über die Sprödigkeit des Materials klagte, ſo war ihm doch das unerſchöpfliche, in die Breite und Tiefe gehende Bergwerk desſelben ein Gegenſtand der Bewunderung und fleißigen Pochens. Seine dichteriſchen Entwürfe gingen immer erſt durch die Hand des Künſtlers. Das kleinſte friſch empfangene Gedicht war ihm eine Statuette, der er die zarteſte Nachhilfe, hier am Finger, dort am Mundwinkel oder an der Wölbung des Auges, angedeihen ließ." Mit wie ſorgfältigem Studium Heine ſich in den Geiſt der Sprache vertiefte und jede Feinheit desſelben zu erlauſchen ſuchte, Das mögen, neben dieſem Zeugniſſe Wienbarg's, auch die nachfolgenden Worte eines Briefes an Varnhagen vom Sommer 1830 beweiſen[240]): „Stiliſtiſch habe ich wieder Viel gelernt an Ihrem Buche, und die gleichzeitige Lektüre des 31ſten und 32ſten Bandes der neuen Ausgabe Goethe's gab mir zu manchen Betrachtungen Anlaſs. Daſs Goethe ſich darin, mehr als je, von dem beſtimmten Artikel (der, die, das) entfernt, nämlich ihn fühlbarlichſt ausläſſt, daſs er neue Formen des Unbeſtimmten ausprägt (Der unbeſtimmte Artikel „ein" in ängſtlicher Anwendung gehört dazu), daſs er ferner eine konventionelle Geſellſchaftsſprache für die Deutſchen begründet und ſomit manchem fühlbaren Mangel abhilft, Dergleichen und Mehr der Art trat mir entgegen und nahm meine Beobachtung in Anſpruch. Das letztgenannte Streben finde ich auch bei Ihnen, lieber Varnhagen; doch allzu beſtimmtes Wollen hält Sie von der vorher erwähnten Unbeſtimmtheitsſucht wohlthätigſt entfernt. Ich habe dieſen Morgen ſchon Viel ge-

ſchrieben, wo ſich die Goethe'ſche Superlativität beſtändig in meine Perioden drängte — ſo anſteckend iſt eine Schreibgrimaſſe!"

Auguſt Lewald, der von 1827 bis Ende 1831 in Hamburg lebte, war ſchon im Herbſt des erſtgenannten Jahres dem Dichter im Pavillon an der Alſter flüchtig begegnet und ihm von einem Freunde vorgeſtellt worden. Heine kam ihm mit einer Artigkeit entgegen[241]): „Ich habe dieſen Sommer auf Norderney bereits Ihre Bekanntſchaft gemacht," ſagte er lächelnd. „Ihre Novelle, der Familienſchmuck, hat mich ſehr angezogen, und ich freute mich, als ich hörte, daſs ich Sie in Hamburg finden würde. Sie glauben nicht, wie troſtlos es auf Norderney zu leben iſt, wie man alles geſelligen Umgangs entbehrt, und wie froh man iſt" ... „Dieſem Umſtande," fiel ihm Lewald ins Wort, habe ich es denn auch zu verdanken, daſs Sie meine Novelle laſen und goutierten." Heine lächelte wiederholt. Lewald erzählte ihm nun, daſs er bereits in Hoopte Jemanden getroffen, der wahrſcheinlich nichts Geringeres im Sinne gehabt, als ſich für ihn auszugeben. In Hoopte, wo die Elbfähre die Reiſenden aus dem Königreiche Hannover ins hanſeſtädtiſche Gebiet Kirchwärder hinüberführt, war ihm nämlich ein einſamer Reiter begegnet, der von Lüneburg kam und gleichfalls nach Hamburg wollte. Der junge Mann, an dem Lewald nichts Ausgezeichnetes als eine ungeheure Naſe bemerkte, war ſehr geſprächig. Mit unermüdlichem Geſchwätz gab er eine Menge Geſchichten zum Beſten, Avantüren mit Schauſpielerinnen, mit denen er auf der Elbe Schiffbruch gelitten, und Dergleichen mehr; auch von ſeinen poetiſchen Verſuchen hatte er erzählt, und als er endlich drüben in Vierlanden Abſchied nahm, reichte er Lewald im Davonſprengen eine Karte mit dem Namen „Heine" und fügte die Einladung hinzu, ihn doch in ſeiner Hamburger Wohnung auf dem großen Burſtah zu beſuchen. „Ach, mein Bruder Guſtav!" rief H. Heine aus; „Der wird mich noch ins Unglück bringen!" — und Lewald erfuhr, daſs der Dichter ſchon damals mit dieſem Bruder nicht im freundſchaftlichſten Vernehmen ſtand. — Seit dieſer erſten Entrevue hatte er Heine lange nicht geſehen, als ihn Derſelbe einſt gegen Ende des Jahres 1829 aus ſeinem Nachmittagsſchlummer weckte. Er kam, wie er ſagte, um Lewald's Wohnung zu beſehen und ſie zu miethen, wenn ſie ihm konveniere, da er gehört hatte, daſs Jener ſie verlaſſen wolle. Sie war ihm aber zu geräuſchvoll, wie er ſich bald überzeugte. Er litt immer noch ſehr an den Kopfnerven, wurde oft plötzlich glühend roth ohne äußere Veranlaſſung,

und war faſt beſtändig in einem gereizten Zuſtande. Wie ehemals in der Wohnung ſeines Vetters Schiff zu Berlin, ſo muſſte auch, wenn der Dichter, was in der Folgezeit mehrmals geſchah, bei Lewald übernachtete, nicht nur die Uhr ſeiner Schlafſtube entfernt, ſondern ſelbſt die des anſtoßenden Zimmers gänzlich zum Schweigen gebracht werden; denn er verſicherte, daſs er ſonſt von dem Ticken und Schlagen andern Morgens das ſtärkſte Kopfweh haben würde. Lewald ſah ihn von jetzt an häufig, und Heine gefiel ſich ſo gut in ſeiner Geſellſchaft, daſs er ihm bald täglich ſeinen Beſuch machte.

Obſchon Auguſt Lewald damals bereits im achtunddreißigſten Jahre ſtand, hatte er ſich doch erſt ſeit Kurzem ernſtlich der Schriftſtellerei gewidmet. Am 14. Oktober 1792 zu Königsberg geboren, hatte er nach dem Tode ſeines Vaters, trotz geringer Neigung, Anfangs die kaufmänniſche Karrière einſchlagen müſſen. Nachdem er eine Zeitlang in Warſchau gelebt, und von dort aus als Kanzleiſekretär des Barons Roſen im Hauptquartiere des Feldmarſchalls Barclay de Tolly die Kampagne nach Frankreich mitgemacht, war er nach Deutſchland zurückgekehrt, und durch den Verkehr mit Holtei und Schall in Breslau der Bühne zugeführt worden, für die er unter dem Pſeudonym Karl Waller mehre kleine Luſtſpiele ſchrieb, und die er ſchließlich in Brünn und München als Schauſpieler betrat. Aus dieſer Stellung zum Dramaturgen des Münchener Hoftheaters aufgerückt, übernahm er in den folgenden Jahren die ſelbſtändige Leitung der Bühnen von Nürnberg und Bamberg, und ging 1827 als Regiſſeur des Stadttheaters nach Hamburg, wo er u. A. am 16. November 1829 Immermann's „Trauerſpiel in Tyrol“ glänzend in Scene ſetzte. Ein vollkommener Weltmann, verſtand er ſich nicht allein im Theaterverkehr, ſondern auch im bürgerlichen Leben und literariſchen Umgange mit feinſtem Takt zu bewegen. Mit ſeinem ſchwarzen Schnurrbarte und den blitzenden dunklen Augen, die ſo klug und mit ſo freundlicher Zuvorkommenheit umherblickten, ſah er faſt wie ein polniſcher Edelmann aus, und derſelbe Charakter vornehm gewandter Welterfahrung, den ſeine Unterhaltung trug, zeichnete auch ſeine niemals tiefen, aber ſtets anmuthigen Feuilleton-Arbeiten aus. Seine vorhin erwähnte Novelle „Der Familienſchmuck“, welche zuerſt in den Lotz'ſchen „Originalien“ und gleich darauf in den Hamburger „Leſefrüchten“ abgedruckt wurde, fand ſo allſeitigen Beifall, daſs Lewald ſich von jetzt an mit Eifer dem novelliſtiſchen Fache zuwandte. Vor Allem

war es Heine, der ihn in diesem Bestreben ermunterte und unterstützte. Er forderte ihn auf, mehre Novellen aus früheren Jahren, die in der „Abendzeitung“, im „Morgenblatte“ und anderen Journalen abgedruckt worden, zu sammeln und herauszugeben, und bewog Campe, den Verlag zu übernehmen. Dem ersten Bande folgte bald der zweite. Die fünf Erzählungen, welche ihn füllten, wurden rasch hinter einander geschrieben, und Heine nahm sich die Mühe, sie im Manuskripte, mit dem Bleistifte in der Hand, zu lesen und dem Verfasser seine Bemerkungen darüber mitzutheilen. In einem Briefe an Wilhelm Häring, welcher damals den Berliner „Freimüthigen“ redigierte, sagt Heine über das novellistische Talent Lewald's [242]): „Er weiß zu erzählen und die Figuren zur Anschauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognostikon gestellt, daß er einst in seinem Fache zu den beliebtesten Schriftstellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch seine Arbeiten erst kennen lernen, und das günstige Vorurtheil, das ich hege, ist daher keine Parteilichkeit. Ich wünsche, lieber Häring, daß Sie den Band von Lewald's Novellen, der jüngst erschienen, lesen möchten, und wenn Sie im „Freimüthigen“ eine wirksame Recension liefern wollten, wär's mir sehr angenehm, da ich selbst bis am Halse in Politik stecke und nichts Ästhetisches schreiben kann. Und doch verdient das Buch eine rasche Empfehlung, wenn solche auch nur das Eine bezweckte, daß der Verfasser einsähe, wie nur die Novelle, und nicht das Theater, woran er seine Kräfte vergeudet, für sein Talent geeignet ist.“ Lewald selbst legt das offene Bekenntnis ab [243]): „Wenn hie und da ein wohlwollender Recensent mir einen nicht ganz schlechten Stil nachrühmte, so gestehe ich gern, daß Heine es zuerst war, der mich darauf hinlenkte. Es ist mir nie eingefallen, wie Heine schreiben zu wollen, und es wäre mir wohl auch nicht möglich, seine krystallflüssige Form wiederzugeben, die den feinsten, durchdringendsten Geist aushaucht; allein die gewissenhafte Sorgfalt, die ich auf die Ausfeilung meines Stils, bald mit mehr, bald mit minder Glück, verwende, den Rhythmus der Prosa, die Vermeidung veralteter Wendungen und missklingender Worte, Dies verdanke ich den Ermahnungen meines Freundes.“ Der Aufstand in Polen veranlasste Lewald, mehre Erlebnisse aus jenem Lande zu Papier zu bringen, und das Buch unter dem Titel „Warschau“ herauszugeben. Auch dies Manuskript sah Heine durch. „Das ist keine Novelle,“ sagte er; „Sie müssen es anders benennen.“ Und er erfand den Namen „Zeitbild“

dafür, wie er früher „Reiſebilder“ erfunden hatte, und wie er ſpäter „Zuſtände“ erfand. Dieſe Benennungen haben ſeitdem alle das Bürgerrecht erhalten.

Bedürfte es noch weiterer Zeugniſſe für die aufopfernde Theilnahme, welche Heine zu jeder Zeit den literariſchen Arbeiten ſeiner Freunde erwies, ſo brauchten wir nur an ſeine bogenlangen Verbeſſerungsvorſchläge zu Immermann's „Tulifäntchen“ zu erinnern, die von Dieſem faſt ausnahmlos acceptiert wurden. Es ſpricht nebenbei ſehr günſtig für Heine's ſcharfe Urtheilskraft, daſs er Immermann's echte Dichterbegabung ſchon zu einer Zeit erkannte, wo dieſelbe noch durch die Spätnebel der Romantik und der Shakſpearomanie bedenklich verhüllt war und man ungewiſs ſein konnte, ob ſein Geiſt jemals die volle Herrſchaft über ſeine reichen Mittel erringen würde. „Halten Sie Immermann wirklich für einen großen Dichter?“ fragte ihn Wienbarg, der von ähnlichen Zweifeln erfüllt war. Zur Antwort charakteriſierte Heine in einigen Zügen des Genannten große Natur und Eigenſchaften. Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Und dann, was wollen Sie? es iſt ſo ſchauerlich, ganz allein zu ſein.“ Blicken wir zurück auf die öde Zeit, in welcher Heine's Stern zuerſt aufging, ſo werden wir dies Gefühl, trotz der ſcheinbar übertriebenen Selbſtſchätzung, welche ſich darin ausſpricht, immerhin gerechtfertigt finden.

In Lewald's gaſtlicher Wohnung fand ſich faſt allabendlich ein geſellſchaftlicher Kreis literariſch und künſtleriſch gebildeter Perſonen zuſammen. Schriftſteller, Maler und Muſiker, Schauſpieler und Sänger ſaßen in anregendem Geplauder, bald in größerer Anzahl, bald en petit comité, um den gemüthlichen Theetiſch, an welchem Frau Lewald, eine liebenswürdige Münchnerin, präſidierte, und oftmals zogen ſich die ernſten oder in neckiſchem Witzgeplänkel hin und her fliegenden Geſpräche bis ſpät in die Nacht hinein. Zu dieſem Kreiſe gehörte vor Allem der Baron Gotthilf Auguſt von Maltitz aus Königsberg, Verfaſſer der „Pfefferkörner“, des dramatiſierten „Hans Kohlhaas“ und zahlreicher theils humoriſtiſcher, theils politiſcher, theils religiöſer Gedichte. Seit 1822 hatte er ſich in Berlin niedergelaſſen, nachdem er durch die üble Aufnahme einer von ihm veröffentlichten Satire zum Aufgeben ſeiner Oberförſterſtelle genöthigt worden war. Im Jahre 1828 wurde er plötzlich aus Berlin ausgewieſen, weil er bei der Aufführung ſeines Schauſpiels „Der alte Student“ die Darſteller veranlaſſt hatte, einige Stellen, in denen ſich eine warme Theilnahme für

die Sache Polens kundgab, und die von der Cenſur geſtrichen worden, dennoch zu ſprechen. Er ging nach Hamburg, und übernahm dort die Redaktion des „Norddeutſchen Couriers“, konnte aber niemals das vermeintliche Unrecht vergeſſen, das ihm in Preußen geſchehen war. Ein unermüdlicher Raiſonneur, der keinen Andern zu Worte kommen ließ, war er einer von jenen Patrioten, die ihr Unglück zum Unglück der Welt machen, und über dies Unglück an jedem Wirthshaustiſche mit Feuer und Ingrimm ſchwadronieren. In ſeinem Gedichte „Polonia“ beſingt er den Heldenkampf eines edlen Volkes und den Untergang der Freiheit mit ergreifendem Pathos — aber er kann es nicht unterlaſſen, nach den ſchwungvollſten Strophen plötzlich das preußiſche Miniſterium „vor ganz Europa“ (wie es in dem Gedichte heißt) zu fragen, weßhalb man ihn ohne Recht und Urtheil aus Berlin verwieſen habe? „Während der Hamburger Krawalltage im Jahre 1830,“ erzählt uns Wienbarg [244]), „ließ ſich Maltitz nirgends in der Öffentlichkeit ſehen; auch klopfte man vergebens an ſeine Zimmerthür, ſie war und blieb verſchloſſen. Heine verſicherte, Maltitz hege eine übertriebene Vorſtellung von ſeiner Popularität; er habe ſich eingeſperrt, aus Furcht, vom Volke abgeholt und zum Hamburger Diktator gepreſſt zu werden. „Denken Sie ſich unſern kleinen Maltitz,“ ſagte er lächelnd, „wenn die Hamburger Butjes ihn auf die Schulter nehmen und ihn im Triumph durch den Jungfernſtieg tragen; denken Sie ſich Maltitz auf eine Tonne gehoben, Reden an das Volk haltend!“ Man konnte ſich den guten Maltitz allerdings in ſolcher Lage nicht ohne Lachen vorſtellen. Der Dämon, der in Geſtalt eines Buckels ſo manchen witzigen Leuten auf dem Nacken ſitzt, äußerte ſich bei ihm in polternder Schauſpielhelden-Manier, und er würde in der That als Hamburger Cicerovacchio auf dem Piedeſtal einer Tonne eine höchſt ergötzliche Wirkung gemacht haben. Hinter ſeinem Tiſche in der Grube'ſchen Reſtauration „Zum Kronprinzen“ oder an der Wirthstafel des alten Marr im „König von England“ war er jedenfalls beſſer aufgehoben. Maltitz führte grauſenhafte Reden, namentlich wenn er Dom Miguel beim Kopf kriegte und mit raffinierter Grauſamkeit die Strafjuſtiz über dies portugieſiſche Ungeheuer ausübte. Dabei war er der gutmüthigſte Menſch von der Welt, und hätte keiner Fliege Was zu Leide gethan. Erzliberal, aber, wo nicht ſtolz, doch eitel auf ſeinen alten Adel, hatte er ſein auf Glas gemaltes Wappen in ein Fenſter ſeiner Wohnung einſetzen laſſen; darunter befand ſich der Bequemlichkeitsſtuhl. „Hat er Ihnen ſchon vom

Baſeler Turnier erzählt?“ fragte mich Heine. Denn gewöhnlich erfuhr man in der erſten oder jedenfalls in der zweiten Unterredung mit Maltitz, daſs ein Maltitz urkundlich ſchon auf dem erſten Baſeler Turnier ſeine Lanze eingelegt habe, was die glänzendſte Ahnenprobe ſein ſollte. Campe und Grube machten damals ein gutes Geſchäft mit ihm, Erſterer mit den gedruckten, Letzterer mit den geſprochenen Pfefferkörnern, womit Maltitz die Unterhaltung an der Gaſttafel würzte und Gäſte herbeizog.“ Heine liebte es, ihn durch immer neue Enthüllungen über die teufliſchen Pläne der „Tyrannen“ und „Jeſuiten“ in fieberhafte Aufregung zu verſetzen. Nach der Julirevolution wanderte Maltitz voller Begeiſterung nach Paris, wo er Börne's Bekanntſchaft machte, aber, weil er kein Franzöſiſch ſprach, ſich nie auf den Speiſekarten zurecht finden konnte, ſondern ewig Saucen erhielt, bis er endlich ein für alle Mal Sauerkraut und Schweinefleiſch aß. Enttäuſcht und grollend kehrte er bald wieder nach Deutſchland zurück, und iſt einige Jahre ſpäter in Dresden geſtorben.

Wie ſich bei der vorherrſchend poetiſchen, träumeriſch in ſich ſelbſt zurückgezogenen Natur Heine's erwarten ließ, hatte er zum Volksredner nicht das mindeſte Talent. „Ich habe ihn ſchon damals bedauert,“ ſagt Wienbarg [248]), „daſs in dieſer Richtung Anſprüche an ihn gemacht wurden, die auf Unkunde ſeines eigenſten perſönlichen und dichteriſchen Weſens beruhten. Öffentliche Beredſamkeit war nicht ſeine Sache, auch wenn ſein Organ ſtärker geweſen wäre. Bei ſeiner Schüchternheit machte ihn jede größere Verſammlung beklemmt. Schon in der gewöhnlichen Unterhaltung lähmte ihm ein etwas barſcher Widerſpruch oder nun gar ein ſatiriſcher Ausfall die Schwingen. Denn ſeltſam genug erlag er am erſten der Waffe, deren Meiſter er war, ſobald ſie gegen ihn ſelbſt gerichtet wurde; jener ſtechende, funkelnde Witz, von dem er einmal ſagt, daſs es gut ſei, ihn in dieſer ſchlechten Stockjobber-Zeit ſtatt des Degens bei ſich zu tragen, wurde ihm treulos, wenn er ihm zu augenblicklicher Vertheidigung dienen ſollte. Doch nicht nur die Schüchternheit hielt ihn von öffentlichen und ſelbſt auch nur geſellſchaftlichen Reden zurück: er fühlte Abneigung vor allen rhetoriſchen Äußerungen, und hatte auch keine Gabe dafür; ein Mangel, der ohne Zweifel in ſeiner poetiſchen Individualität begründet war. Er beſaß nur das Konverſationstalent. Daſs von ſeinen feinen Lippen nicht ſelten die feinſten Bemerkungen, die köſtlichſten Spiele des Witzes und der Ironie und die draſtiſchſten Schilderungen von Charakteren und

Erlebniſſen glitten, werde ich wohl nicht zu verſichern brauchen. Auch das Alltägliche und Unbedeutende nahm einen gewiſſen Reiz in ſeinem Munde an. Des richtigen oder vielmehr des beſten Ausdrucks war er bei guter Laune ſtets ſicher, und konnte ſich dann auf ſeine Überlegenheit verlaſſen. Jemand wollte mir eine lächerliche Anekdote erzählen. „Halt,“ fiel ihm Heine ins Wort, „laſſen Sie mich“ ... Er wuſſte nur zu gut, daſs die Geſchichte bei ihm um zwanzig Procent gewann.“

Als die berühmte Sängerin Henriette Sonntag im Herbſt 1830 nach Hamburg kam, und durch die prätentiöſe Art ihres Auftretens, ſowie durch die Forderung unerhört hoher Eintrittspreiſe zu ihren Concerten, den Unwillen des Publikums erregte, ſchrieb Auguſt Lewald ein paar Hefte ſatiriſcher Gedichte, die er unter dem Titel „Die Primadonna in Hamburg, beſungen von dem Dichter Tobias Sonnabend“ bei Hoffmann und Campe erſcheinen ließ. Die Manier Heine's war in einigen dieſer — übrigens höchſt faden und witzloſen — Gedichte aufs gefliſſentlichſte nachgeahmt, und Campe hatte verſprechen müſſen, den Namen des Autors nicht zu verrathen, bis die Sängerin abgereiſt. Im Publikum hieß es allgemein, daſs Heine der Verfaſſer ſei, und Campe fand es für den Abſatz der Gedichte ſehr vortheilhaft, dieſer Meinung mit keinem Wort zu widerſprechen. Heine hatte alle Mühe, ſich des Unwillens der Sonntag-Enthuſiaſten zu erwehren, Niemand glaubte ſeinen Betheuerungen, daſs er völlig unſchuldig an dem Pamphlete ſei, und erſt ſpät erfuhr er den Namen des Verfaſſers. Er konnte ſich eine kleine Rache nicht verſagen. „Eines Abends,“ erzählt Lewald[246]), „war er mit mehren Freunden bei mir. Wir wollten eben zu Tiſche gehen, als er ſeinen Hut ergriff und verſicherte, nicht dableiben zu können. So auf dem Sprunge fortzugehen, brachte er noch die Sonntag-Broſchüre aufs Tapet, und warf die Frage auf, ob man ihn immer noch für den Autor halte. Sogleich ergriff Maltitz das Wort und ergoſs ſich voll Eifer in Schmähungen über das Machwerk, und wie er nie geglaubt habe, daſs Heine es verfaſſt haben könne. Ich gab ihm nicht Unrecht, denn auch mir wäre Das nie eingefallen. Einige Andere ſtimmten noch Maltitz bei, und ſchimpften und läſterten gewaltig auf den armen Satiriker, ohne zu wiſſen, daſs ſie mit ihren Pfeilen ihren unglücklichen Wirth trafen. Heine aber empfahl ſich gewandt und rief: „Nun denn, der Verfaſſer der Gedichte iſt Herr Lewald, und es wird ihm eben ſo leid thun wie mir, Ihren Beifall nicht errungen zu haben, meine Herren!“ Er ergötzte ſich

noch eine Weile an den verlegenen Mienen meiner Gäste, dann drückte er mir die Hand und eilte hinaus.“

Von anderen Schriftstellern, welche der Zeit in Hamburg lebten, kamen wenige mit Heine in Berührung. Obschon seine Werke vom Publikum verschlungen wurden, schenkte man dem Dichter selbst nur geringe Beachtung. Wenn Professor Zimmermann auch seinen reiferen Schülern die Lektüre der „Reisebilder“ empfahl und die plastische Lebenswahrheit der Gestalten eines Hyacinth und Gumpelino hervorhob, so gehörte ndafür seine Kollegen Ullrich, Meyer und Wurm zu den erbittertsten Gegnern der jungen Literatur. Die beiden Letzteren hatten wegen ihrer gereizten Ausfälle wider Börne nachmals viel Übles zu erdulden; Professor Ullrich las seinen Primanern mit Entzücken den „Romantischen Ödipus“ vor, und warnte die jugendlichen Gemüther vor der moralischen und ästhetischen Verwilderung der Heine'schen Muse, auf welche in Hamburg und Berlin schon die boshaftesten Spottgedichte cirkulierten. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die Beurtheilung seiner Werke hatte der Dichter, nach Sterne's Beispiel, in den „Reisebildern“ und der Mehrzahl seiner Lieder sich selbst zum Helden seiner Darstellung gemacht und dadurch bei klatschhaften Lesern ein neugieriges Interesse für seine Person hervorgerufen, das sich getäuscht glaubte, wenn der zufällige Anlaß der dichterischen Fiktion nicht in allen Einzelheiten mit dieser zusammentraf. Heine war nicht unschuldig an solchem Mißverständnis, das die Aufgabe des Künstlers auf ein bloßes daguerreotypisches Abschildern des realen Erlebnisses herabdrücken würde, er lebte, eben so gut wie sein Publikum, sich mehr und mehr in die Verwechslung des Autors mit seinem Helden hinein; aber man fügte ihm ein bitteres Unrecht zu, wenn man ihn in diesem Irrthume durch das thörichte Verlangen bestärkte, in den Gestalten des Dichters nur Spiegelbilder der nackten Wirklichkeit zu sehen, und es ihm verwehren wollte, die letztere mit dem verklärenden Schimmer des Ideals zu umgeben. Von den zahlreichen Pasquillen, welche damals auf Heine's Kosten in Umlauf waren, mögen die beiden folgenden von Wilhelm Neumann, dem Freunde Chamisso's und Varnhagen's, die witzigsten sein[241]):

Den Gärtner nährt sein Spaten,
Den Bettler sein lahmes Bein,
Den Wechsler seine Dukaten,
Mich meine Liebespein.

Drum bin ich dir ſehr verbunden,
Mein Kind, für dein treulos Herz;
Viel Gold hab' ich gefunden
Und Ruhm im Liebesſchmerz.

Nun ſing' ich bei nächt'ger Lampe
Den Jammer, der mich traf;
Er kommt bei Hoffmann und Campe
Heraus in Klein-Oktav.

---

Die ich am ſchönſten beſungen,
Die hat mich am mehrſten gequält,
Und die mein Herz errungen,
Der hat das Herz gefehlt.

Drum ſing' ich ewig wieder
Die Lieder von meiner Qual,
Und nenne ſie ew'ge Lieder,
Weil endlos ihre Zahl.

Verhaßt iſt mir das Leben,
Die Menſchen ſind dumm und ſchal:
Doch die meine Lieder erheben,
Sind mir juſt nicht fatal.

Ebenſo unglimpflich iſt folgendes Spottgedicht, das ein Anonymus im „Geſellſchafter“ abdrucken ließ:

Liebeslieder à la Heine
Willſt du, Liebchen, daß ich ſchildre?
Nun, dann magſt du Lieb' erfahren,
Die zur Bosheit ich verwildre.

Laß, mein Lieb, dich brünſtig küſſen,
So! — nun laß dich täppiſch ſchlagen! —
Das ſind Heine's Liebeslieder,
Dir handgreiflich vorgetragen.

Heut möcht' er am loſen Schätzchen
Lieb' und Langeweile kühlen,
Morgen läßt er ihn das Tätzchen
Oder gar die Tatze fühlen.

Küſſe erſt, dann Schlangenbiſſe,
Heucheln mit dem Gluthenſcheine —
So ſind, daß mein Lieb es wiſſe,
Liebeslieder à la Heine.

Über ſolche Anfeindungen ſeines Dichterruhmes konnte Heine ſich um ſo leichter hinwegſetzen, als ſie Alles, was an ihnen gut und wirkſam war, bis auf die Form herab von ihm ſelbſt hatten borgen müſſen, wenn es ihn auch verdroß, daß ſie gerade in Hamburg mit beſonderer Schadenfreude verbreitet wurden. Freilich, was konnte er Beſſeres erwarten in einer Stadt, wo die belletriſtiſche Lokalpreſſe zumeiſt in Händen der unflätigſten Geſellen war? Dem biſſigen, moraliſch verkommenen Profeſſor Friedrich Karl Julius Schütz aus Halle, welcher in ſeiner „Teufelszeitung“ oder in dickleibigen Schmähſchriften, nach Müllner'ſchem Vorgang, den widerwärtigſten Schmutz des Privatſkandals aufwühlte, und heute den Lebenswandel ſeiner eigenen Gattin, morgen den ehrlichen Ruf ſeines Vaters, übermorgen den Charakter Goethe's mit ſchnöden Anſchuldigungen begeiferte, ging Heine eben ſo verachtungsvoll aus dem Wege, wie dem ſchändlichen Georg Lotz, der länger als dreißig Jahre, trotz völliger Erblindung, ſeine frechen Theaterkritiken für die von ihm redigierten „Originalien“ ſeiner Frau in die Feder diktierte, und alle Schauſpieler und Bühnendichter, die es verſchmähten, ſein feiles Lob zu erkaufen, mit ingrimmiger Bosheit verfolgte. Unter den anſtändigeren Journalen der Hanſeſtadt zeichnete ſich die „Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburger unparteiiſchen Korreſpondenten“ aus, ein vorwiegend politiſches Blatt von konſervativer Haltung, mit deſſen Redakteur, dem gewandten Linguiſten Dr. Martin Runkel, Heine in freundlichſtem Vernehmen ſtand. Lieber noch konverſierte er mit dem Todfeinde Hahnemann's und der Homöopathie, dem geiſtreichen Arzte Dr. F. A. Simon, der ſeine Geſpräche wie ſeine fachwiſſenſchaftlichen Bücher aufs ergötzlichſte mit klaſſiſchen Citaten und ſatiriſchen Ausfällen würzte. Auch der harmlos witzige Theodor von Kobbe hielt ſich im Jahre 1830 vorübergehend in Hamburg auf, und Heine bereicherte den von ihm herausgegebenen Novellenalmanach „Die Weſernymphe“ durch das humoriſtiſche Thee-Abenteuer aus den Bädern von Lucca[248]).

Ein anderer Umgangsgenoſſe des Dichters war der ſchon genannte taube Maler und Schriftſteller Johann Peter Lyſer, der ſein körperliches Gebrechen und die trüben Schickſalsſchläge eines Lebens voll Noth und Herzeleid bis auf den heutigen Tag mit unverwüſtlichem Humor ertragen hat. Nachdem er im zehnten Jahre ſein Gehör vollſtändig verloren, wuchs er faſt ohne Unterricht und Erziehung auf, zog als junger Burſche eine Zeitlang mit einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft umher, Abends als Statiſt, tagüber als

Dekorationsmaler beſchäftigt, bis endlich Campe ſich ſeiner annahm und ihn zu literariſchen Arbeiten ermuthigte. Wie einſt Goethe an dem ſchnurrigen Kauze Gefallen fand, ſo mochte auch Heine gern mit ihm verkehren, und erfreute ſich eben ſo ſehr an ſeinem geſunden Mutterwitz, wie an der Gewandtheit ſeines raſch über das Papier fahrenden Zeichenſtifts, mit welchem er in wenigen Minuten die ergötzlichſten Karikaturen entwarf. Bittere Armuth, und in Folge davon Mangel an jeder Gelegenheit zu ernſtlicher Ausbildung ſeines Talentes haben verhindert, daſs Lyſer jemals eine höhere Stufe der Kunſt erreichte. Die Illuſtrationen, welche er auf Heine's Anregung zu Immermann's „Tulifäntchen“ und zu mehren ſeiner eigenen Humoresken anfertigte, tragen einen allzu poſſenhaften Charakter, und Thier- und Menſchenformen ſind in denſelben allzu grotesk mit einander verbunden; von drolligſter Wirkung ſind aber ſeine Zeichnungen zu der plattdeutſchen Geſchichte vom Wettlauf zwiſchen dem Haſen und dem Swiinegel auf der Buxtehuder Haide, die auch Heine's ganzen Beifall gewannen. „Daſs für ſolche Menſchen in Deutſchland Nichts geſchieht, iſt empörend,“ ſchrieb er an Campe, der ihm das kleine Heft zugeſandt hatte[249]). Eine hübſche Zeichnung von Lyſer aus Heine's „Harzreiſe“ ſchenkte Dieſer der Frau Lewald bei ſeiner Abreiſe von Hamburg[250]). Der Dichter ſitzt auf dem Bilde, in luftiger Wandertracht, nachläſſig in der Hütte des alten Bergmanns, der mit ſeinem ſpinnenden Weibe halb abgewendet am Fenſter hockt und Zither ſpielt. Der Mond ſcheint herein. Vor dem Wanderer liegt das junge Mädchen, auf dem Fußſchemel knieend, und ſpricht die Worte, die er ſelbſt unter die Zeichnung geſchrieben:

Daſs du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir ſchwer;
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Wie frappant Lyſer die charakteriſtiſchen Züge der von ihm gezeichneten Perſonen zu treffen verſtand, beweiſen u. A. die Porträtſkizzen, welche er von Beethoven, Karl Maria v. Weber, und vor Allem von Paganini entworfen hat. Heine verſichert, daſs von allen bekannten Porträts des berühmten Violiniſten keines ſeinen wirklichen Charakter wiedergebe. „Ich glaube,“ ſagt er in den „Florentiniſchen Nächten“[251]), „es iſt nur einem einzigen Menſchen gelungen, die wahre Phyſiognomie Paganini's aufs Papier zu bringen; es iſt ein tauber Maler, Namens Lyſer, der in ſeiner

geiſtreichen Tollheit mit wenigen Kreideſtrichen den Kopf Paganini's ſo gut getroffen hat, daſs man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erſchrickt. Es iſt mir leid, daſs ich die kleine Zeichnung nicht mehr beſitze. Nur in grell ſchwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfaſſt werden, die mehr dem ſchweflichten Schattenreich als der ſonnigen Lebenswelt zu gehören ſchienen. „Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt," ſagte mir der taube Maler, geheimnisvoll kichernd und gutmüthig ironiſch mit dem Kopfe nickend, wie er bei ſeinen genialen Eulenſpiegeleien zu thun pflegte. Dieſer Maler war immer ein wunderlicher Kauz; trotz ſeiner Taubheit liebte er enthuſiaſtiſch die Muſik, und er ſoll es verſtanden haben, wenn er ſich nahe genug am Orcheſter befand, den Muſikern die Muſik auf dem Geſichte zu leſen, und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekution zu beurtheilen; auch ſchrieb er die Opernkritiken in einem ſchätzbaren Journale zu Hamburg. Was iſt eigentlich da zu verwundern? In der ſichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne ſehen." Von Lyſer's ſchriftſtelleriſchen Arbeiten verdienen die 1837 bei Sauerländer in Frankfurt erſchienenen „Neuen Kunſtnovellen" genannt zu werden, — originelle, mit anmuthigem Humor erzählte Epiſoden aus dem Leben berühmter Künſtler. Heine verbrachte im Sommer 1830 oft halbe Tage in Geſellſchaft des tauben Malers, der in der engen Mattentwiete wohnte. Manchmal erſchien er auch Abends und blieb die ganze Nacht. Lyſer muſſte ihm dann immer ſtarken Thee vorſetzen, in den er weder Milch noch Rum, aber ſehr viel Zucker ſchüttete. Mehrmals verlangte Heine beim Eintreten ſofort Feder und Thee, und ſchrieb dann, auf dem Sofa liegend, das eine oder andere Gedicht, welches ihm unterwegs in den Sinn gekommen, auf ein Blättchen ſeiner Brieftaſche; ſo das kleine Lied: „In den Küſſen welche Lüge!"[252], das bald darauf in der zweiten Auflage des erſten Bandes der „Reiſebilder" mitgetheilt wurde. Ein anderes Gedicht Heine's, das Lyſer in der Erinnerung bewahrt hat, und das mit den Worten begann:

„Im Mondenglanze ruht das Meer,
Die Wogen murmeln leiſe"[253] —

erregte das Miſsfallen Merckel's, welcher die Ähnlichkeit dieſer Verſe mit dem Anfang des Liedes: „Das Meer erglänzte weit hinaus" tadelte, und ſpöttiſch hinzufügte: „Du ſollteſt uns nicht mehr ſo viel Salzwaſſer geben!" Heine bemerkte verdrießlich: „Merckel iſt heute wieder einmal Biereſſig!",

erkannte aber die Berechtigung des Tadels dadurch an, daſs er jenes Lied niemals drucken ließ.

Als Paganini in Hamburg ſeine Koncerte gab, intereſſierte es Heine ſehr, ihn zu hören; doch ſchien er nicht ohne Eiferſucht bei dem ungeheuren Aufſehen, das der Violinkünſtler erregte. Er ſpeiſte mehrmals mit Demſelben an der Table d'hôte und beobachtete ihn und ſeinen Begleiter, den Schriftſteller Georg Harrys, genau; offenbar hatte er ſchon damals die Abſicht, Beide zum Gegenſtand einer Schilderung zu machen. Später forderte er Lewald auf, über Paganini zu ſchreiben, und Dieſer ſagte es zu. Als Lewald aber nicht Wort hielt, machte Heine ihm Vorwürfe und ſagte, er habe ihm den werthvollen Stoff freundlichſt überlaſſen wollen, und es ſei Unrecht, daſs er ihn nun verſchmähe. Erſt in den „Florentiniſchen Nächten“ verwerthete Heine ſeine Erinnerungen an jenes Hamburger Erlebnis zu einer unübertrefflichen Charakteriſtik des Paganini'ſchen Spiels[254]). — „Solcher Scherze,“ ſagt Lewald[255]), „war er ſtets voll. Sehr ſchnell ward er von einer Idee ergriffen und erfüllt, aber zur Ausführung kam es nie. Einſt gingen wir nach dem Stintfang. Auf dem Wege dahin ſtanden zwei Windmühlen. „Sehen Sie,“ ſagte Heine, „dieſe armen Geſchöpfe, wie ſie ſich ſehnen und doch nie zuſammenkommen. Dieſes hier iſt der Mühlerich, das Andre dort iſt die Mühle. Ich werde einen Romanzencyklus dieſer Unglücklichen bekannt machen.““

Nur ſelten beſuchte er das Theater. Er ſprach mit Lewald davon, daſs es ihn verdrieße, von den Direktoren nicht einmal den freien Eintritt erhalten zu haben, den ſie Jedem bewilligten, der in dem unbedeutendſten Blatte eine Korreſpondenz einzuſchmuggeln wuſſte. Er rächte ſich für die Unart nur, indem er des Hamburger Theaters, mit Ausnahme einer witzigen Stelle in den Briefen über die franzöſiſche Bühne[256]), niemals öffentlich erwähnte. Des Direktors Schmidt, welcher damals in Gemeinſchaft mit Herzfeldt das Stadttheater leitete, gedenkt Heine ſogar in ſeinen Briefen an Immermann mit beſonderer Hochachtung[257]). — Nachmittags beſuchte er zuweilen den Cirkel, der ſich bei dem Schauſpieler Forſt zu verſammeln pflegte und aus den heterogenſten Elementen beſtand. Einige Mitglieder des Stadttheaters — der Sänger und nachmalige Theaterdirektor in Wien Julius Cornet, der ausgezeichnete Charakterdarſteller Booſt, Emil Devrient und Karl Lebrun — einige junge Advokaten und Mediciner, der Luſtſpieldichter Töpfer und Auguſt Lewald waren dabei. Es wurde meiſt

bis zum Anfang des Theaters gespielt. Heine sah zu, er spielte niemals mit.

Gewöhnlich speiste er Mittags bei dem originellen Gastwirth J. W. Marr — dem Vater des trefflichen Schauspielers — im „König von England“. Der biedere alte Herr, welcher gleich seinem Sohne den Feldzug gegen Napoleon als Freiwilliger mitgemacht, und Schlachter gewesen, bevor er sich als Hotelwirth einrichtete, führte einen vorzüglichen Tisch und die auserlesensten Weine; nebenher hatte er allerlei literarische Liebhabereien, die sich mancher Schalk von Schriftsteller zu Nutz machte, um wochenlang ohne Bezahlung an der Table d'hôte zu dinieren. Herr Marr gab sich nicht allein mit poetischen Kleinigkeiten ab, wie jene gereimte Einladung zum Besuch seiner neuen Wirthschaft, die er Anfangs der dreißiger Jahre im „Korrespondenten“ inserierte; nein, er verfasste auch ellenlange Komödien und Tragödien, deren Originalmanuskripte Heinrich Heine zu den Merkwürdigkeiten Hamburg's rechnet[258]), und deren eine sogar im Theater in der Steinstraße zur Aufführung kam. Wehe Dem, welcher sich von dem verseluftigen Wirth unter vier Augen in ein Kunstgespräch verwickeln ließ — er musste zum mindesten dies zweiaktige Lustspiel anhören, wenn ihm die bittere Pille auch durch eine Flasche Sekt versüßt wurde, wie er nicht perlender in ganz Hamburg zu finden war! Eine besonders hohe Verehrung zollte Herr Marr dem Könige von Preußen, dessen Geburtstag er alljährlich durch Illumination seines Hotels und durch ein solennes Gastmahl feierte. Der gutmüthige Sonderling starb in den letzten Tagen des Jahres 1837. In seinem Testamente hatte er den Wunsch ausgesprochen, dass man ihn prunklos, aber im vollen schwarzen Civilanzuge, mit Stiefeln an den Füßen, beerdigen, und dass ihm das Schlachteramt die letzte Ehre erweisen möge. Sämmtliche Schlachtermeister, mehre Sektionen des Vereins hanseatischer Kampfgenossen von 1813 und 1814 und zahlreiche angesehene Bürger der Stadt folgten seinem Sarge. —

Weite, zwecklose Spaziergänge scheint Heine nicht geliebt zu haben. Er zog es vor, bequem auf dem Sofa liegend oder behaglichen Schrittes durch die Straßen flanierend, mit einem Freunde zu plaudern, statt vor die Thore hinaus ins Freie zu gehn und in der Umgegend umherzustreifen. Höchstens schlenderte er in Begleitung Merckel's dann und wann nach Eimsbüttel hinaus, wohin ihn eine andere „Merkwürdigkeit“ Hamburg's, die schöne Marianne, zog, welche dort eine vielbesuchte Gastwirthschaft hielt.

Marianne war eine holsteinische Schönheit: groß, fest und körnig; nur die schmachtenden blauen Augen, die aus langen Seidenwimpern träumerisch hervorblickten, verliehen ihrer Erscheinung einen poetischen Anstrich. Viel umworben, bewahrte sie sich trotz aller Anfechtungen den Ruf einer makellosen Tugend und Sittsamkeit. Man huldigte ihr, man drängte sich zu dem Büffett, wo sie in eigener Person das Amt eines weiblichen Ganymed verwaltete, man überhäufte sie mit Zuvorkommenheit und Auszeichnung; selbst der Herzog von Braunschweig zog ihretwegen Eimsbüttel Hamburg vor, und verweilte ganze Tage in ihrem Gasthause. Marianne war liebenswürdig, aufmerksam gegen ihre Gäste, wie es einer schmucken Wirthin geziemt, aber mit jener Zurückhaltung und Bestimmtheit, welche Achtung einflößt und jede Zudringlichkeit abhält. Sie schien sogar, ohne indifferent zu sein, kein Auge für Männer zu haben, und doch, wenn man ihr in das Antlitz sah, das sich stets mehr zu Thränen als zum Lächeln neigte, so konnte man nicht umhin, auf den Gedanken zu kommen, die Liebe sei nicht spurlos an diesem Mädchen vorübergegangen, es sei Resignation und Selbstbeherrschung, daß sie sich mit aller Grazie, mit allem Savoir faire einer Gastwirthin, so zuvorkommend wie gleichgültig hinter dem Schenktisch bewege. In der That, es mochte etwas Wahres an der romantischen Geschichte sein, die man sich aus ihrer Vergangenheit erzählte, und die wir uns von Eduard Beurmann berichten lassen wollen [259]). „Die schöne Marianne war eine glücklich Liebende, aber sie liebte — ein Bild, die Phantasie irgend eines beredten Malers, der ihr lange Zeit, ohne Hoffnung der Erhörung, ja vielleicht ohne daß seine Aufmerksamkeiten nur bemerkt worden, gehuldigt hatte. Er war von Hamburg geschieden, hatte ihr geschrieben, ohne seinen Namen zu nennen, und hatte ihr jenes Gemälde übersandt, welches das Brustbild eines Jünglings vorstellte, den sie niemals gesehen. Er schrieb ihr, es solle ein Zeichen seiner Verehrung sein, ein Beweis seiner Kunst, die er neben ihr einzig und allein auf der Welt liebe. Das Bild nahm sofort Mariannens ganzes Herz gefangen. Es hing in goldenem Rahmen in ihrem Schlafzimmer, und sie lebte mit unendlicher Liebe in diesem Bilde, das fortan ihr einziges Glück auf Erden war. Sehnsüchtig lächelnd blickte sie es vom Morgen bis zum Abend an; Nachts brannten zwei Wachskerzen auf dem Tische, über welchem es hing, denn sie wollte zu keiner Zeit den Anblick des Geliebten entbehren. Niemals aber hegte sie den Wunsch Pygmalion's, jenes Ideal, das so ganz ihr

Eigen war, mit Fleiſch und Blut bekleidet zu ſehn; ihr bangte vor dem Leben des Bildes, und nicht ohne Grauen konnte ſie denken, dasſelbe ſei mehr als Phantaſie. — Plötzlich, an einem lauen Sommerabend, nachdem alle Gäſte heimgekehrt, verlangten mehre Stimmen Einlaß in das Gartenthor. Es wurde geöffnet. Ein Wagen hielt vor der Pforte, und Diener waren beſchäftigt, eine vom Mantel umhüllte männliche Geſtalt aus demſelben zu heben, die auf den Tod verwundet ſchien. Eine Dame, die in einem Kabriolette dem Wagen gefolgt war, bat um ein Aſyl für den Sterbenden. In ängſtlicher Haſt räumte die gefällige Wirthin ihm ihr Schlafzimmer ein. Er wurde auf das Bett Mariannens gelegt, dem Bilde gegenüber, vor welchem die Lichter brannten. Marianne trat hinzu, hilfreiche Hand zu leiſten, da die unbekannte Dame — wie es ſchien, die Gemahlin des Unglücklichen — im Nebenzimmer in Ohnmacht lag. Der bleiche Mann ſchlug die Augen auf, Marianne bebte, von ſeinem ſtarren Blick elektriſch berührt, mit einem Schrei des Entſetzens zurück. Sie erkannte in dem Verwundeten das Original ihres Bildes, und zog ſich eilends zurück, die weitere Verpflegung des Sterbenden ſeinen Dienern und dem gleichzeitig mitgekommenen Arzte überlaſſend. Am Morgen darauf erfuhr ſie, die ſich bis dahin, in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, von allen weiteren Vorgängen fern gehalten hatte, Folgendes: Der Verwundete, ein neapolitaniſcher Edelmann, war gegen Morgen verſchieden. Ein junger Maler hatte ihm, unweit Eimsbüttel's, im Piſtolenduell die tödliche Wunde beigebracht. Die Sekundanten, bekannt mit der Ortsgelegenheit, hatten den Verwundeten in Mariannens Behauſung geleiten laſſen; ſeine Gattin war gleichzeitig aus der Stadt herbei geholt worden, und er war in ihren Armen geſtorben. Marianne eilte athemlos in ihr Schlafgemach. Die Leiche war von der troſtloſen Gattin bereits in die Stadt geſchafft; alle Fremden hatten ſich entfernt. „Ein Traum, ein Traum!“ Das waren die einzigen Worte, welche die ſchöne Wirthin hervorbringen konnte. Sie ſuchte das Bild. Es war verſchwunden, und die Kerzen ſtanden, ganz herabgebrannt, erloſchen auf dem Tiſche. Keine Nachforſchungen nach dem Bilde führten zu einem weiteren Reſultat. Die Dame, die in jener Nacht mit dem Unglücklichen in Mariannens Wohnung gekommen, war am nächſten Morgen ſofort nach Italien abgereiſt. Die Leiche wurde auf einem der Begräbnisplätze vor dem Dammthore der Erde übergeben; die Wittwe des Getödteten hatte dazu die nöthigen Gelder hinterlaſſen. Von ihr wie von

dem Mörder traf niemals wieder bestimmte Kunde ein. Nur so Viel wurde gerüchtweise laut, daſs Letzterer der Bruder der Dame, der Schwager des Getödteten und derselbe Maler gewesen sei, der Mariannen das Gemälde übersandt hatte, welches sie zu so mächtiger Liebe entflammte. — Ob Marianne noch glücklich liebte? O, gewiſs! Sie hatte ein Bild geliebt, und dieses lebte in ihrer Phantasie fort. Sie hatte durch das blutige Ereignis Nichts eingebüßt, als Leinwand, Farben und einen goldenen Rahmen. Ja, es mochte süß für sie sein, zu wissen, daſs der Gegenstand ihrer Liebe nie und nimmer einer Andern mehr zufallen könne. Diese Gewiſsheit mochte sie für die entzogene Wirklichkeit entschädigen. Nach wie vor stand sie ihrer Wirthschaft mit demselben Eifer vor. Das geliebte Ideal blieb ihr, und stellte sie gegen jede Versuchung sicher. Marianne soll den Herzog von Braunschweig so wenig wie irgend einen Andern erhört haben."

Eine minder solide Gesellschaft fand Heine in den Salons von Peter Ahrens und Dorgerloh, wo jene berüchtigten Bälle der Hamburger Phrynen stattfanden, denen er so häufig als muthwilliger Gast beiwohnte. „Man nennt mich in Berlin den Salondemagogen," sagte er einst lachend zu August Lewald, „ohne zu wissen, wie richtig man mich damit bezeichnet. Ahrens' Salon vereinigt die anständigste Gesellschaft. Ich finde da stets den feinsten, ungenierteſten Ton in Hamburg, und sehr gute Geschöpfe." Natürlich konnten diese lockern Zerstreuungen weder sein Gemüth ausfüllen, noch seinem Geiste eine würdige Anregung gewähren, und wenn er in seinen Briefen ein seltenes Mal flüchtig auf dieselben anspielte, geschah es mit schlechtverhohlenem Unmuth und Überdruſs. „Ich leide an einem hohlen Zahn und an einem hohlen Herzen, die beide eben wegen ihrer Hohlheit mir viel Qual verursachen," schrieb er einmal an Friederike Robert[260]). „Von der letzten amourischen Bekanntschaft ist Nichts übrig geblieben, als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein gespenstischer Ärger; manchmal um Mitternacht miaut eine todte Katze in den Ruinen meines Herzens." — Auch für Heine's ohnehin schwache Konstitution muſste dieser tolle Lebenswandel von nachtheiligſter Wirkung sein. Schon zu Anfang des Jahres erkrankte er in der That bedenklich, wie uns ein Brief an Varnhagen vom 27. Februar 1830 belehrt[261]): „Lieben Freunde! In diesem schändlichen Ultrawinter, wo jeder honetter, liberaler Mensch krank war, habe auch ich sehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Besserung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutegeln, spanischen

Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen laſſen. Ich warf viel Blut, und da ich aus der Literaturgeſchichte wuſſte, was Dergleichen bei Verſifexen zu bedeuten hat, ſo wurde ich ängſtlich und habe mir aus Angſt alle poetiſchen Gefühle und noch viel mehr alles Poetiſieren ſtreng unterſagt. Mit der Poeſie iſt es alſo aus; hoffentlich aber werde ich deſshalb um ſo proſaiſch länger leben." — Zur Herſtellung ſeiner erſchütterten Geſundheit in ländlicher Stille und kräftigender Waldluft zog Heine am 26. März nach dem nahegelegenen holſteiniſchen Flecken Wandsbeck, wo er ſich drei Monate aufhielt, und bald aufs wohlthätigſte die geiſtige und körperliche Friſche wiederfand. Wie ſehr ihm dieſe Erholungskur noth that, ſehen wir aus einem der nächſten Briefe an Varnhagen, vom 5. April[262]): „Während des vorigen Monats, beſonders ſeit Ende des Karnevals, iſt es mir in Hamburg nur allzu gut ergangen. Ich habe kein Talent, recht leidend gar zu lange hinzukränkeln, und als ich, außer meinem körperlichen Unwohlſein, auch mit geiſtigem Miſsbehagen, welches größtentheils durch mein letztes Buch verurſacht wurde, zu ſchaffen bekam, griff ich zu meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin beſteht, daſs man nicht mehr zu Hauſe eingezogen lebt und daſs man dem kranken Leibe ſo viel' Lebensfreuden als möglich abtrotzt. Nach ſolchem Leben pflegt aber mit der Ermüdung auch eine ernſte Arbeitsſehnſucht bei mir einzutreten, und die Leichtigkeit und Gleichgültigkeit, womit ich Hamburg's Fleiſchtöpfe und Fleiſchtöpfinnen, ſeine Theater- und Ballvergnügungen, ſeine guten und ſchlechten Geſellſchaften verlaſſen habe, um mich in Einſamkeit und Studien zu vergraben, giebt mir die Überzeugung, daſs ich noch anders bin — als die Anderen. Große Vorſätze wälzen ſich in meinem Geiſte und ich hoffe, daſs auch öffentlich dieſes Jahr Manches davon zur Erſcheinung komme... Seit zehn Tagen wohne ich ganz allein in Wandsbeck, wo ich ſeitdem noch mit Niemanden geſprochen, außer mit Thiers und dem lieben Gott — ich leſe nämlich die Revolutionsgeſchichte des einen und die Bibel des anderen Verfaſſers. Das Bedürfnis der Einſamkeit wird mir nie fühlbarer als beim Anfange des Frühjahrs, wenn das Erwachen der Natur ſich auch in den Geſichtern der Stadtphiliſter zeigt und unerträglich gemüthliche Grimaſſen darin hervorbringt. Wie viel nobler und einfacher gebärden ſich die Bäume, die ruhig grün werden und beſtimmt wiſſen, was ſie wollen! — Auch ich weiß beſtimmt, was ich will, aber es kommt nicht viel Grünes dabei heraus."

In Wandsbeck bezog Heine ein hübsch möbliertes Zimmer, das aber auf einen wüsten Hofraum hinausging, und dessen nächstes Gegenüber ein Schweinekoben war. Auch lag das Haus nicht an der Park- und Schlossseite, wo noch die schönsten Miethgelegenheiten freistanden, wo auch der alte Dichter Claudius gewohnt hatte, und wo man sich mit zwei Schritten unter den Wipfeln des herrlichsten Buchenwäldchens befindet. Seinem Vorsatze gemäß, vergrub Heine sich an diesem melancholisch stillen Orte in die tiefste Einsamkeit, die nur selten durch einen Besuch Lewald's, Wienbarg's oder Merckel's unterbrochen ward. Einmal kam sein Freund Rudolf Christiani aus Lüneburg herüber; ein andermal stellte sich unerwartet der Baron Tjutschew, den Heine in München kennen gelernt, auf der Durchreise nach St. Petersburg mit Frau und Schwägerin bei dem dichterischen Klausner ein, der für eine Weile den aufreibenden Genüssen der Elbstadt entflohen war. Mit welchen Gefühlen er der materiellen Prosa Hamburg's den Rücken gewandt haben mochte, verräth uns der Stoßseufzer des nachstehenden Liedes:

Daß ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, lasst mich nicht ersticken hier
In dieser engen Krämerwelt!

Sie essen gut, sie trinken gut,
Erfreun sich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth ist so groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Cigarren tragen sie im Maul
Und in der Hosentasch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft ist gut —
Wer sie nur selbst verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Specerein
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man stets
Den faulen Schellfischseelenduft.

O, daß ich große Laster säh',
Verbrechen, blutig, kolossal —
Nur diese satte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und sei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben sind so klug!
Vorüber reisend dieser Stadt,
Ängstlich beschleun'gen sie den Flug.

Eine ähnliche mißmuthige Stimmung, die aus Ekel und Überdruß an den unfruchtbaren politischen und gesellschaftlichen Zuständen Europas in den zwanziger Jahren hervorging, sprach sich auch in den Briefen Heine's an Varnhagen aus. „Wie trübe beginnt dieses Jahr, wie beängstigend!“ heißt es in einem Schreiben vom 3. Januar 1830. „Könnte man nur

der Zeit entlaufen, wie man einem Ort entläuft. Ach, ich muß dies ganze Jahr ausdauern, ehe ich zu 1831 gelange!" Die fieberhafte Unruhe, der zehrende Gram über die Langsamkeit der geschichtlichen Bewegung brach bei den oberflächlichsten Anlässen mit bitterer Gereiztheit hervor. „Diesen Brief erhalten Sie vielleicht etwas spät, da er mit Buchhändlergelegenheit geht," schrieb Heine ein paar Monate später an Varnhagen[263]). „Es soll nun in Deutschland Nichts schnell gehn, und selbst die Begeistrung soll sich nur im langsamen Schneckengang bewegen. Es hat gewiß sein Gutes. Z. B. die französische Revolution wäre nicht zu Stande gekommen, wenn die korrespondierenden Jakobinerklubbs sich langsamer Buchhändlergelegenheiten bedient hätten, wie die deutschen Demagogen ... Ich habe ein wüst lieblos fatales Jahr verbracht. Möge meine Stimmung und Stellung sich bald ändern! Hätte ich nicht wichtige Pflichten, die mich fesseln, ich flöge davon! Ich fürchte nur, am Ende fallen mir noch gar die Federn aus und ich vermag alsdann nicht mehr davon zu fliegen, selbst wenn ich mich dazu entschlösse." Dies steigende Interesse an den politischen Ereignissen dokumentiert sich am besten in dem Umstande, daß Heine während seines Aufenthaltes in Wandsbeck fast ausschließlich die Geschichte der französischen Revolution, die Werke von Thiers und Mignet und die Memoirenliteratur aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, studierte. Als Wienbarg eines Morgens zu ihm kam — der Dichter hatte Tags zuvor seine Wohnung verändert — fand er ihn ungewöhnlich blaß und leidend, die kleine weiße Hand an das seidene Kopftuch geschmiegt. „Ich bin wie zerschlagen!" sagte er. „Das hat man von Mignet und der französischen Revolution. Ich las diese Nacht noch spät im Bette, nein, ich las nicht mehr, ich sah die Gestalten aus dem Mignet emporsteigen, die edeln Köpfe der Gironde und das Fallbeil, das sie mit dumpfem Schlage vom Rumpfe trennt, und die heulende Volksmeute. Da sah ich nieder, und mein Blick fällt auf die Bettstelle, auf diese abscheuliche rothe Bettstelle, und ich komme mir vor, als liege ich auch schon auf der rothen Guillotine, und bin mit einem Satz aus dem Bett. Seitdem hab' ich kein Auge zugethan." — „Über Frankreich denk' ich Manches," heißt es bedeutungsvoll in einem Briefe an Varnhagen vom 5. April 1830[264]), „um so mehr, da ich diese Tage im Thiers las, daß der jetzige König und die Familie Polignac die Ersten gewesen sind, die aus Frankreich emigrierten." In demselben Briefe kommt Heine auf die Wirkung zu

ſprechen, welche ſeine freiſinnigen Äußerungen über religiöſe Dinge in den „Reiſebildern“ auf das Publikum geübt. „Sehr viele freie Proteſtanten,“ verſichert er, „ſind enthuſiaſtiſch für mich geſtimmt, und ich ſehe ein, daſs ich mir unter dergleichen Leuten ſehr leicht eine Partei machen könnte. Man kann nicht wiſſen, welcher Gegenſatz durch Enthüllung jeſuitiſcher Ränke im proteſtantiſchen Deutſchland hervorgerufen wird, und da könnte es wohl geſchehen, daſs ich unter den evangeliſtiſchen Leuten einen Anhang bekäme. So Viel weiß ich, die Jeſuiten glauben, daſs ſie die proteſtantiſchen Pietiſten weit leichter gewinnen könnten, als die Denkgläubigen und Starrkirchlichen, und in dieſem Wahne (denn ſie irren ſich wirklich) unterſtützen und befördern ſie den Pietismus. Deſſen habe ich mich in Baiern überzeugt.“ Wir werden ſpäter ſehen, daſs der Gedanke an ein Bündnis der politiſchen Fortſchrittspropaganda mit dem freien Proteſtantismus bei Heine mehr als ein vorübergehender Einfall war, und daſs er ſehr gut wuſſte, weſshalb er bei ſeinen Verſuchen, den Franzoſen die Bedeutung der deutſchen Philoſophie zu erklären, ſich nicht ohne Oſtentation auf ſeine proteſtantiſche Qualität berief. Varnhagen erwies ihm daher gar keinen Gefallen, als er in ſeiner Biographie Zinzendorf's den ſektireriſchen Beſtrebungen der Herrnhuter eine unmotivierte Wichtigkeit beilegte, und er muſſte ſich dafür von Heine ziemlich derb den Text leſen laſſen. „Ich kann den ſüßlich vermuſften Betgrafen nun ein für alle Mal nicht ausſtehen,“ ſchrieb ihm der junge Kritiker[205]), „und daſs Sie ihn ſo gut equipiert haben, verdrießt mich noch am meiſten. Er miſcht ſich in eine Geſellſchaft beſſerer Gefreundeten, die auf meinem Sofa Platz genommen, nämlich die Helden des Evangeliums, des Thiers, der engliſchen Revolution, Memoiren und Dergleichen, und da ſpielt er eine dämiſche Rolle. Warum ſollen wir den Pietiſten nicht die Schilderung ihrer Heroen ſelbſt überlaſſen? Mögen die Kreuzluftvöglein zuſehen, wie weit ſie mit ihrem frommen Gepiepe reichen, ob ſie mit all ihrer Liebe, Demuth, Gläubigkeit eine gute Biographie hervorbringen können. Nicht einmal das Nothwendigſte, nämlich den Schreibſtil, würden ſie erſchwingen, denn letzterer iſt nicht ohne Vernunftübung entſtehbar. Zinzendorf ſelbſt würde nicht ſo gut ſchreiben können, wenn er nicht nebenher ein bischen Filou geweſen wäre. Seine blinden Dupes werden nimmermehr einen vernünftigen Stil ſchreiben können. Ich ärgere mich, daſs Sie Zeit und köſtlichſtes Darſtellungstalent an das Unerſprießliche verſchwendet. Laſſt die Todten ihre Todten begraben, und die

Stillen ihre Stillen beschreiben. Ein gutschreibender Herrnhuter ist aber gewiss ein Heuchler; und in der That, die ganze Konstitution jener leidigen Sekte ist eine Beförderungsanstalt für Heuchelei und Lüge. So weltdicht verschlossen gegen Luft und Freiheit konnte das Zinzendorf'sche Gebäude nicht sein, als dass nicht die äußeren Einflüsse der Umwelt alle denkliche Lügen darin erzeugen mussten." — Neben der Verachtung jedes pfäffischen Obskurantismus bildete sich in Heine's Gemüth ein leidenschaftlicher Adelshass aus, den er häufig auf ungerechteste Weise selbst in seine persönlichen Umgangsbeziehungen sich einmischen ließ. Wir haben schon vernommen, mit welcher Bitterkeit ihn bei der Lektüre des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels die aristokratische Gesinnung erfüllte, die sich in Goethe's Urtheilen über die Lobredner der französischen Revolution aussprach. Der Freiherr Gaudy hatte ihm seine „Erato" mit einem freundlichen Begleitbriefe zugeschickt; aber wiewohl Heine die meisten Gedichte vortrefflich fand, zögerte er doch vier Monate mit der Antwort, — wie er an Varnhagen schrieb[266]), „aus kleinlichem Unmuth gegen Alles, was nach Noblesse riecht." „So musste eine liebe Freundin," heißt es im weiteren Verlauf des Briefes, „die ich wie meine Seele liebe, sehr viel Murrsinn von mir ausstehen, bloß weil sie eine hannövrische Komtesse ist und zu adligfatalster Sippschaft gehört. Das ist die Krankheit, und deren ich mich schämen muss. Denn z. B. jene Freundin tröstete mich in einem Kummer, den ich der plebejischen Kanaille verdanke (viel häuslicher Kummer bedrückt mich), und der Baron Gaudy beschämt mich durch einliegenden Brief, der das vorsichtig Verfänglichste offen beantwortet." —

Von Ende Juni bis Ende August gebrauchte Heine wieder die Seebäder von Helgoland. Auf dem einsamen Meerfelsen überraschte ihn die Kunde von der Julirevolution in Paris, die ihn aus seiner unproduktiven Stimmung in die fieberhafteste Aufregung warf. Wir haben gesehen, wie das Missbehagen an den politischen Zuständen, das Gefühl der Übersättigung von Kunst- und Literaturgeschwätz, die ungestüme Sehnsucht nach einem beschleunigten Gang der Ereignisse sich in der letzten Zeit bei dem Dichter zur schärfsten Erbitterung steigerten, und wie ein Vorgefühl des heraufziehenden Sturmes ihn angetrieben hatte, seit Monaten sich in die Geschichte der Revolution von 1789 zu vertiefen. „Wie es Vögel giebt," schrieb er an Varnhagen[267]), „die irgend eine physische Revolution, etwa Gewitter, Erdbeben, Überschwemmungen, vorausahnen, so giebt's Menschen, denen die

ſocialen Revolutionen ſich im Gemüth voraus ankündigen, und denen es dabei lähmend, betäubend und ſeltſam ſtockend zu Muthe wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zuſtand bis zum Ende Juli. Ich befand mich friſch und geſund, und konnte Nichts treiben als Revolutionsgeſchichte, Tag und Nacht. Zwei Monate badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, war's mir, als verſtände ſich Das von ſelbſt, als ſei es nur eine Fortſetzung meiner Studien.“ In den Briefen aus Helgoland, die er ſeiner Denkſchrift über Börne eingefügt, ſchildert Heine noch draſtiſcher die hoffnungslos niedergedrückte Stimmung, welche der Julirevolution voranging, und die freudige Begeiſterung, zu welcher ihn die Kunde von dem großen Ereignis entflammte[268]): „Ich ſelber bin dieſes Guerillakrieges müde und ſehne mich nach Ruhe, wenigſtens nach einem Zuſtand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumeriſchen Art und Weiſe, meinem phantaſtiſchen Sinnen und Grübeln ganz feſſellos hingeben kann. Welche Ironie des Geſchickes, daſs ich, der ich mich ſo gerne auf die Pfühle des ſtillen beſchaulichen Gemüthslebens bette, daſs eben ich dazu beſtimmt war, meine armen Mitdeutſchen aus ihrer Behaglichkeit hervorzugeißeln und in die Bewegung hinein zu hetzen! Ich, der ich mich am liebſten damit beſchäftige, Wolkenzüge zu beobachten, metriſche Wortzauber zu erklügeln, die Geheimniſſe der Elementargeiſter zu erlauſchen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu verſenken — ich muſſte politiſche Annalen herausgeben, Zeitintereſſen vortragen, revolutionäre Wünſche anzetteln, die Leidenſchaften aufſtacheln, den armen deutſchen Michel beſtändig an der Naſe zupfen, daſs er aus ſeinem geſunden Rieſenſchlaf erwache . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem ſchnarchenden Giganten nur ein ſanftes Nieſen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riſs ich auch heftig an ſeinem Kopfkiſſen, ſo rückte er es ſich doch wieder zurecht mit ſchlaftrunkener Hand . . . Einſt wollte ich aus Verzweiflung ſeine Nachtmütze in Brand ſtecken, aber ſie war ſo feucht von Gedankenſchweiß, daſs ſie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer. — Ich bin müde und [redacted]e nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutſche Nachtmütze anſchaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüſſte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutſchland iſt es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener heran kommen und mich tüchtig rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich ſchlafe; ſchon dieſe Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der That, wo ſoll ich hin?

Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Citronenbaum steht dort eine östreichische Schildwache, und donnert dir ein schreckliches „Wer da!“ entgegen. Oder soll ich nach Norden? Etwa nach Nordosten? Ach, die Eisbären sind jetzt gefährlicher als je, seitdem sie sich civilisieren und Glacéhandschuhe tragen. Oder soll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, wie viel weniger in Person leben möchte! Nimmermehr nach diesem schnöden Lande, wo die Maschinen sich wie Menschen und die Menschen wie Maschinen gebärden . . . Auch in Frankreich soll es jetzt schlecht aussehen, und die große Retirade hat kein Ende. Die Jesuiten florieren dort und singen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber sind dieselben Thoren, denen man bereits vor fünfzig Jahren die Köpfe abgeschlagen. Was half's! sie sind dem Grabe wieder entstiegen, und jetzt ist ihr Regiment noch thörichter als früher . . . Oder soll ich nach Amerika, nach diesem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unsichtbaren Ketten mich noch schmerzlicher drücken würden, als zu Hause die sichtbaren, und wo der widerwärtigste aller Tyrannen, der Pöbel, seine rohe Herrschaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieses gottverfluchte Land denke, das ich einst liebte, als ich es nicht kannte . . . Und doch muß ich es öffentlich loben und preisen, aus Metierpflicht . . . Ihr lieben deutschen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürsten noch Adel, alle Menschen sind dort gleich, gleiche Flegel — mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine schwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! . . . O Freiheit, du bist ein böser Traum!“ — „Überall herrschte eine dumpfe Ruhe,“ heißt es in der 1855 geschriebenen Vorrede zur französischen Ausgabe der Helgolander Briefe[269]). „Die Sonne warf elegische Strahlen auf den breiten Rücken der deutschen Geduld. Kein Windhauch bewegte den friedlichen Wetterhahn auf unseren frommen Kirchthürmen. Hoch oben auf einem einsamen Felsen saß ein Sturmvogel, aber er ließ schläfrig sein Gefieder hängen und schien selbst zu glauben, daß er sich getäuscht habe, und daß so bald kein Orkan losbrechen werde. Er war recht traurig und schier muthlos geworden, er, welcher kurz vorher so mächtig und geräuschvoll die Lüfte durchflogen und dem guten Deutschland alle möglichen Stürme verkündet. — Plötzlich zuckte im Westen ein Blitz über den Himmel, ein Donnerschlag folgte und ein schreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erschienen. — Bald kamen in der That die Berichte von der großen

Kataſtrophe, von den drei Tagen in Paris, wo abermals die Sturmglocke des Volkszornes erſcholl. Man glaubte ſchon in der Ferne die Trompete des jüngſten Gerichts zu vernehmen.“ Die trübſinnige Niedergeſchlagenheit hatte ein Ende, und mit fröhlichem Vertrauen blickte der Dichter in die Zukunft. Enthuſiaſtiſche Rhapſodieen entſtrömten ſeiner Seele, jauchzend rief er aus[270]): „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe ... Ich bin wie berauſcht. Kühne Hoffnungen ſteigen leidenſchaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachſenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausſtrecken bis in die Wolken ... Die Wolken aber im raſchen Fluge entwurzeln dieſe Rieſenbäume und jagen damit von dannen. Der Himmel hängt voller Violinen. Das iſt ein beſtändiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und Das klingt aus den ſmaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet ſich, die alten Götter ſtrecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit haſtiger Verwunderung fragen ſie: „Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was giebt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?“ Nein, ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenoſſe zu euch hinabſteigt... „Wie heißt er?“ Ihr kennt ihn gut, der euch einſt hinabſtieß in das Reich der ewigen Nacht... Pan iſt todt! — Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe... Fort iſt meine Sehnſucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich ſoll, was ich muſs. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter ihren Zauberſegen ausgeſprochen... Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied ſinge... Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabſchießen und die Palläſte verbrennen und die Hütten erleuchten... Worte gleich blanken Wurfſpeeren, die bis in den ſiebenten Himmel hinaufſchwirren und die frommen Heuchler treffen, die ſich dort eingeſchlichen ins Allerheiligſte... Ich bin ganz Freude und Geſang, ganz Schwert und Flamme!“

Aber dem feurigen Rauſch der Begeiſterung ſollte nur zu bald die kühle Ernüchterung folgen. Gegen Ende Auguſt nach Hamburg zurückgekehrt, erlebte Heine dort alsbald die rohen Exceſſe der Judenkrawalle, mit denen der Hamburger vornehme und geringe Pöbel ſeine Nachfeier der Julirevolution beging. Hier galt es nicht, wie in Braunſchweig, das ruhmvolle Beiſpiel der Franzoſen durch Fortjagung eines verhaſſten, Recht

und Gesetz verhöhnenden Regenten nachzuahmen, sondern an einer harmlosen Klasse von Mitbürgern sein tolles Müthchen zu kühlen. Das mittelalterliche Vorurtheil gegen die Juden, welches den Letzteren in Hamburg nicht bloß, wie in den übrigen deutschen Ländern, den Zutritt zu Staatsämtern, Advokaturgeschäften, Innungen und Zünften verwehrte, sondern ihnen auch die gesellschaftliche Gleichstellung mißgönnte, wollte sein Opfer haben. Auf getroffene Verabredung beschloß man, an einem Septemberabend mit dem Glockenschlag Neun Alles, was eine jüdische Physiognomie trug, aus den öffentlichen Lokalen der Stadt, vorzugsweise aus den Alster- und Elbpavillons, hinauszuwerfen. Nur den getauften Söhnen Israel's wurde gestattet, sich durch Herbeiholung ihres Taufscheins zu legitimieren. Am folgenden Tage wiederholten sich die schändlichen Demonstrationen; kein Bekenner des mosaischen Glaubens durfte sich ohne Lebensgefahr auf der Straße blicken lassen oder Licht in seiner Wohnung anzünden, als der Pöbel durch die Gassen raste; viele Judenhäuser wurden demoliert, und selbst das stattliche Haus Salomon Heine's am Jungfernstieg entging, trotz der Popularität, deren sich der Millionär bei allen Schichten der Bevölkerung erfreute, mit genauer Noth dem Steinhagel, der seine Fensterscheiben bedrohte. Vergebens suchte die Polizei dem Unfug zu steuern, die Tumultanten zogen mit lärmendem Geschrei vor das Stadthaus, und warfen auch dort alle Scheiben ein. Man ließ dem Volke sein Spiel, und am andern Morgen in aller Frühe waren die Scheiben wieder eingesetzt. Der Senat publicierte jetzt das Tumult-Mandat, das hanseatische Kontingent und die Bürgerwehr wurden aufgeboten, und ohne einen Schwertstreich gelang es, die Ordnung wieder herzustellen. Wienbarg erzählt ein Witzwort, das Heine bei dieser Gelegenheit sprach. Beiderlei Truppen erhielten, während sie auf der Straße kampieren mussten, eine Stärkung an Brot, Käse ꝛc. Heine behauptete, die Hanseaten hätten Schweizer Käse, die Bürgersoldaten holländischen bekommen.

Aber so sehr Heine über dies klägliche Nachspiel der Julitage entrüstet war, das, wie er an Varnhagen schrieb[271]), „einem minder starken Herzen wohl das Schönste verleiden konnte," ließ er sich durch die Hamburger Ereignisse doch nicht abhalten, in hoffnungsfreudigster Stimmung ein Buch rasch zu vollenden, das sofort nach seiner Rückkehr aus dem Seebade begonnen, und auf eine unmittelbare Förderung der Zeitinteressen berechnet war. Die „Nachträge zu den Reisebildern," welche Anfangs Januar 1831 erschienen,

waren zum Theil freilich aus alten Materialien zusammengestellt; aber die „Englischen Fragmente“, die zuerst in den „Politischen Annalen“ gedruckt worden, erhielten durch Hinzufügung der Schlussphantasie: „Die Befreiung“ direkten Bezug auf die Julirevolution, und „Die Stadt Lucca,“ welche sich den „Bädern von Lucca“ anschließt, ward, mit Ausnahme der Eingangskapitel, erst im Sommer und Herbst 1830 geschrieben[272]). Unter der irrigen Voraussetzung, dass in Sachsen die Censur nachsichtiger als in Hamburg sei, hatte Campe das Manuskript zum Drucke nach Leipzig gesandt; aber bald wurde ihm die Nachricht, dass auch dort die Julirevolution Nichts an den alten Preßschikanen geändert habe, und Heine musste, wie er sich ausdrückt, „noch einige Arien einlegen und noch ein Finale schreiben,“ um die vorschriftsmäßigen zwanzig Bogen zu füllen. Religiöse und politische Freiheit sind das stets wiederkehrende Grundthema, über welches der Dichter in diesem Buche, zuweilen mit lachenden Späßen, meist aber mit würdevollem Ernste, phantasiert; und zwar dient ihm Italien vorherrschend, um die Missbräuche einer zu todtem Buchstabendienst erstarrten Religion, — England, um die Gefahren einer falsch verstandenen, aristokratisch verklausulierten Freiheit ins Licht zu stellen. „Das Buch ist vorsätzlich so einseitig,“ bemerkt Heine in einem Briefe an Varnhagen[273]). „Ich weiß sehr gut, dass die Revolution alle socialen Interessen umfasst, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde sind. Aber ich habe, zur Festlichkeit, die Letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargestellt, damit sich der Ankampf konsolidiere. Ich selbst hasse die aristocratie bourgeoise noch mehr. — Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutschland, wo man stockreligiös ist, die Gefühle in Religionsmaterien zu emancipieren, so will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geschrei der Frommen bevorsteht, gern tragen.“ — „Das Buch ist stärker im Ausdruck als im Ausgedrückten,“ heißt es in einem der nächsten Briefe[274]), „es ist nur agitatorisch, und ich brauche den Text nicht zu fürchten, wenn man mir was anhaben will. Nur, fürchte ich, wird man sich hinter die Klerisei verstecken und das Buch im Namen der Religion zu verrufen suchen. Geschieht Das — nun freilich, dann gebe ich die ganze Partitur der großen Oper.“

In der That entspricht der Charakter der „Nachträge zu den Reisebildern“ vollständig der Tendenz, welche Heine in diesen Worten ankündigt. Trotz aller losen Spöttereien über Dogmen und Priesterlug, trotz aller scharfen Befehdung der privilegierten Adelskaste, die sich zwischen Fürst und

Volk gestellt, ist der Verfasser im Grunde seines Herzens weder ein Feind des Altars, noch des Thrones. Wir haben in der That keine Ursache, seiner Versicherung zu mistrauen[215]): „Ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige so thöricht sind, dem Geiste des Volkes zu widerstreben, so bleibe ich doch meiner innersten Überzeugung nach ein Anhänger des Königthums, des monarchischen Princips.“ Um so nachdrücklicher erhebt Heine seine Stimme wider jede Verbündung der geistlichen und weltlichen Gewalt zur Unterdrückung der religiösen und politischen Freiheit. „Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin,“ sagt er[216]), „hasse ich jene Missgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und geistlichen Macht entstanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deutschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Mistrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mysticismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhass, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken.“ Heine entwickelt sodann, wie es für die Religion, für ihr heiliges Wesen, eben so verderblich sei, wenn der Staat ihre Diener mit besonderen Privilegien bekleide, und die Religion zu politischen Zwecken missbraucht werde: „Wie den Gewerben, ist auch den Religionen das Monopolsystem schädlich, durch freie Konkurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter, eingeführt wird. Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, dass Dieses das einzige Mittel ist, die Religionen vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als dass sie

von Dem, was darauf geopfert wird, das Mindeſte verlieren möchten; ebenſo wie der Adel eher den Thron ſelbſt und Höchſtdenjenigen, der hoch-darauf ſitzt, dem ſicherſten Verderben überlaſſen würde, als daſs er mit ernſtlichem Willen die ungerechteſte ſeiner Gerechtſame aufgäbe. Iſt doch das affektierte Intereſſe für Thron und Altar nur ein Poſſenſpiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! . . . Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daſs die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, Das weiß ich nicht; — wenigſtens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im „Hamb. Unpart. Korreſpondenten“ läſe, daſs der alte Jehova Jedermann warne, keinem Menſchen, es ſei wer es wolle, nicht einmal ſeinem Sohne, auf ſeinen Namen Glauben zu ſchenken. Überzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daſs die Könige ſich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, daſs ſie die Etiketten brechen, ihren marmornen Buden entſpringen und unwillig von ſich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponieren ſollte, den rothen Mantel, der ſcharfrichterlich abſchreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um ſie den Volksſtimmen zu verſperren, den goldenen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrſchaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei ſein wie andere Menſchen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und Das iſt die Emancipation der Könige. — Was bleibt aber den Ariſtokraten übrig, wenn ſie der gekrönten Mittel ihrer Subſiſtenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volkes ſind, und ein ehrliches und ſicheres Regiment führen durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einſehen, daſs ein bischen Salböl keinen menſchlichen Kopf guillotinenfeſt machen kann, eben ſo wie das Volk täglich mehr und mehr einſieht, daſs man von Oblaten nicht ſatt wird? Nun freilich, da bleibt der Ariſtokratie und der Kleriſei Nichts übrig als ſich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu kabalieren und zu intrigieren. — Vergebliches Bemühen! Eine flammende Rieſin, ſchreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe biſſiger Pfäffchen und Junkerlein da unten.“ —

In dem „Geſpräch auf der Themſe und dem Schluſskapitel der „Engliſchen Fragmente“ führt Heine den früher ſchon in der Betrachtung auf dem Schlachtfelde von Marengo angedeuteten Gedanken weiter aus, daſs die

Freiheit die Religion der neuen Zeit ſei, die den Glauben an die alten Götter verloren und nicht Phantaſie genug habe, neue Götter zu erſchaffen[271]): „Alle Kraft der Menſchenbruſt wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit iſt vielleicht die Religion der neuen Zeit und es iſt wieder eine Religion, die nicht den Reichen geprediget wurde, ſondern den Armen, und ſie hat ebenfalls ihre Evangeliſten, ihre Märtyrer und ihre Iſchariots ... Wenn Chriſtus auch nicht der Gott dieſer Religion iſt, ſo iſt er doch ein Hoherprieſter derſelben, und ſein Name ſtrahlt beſeligend in die Herzen der Jünger. Die Franzoſen ſind aber das auserleſene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache ſind die erſten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris iſt das neue Jeruſalem, und der Rhein iſt der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philiſter.“ Derſelben enthuſiaſtiſchen Hinweiſung auf Frankreich und die franzöſiſche Revolution begegnen wir mehrfach in den „Nachträgen zu den Reiſebildern,“ vor Allem in dem Abſchnitte: „Die Befreiung,“ welchem die eben angeführten Worte entnommen ſind. Es wird dort[276]) in einem geiſtvollen Rückblick auf die Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit die Anſicht aufgeſtellt, daß Ägypten zuerſt jenes privilegierte Kaſtenthum, jene geiſtliche und weltliche Hierarchie hervorgebracht habe, die ſpäter als Verbindung der katholiſchen Kirche und des Feudaladels ganz Europa in Knechtſchaft erhielt, und deren unheilvolle Macht erſt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt und des Pulvers allmählich gebrochen ward. „Die früheren Beſtrebungen, die wir in der Geſchichte der lombardiſchen und toskaniſchen Republiken, der ſpaniſchen Kommünen und der freien Städte in Deutſchland und anderen Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, ſondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, ſondern für Gerechtſame; Korporationen ſtritten um Privilegien, und es blieb Alles in den feſten Schranken des Gilden- und Zunftweſens. Erſt zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geiſtiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, ſondern als ein urſprüngliches, nicht als ein erworbenes, ſondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, ſondern Principien vorgebracht; und der Bauer in Deutſchland und der Puritaner in England beriefen ſich auf das Evangelium, deſſen Ausſprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da ſtand deutlich ausgeſprochen, daß die Menſchen von gleich edler Geburt

ſind, daſs hochmüthiges Beſſerdünken verdammt werden muſs, daſs der Reichthum eine Sünde iſt, und daſs auch die Armen berufen ſind zum Genuſſe in dem ſchönen Garten Gottes, des gemeinſamen Vaters.“ Aber in Deutſchland ſiegte die hohe Jagd des Adels über die Gleichheitslehre der Bauernrevolution, und auch in Großbritanien wurde die religiöſe und politiſche Reformation nur zur Hälfte vollbracht, keine geſellſchaftliche Umwälzung fand ſtatt, es wurden nur neue liberale Flicken auf das alte Staatskleid geſetzt. Erſt die Bergprediger, welche von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, haben, in Übereinſtimmung mit den Anſichten jenes älteren Bergpredigers, der gegen die Ariſtokratie von Jeruſalem geſprochen, mit Erfolg der Menſchheit klar gemacht, daſs nicht bloß die Form des Staates, ſondern das ganze geſellſchaftliche Leben, nicht geflickt, ſondern neu umgeſtaltet, neu begründet, ja neu geboren werden ſollte. „Ich ſpreche,“ ſo ſchließt Heine dieſe geſchichtsphiloſophiſche Entwicklung, „von der franzöſiſchen Revolution, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit ſo ſiegreich emporſtieg aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche ſich in jedem Menſchenhaupte wiederholt und ein Wiſſen begründet, noch weit vorzüglicher ſein muſs als jene überlieferte Offenbarung, die ſich nur in wenigen Auserleſenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Dieſe letztgenannte Offenbarungsart, die ſelbſt ariſtokratiſcher Natur iſt, vermochte nie die Privilegienherrſchaft, das bevorrechtete Kaſtenweſen, ſo ſicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratiſcher Natur iſt, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeſchichte iſt die Kriegsgeſchichte dieſes Kampfes, woran wir Alle mehr oder minder theilgenommen; es iſt der Todeskampf mit dem Ägyptenthum.“

Denen, welche ſo raſch bei der Hand ſind, unſerm Dichter wegen ſeiner Bewunderung der Franzoſen und wegen ſeines Lobpreiſens der franzöſiſchen Revolution eine unpatriotiſche Geſinnung vorzuwerfen, möchten wir doch vor Allem ins Gedächtnis rufen, daſs das Erwachen des politiſchen Lebens in Deutſchland eben ſeit der Julirevolution datiert, deren Kanonen uns zuerſt aus dem wüſten Schlafe der Reſtaurationszeit wirkſam emporſcheuchten. Die Schriftſteller, deren Begeiſtrung ſich an den Ereigniſſen der großen Woche von Paris entzündete, unternahmen ein verdienſtliches Werk, indem ſie ihren thatendurſtigen Enthuſiasmus dem Volke diesſeit des

Rheines mitzutheilen ſuchten und ihm das an der Seine gegebene Beiſpiel zur Nacheiferung empfahlen. Das haben auch die wahren Freunde des Fortſchritts und der Freiheit damals ſehr wohl begriffen, und nicht ſie waren es, von denen die Verdächtigung der patriotiſchen Geſinnung eines Heine oder Börne ausging. Selbſt der grimmige Wolfgang Menzel, welcher einige Jahre nachher ſo kreiſchend in das Horn des Franzoſenhaſſes ſtieß, ſchmückte derzeit noch die Namen Beider in ſeinem „Literaturblatte“ bei Beſprechung ihrer neueſten Schriften mit Lorberkränzen und belobte ihren männlichen Muth und die aufregende Kraft ihrer Worte. Nicht einmal an dem Napoleonkultus Heine's nahm Menzel damals Anſtoß; mit Behagen druckte er im Gegentheil Deſſen boshafte Charakteriſtik des Herzogs von Wellington ab, welche mit den Worten ſchließt: „Daneben denke man ſich das Bild Napoleon's, jeder Zoll ein Gott!“ — und er fügte ſogar die anerkennende Bemerkung hinzu[279]): „Dieſe Charakteriſtik eines Mannes iſt zugleich die des ganzen Zeitalters, deſſen Abgott er geweſen. Alles war falſch, unecht, die Begeiſterung, der Sieg, der Frieden. Nichts Wahres in der ganzen Zeit ſeit Napoleon's Sturz, als die Lüge!“

So Viel ging aus den „Nachträgen zu den Reiſebildern“ hervor: wie die Zeit ſelber, war auch Heine, der ihr Leben in tiefſter Bedeutung zu erfaſſen ſtrebte, durch die Julirevolution ernſter geworden, und beſchäftigte ſich nachdenklicher mit den großen Fragen der Gegenwart, die er in ſeinen früheren Schriften meiſt nur oberflächlich und mit keck umhertaſtender Neugier geſtreift hatte. Das politiſche Intereſſe trat mehr und mehr in den Vordergrund, die behagliche Stille des rein poetiſchen Schaffens war auf Nimmerwiederkehr entwichen. Die ſchönen Gedichte des „Neuen Frühlings,“ welche Heine im Spätherbſt 1830 auf Anregung Albert Methfeſſel's ſchrieb, der ihn um einen zur Kompoſition geeigneten Liedercyklus erſucht hatte, waren gleichſam ein letzter zärtlicher Scheidekuß der aus dem Schlachtlärm des Tages angſtvoll entfliehenden Muſe ſeiner Jugendzeit. Die „Kunſtperiode,“ wie er ſelbſt die ablaufende Literaturepoche getauft hatte, ging zu Ende, die Revolution hielt ihren Einzug in die Häupter und Herzen der Schriftſteller des neuen Zeitraums, und der Dichter und ihres Publikums bemächtigte ſich faſt eine Abneigung gegen die ſtreng geſchloſſene Kunſtform der gebundenen Rede. „Es will mich bedünken,“ ſagte Heine einige Jahre ſpäter[280]), „als ſei in ſchönen Verſen allzu viel gelogen worden und die Wahrheit ſcheue ſich, in metriſchen Gewanden zu erſcheinen.“ Das leiden-

ſchafterfüllte Gemüth ſehnte ſich, in unverhüllter Nacktheit das Programm des Kampfes auszuſprechen, der vielleicht auch in Deutſchland nicht mehr allein mit geiſtigen Waffen auszufechten war. Konnte nicht auch uns das Schickſal Frankreichs bereitet ſein? Wenn dort ein Polignac nur das Geiſtermordgeſetz ſeiner Preßordonnanzen zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervorzubringen, und nach drei heldenmüthigen Tagen die Knechtſchaft mit ihren rothen Schergen und weißen Liljen zu Boden geſchleudert zu ſehn: warum ſollte Deutſchland für immer ſeine Ketten tragen? Hatte doch das halbzertretene Polen ſich eben wieder in blutigem Aufſtand erhoben, um ein unerträglich gewordenes Joch zu zertrümmern — warum ſollte die deutſche Geduld nicht endlich auch einmal reißen? Und muſſte die Revolution in Deutſchland nicht einen um ſo gewaltthätigeren Charakter annehmen, je deſpotiſcher es den Schriftſtellern verwehrt wurde, die wichtigſten Fragen des Staates und der Geſellſchaft in der Preſſe zu diskutieren, den Samen der Intelligenz und politiſchen Bildung in die Herzen des Volkes zu ſtreun? Solche Fragen waren es, auf welche Heine in der Einleitung antwortete, die er im März 1831 zu der Broſchüre Robert Weſſelhöft's: „Kahldorf über den Adel" ſchrieb. Er deutete warnend hin auf die Schreckensherrſchaft von 1792, er erinnerte daran, wie „dort, wo die Ideenguillotine gewirthſchaftet, bald auch die Menſchencenſur eingeführt worden ſei, und wie derſelbe Sklave, der die Gedanken hinrichtete, ſpäter mit derſelben Gelaſſenheit ſeinen eigenen Herrn ausſtrich aus dem Buche des Lebens." Und wie einſt in Frankreich, ſo könne jetzt auch in Deutſchland „die bürgerliche Gleichheit" das erſte Loſungswort der Revolution werden, von der Preßfreiheit aber ſei es abhängig, ob dieſe Frage durch ruhige Erörterung friedlich geſchlichtet, oder von einer blinden Menge mit ungeſtümer Wildheit gelöſt werden ſolle. Die Broſchüre, welcher Heine dieſe kraftvolle Einleitung mit auf den Weg gab, war eine Abfertigung der im Jahre 1830 erſchienenen Schrift des Grafen Magnus von Moltke: „Über den Adel und deſſen Verhältnis zum Bürgerſtande." Mit überlegener Feinheit und treffender Schärfe der Argumente beſtritt der pſeudonyme Verfaſſer die Rechtsanſprüche des Adels, für welche der hochgeborene Kämpe in die Schranken geſprengt war. Die Briefe Kahldorf's wieſen nach, daſs, wenn im Kampfe der Monarchie und Demokratie die Wagſchalen ſchwanken, jedenfalls die Ariſtokratie in neuerer Zeit faſt all ihr Gewicht verloren habe und immer mehr verliere. Das neuere Heerweſen habe die Macht, das

neuere Geldweſen den Reichthum, die neuere Kultur das abergläubiſche Vorurtheil zerſtört, worauf im Mittelalter der Adel ſeine Privilegien gründete. Auf allen Gebieten des Wiſſens, der Kunſt, des Erwerbs und des öffentlichen Lebens habe das Bürgerthum dem Adel längſt den Rang abgelaufen, und wenn der Geiſt der Ahnen noch in den Ruinen ihrer alten Burgen umgehe, ſo gewahre er mit Staunen, wie deren höchſte Thürme der junge Eichwald überrage. Nicht ſo kühl und gemäßigt, wie der Verfaſſer des „Kahldorf," der ſpäter kurze Zeit in großherzoglich weimariſchen Staatsdienſten ſtand, ſich 1838 durch Abfaſſung der Streitſchrift „Berlin und Rom" an dem durch die Kölner Wirren hervorgerufenen Broſchürenkampfe betheiligte, und dann in Amerika verſchollen iſt, vermochte Heine die Prätenſionen einer Ariſtokratie zu beſprechen, die er in allen Ländern zur Ausrottung der liberalen Ideen verbündet ſah, und an deren Spitze er jetzt denſelben Zar Nikolaus erblickte, den er noch jüngſt irrthümlich für den Gonfaloniere der Freiheit gehalten. Wär es ihm doch, während er ſeine Einleitung zu den Kahldorf'ſchen Briefen ſchrieb, als ſpritze das Blut von Warſchau bis auf ſein Papier, und als höre er die Trompeten der „Berliner Ukaſuiſten und Knutologen" zu einem neuen Feldzuge gegen Frankreich blaſen, um der Idee eines „Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kourtiſanen, ohne Kuppler, ohne diamantene Trinkgelder und ſonſtige Herrlichkeit" den Garaus zu machen! Da galt es zu warnen und zu wecken auf jede Gefahr, und Heine ſchleuderte ſo blitzſcharfe Worte gegen die Kerkermeiſter der Freiheit, daſs ein großer Theil ſeines Aufſatzes von der ſervilen Cenſur völlig unterdrückt wurde. Er mahnte laut an die Konſtitution, welche dem deutſchen Volke verſprochen worden, als es in den Befreiungskriegen Gut und Blut für die Rettung der Fürſten und des Vaterlandes eingeſetzt. „Der galliſche Hahn," ſagte er, „hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutſchland wird es jetzt Tag. In entlegene Klöſter, Schlöſſer, Hanſeſtädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten ſich die unheimlichen Schatten und Geſpenſter, die Sonnenſtrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht bringt uns ins Herz, das wache Leben umrauſcht uns, wir ſind erſtaunt, wir befragen einander: Was thaten wir in der vergangenen Nacht? — Nun ja, wir träumten in unſerer deutſchen Weiſe, d. h. wir philoſophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächſt betrafen oder zunächſt paſſierten, ſondern wir philoſophierten über die Dinge an und für ſich, über die letzten

Gründe der Dinge und ähnliche metaphyſiſche und transcendentale Träume, wobei uns der Mordſpektakel der weſtlichen Nachbarſchaft zuweilen recht ſtörſam wurde, ja ſogar recht verdrießlich, da nicht ſelten die franzöſiſchen Flintenkugeln in unſere philoſophiſchen Syſteme hineinpfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten. Seltſam iſt es, daſs das praktiſche Treiben unſerer Nachbarn jenſeits des Rheins dennoch eine innige Wahlverwandtſchaft hatte mit unſerem philoſophiſchen Träumen im geruhſamen Deutſchland. Man vergleiche nur die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution mit der Geſchichte der deutſchen Philoſophie, und man ſollte glauben: die Franzoſen, denen ſo viele wirkliche Geſchäfte oblagen, wobei ſie durchaus wach bleiben muſſten, hätten uns Deutſche erſucht, unterdeſſen für ſie zu ſchlafen und zu träumen, und unſere deutſche Philoſophie ſei nichts Anderes, als der Traum der franzöſiſchen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Beſtehenden und der Überlieferung im Reiche des Gedankens, eben ſo wie die Franzoſen im Gebiete der Geſellſchaft; um die Kritik der reinen Vernunft ſammelten ſich unſere philoſophiſchen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unſer Robespierre. Nachher kam Fichte mit ſeinem Ich, der Napoleon der Philoſophie, die höchſte Liebe und der höchſte Egoismus, die Alleinherrſchaft des Gedankens, der ſouveräne Wille, der ein ſchnelles Univerſalreich improviſierte, das eben ſo ſchnell wieder verſchwand, der deſpotiſche, ſchauerlich einſame Idealismus. Unter ſeinem konſequenten Tritte erſeufzten die geheimen Blumen, die von der Kantiſchen Guillotine noch verſchont geblieben oder ſeitdem unbemerkt hervorgeblüht waren, die unterdrückten Erdgeiſter regten ſich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Intereſſen wieder Anerkenntnis, ſogar Entſchädigung, und in der neuen Reſtauration, in der Naturphiloſophie, wirthſchafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrſchaft der Vernunft und der Idee beſtändig intrigiert, der Myſticismus, der Pietismus, der Jeſuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutſchthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philoſophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektiſches Regiment, worin er freilich ſelber Wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze geſtellt iſt, und worin er den alten Kantiſchen Jakobinern, den Fichte'ſchen Bonapartiſten, den Schelling'ſchen-Pairs und ſeinen eignen Kreaturen eine feſte, verfaſſungsmäßige Stellung anweiſt. — In der Philoſophie hätten wir

alſo den großen Kreislauf glücklich beſchloſſen, und es iſt natürlich, daſs wir jetzt zur Politik übergehn."

Das war eine andere Sprache, als man ſie in den ſentimental-humoriſtiſchen Karnevalſpäßen der „Reiſebilder" gehört hatte. Heine ſchien das Gleichnis wahr machen zu wollen, in welchem er ſich den Kunz von der Roſen des deutſchen Volkes genannt. Er hatte ob der Drangſal des Vaterlandes ſo wüthend ernſthaft den Kopf geſchüttelt, daſs die närriſchen Schellen abfielen von der rothen Mütze, und dieſe ſchier das Anſehen einer Jakobinermütze bekam. Eindringlich und verheißungsvoll klang ſeine Rede [281]): „Der Mann, deſſen eigentliches Amt die Kurzweil, und der dich nur beluſtigen ſollte in guten Tagen, er bringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein ſtarkes Scepter und die ſchöne Krone — erkennſt du mich nicht, mein Kaiſer? Wenn ich dich nicht befreien kann, ſo will ich dich wenigſtens tröſten, und du ſollſt Jemanden um dich haben, der mit dir ſchwatzt über die bedränglichſte Drangſal, und dir Muth einſpricht, und dich lieb hat, und deſſen beſter Spaß und beſtes Blut zu deinen Dienſten ſteht. Denn du, mein Volk, biſt der wahre Kaiſer, der wahre Herr der Lande — dein Wille iſt ſouverän und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das ſich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andre Gewähr als die Salbadereien geſchworener Gaukler — dein Wille, mein Volk, iſt die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Feſſeln daniederliegſt, ſo ſiegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiſer, die Nacht iſt vorüber, und draußen glüht das Morgenroth."

Aber was half es, daſs Heine ſo beherzte Töne anſchlug und in die Speichen des Zeitrades griff, um den langſamen Gang der Ereigniſſe durch ſein ſtürmiſches Wort zu beſchleunigen? Nur zu raſch muſſte er erfahren, daſs die Julirevolution in Deutſchland keine ſofortige Nachahmung fand, daſs ſie uns nicht einmal die Aufhebung der verhaſſten Cenſur brachte, und daſs die freie Diskuſſion politiſcher Fragen nach wie vor auf unüberwindliche Hemmniſſe ſtieß. Dazu kamen neue Zerwürfniſſe mit dem reichen Oheim, neue Drangſale der materiellen Subſiſtenz und kleinlaute Zweifel an dem endlichen Siege der Volksſache, untermiſcht mit Aufwallungen ariſtokratiſchen Stolzes und mit der immer wiederkehrenden Sehnſucht, durch eine feſte Staatsanſtellung der quälenden Unſicherheit ſeiner perſön-

lichen Verhältniſſe zu entrinnen. „Täglich verdüſtert ſich mehr und mehr meine äußere Lage,“ ſchrieb er ſchon im November 1830 an Varnhagen [282]), „und die Studien, die mich ſo ſtark ergriffen, und obendrein die Welt-ereigniſſe haben mich meinen eignen Angelegenheiten leider mehr entfremdet, als ich gegen mich ſelbſt verantworten kann. Dazu kommt, daſs ich manch-mal wie mit Blindheit geſchlagen war, mich von allen Seiten betrügen ließ. Dies Alles iſt mein Oheim ſchuld, der mir voriges Jahr noch Holland und Brabant verſprach, ſo daſs ich in Geldſachen nicht difficil war und gern Etwas ſakrificierte, literariſcher Intereſſen wegen. Nun ſtehe ich aber ſehr ſchlecht mit meinem Oheim Salomon Heine, man hat mir von dieſer Seite wohl beizukommen gewuſſt, und ich muſs ihn, der wich-tigen Gründe wegen, ganz derelinquieren. Ich ſehe aber ein, daſs ich in ſo ſchlimmer Lage auf neue Reſſourcen, im Nothfall, bedacht ſein muſs. Schulden habe ich, einige Bagatellen ausgenommen, jetzt gar keine, bin arbeitsfähiger als ſonſt. Wie ich denn, was ich Ihnen nächſtens ausführ-licher berichte, ein neues Opus, ganz politiſcher Natur, begonnen. Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfniſſe verſenke, vergeſſe ich mich ſelbſt; am gefährlichſten iſt mir noch jener brutale, ariſtokratiſche Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir ſo viel Verachtung gegen den Induſtrialismus ein-flüſtert und zu den vornehmſten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja der mich vielleicht, durch allerlei Degout und Depit, dahin bringt, das ganze unbequeme Leben mit all' ſeinen plebejiſchen Nöthen zu verlaſſen. . . Sie, Varnhagen, der Sie in der Ferne meine Zuſtände beſſer überſchauen kön-nen als ich ſelbſt, bitte ich nachzuſinnen, welche Reſſourcen mir für den Nothfall offen ſtehen? Sie irren, wenn Sie glauben, daſs ich des Inhalts meiner Schriften wegen, ſobald ich transagieren möchte, nicht die preußiſche Regierung für mich intereſſieren könnte. Nächſtens mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach.“ — Varnhagen rieth dem Freunde vor Allem, die Differenz mit Salomon Heine durch ein offenherziges Aus-ſprechen und verſöhnliches Entgegenkommen zu begleichen; im Übrigen ver-ſprach er, durch ſeine Verbindungen in miniſteriellen Kreiſen das Terrain mit Rückſicht auf den Wunſch Heine's nach einem Staatsamte zu ſondieren. Dieſer antwortete unterm 4. Januar 1831 [283]): „Ihren Brief habe ich ſeiner Zeit erhalten und den guten Rath, wenn auch contre coeur, befolgt. Ich habe mich mit meinem X in erneute Freundſchaft geſetzt, um wenig-

ſtens bei plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben. Doch betrachte ich Dergleichen nur als äußerſtes Nothmittel, und mein Streben geht dahin, mir à tout prix eine ſichere Stellung zu erwerben; ohne ſolche kann ich ja doch Nichts leiſten. Gelingt es mir binnen Kurzem nicht in Deutſchland, ſo reiſe ich nach Paris, wo ich leider eine Rolle ſpielen müſſte, wobei all mein künſtleriſches Vermögen zu Grunde ginge und wo der Bruch mit den heimiſchen Machthabern konſakriert würde. Ich thue gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich unterdeſſen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) Nichts für mich zu erlangen iſt. Ich will Nichts unverſucht laſſen und mich zum Äußerſten nur im äußerſten Falle entſchließen."

Der Gedanke Heine's, nach Paris überzuſiedeln, war ihm, wie uns bekannt iſt, keineswegs neu. Schon als Student in Berlin hatte er dieſen Plan gehegt, und war ſeitdem häufig auf denſelben zurückgekommen. Bei ſeiner Begeiſterung für die Ideen der franzöſiſchen Revolution und bei der freieren Entwicklung, welche denſelben unter dem Schutze des Bürgerkönigthums geſichert ſchien, muſſte es für einen liberalen Schriftſteller doppelten Reiz haben, an Ort und Stelle Zeuge dieſer Entwicklung zu ſein. Börne, Maltitz, Michael Beer und andere ſeiner Freunde waren auf die Kunde von den Juli-Ereigniſſen ſofort nach Paris geeilt — was hinderte denn Heine, ihrem Beiſpiel zu folgen? Obige Briefſtelle giebt uns die Antwort, ſie enthüllt uns offenherzig die ſchwer wiegenden Bedenken, welche den Dichter mit banger Sorge erfüllten, je beſtimmter die Nothwendigkeit einer Entfernung aus der Heimat an ihn herantrat. Ach, er hätte mit ſeinem weichen, lyriſch-ſenſitiven Gemüthe ſich noch vor Kurzem ſo gern in die Poeſie zurückgezogen und das publiciſtiſche Kriegshandwerk Andern überlaſſen[284]); denn mehr die Macht der Umſtände, als ein innerer Drang, hatte ihm das Volkstribunat aufgenöthigt. Er nahm freilich an den Zeitereigniſſen den lebhafteſten Antheil, aber er fühlte weder den Beruf noch die Kraft, politiſcher Parteiführer zu ſein. Noch aus Helgoland hatte er an Wienbarg geſchrieben[285]): „Sie wollen ein Journal herausgeben? Welche Verwegenheit! Ich ſchicke Ihnen meinen Dolch, um ſich gegen Überfälle des Geſindels zu vertheidigen. Daſs ich Muth habe, weiß ganz Helgoland, das mich in einer offenen Zolle im Sturm hier ankommen ſah. Aber in Hamburg oder anderswo in Deutſchland ein Journal herauszugeben, Das überſteigt meine Kourage." Welt und Leben boten ihm Stoff zur Satire, zur charakteriſtiſchen Abſpiegelung, zu dichteriſchen Ergüſſen,

er hatte ſeine Sympathien und Antipathien in ſtärkſter Weiſe, und, wie es von ihm als Dichter zu erwarten ſtand, er konnte ſchwärmen für große Charaktere und für die Entfeſſelung geſchichtlicher Kräfte — aber ein Abgrund trennte ihn von den Leuten da draußen, von dem Gewühl der Kämpfenden, von den Umtrieben der Lenker und Beweger. Er wuſſte, daſs ihm dieſe Zurückhaltung vorkommenden Falles als Ariſtokratismus ausgelegt werden, daſs ſein freies Urtheil, ſein nach allen Seiten hin unſchonſamer Witz ihm zum Verderben gereichen konnte. „Bricht nun gar," ſagte er mal[286]), „in Deutſchland die Revolution aus, ſo bin ich nicht der letzte Kopf, der fällt." Hatte er den vaterländiſchen Boden erſt verlaſſen, befand er ſich einmal in Paris, am Herde der weltgeſchichtlichen Bewegung, ſo war vorauszuſehen, daſs er ſich den Anforderungen nicht würde entziehn können, welche die radikale Partei an ihn ſtellte. Die grauenhafte Ahnung beſchlich ihn, daſs ſeine Dichterlaufbahn alsdann zu Ende ſein, daſs ſein Talent zum unſelbſtändigen Werkzeug der Agitation im politiſchen Tageskampfe herabſinken werde. Dieſe Angſt des Poeten war es vorzüglich, die ihn mit ſtarken Banden in der Heimat feſthielt, und ihm die Flucht in die Fremde als den ſchrecklichſten, um jeden Preis abzuwendenden Nothfall erſcheinen ließ.

Die Ausſichten auf eine Staatsanſtellung in Preußen lagen, wenn nicht ganz im Gebiet der Chimäre, doch jedenfalls noch in weitem Felde. Heine ſann inzwiſchen nach, wie er denſelben etwas feſteren Grund geben könne, und gerieth dabei auf einen abenteuerlichen Einfall. In Hamburg war ſeit geraumer Zeit der Poſten eines Syndikus erledigt. Zahlreiche Meldungen liefen ein, doch war keiner der Kandidaten dem Senate genehm, deſſen Hauptaugenmerk dahin ging, einen Mann zu wählen, der einen populären Namen hätte und eine politiſche Feder zu führen wüſſte. „Man fühlt ſchon das Bedürfnis nach Männern," ſchrieb Heine[287]), welcher dieſen und den ſonſtigen Erforderniſſen des Amtes zu entſprechen glaubte; denn das Diplom eines Doktors der Rechte beſaß er ſchon, und Bürger konnte er gegen Bezahlung einiger Mark jeden Augenblick werden. Gleichwohl fühlte er, daſs man ihn keinesfalls wählen, und daſs er bei einer Meldung dem Ridikül einer übergangenen Wahl anheimfallen würde. Vielleicht aber gab es noch einen Ausweg — Varnhagen und die Preſſe ſollten helfen. Da Heine's Name durch das Stadtgeklätſch ſchon in die Debatte gezogen war, da das Gerücht ſich mit ihm beſchäftigte, ſo muſſte man ſuchen, demſelben eine heilſame Richtung zu geben. „Dieſes geſchähe im

vorliegenden Falle," so lautete die Parole, welche Varnhagen empfing, „wenn das hiesige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, daſs man dem Gerüchte, als nenne man mich unter den Kandidaten der erledigten Syndikusstelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit beilege, daſs man meine Wahl als ein Begreifen der populären Bedürfnisse betrachte, oder Dergleichen. Sie verstehen mich. Und ich wünsche daher, daſs Sie, so bald als möglich, in solchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung schrieben und Sorge trügen, daſs die Augsburger Allgemeine Zeitung sie als preußische Korrespondenz ebenfalls aufnehme. Sie können am besten und zweckmäßigsten jenen Artikel abfassen, der den Eindruck machen muſs, daſs meine Wahl eine gebührende ist, eine wichtige und für das Publikum angenehme. Soll etwa angedeutet werden," fügt Heine schüchtern hinzu, „daſs es ein Verlust sei, daſs ich dadurch für Preußen, meine Heimat, verloren gehe?" In einem späteren Briefe berichtet Heine[288]), daſs Professor Blume in Halle, „der Jünger Hugo's, ein Hauptheld der mikroskopisch untersuchenden historischen Juristenschule," ihn bei der Konkurrenz zu schlagen drohe; ja, der Dichter hörte von Vielen, daſs man ihn nur aus Ironie als wahlwürdig für jene Stelle bezeichne. In der That müssen wir lächeln, wenn wir uns den Verfasser der „Reisebilder", den ungezogenen Liebling der Grazien, der im Rathe der Spötter saſs, mit der ehrsamen Allongeperücke, den seidenen Pluderhosen und dem spanischen Mantel angethan in Mitten der ceremoniösen Versammlung eines hoch- und wohlweisen Senates am grünen Rathstische denken! Auch Varnhagen mag dieser Ansicht gewesen sein; er unterließ es wenigstens, den gewünschten Artikel zu schreiben, und Heine gelangte zu der Erkenntnis, daſs nach seiner Vorrede zu der Kahldorf'schen Streitschrift gegen den Adel jede Hoffnung auf ein Staatsamt für ihn abgeschnitten sei.

Der nächste Brief an Varnhagen belehrt uns, daſs der Würfel gefallen, die verhängnisvolle Entscheidung fürs Leben getroffen ist. Wir sehen Heine schon mit dem Gedanken der Auswanderung nach Frankreich vertraut geworden und mit fiebernder Leidenschaft den großen Tagesereignissen zugewandt, vor welchen das kleine Leid des Einzelnen sich beugen und verstummen muſs. „Des Weltallgemeinen ist zu Viel," schreibt er am 1. April[289]), „um es brieflich zu besprechen, das persönlich Wichtige ist wieder zu geringfügig in Vergleichung der großen Dinge, die täglich ohne unser Zuthun passieren. Werden die Dinge von selbst gehen, ohne

Zuthun der Einzelnen? Das ist die große Frage, die ich heute bejahe, morgen wieder verneine, und von welcher Selbstbeantwortung immer meine besondere Thätigkeit influenziert, ja ganz bestimmt wird. Als ich nach dem letzten Juli bemerkte, wie der Liberalismus plötzlich so viel Mannschaft gewann, ja wie die ältesten Schweizer des alten Regime plötzlich ihre rothen Röcke zerschnitten, um Jakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung, mich zurückzuziehen und Kunstnovellen zu schreiben. Als die Sache aber lauer wurde, und Schreckensnachrichten, wenn auch falsche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freiheit ihre Stimmen dämpften, schrieb ich eine Einleitung zu einer Adelschrift, die Sie in vierzehn Tagen erhalten, und worin ich mich, bewegt von der Zeitnoth, vielleicht vergaloppiert und — Sie werden der absichtlichen Unvorsichtigkeiten genug drin finden, und diese sowie auch den angstschnellen schlechten Stil billigst entschuldigen. Unterdessen schrieb ich noch Tolleres, welches ich in den Ofen warf, als es sich wieder erfreulicher gestaltete. — Was jetzt? Jetzt glaube ich an neue Rückschritte, bin voller schlechten Prophezeiungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reise nach Paris, um frische Luft zu schöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Priester derselben die letzten Weihen zu empfangen. — Hier lebe ich noch immer in trübster Bedrängnis. Mit dem besten Willen, sehe ich wohl ein, kann ich die Weisheit der Regierungen nicht für mich benutzen, und es bleibt mir Nichts übrig, als mich vor ihren Thorheiten zu sichern. — In München geht es schlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jesuiten sakrificiert, so würde ich ihm jetzt von großem Nutzen sein können, ohne daſs meine Principien darunter zu leiden brauchten. Treulosigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieser Seite so sehr irritiert, daſs ich die deutschen Polignacs jetzt selbst hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter gestimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptstadt Berlin. Die liberalen Tartüffe dort ekeln mich an. Viel Indignation wuchert in mir. — Genug davon!"

Ja, es duldete ihn nicht länger in Deutschland, wo das Damoklesschwert der Censur beständig über seinem Haupte hing, und den Freien nur Kerker und Verfolgung in Aussicht stand. In Paris war zum andern Male die Sturmglocke der Freiheit erklungen — da gürtete er seine Lenden und pilgerte an die Wiege der Revolution. Mit naiv anspruchslosem Hu-

mor erzählt Heine in den „Geſtändniſſen“ die Gründe ſeiner Flucht aus der Heimat und ſeiner Überſiedlung nach Frankreich[200]): „Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Julirevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade ſehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungeſunder, und ich muſſte ernſtlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häßlichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melancholiſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Feſtung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie es unangenehm ſei, wenn man im Winter die Eiſen tragen müſſe. Ich fand es in der That ſehr unchriſtlich, daſs man den Menſchen die Eiſen nicht ein bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden ſie keinen ſo unangenehmen Eindruck machen, und ſelbſt fröſtelnde Naturen könnten ſie dann gut ertragen; man ſollte auch die Vorſicht anwenden, die Ketten mit Eſſenzen von Roſen und Lorbern zu parfümieren, wie es hier zu Lande geſchieht. Ich frug meinen Juſtizrath, ob er zu Spandau oft Auſtern zu eſſen bekommen. Er ſagte Nein, Spandau ſei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleiſch, ſagte er, ſei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen franzöſiſchen Commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiſte und mir nicht genug zu rühmen wuſſte, wie luſtig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, wie man dort von Morgens bis Abends die Marſeillaiſe und „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ ſinge, und Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft an allen Straßenecken geſchrieben ſtehe; dabei lobte er mir auch den Champagner ſeines Hauſes, von deſſen Adreſſe er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er verſprach mir Empfehlungsbriefe für die beſten Pariſer Reſtaurants, im Fall ich die Hauptſtadt zu meiner Erheiterung beſuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt iſt, um dort Auſtern zu eſſen, und mich die Spandauer Geflügelſuppen nicht ſehr lockten, und auch obendrein die preußiſchen Ketten im Winter ſehr kalt ſind, und meiner Geſundheit nicht zuträglich ſein konnten, ſo entſchloſs ich mich, nach Paris zu reiſen und im

Vaterland des Champagners und der Marseillaise jenen zu trinken und diese letztere, nebst „En avant marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ singen zu hören.“

Den Tag vor seiner Abreise von Hamburg verbrachte Heine zum großen Theil in Gesellschaft Lewald's, dem er zur Erinnerung das Originalmanuskript der neuen Frühlingslieder schenkte. Auch gab er ihm die Abbildung einer Kirche in Lucca, worunter er die Verse geschrieben:

Die Kirche siehst du auf diesem Bilde,
Worin, zu heiliger Stimmung bekehrt,
Signora Franceska und Lady Mathilde
Mit Doktor Heine die Messe gehört.

In Frankfurt verweilte er acht volle Tage. Es wurde ihm dort von den Stimmführern der liberalen Partei die achtungsvollste Aufmerksamkeit erwiesen. Am frühen Morgen ging er aus, und als er Mittags nach Hause kam, fand er seinen Tisch mit Visitenkarten bedeckt[201]). Auch der beliebte Porträtmaler Professor Moritz Oppenheim suchte ihn auf und bat den Dichter, sich von ihm malen zu lassen. Das wohlgelungene Ölbild, welches vor einigen Jahren in den Besitz des Herrn Julius Campe überging, stellt Heine in sitzender Stellung dar. Vornehm nachlässige Haltung. Der Anzug — Rock, Hosen und Weste von schwarzem Tuch, breit überfallender Hemdkragen, durch ein lose geknotetes Halstuch vorn zusammen gehalten — ist einfach und elegant. Die Kniee sind übergeschlagen. Der rechte Arm stützt sich bequem auf die Stuhllehne, von welcher der braune Mantel herabfällt; die schmalen, rosigen Finger der linken Hand ruhen leicht gebogen auf dem rechten Unterarm. Das bartlose Oval des Gesichtes macht auf den ersten Blick keinen wohlthuenden Eindruck. Den missmuthigen Zügen fehlt die träumerisch sinnende Genialität des Grimm'schen Bildes. Die hohe, schöngemeißelte Stirn ist von kurzem lichtbraunen Haar umschattet. Die ziemlich gradlinigen Brauen lassen die kleinen, pfiffig hervorblinzelnden grünblauen Augen etwas schräger geschlitzt erscheinen, als auf den meisten übrigen Porträts. Die in der Mitte gewölbte, an der Spitze ein wenig herabfallende Nase mit breiter Wurzel ist das Einzige, was an jüdische Abstammung erinnert. Der weltverachtende Spott, der die Lippen des Dichters zu kräuseln pflegte, verräth sich in den Fältchen, welche die Mundwinkel umzucken, aber die Oberlippe ist noch nicht so höhnisch emporgezogen, wie in späteren Jahren, während die fleischige Unter-

lippe jenen ſtark ſinnlichen Typus zeigt, den wir auf allen Bildern Heine's gewahren. Im Ganzen entſprechen die Geſichtsformen des Oppenheim'ſchen Porträts, deſſen Ähnlichkeit von Schiff, Lyſer, Campe und anderen Freunden des Dichters verbürgt worden iſt, den wenig veränderten, nur durch langjähriges Leiden etwas veredelten Zügen der bekannten Bleiſtiftzeichnung von E. B. Kietz aus dem Sommer 1851 und des trefflichen Hautrelief-Medaillons in Bronze, das ein Pariſer Künſtler im Frühjahr 1852 modellierte[202]).

Von Frankfurt reiſte Heine ohne weiteren Aufenthalt über Heidelberg und Karlsruhe der franzöſiſchen Grenze zu. Am 1. Mai 1831 fuhr er bei Straßburg über den Rhein, und zwei Tage ſpäter hielt er im Koupé des Poſtwagens ſeinen Einzug in die Seineſtadt.

# Drittes Buch.

# Erſtes Kapitel.

## Erſte Eindrücke von Paris.

„La force des choses! Die Macht der Dinge! Ich habe wahrhaftig nicht die Dinge auf die Spitze geſtellt, ſondern die Dinge haben mich auf die Spitze geſtellt, auf die Spitze der Welt, auf Paris.“ So beginnt der erſte Brief, in welchem Heine ſeinen Berliner Freunden Nachricht von ſeiner Ankunft in der franzöſiſchen Hauptſtadt giebt[203]). Wir haben geſehen, mit welchem trunkenen Jubel der Dichter die Julirevolution als die Morgenröthe eines für die Menſchheit anbrechenden Freiheitstages begrüßte, und mit wie ſtolzen Erwartungen er nach Frankreich ging. Die erſten Eindrücke des immer noch leidenſchaftlich erregten Lebens in der damaligen Metropole des politiſchen Fortſchritts waren ganz dazu angethan, ſolche Illuſionen zu befeſtigen, und es kann uns nicht Wunder nehmen, wenn Heine vor dem Bilde der barrikadenkämpfenden Freiheitsgöttin von Delacroix in die begeiſterten Worte ausbricht[204]): „Heilige Julitage von Paris! ihr werdet ewig Zeugnis geben von dem Uradel der Menſchen, der nie ganz zerſtört werden kann. Wer euch erlebt hat, Der jammert nicht mehr auf den alten Gräbern, ſondern freudig glaubt er jetzt an die Auferſtehung der Völker. Heilige Julitage! wie ſchön war die Sonne und wie groß war das Volk von Paris! Die Götter im Himmel, die dem großen Kampfe zuſahen, jauchzten vor Bewunderung, und ſie wären gerne aufgeſtanden von ihren goldenen Stühlen und wären gerne zur Erde herabgeſtiegen, um Bürger zu werden von Paris! . . . Zumal im Monat Juli hat die

Sonne immer am gewaltigſten mit ihren Strahlen die Herzen der Pariſer entflammt, wenn die Freiheit bedroht war, und ſonnentrunken erhob ſich dann das Volk von Paris gegen die morſchen Baſtillen und Ordonnanzen der Knechtſchaft. Sonne und Stadt verſtehen ſich wunderbar, und ſie lieben ſich. Ehe die Sonne des Abends ins Meer hinabſteigt, verweilt ihr Blick noch lange mit Wohlgefallen auf der ſchönen Stadt Paris, und mit ihren letzten Strahlen küſſt ſie die dreifarbigen Fahnen auf den Thürmen der ſchönen Stadt Paris.“ Sehr paſſend fand Heine daher den Vorſchlag des Dichters Barthélemy, das Julifeſt durch eine ſymboliſche Vermählung zu feiern; wie einſt der Doge von Venedig jährlich den goldenen Bucentauro beſtiegen, um die herrſchende Venezia mit dem adriatiſchen Meere zu vermählen, ſo ſolle alljährlich auf dem Baſtillenplatze die Stadt Paris ſich vermählen mit der Sonne, dem großen flammenden Glücksſtern ihrer Freiheit. Aber Caſimir Perier goutierte nicht dieſen Vorſchlag, er fürchtete den Polterabend einer ſolchen Hochzeit, er fürchtete die allzu ſtarke Hitze einer ſolchen Ehe, und er wollte der Stadt Paris höchſtens eine morganatiſche Verbindung mit der Sonne bewilligen. Als Heine nach Paris kam, „flimmerten hie und da noch die Lichter der Julisonne; die Wangen der ſchönen Lutetia waren noch roth von den Flammenküſſen dieſer Sonne, und an ihrer Bruſt war noch nicht ganz verwelkt der bräutliche Blumenſtrauß. An den Straßenecken waren freilich hie und da die „Liberté, égalité, fraternité“ ſchon wieder abgewiſcht. Die Flitterwochen vergehen ſo ſchnell!“ [205])

Vor Allem machten der lebensluſtige Sinn der Bevölkerung, die liebenswürdige Urbanität der Männer und die angeborene Grazie der Frauen einen bezaubernden Eindruck auf den deutſchen Dichter, und wiederholentlich ſchildert er in Zeitungsartikeln und Briefen die fröhliche Stimmung, in welche der Anblick dieſer neuen Welt ihn verſetzte. In den „Florentiniſchen Nächten“ erzählt er [206]): „Paris ergötzte mich ſehr durch die Heiterkeit, die ſich in allen Erſcheinungen dort kundgiebt und auch auf ganz verdüſterte Gemüther ihren Einfluſs ausübt. Sonderbar! Paris iſt der Schauplatz, wo die größten Tragödien der Weltgeſchichte aufgeführt werden, Tragödien, bei deren Erinnerung ſogar in den entfernteſten Ländern die Herzen zittern und die Augen naſs werden; aber dem Zuſchauer dieſer großen Tragödien ergeht es hier in Paris, wie es mir einſt an der Porte Saint-Martin erging, als ich die „Tour de Nesle“ aufführen ſah. Ich kam nämlich hinter eine Dame zu ſitzen, die einen Hut von roſenrother Gaze trug, und dieſer

Hut war so breit, daſs er mir die ganze Aussicht auf die Bühne versperrte, daſs ich Alles, was dort tragiert wurde, nur durch die rothe Gaze dieses Hutes sah, und daſs mir also alle Gräuel der „Tour de Nesle" im heitersten Rosenlichte erschienen. Ja, es giebt in Paris ein solches Rosenlicht, welches alle Tragödien für den nahen Zuschauer erheitert, damit ihm dort der Lebensgenuſs nicht verleidet wird. Sogar die Schreckniſſe, die man im eigenen Herzen mitgebracht hat nach Paris, verlieren dort ihre beängſtigenden Schauer. Die Schmerzen werden sonderbar gesänftigt. In dieser Luft von Paris heilen alle Wunden viel schneller als irgend anderswo; es ist in dieser Luft etwas so Großmüthiges, so Mildreiches, so Liebenswürdiges wie im Volke selbst. Was mir am besten an diesem Pariser Volke gefiel, Das war sein höfliches Wesen und sein vornehmes Ansehen. Süßer Ananasduft der Höflichkeit! wie wohlthätig erquickest du meine kranke Seele, die in Deutschland so viel Tabaksqualm, Sauerkrautsgeruch und Grobheit eingeschluckt! Wie Rossini'sche Melodien erklangen in meinem Ohr die artigen Entschuldigungsreden eines Franzosen, der am Tage meiner Ankunft mich auf der Straße nur leise gestoßen hatte. Ich erschrak fast vor solcher süßen Höflichkeit, ich, der ich an deutsch flegelhafte Rippenstöße ohne Entschuldigung gewöhnt war. Während der ersten Woche meines Aufenthalts in Paris suchte ich vorsätzlich einigemal gestoßen zu werden, bloß um mich an dieser Musik der Entschuldigungsreden zu erfreuen. Aber nicht bloß wegen dieser Höflichkeit, sondern auch schon seiner Sprache wegen hatte für mich das französische Volk einen gewissen Anstrich von Vornehmheit. Denn, wie Sie wissen, bei uns im Norden gehört die französische Sprache zu den Attributen des hohen Adels, mit Französisch-sprechen hatte ich von Kindheit an die Idee der Vornehmheit verbunden. Und so eine Pariser Dame de la Halle sprach besser französisch als eine deutsche Stiftsdame von vierundsechzig Ahnen. Wegen dieser Sprache, die ihm ein vornehmes Ansehen verleiht, hatte das französische Volk in meinen Augen etwas allerliebst Fabelhaftes. Dieses entsprang aus einer andern Reminiscenz meiner Kindheit. Das erste Buch nämlich, worin ich Französisch lesen lernte, waren die Fabeln von Lafontaine; die naiv vernünftigen Redensarten derselben hatten sich meinem Gedächtnisse am unauslöschlichsten eingeprägt, und als ich nun nach Paris kam und überall Französisch sprechen hörte, erinnerte ich mich beständig der Lafontaine'schen Fabeln, ich glaubte immer die wohlbekannten Thierstimmen zu hören; jetzt sprach der Löwe, dann wieder sprach der Wolf,

dann das Lamm oder der Storch oder die Taube, nicht ſelten vermeinte ich auch den Fuchs zu vernehmen, und in meiner Erinnerung erwachten manchmal die Worte:

Eh! bonjour, monsieur du Corbeau!
Que vous êtes joli! que vous me semblez beau!

Solche fabelhafte Reminiscenzen erwachten aber in meiner Seele noch viel öfter, wenn ich zu Paris in jene höhere Region gerieth, welche man die Welt nennt. Dieſes war ja eben jene Welt, die dem ſeligen Lafontaine die Typen ſeiner Thiercharaktere geliefert hatte. Die Winterſaiſon begann bald nach meiner Ankunft in Paris, und ich nahm Theil an dem Salonleben, worin ſich jene Welt mehr oder minder luſtig herumtreibt. Als das Intereſſanteſte dieſer Welt frappierte mich nicht ſowohl die Gleichheit der feinen Sitten, die dort herrſcht, ſondern vielmehr die Verſchiedenheit ihrer Beſtandtheile. Manchmal, wenn ich mir in einem großen Salon die Menſchen betrachtete, die ſich dort friedlich verſammelt, glaubte ich mich in jenen Raritätenboutiken zu befinden, wo die Reliquien aller Zeiten kunterbunt neben einander ruhen: ein griechiſcher Apollo neben einer chineſiſchen Pagode, ein mexikaniſcher Vizlipuzli neben einem gothiſchen Ecce-homo, ägyptiſche Götzen mit Hundköpfchen, heilige Fratzen von Holz, von Elfenbein, von Metall u. ſ. w. Da ſah ich alte Mousquetaires, die einſt mit Marie Antoinette getanzt, Republikaner von der gelinden Obſervanz, die in der Aſſemblée Nationale vergöttert wurden, Montagnards ohne Barmherzigkeit und ohne Flecken, ehemalige Direktorialmänner, die im Luxembourg gethront, Großwürdenträger des Empires, vor denen ganz Europa gezittert, herrſchende Jeſuiten der Reſtauration, kurz lauter abgefärbte, verſtümmelte Gottheiten aus allen Zeitaltern, und woran Niemand mehr glaubt. Die Namen heulen, wenn ſie ſich berühren, aber die Menſchen ſieht man friedſam und freundlich neben einander ſtehen, wie die Antiquitäten in den erwähnten Boutiken des Quai Voltaire. In germaniſchen Landen, wo die Leidenſchaften weniger disciplinierbar ſind, wäre ein geſellſchaftliches Zuſammenleben ſo heterogener Perſonen etwas ganz Unmögliches. Auch iſt bei uns im kalten Norden das Bedürfnis des Sprechens nicht ſo ſtark wie im wärmeren Frankreich, wo die größten Feinde, wenn ſie ſich in einem Salon begegnen, nicht lange ein finſteres Schweigen beobachten können. Auch iſt in Frankreich die Gefallſucht ſo groß, daſs man eifrig dahin ſtrebt, nicht bloß den Freunden, ſondern auch den Feinden zu gefallen.

Da ist ein beständiges Drapieren und Minaudieren, und die Weiber haben hier ihre liebe Mühe, die Männer in der Koketterie zu übertreffen; aber es gelingt ihnen dennoch. Ich will mit dieser Bemerkung nichts Böses gemeint haben, bei Leibe nichts Böses in Betreff der französischen Frauen, und am allerwenigsten in Betreff der Pariserinnen. Bin ich doch der größte Verehrer Derselben, und ich verehre sie ihrer Fehler wegen noch weit mehr, als wegen ihrer Tugenden. Ich kenne nichts Treffenderes als die Legende, daß die Pariserinnen mit allen möglichen Fehlern zur Welt kommen, daß aber eine holde Fee sich ihrer erbarmt und jedem ihrer Fehler einen Zauber verleiht, wodurch er sogar als ein neuer Liebreiz wirkt. Diese holde Fee ist die Grazie. Sind die Pariserinnen schön? Wer kann Das wissen! Wer kann alle Intrigen der Toilette durchschauen, Wer kann entziffern, ob Das echt ist, was der Tüll verräth, oder ob Das falsch ist, was das bauschige Seidenzeug vorprahlt! Und ist es dem Auge gelungen, durch die Schale zu dringen, und sind wir eben im Begriff, den Kern zu erforschen, dann hüllt er sich gleich in eine neue Schale, und nachher wieder in eine neue, und durch diesen unaufhörlichen Modewechsel spotten sie des männlichen Scharfblicks. Sind ihre Gesichter schön? Auch Dieses wäre schwierig zu ermitteln. Denn alle ihre Gesichtszüge sind in beständiger Bewegung, jede Pariserin hat tausend Gesichter, eins lachender, geistreicher, holdseliger als das andere, und setzt Denjenigen in Verlegenheit, der darunter das wahre Gesicht errathen will. Sind ihre Augen groß? Was weiß ich! Wir untersuchen nicht lange das Kaliber der Kanone, wenn ihre Kugel uns den Kopf entführt. Und Wen sie nicht treffen, diese Augen, Den blenden sie wenigstens durch ihr Feuer, und er ist froh genug, sich in sicherer Schußweite zu halten. Ist der Raum zwischen Nase und Mund bei ihnen breit oder schmal? Manchmal ist er breit, wenn sie die Nase rümpfen; manchmal ist er schmal, wenn ihre Oberlippe sich übermüthig bäumt. Ist ihr Mund groß oder klein? Wer kann wissen, wo der Mund aufhört und das Lächeln beginnt? Damit ein richtiges Urtheil gefällt werde, muß der Beurtheilende und der Gegenstand der Beurtheilung sich im Zustande der Ruhe befinden. Aber Wer kann ruhig bei einer Pariserin sein, und welche Pariserin ist jemals ruhig? Es giebt Leute, welche glauben, sie könnten den Schmetterling ganz genau betrachten, wenn sie ihn mit einer Nadel aufs Papier festgestochen haben. Das ist eben so thöricht wie grausam. Der angeheftete, ruhige Schmetterling ist kein Schmetterling mehr. Den Schmet-

terling muß man betrachten, wenn er um die Blumen gaukelt . . . und die Pariſerin muß man betrachten, nicht in ihrer Häuslichkeit, wo ſie mit der Nadel in der Bruſt befeſtigt iſt, ſondern im Salon, bei Soiréen und Bällen, wenn ſie mit den geſtickten Gaze- und Seidenflügeln dahinflattert unter den blitzenden Kryſtallkronen der Freude! Dann offenbart ſich bei ihnen eine haſtige Lebensſucht, eine Begier nach ſüßer Betäubung, ein Lechzen nach Trunkenheit, wodurch ſie faſt grauenhaft verſchönert werden und einen Reiz gewinnen, der unſere Seele zugleich entzückt und erſchüttert."

Dieſe Schilderung erinnert uns lebhaft an die kaum minder enthuſiaſtiſche Beſchreibung, welche der junge Student zehn Jahre früher bei ſeiner Ankunft zu Berlin von dem luſtigen Maſkeraden- und Opernhaus-Treiben in der preußiſchen Reſidenz entwarf. In Paris aber blendete ihn jetzt um ſo mehr die glänzende Außenſeite des Lebens, da zu den betäubenden Genüſſen der Sinnenluſt ſich der geiſtige Rauſch eines Schwelgens in großen politiſchen und geſellſchaftlichen Idealen geſellte. „Frankreich", ſchreibt Heine in einem Korreſpondenzberichte vom Februar 1832[207]), „ſieht aus wie ein Garten, wo man alle ſchönſten Blumen gepflückt hat, um ſie zu einem Strauße zu verbinden, und dieſer Strauß heißt Paris. Es iſt wahr, er duftet jetzt nicht mehr ſo gewaltig, wie nach jenen Blüthetagen des Julius, als die Völker von dieſem Dufte betäubt wurden. Er iſt jedoch noch immer ſchön genug, um bräutlich zu prangen an dem Buſen Europas. Paris iſt nicht bloß die Hauptſtadt von Frankreich, ſondern der ganzen civiliſierten Welt, und iſt ein Sammelplatz ihrer geiſtigen Notabilitäten. Verſammelt iſt hier Alles, was groß iſt durch Liebe oder Haß, durch Fühlen oder Denken, durch Wiſſen oder Können, durch Glück oder Unglück, durch Zukunft oder Vergangenheit. Betrachtet man den Verein von berühmten oder ausgezeichneten Männern, die hier zuſammentreffen, ſo hält man Paris für ein Pantheon der Lebenden. Eine neue Kunſt, eine neue Religion, ein neues Leben wird hier geſchaffen, und luſtig tummeln ſich hier die Schöpfer einer neuen Welt. Die Gewalthaber gebärden ſich kleinlich, aber das Volk iſt groß und fühlt ſeine ſchauerlich erhabene Beſtimmung. Die Söhne wollen wetteifern mit den Vätern, die ſo ruhmvoll und heilig ins Grab geſtiegen. Es dämmern gewaltige Thaten, und unbekannte Götter wollen ſich offenbaren. Und dabei lacht und tanzt man überall, überall blüht der leichte Scherz, die heiterſte Moquerie." Das Bürgerkönigthum, der Saint-Simonismus, der Kampf der neufranzöſiſchen Romantik gegen die herkömmlichen

Formen der Klaſſicität — all' dieſe wichtigen Erſcheinungen drängten ſich der Beobachtung des deutſchen Schriftſtellers entgegen, der ein um ſo tieferes Intereſſe an ihnen nehmen muſſte, da er als Wortführer des Liberalismus nach Frankreich gekommen war. Daſs ihm der Abſchied von der Heimat in mancher Hinſicht recht ſchwer geworden, verrathen uns die Briefe an Varnhagen. „Ich habe zuletzt in Hamburg ein unerquickliches Leben geführt," heißt es in dieſen vertraulichen Konfeſſionen[208]), „ich fühlte mich nicht ſicher, und da mir eine Reiſe nach Paris ſchon längſt im Gemüthe dämmerte, ſo war ich leicht beredet, als mir eine große Hand gar beſorglich winkte. Indeſſen: fliehen wäre leicht, wenn man nicht das Vaterland an den Schuhſohlen mit ſich ſchleppte! Ich parodiere Danton mit Schmerzen. Es iſt ſchmerzlich, im Luxembourg ſpazieren zu gehn und überall ein Stück Hamburg oder ein Stück Preußen oder Baiern an den Schuhſohlen mit ſich herum zu ſchleppen. . . Mein größter Kummer beſtand darin, daſs ich meine kleine Familie, beſonders meiner Schweſter jüngſtes Kind, verlaſſen muſſte. Und doch riethen Pflicht und Klugheit zur Abreiſe. Ich hatte die Wahl zwiſchen gänzlichem Waffenniederlegen oder lebenslänglichem Kampfe, und ich wählte dieſen, und wahrlich nicht mit Leichtſinn. Daſs ich aber einſt die Waffen ergriff, dazu war ich gezwungen durch fremden Hohn, durch frechen Geburtsdünkel — in meiner Wiege lag ſchon meine Marſchroute für das ganze Leben . . . Es kann mir hier nicht ſchlechter gehn wie in der Heimat, wo ich Nichts als Kampf und Noth habe, wo ich nicht ſicher ſchlafen kann, wo man mir alle Lebensquellen vergiftet. Hier freilich ertrinke ich im Strudel der Begebenheiten, der Tageswellen, der brauſenden Revolution; — obendrein beſtehe ich jetzt ganz aus Phosphor, und während ich in einem wilden Menſchenmeer ertrinke, verbrenne ich auch durch meine eigne Natur."

In der erſten Zeit ſeines Pariſer Aufenthaltes trieb Heine ſich unbeachtet und zwecklos in der großen Weltſtadt umher, ſchauend, beobachtend und genießend, was ſich auf Schritt und Tritt an neuen Eindrücken ihm darbot. Heute ſtand er auf der Spitze des Pantheons und ſpottete über die kleinen Menſchen, die ſolche Tempel für die großen Menſchen nach ihrem Tode errichten; morgen beſuchte er auf dem Boulevard Mont-Parnaſſe die berüchtigte Grande-Chaumière, die „Pflanz- und Tanzſchule der künftigen großen Männer Frankreichs, der Catone des Rechts und Brutuſſe der Medicin, die ſich mit ihren Sempronias von der Nadel oder mit ihren Wams-

und Hosen-Portias in den Sprüngen des Kankans belustigten." Bald ließ er sich in der königlichen Bibliothek vom Aufseher der Manuskripte den Manessischen Kodex der Minnesänger hervorholen und weidete sein Auge an dem Anblick der theuern Blätter, die uns so viel' herrliche Schätze der mittelalterlichen Lyrik aufbewahrt haben; bald durchwandelte er die Säle des Louvre, und sammelte den Stoff zu geistvollen Berichten über die Gemäldeausstellung, welche in jenem Jahre besonders glänzend ausgefallen war. Er besuchte der Reihe nach alle Theater und Vergnügungslokale der Stadt und der Vorstädte, er lernte alle Notabilitäten der Bühne kennen: Arnal und Bouffé, Debureau und Odry, Mademoiselle Georges und Fräulein Déjazet. Er sah die Leichenausstellung der Morgue und diejenige der Académie française; letztere, die Akademie, nennt er eine Krippe für alte, wieder kindisch gewordene Schriftsteller, eine wahrhaft philanthropische Anstalt, deren Idee man auch bei den Hindus finde, welche Hospitäler für alte, abgelebte Affen errichten. Nicht minder sah er die Pairskammer, „die Nekropolis des Luxembourg, worin alle Mumien des Meineids, mit den einbalsamierten falschen Eiden, die sie allen Dynastien der französischen Pharaonen geschworen." Er sah auch Herrn von Lafayette und seine weißen Haare — letztere aber sah er apart in dem Medaillon einer schönen Dame, während der Held beider Welten eine braune Perücke trug.

Ein Lieblingsspaziergang Heine's war der Passage des Panoramas am Boulevard Montmartre. Hier schlenderte er fast allabendlich auf und ab, die Hände in den Taschen, den Kopf mit dem weißen Filzhut in den Nacken geworfen, die goldene Brille auf der Nase. Lächelnd beobachtete er das bunte Treiben des unaufhörlich wechselnden Menschenstromes, den die Magazine von Susse, die reichen Bijouterieläden und die duftenden Pasteten in der Garküche des Herrn Felix anlockten. Nebenher — oder hauptsächlich vielleicht — zogen ihn auch die Hortensen, Dianen, Zolanthen, Marien, Angelikas, Katharinen und Clarissen an, die sich hier lustwandelnd ergingen, und denen er die leichtfertigen Liedchen widmete, durch deren Abdruck er den Verehrern seiner Muse so großes Ärgernis bereitet hat. Diese Neigungen gingen selbstverständlich nicht tief, aber sie illustrieren die frivole Genußsucht seines Charakters, und es ist bekannt, daß er sich mit einem gewissen Cynismus seiner Liederlichkeit rühmte. Anfänglich scherzte er über die kleine Statur der Pariserinnen. „Wenn man die langen deutschen Glieder gewöhnt ist," sagte er, „so ist es schwer, sich hier einzurichten." Eine lange Schöne,

die ihn in Hamburg zu feſſeln gewuſſt, konnte er gar nicht vergeſſen. „Überall ſehe ich ſie, überall finde ich ſie wieder," erzählte er einem Freunde, während er plötzlich in der Galerie des Louvre vor der koloſſalen Melpomene ſtehen blieb, und in der That fand ſein Begleiter lachend einige Ähnlichkeit mit der Hamburgerin [299]). Heine gab durch ſeine muthwilligen Renommagen von tollem Liebesglück moraliſierenden Gegnern ſelbſt eine Waffe in die Hand, die mit nur allzu wirkſamem Erfolg von ihnen angewandt wurde, um ſeinen guten Leumund zu ſchädigen. Es iſt thöricht, die Ausſchweifungen des Dichters, wie Alfred Meißner verſucht hat [300]), als eine prädeſtinierte Miſſion verherrlichen, Heine als eine Art von weltlichem Heiland darſtellen zu wollen, der ſich für den Kultus der Liebe und Schönheit geopfert. Niemand würde über eine ſolche Apotheoſe ſeiner Liebeständeleien muthwilliger gelacht haben, als Heine ſelbſt, der wahrlich niemals einen Anſpruch auf Tugendkränze erhoben hat und ſich zeitlebens wenig um die Vorwürfe der Moralprediger kümmerte. Nicht ohne deutlichen Anflug von Ironie ſagte er auf ſeinem Krankenlager zu Meißner, als die Rede auf dies Thema kam [301]): „Glauben Sie mir, ich habe moraliſcher gelebt, als die meiſten der Menſchen, die mich fortwährend der Immoralität zeihen. Nie habe ich eine Unſchuld verführt oder eine Ehefrau zur Untreue verleitet. Können viele Menſchen Dasſelbe von ſich ſagen? Wird es mir Jemand glauben? Und doch iſt es ſo. Ja, ich habe mir am Abend meines Lebens keine Vorwürfe zu machen. Ich habe nie ein Mädchen verführt und nie eins verlaſſen. Ich war nie der erſte Liebhaber und nie der letzte." Wir möchten Diejenigen, welche den flüchtigen Liebeleien des Dichters ſo große Wichtigkeit beimeſſen, unter Anderm noch an ſeine beiläufige Bemerkung in den „Geſtändniſſen" erinnern [302]): „Die Neuheit des Genres iſt der Hexentrank, welcher auf jeden Deutſchen, der zum erſten Mal nach Paris kommt, denſelben Zauber übt. Er vergafft ſich in das hübſche Geſicht der erſten, beſten Griſette, wie er von der Küche des ſchlechteſten Sudelkoches im Palais-Royal entzückt iſt, wo man für zwei Franken per Kopf zu Mittag ſpeiſt. Aber es ſind für ihn neue Gerichte mit fremder Sauce. Später wird Einem ſchlimm zu Muth, wenn man daran denkt, daſs man dies verdächtige, allzu ſtark gewürzte Miſchimaſchi verſchluckt hat; denn wir haben ſpäter in Reſtaurants der guten Geſellſchaft mit Damen der guten Geſellſchaft diniert, und wir haben dort gelernt, jene zugleich pikanten und einfachen Gerichte zu ſchätzen, welche gar gekocht und kunſtgerecht arrangiert ſind,

manchmal etwas Hautgout haben, aber ſtets vortrefflich ſchmecken." So lebte er ſich denn raſch genug in Paris ein, und als im Oktober des folgenden Jahres ein ihm befreundeter Landsmann, der Komponiſt Ferdinand Hiller, nach Deutſchland zurückreiſte, ſchrieb er ihm die luſtigen Worte in einen Empfehlungsbrief[303]): „Fragt Sie Jemand, wie ich mich hier befinde, ſo ſagen Sie: „Wie ein Fiſch im Waſſer," oder vielmehr, ſagen Sie den Leuten, daß, wenn im Meere ein Fiſch den anderen nach ſeinem Befinden fragt, ſo antworte dieſer: „Ich befinde mich wie Heine in Paris."'"

Obgleich Heine mit Empfehlungsbriefen an die gute Geſellſchaft reichlich verſehen war, und ſeine geiſtige Bedeutung ihm wohl ſofort den Zutritt in die Salons aller literariſchen Größen Frankreichs eröffnet hätte, zog er es doch vor, ſich auf dem neuen politiſchen und geſellſchaftlichen Terrain erſt genauer zu orientieren, bevor er ſeinen feſten Umgang wähle. Behutſam, mit faſt ängſtlicher Scheu, ſtreckte er überall die Fühlhörner aus, prüfte mit ſcharfer Sonde die an ihn herantretenden Perſonen und Verhältniſſe, und zupfte neugierig an jeder fremdartigen Hülle, um zu ermitteln, welcher Kern ſich dahinter verſtecke. Der elegante Buchladen von Heideloff und Campe in der Rue Vivienne war damals der tägliche Rendezvousplatz aller hervorragenden Deutſchen, welche vorübergehend in Paris verweilten. Hier traf Heine ſeine alten Bekannten Michael Beer und Felix Mendelsſohn, den Geheimrath Dr. J. F. Koreff und den Baron Maltitz; hier wurden ihm Alexander von Humboldt und der Orientaliſt Julius Klaproth vorgeſtellt; hier klagte ihm Saphir ſein Herzeleid, daß ihn ſeine böſe Zunge aus München vertrieben und nun kein Menſch in Paris ſeine malitiöſen Wortwitzeleien verſtehe. Von den Göttinger Univerſitätsfreunden Heine's war Dr. Donndorf nach Paris verſchlagen, und korreſpondierte von dort aus für die Augsburger „Allgemeine Zeitung." Gelegentlich beſuchte der Dichter auch die muſikaliſchen Soiréen im Salon Moritz Schleſinger's, oder belebte mit geiſtreichem Geplauder den Thee der Madame Valentin. Man ſah ihn gern in dieſen gebildeten Kreiſen, und fühlte ſich geehrt durch die zwangloſe Art, in der Heine ſich dort jeder muthwilligen Laune, jedem witzigen Einfall des Augenblicks hingab. Nicht wenig beleidigte ihn daher die vornehme Geringſchätzung, mit welcher Auguſt Wilhelm von Schlegel, der im Herbſt 1831 auf einige Monate nach Paris kam, ſich gegen Humboldt und Andere über die literariſche Thätigkeit ſeines ehemaligen Schülers ausſprach. Heine vermochte dem gefallſüchtigen alten Herrn, der ſeinen

eigenen Ruhm überlebt und in den bekannten Xenien des Wendt'schen Musen-Almanachs auch ihn mit einem gehässigen Epigramme bedacht hatte[304]), diesen Angriff auf seinen Dichterruf nicht zu verzeihen, und rächte sich zunächst durch eine malitiöse Notiz über Schlegel's kindische Auszeichnungssucht in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung“[305]). Es handelte sich um die Dekorierung Desselben mit dem Orden der Ehrenlegion, den ihm Ludwig Philipp auf Verwenden des Herzogs von Broglio verliehn hatte. Spaßhafter Weise konnte diese Ordensverleihung Monate lang nicht im „Moniteur“ angezeigt werden, weil die ministerielle Kontrasignatur auf Schwierigkeiten stieß, die der irrthümlichen Annahme entsprangen, dass der neugebackene Ritter ein missvergnügter Liberaler sei, durch dessen Dekorierung man die absoluten Regierungen zu verletzen befürchtete. Heine rühmte sich wiederholentlich, durch seinen Spottartikel den literarischen Nebenbuhler aus Paris verjagt zu haben. „Es blieb mir kein anderes Mittel, ihn für seinen unerträglichen Hochmuth zu strafen,“ sagte er[306]); „da mir keine Polizei zur Verfügung stand, ihm das Ehrengeleit an die Grenze zu geben, so musste ich ihn vermittelst der Feder annullieren.“ — Einen glimpflicheren Ausgang nahm die Fehde Heine's mit dem Grafen Magnus von Moltke, der im Juli 1831 während einer kurzen Anwesenheit in Paris die Bekanntschaft des Dichters machte, und durch ihn selbst die erste Kunde von dem herausfordernden Angriffe in der Vorrede zu den Kahldorf'schen Briefen erhielt. Der Graf hatte Anfangs die Absicht, sich in einen Federkrieg über den Adel mit ihm einzulassen und den Nachweis zu versuchen, dass seine Principien missverstanden oder willkürlich entstellt worden. Da jedoch Heine die Antwort des Grafen nicht hätte ignorieren können, und eine Verständigung mit dem Gegner bei so weit auseinander gehenden Ansichten nicht zu erwarten stand, begnügte sich Letzterer mit dem ehrenvollen Zeugnisse persönlicher Hochachtung, welches der Verfasser der „Reisebilder“ ihm brieflich und später, nachdem er seine wohlmeinende Schrift über Gewerbefreiheit gelesen, aus eigenem Antrieb auch öffentlich ausstellte[307]). In der That überzeugte sich Heine, dass der Graf in vielen anderen Fragen den liberalsten Grundsätzen huldigte, und namentlich in religiösen Dingen den freisinnigsten Standpunkt einnahm. „Es ist eine sonderbare Sache mit diesen Adligen!“ rief er aus. „Die Besten unter ihnen können sich von ihren Geburtsinteressen nicht lossagen. Sie können in den meisten Fällen liberal denken, vielleicht noch unabhängig liberaler als Rotüriers, sie können vielleicht mehr

als Dieſe die Freiheit lieben und Opfer dafür bringen — aber für bürgerliche Gleichheit ſind ſie ſehr unempfänglich. Im Grunde iſt kein Menſch ganz liberal, nur die Menſchheit iſt es ganz, da der Eine das Stück Liberalismus beſitzt, das dem Anderen mangelt, und die Leute ſich alſo in ihrer Geſamtheit aufs beſte ergänzen. Der Graf Moltke iſt gewiſs der feſteſten Meinung, daſs der Sklavenhandel etwas Widerrechtliches und Schändliches iſt, und er ſtimmt gewiſs für deſſen Abſchaffung. Mynheer van der Null hingegen, ein Sklavenhändler, den ich unter den Bohmchen zu Rotterdam kennen gelernt, iſt durchaus überzeugt, der Sklavenhandel ſei etwas ganz Natürliches und Anſtändiges, das Vorrecht der Geburt aber, das Erbprivilegium, der Adel, ſei etwas Ungerechtes und Widerſinniges, welches jeder honette Staat ganz abſchaffen müſſe.“

Anfangs Auguſt reiſte Heine nach Boulogne ſur Mèr, wo er bis Ende September badete, ein flüchtiges Liebesverhältnis mit einer Engländerin anſpann, und mit Odilon Barrot zuſammen traf, den er in einem Briefe an Cotta als einen ſchlauen Ehrgeizigen charakteriſiert, welcher vielleicht eine bedeutende politiſche Rolle zu ſpielen berufen ſei[308]). Nach ſeiner Rückkehr in die Hauptſtadt vollendete der Dichter jenen trefflichen Aufſatz über die Gemäldeausſtellung des Jahres 1831, den er ſchon in den erſten Wochen ſeines Pariſer Aufenthaltes begonnen hatte, und der zu ſeinen beſten Arbeiten auf kunſtwiſſenſchaftlichem Felde gehört. Dieſer eben ſo geiſtvolle wie unparteiiſche Bericht, welcher im „Morgenblatte“ No. 257—274, vom 27. Oktober bis 16. November d. J. abgedruckt wurde, trug viel dazu bei, die Aufmerkſamkeit der deutſchen Künſtler auf den Fortſchritt hinzulenken, der ſich während der jüngſten Zeit in der franzöſiſchen Malerei vollzogen. Heine hatte bisher dieſelben ungünſtigen Vorurtheile gegen die franzöſiſche Kunſt, namentlich gegen die dortige Malerei, gehegt, welche damals in Deutſchland allgemein herrſchend waren. Der Anblick jener unſterblichen Meiſterwerke der italiäniſchen Schule, die er in den Galerien von München, Venedig, Genua und Florenz kennen gelernt, hatte ihn mit hohem Entzücken erfüllt; ſie waren ihm als eine große Familie erſchienen, die an den Brüſten einer großen gemeinſamen Mutter ihre Nahrung eingeſogen, und, befriedet und einig, zwar nicht immer dieſelben Worte, aber doch dieſelbe Sprache reden[309]). Gegenüber dieſer katholiſchen Einheit der Gefühle in den Bildern der Italiäner, ſtörte ihn Anfangs der buntfarbig grelle Eindruck der franzöſiſchen Ausſtellung, aus deren einzelnen Gemälden nur ſehr entfernt eine

geistige Verwandtschaft mit den übrigen hervorleuchtete. „Jeder Maler“, so urtheilte der deutsche Beschauer [310]), „malt hier auf eigene Hand und für eigene Rechnung; die Tageslaune, die Grille der Geldreichen oder des eigenen müßigen Herzens giebt ihm den Stoff, die Palette giebt ihm die glänzendsten Farben, und die Leinewand ist geduldig. Dazu kommt noch, daß jetzt bei den französischen Malern die mißverstandene Romantik grassiert, und nach ihrem Hauptprincip Jeder sich bestrebt, ganz anders als die Andern zu malen, oder, wie die kursierende Redensart heißt, seine Eigenthümlichkeit hervortreten zu lassen.“ Als Heine jedoch aus dem bunten Meer von Gemälden die wahrhaften Perlen, die vorzüglichsten Stücke des diesjährigen Salons, herausgefunden hatte, fiel es ihm nicht schwer, in denselben, bei aller Verschiedenheit in Stoff und Behandlung, dennoch einen verwandtschaftlichen Zug geistigen Strebens zu entdecken. Es wurde ihm klar, daß auch die Malerei in Frankreich langsam, aber sicheren Schrittes, der socialen Bewegung seit Ende des vorigen Jahrhunderts gefolgt sei, und sich endlich mit dem Volke selber verjüngt habe. David und seine Schüler hatten zuerst den parfümierten Schäferspielen ein Ende gemacht und die schal gewordene Kunst mit gewaltiger Hand wieder in die ernsten Regionen antiken Heldenthums zu erheben gesucht. Aber wie wir in Deutschland auf dem Gebiete der poetischen Literatur die romantische Schule sich gegen die gelehrt antikisierende Richtung auflehnen sahen, so empörte sich in Frankreich bald eine junge Künstlerschule gegen die einseitige Klassicität der David'schen Geschichtsmalerei. Horace Vernet, Paul Delaroche und ihre Nachfolger gingen bei ihren historischen Gemälden auf die lebendigste Individualisierung aus, während Leopold Robert in seinen Schnittern, Fischern und Gebirgshirten das Leben des Tages so schlicht und zugleich so erhaben zu fassen verstand, daß er das Genre fast zur Bedeutung der Historie erhöhte. Heine spricht goldene Worte über den Einfluß der Zeitideen auf diese Fortentwickelung der französischen Malerei, er polemisiert gegen die Engherzigkeit vornehm absprechender Kunstrecensenten, die nach vorgefaßten Regeln jedes neue Werk bekritteln, und er betont nachdrücklich, daß jedes neue Kunstgenie nach seiner eigenen mitgebrachten Ästhetik zu beurtheilen sei. In der That dokumentierte sich die geistig belebende Einwirkung der Julirevolution auf die französische Kunst so glänzend wie möglich in dem Salon von 1831, welcher, um nur der hervorragendsten Stücke zu gedenken, Ary Scheffer's Faust und Gretchen, seine Leonore und seine Porträts von Talleyrand, Heinrich IV. und Ludwig

Philipp, — Horace Vernet's Judith, Papſt Gregor XVI., Camille Desmoulins und die Arretierung der Prinzen Condé, Conti und Longueville, — Delacroix' Barrikadenkämpfer aus den Julitagen, — Decamps' Hundehoſpital und Patrouille des Hadſchi-Bei zu Smyrna, — Leſſore's „kranken Bruder", — Leopold Robert's Schnitter, Pifferari und italiäniſches Leichenbegängnis, — und Paul Delaroche's berühmte Bilder: die Todesfahrt Richelieu's, der ſterbende Mazarin, die Ermordung der Söhne Eduard's IV. im Tower und Cromwell am Sarge Karl's I. enthielt. Von all' dieſen Gemälden giebt Heine uns eine ſo wahrhaft plaſtiſche Schilderung, er erſtattet einen ſo anſchaulichen Bericht über die Idee, Stimmung und Ausführungsweiſe jedes einzelnen Bildes, daſs die Feder des Schriftſtellers faſt zum nacherſchaffenden Malerpinſel wird, und ſein Wort der Phantaſie des Leſers nahezu die Formen und Farben der beſprochenen Kunſtwerke leibhaftig vor Augen ſtellt.

In den Reflexionen, welche er an den Stoff und an die überraſchend neue Behandlungsart der meiſten dieſer Gemälde knüpft, kritiſiert Heine beſonders ſcharf die herkömmliche Behauptung, daſs die Kunſt, vor Allem die Malerei, zu ihrer günſtigen Entfaltung durchaus eines friedlichen Zeitalters bedürfe. Er erhofft im Gegentheil eine Wiedergeburt der Kunſt durch die jungen Ideen, welche gleich dem Brauſen eines herannahenden Frühlings die Welt erſchüttern. Auf ſeine gewichtvollen Worte in dem Aufſatze über Menzel's „Deutſche Literatur" zurückweiſend, ſagt er[311]): „Meine alte Prophezeiung von dem Ende der Kunſtperiode, die bei der Wiege Goethe's anfing und bei ſeinem Sarge aufhören wird, ſcheint ihrer Erfüllung nahe zu ſein. Die jetzige Kunſt muſs zu Grunde gehen, weil ihr Princip noch im abgelebten alten Regime, in der heiligen römiſchen Reichsvergangenheit wurzelt. Deſshalb, wie alle welken Überreſte dieſer Vergangenheit, ſteht ſie im unerquicklichſten Widerſpruch mit der Gegenwart. Dieſer Widerſpruch, und nicht die Zeitbewegung ſelbſt, iſt der Kunſt ſo ſchädlich; im Gegentheil, dieſe Zeitbewegung müſſte ihr ſogar gedeihlich werden, wie einſt in Athen und Florenz, wo eben in den wildeſten Kriegs- und Parteiſtürmen die Kunſt ihre herrlichſten Blüthen entfaltete. Freilich, jene griechiſchen und florentiniſchen Künſtler führten kein egoiſtiſch iſoliertes Kunſtleben, die müßig dichtende Seele hermetiſch verſchloſſen gegen die großen Schmerzen und Freuden der Zeit; im Gegentheil, ihre Werke waren nur das träumende Spiegelbild ihrer Zeit, und ſie ſelbſt waren ganze Männer, deren Perſönlichkeit eben ſo

gewaltig wie ihre bildende Kraft; Phidias und Michel Angelo waren Männer aus einem Stück, wie ihre Bildwerke, und wie dieſe zu ihren griechiſchen und katholiſchen Tempeln paſſten, ſo ſtanden jene Künſtler in heiliger Harmonie mit ihrer Umgebung; ſie trennten nicht ihre Kunſt von der Politik des Tages, ſie arbeiteten nicht mit kümmerlicher Privatbegeiſterung, die ſich leicht in jeden beliebigen Stoff hineindrängt; Äſchylus hat die Perſer mit derſelben Wahrheit gedichtet, womit er zu Marathon gegen ſie gefochten, und Dante ſchrieb ſeine Komödie nicht als ſtehender Kommiſſionsdichter, ſondern als flüchtiger Guelfe, und in Verbannung und Kriegsnoth klagte er nicht über den Untergang ſeines Talentes, ſondern über den Untergang der Freiheit. Indeſſen, die neue Zeit wird auch eine neue Kunſt gebären, die mit ihr ſelbſt in begeiſtertem Einklang ſein wird, die nicht aus der verblichenen Vergangenheit ihre Symbolik zu borgen braucht, und die ſogar eine neue Technik, die von der ſeitherigen verſchieden, hervorbringen muſs. Bis dahin möge, mit Farben und Klängen, die ſelbſttrunkenſte Subjektivität, die weltentzügelte Individualität, die gottfreie Perſönlichkeit mit all' ihrer Lebensluſt ſich geltend machen, was doch immer erſprießlicher iſt, als das todte Scheinweſen der alten Kunſt." — Das liebevolle Aufdecken der Zeitſignatur, der gemeinſamen Eigenthümlichkeiten, durch welche die beſprochenen Bilder ſich als Erzeugniſſe der gegenwärtigen Periode ausweiſen und mit den Fortſchrittsideen des Jahrhunderts zuſammenhängen, bildet den ſtets wiederkehrenden Grundgedanken des Heine'ſchen Aufſatzes. Hören wir z. B., wie zwanglos der Dichter aus dem zufälligen Umſtande, daſs Robert's Meiſterwerk neben dem Cromwell von Delaroche hing, die troſtvoll verſöhnlichſten Betrachtungen ſchöpft[312]): „In der That, wenn die kriegsrohe Puritanergeſtalt, der entſetzliche Schnitter mit dem abgemähten Königshaupt, aus dunkelm Grunde hervortretend, den Beſchauer erſchütterte und alle politiſchen Leidenſchaften in ihm aufwühlte, ſo ward ſeine Seele doch gleich wieder beruhigt durch den Anblick jener andern Schnitter, die, mit ihren ſchönen Ähren heimkehrend zum Erntefeſt der Liebe und des Friedens, im klarſten Himmelslichte blühten. Fühlen wir bei dem einen Gemälde, wie der große Zweikampf noch nicht zu Ende, wie der Boden noch zittert unter unſern Füßen; hören wir hier noch das Raſen des Sturmes, der die Welt nieder zu reißen droht; ſehen wir hier noch den gähnenden Abgrund, der gierig die Blutſtröme einſchlürft, ſo daſs grauenhafte Untergangsfurcht uns ergreift: ſo ſehen wir auf dem andern Gemälde, wie ruhig ſicher die Erde

ſtehen bleibt und immer liebreich ihre goldenen Früchte hervorbringt, wenn auch die ganze römiſche Univerſaltragödie mit allen ihren Gladiatoren und Kaiſern und Laſtern und Elephanten darüber hingetrampelt. Wenn wir auf dem einen Gemälde jene Geſchichte ſehen, die ſich ſo närriſch herumrollt in Blut und Koth, oft Jahrhunderte lang blödſinnig ſtillſteht, und dann wieder unbeholfen haſtig aufſpringt, und in die Kreuz und in die Quer wüthet, und die wir Weltgeſchichte nennen: ſo ſehen wir auf dem andern Gemälde jene noch größere Geſchichte, die dennoch Raum genug hat auf einem mit Büffeln beſpannten Wagen; eine Geſchichte ohne Anfang und ohne Ende, die ſich ewig wiederholt und ſo einfach iſt wie das Meer, wie der Himmel, wie die Jahreszeiten; eine heilige Geſchichte, die der Dichter beſchreibt und deren Archiv in jedem Menſchenherzen zu finden iſt: — die Geſchichte der Menſchheit!“ — „Ach! wohl thut es Noth,“ ſchreibt Heine auf dem folgenden Blatte, emporgeſchreckt durch die Nachrichten aus Polen, „daſs die liebe, unverwüſtliche, melodiſche Geſchichte der Menſchheit unſere Seele tröſte in dem miſstönenden Lärm der Weltgeſchichte. Ich höre in dieſem Augenblick da draußen, dröhnender, betäubender als jemals, dieſen miſstönenden Lärm, dieſes ſinnverwirrende Getöſe; es zürnen die Trommeln, es klirren die Waffen; ein empörtes Menſchenmeer mit wahnſinnigen Schmerzen und Flüchen, wälzt ſich durch die Gaſſen das Volk von Paris und heult: ‚Warſchau iſt gefallen! Unſere Avantgarde iſt gefallen! Nieder mit den Miniſtern! Krieg den Ruſſen! Tod den Preußen!‘ — Es wird mir ſchwer, ruhig am Schreibtiſche ſitzen zu bleiben und meinen armen Kunſtbericht, meine friedliche Gemäldebeurtheilung zu Ende zu ſchreiben. Und dennoch, gehe ich hinab auf die Straße und man erkennt mich als Preußen, ſo wird mir von irgend einem Julihelden das Gehirn eingedrückt, ſo daſs alle meine Kunſtideen zerquetſcht werden; oder ich bekomme einen Bajonettſtich in die linke Seite, wo jetzt das Herz ſchon von ſelber blutet, und vielleicht obendrein werde ich in die Wache geſetzt als fremder Unruhſtörer. Bei ſolchem Lärm verwirren und verſchieben ſich die Gedanken und Bilder. Die Freiheitsgöttin von Delacroix tritt mir mit ganz verändertem Geſicht entgegen, faſt mit Angſt in dem wilden Auge. Mirakulöſe verändert ſich das Bild des Papſtes von Vernet; der alte ſchwächliche Statthalter Chriſti ſieht auf einmal ſo jung und geſund aus und erhebt ſich lächelnd auf ſeinem Seſſel, und es iſt, als ob ſeine ſtarken Träger das Maul aufſperrten zu einem Te deum laudamus. Der junge engliſche Prinz ſinkt zu Boden,

und sterbend sieht er mich an mit den wohlbekannten Freundesblicken, mit jener schmerzlichen Innigkeit, die den Polen eigen ist. Auch der todte Karl bekommt ein ganz anderes Gesicht und verwandelt sich plötzlich, und wenn ich genauer hinschaue, so liegt kein König, sondern das ermordete Polen in dem schwarzen Sarge, und davor steht nicht mehr Cromwell, sondern der Zar von Rußland, eine adlige, reiche Gestalt, ganz so herrlich, wie ich ihn vor einigen Jahren zu Berlin gesehen, als er neben dem König von Preußen auf dem Balkon stand und Diesem die Hand küßte. Dreißigtausend schaulustige Berliner jauchzten Hurrah! und ich dachte in meinem Herzen: Gott sei uns Allen gnädig! Ich kannte ja das sarmatische Sprichwort: ‚Die Hand, die man noch nicht abhauen will, die muß man küssen.‘ — Ach! ich wollte, der König von Preußen hätte sich auch hier an die linke Hand küssen lassen, und hätte mit der rechten Hand das Schwert ergriffen und dem gefährlichsten Feinde des Vaterlandes so begegnet, wie es Pflicht und Gewissen verlangten. Haben sich diese Hohenzollern die Vogtwürde des Reiches im Norden angemaßt, so mussten sie auch seine Marken sichern gegen das herandrängende Rußland. Die Russen sind ein braves Volk, und ich will sie gern achten und lieben; aber seit dem Falle Warschau's, der letzten Schutzmauer, die uns von ihnen getrennt, sind sie unserm Herzen so nahe gerückt, daß mir Angst wird. Ich fürchte, wenn uns jetzt der Zar von Rußland wieder besucht, dann ist an uns die Reihe, ihm die Hand zu küssen — Gott sei uns Allen gnädig! — Gott sei uns Allen gnädig! Unsere letzte Schutzmauer ist gefallen, die Göttin der Freiheit erbleicht, unsere Freunde liegen zu Boden, der römische Großpfaffe erhebt sich boshaft lächelnd, und die siegende Aristokratie steht triumphierend an dem Sarge des Volksthums.“

Es gereicht Heine nur zur Ehre, daß die ernste Theilnahme an den politischen Ereignissen jener Tage ihm während der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Frankreich den behaglichen Kunstgenuß vielfach trübte, und daß er zu weiterer Berichterstattung über künstlerische Gegenstände vorerst nicht mehr die nöthige Ruhe fand. „Wenn die Kunst auch in Paris mehr als anderswo blüht,“ schrieb er am Schlusse jenes Aufsatzes über die Gemäldeausstellung von 1831, „so werden wir doch in ihrem Genusse jeden Augenblick gestört durch das rohe Geräusch des Lebens; die süßesten Töne der Pasta und Malibran werden uns verleidet durch den Nothschrei der erbitterten Armuth, und das trunkene Herz, das eben Robert's Farbenlust einge-

ſchlürft, wird ſchnell wieder ernüchtert durch den Anblick des öffentlichen Elends. Es gehört faſt ein Goethe'ſcher Egoismus dazu, um hier zu einem ungetrübten Kunſtgenuſs zu gelangen, und wie ſehr Einem gar die Kunſtkritik erſchwert wird, Das fühle ich eben in dieſem Augenblick. Ich vermochte geſtern dennoch an dieſem Berichte weiter zu ſchreiben, nachdem ich einmal unterdeſſen nach den Boulevards gegangen war, wo ich einen todblaſſen Menſchen vor Hunger und Elend niederfallen ſah. Aber wenn auf einmal ein ganzes Volk niederfällt an den Boulevards von Europa — dann iſt es unmöglich, ruhig weiter zu ſchreiben. Wenn die Augen des Kritikers von Thränen getrübt werden, iſt auch ſein Urtheil Wenig mehr werth." —

Im December des Jahres 1831 wurde Heine durch den Beſuch zweier lieben Freunde überraſcht. Dr. Guſtav Kolb, der von Cotta dauernd als Mitarbeiter für die „Allgemeine Zeitung" gewonnen war und ſpäter bei Stegmann's Tode zum Chefredakteur dieſes angeſehenſten politiſchen Journales in Deutſchland aufrückte, verweilte, nach längerem Aufenthalte in England, jetzt mehre Monate in Paris, um ſich auch über die franzöſiſchen Verhältniſſe aus eigener Anſchauung gründlich zu orientieren und dem Augsburger Blatte zuverläſſige Korreſpondenten in der Weltſtadt zu verſchaffen. Etwas früher ſchon traf Auguſt Lewald mit ſeiner Gemahlin aus Hamburg ein, von wo ihn die Angſt vor der herannahenden Cholera vertrieben hatte. Wie früher in Hamburg, verbrachte Heine jetzt auch in Paris ſeine Abende meiſt in Lewald's geſelliger Wohnung; Mittags aßen die Freunde gewöhnlich mit dem Baron Maltitz und dem Schauſpieler Zerrmann in einer kleinen Reſtauration der Rue de Valois, und gemeinſchaftliche Ausflüge nach Verſailles, St. Cloud, Fontainebleau und andern hiſtoriſch denkwürdigen Plätzen der Umgegend wurden an freundlichen Herbſttagen unternommen. Bald jedoch ſollte Lewald erfahren, daſs Paris weniger noch, als Hamburg, Schutz vor der gefürchteten Seuche gewähre, die am 29. März 1832, inmitten der ausgelaſſenſten Karnevalsluſt, auch dort ihren ſchrecklichen Einzug hielt. „Man hatte", ſo erzählt Heine in ſeiner, an die Muſterberichte von Thukydides und Boccaccio erinnernden Schilderung der Cholerazeit in Paris [313]), „jener Peſtilenz um ſo ſorgloſer entgegen geſehen, da aus London die Nachricht angelangt war, daſs ſie verhältnismäßig nur Wenige hingerafft. Luſtig tummelten ſich die Pariſer am Tage der Mi-carême auf den Boulevards, wo man ſogar Maſken erblickte, die in karikierter Mißfarbigkeit und Ungeſtalt die Furcht vor der Cholera und die Krankheit ſelbſt verſpotteten.

Desselben Abends waren die Redouten besuchter als jemals; übermüthiges Gelächter überjauchzte fast die lauteste Musik, man erhitzte sich beim Chahut, einem nicht sehr zweideutigen Tanze, man schluckte dabei Eis und sonstig kaltes Getränke — als plötzlich der lustigste der Arlequine eine allzu große Kühle in den Beinen verspürte, und die Maske abnahm, und zu aller Welt Verwunderung ein veilchenblaues Gesicht zum Vorschein kam. Man merkte bald, daß Solches kein Spaß sei, und das Gelächter verstummte, und mehrere Wagen voll Menschen fuhr man von der Redoute gleich nach dem Hôtel-Dieu, dem Centralhospitale, wo sie, in ihren abenteuerlichen Maskenkleidern anlangend, gleich verschieden, und so schnell beerdigt wurden, daß man ihnen nicht einmal die buntscheckigen Narrengewänder auszog." Es wurden jetzt schleunigst Sicherungsanstalten getroffen. Die Polizei sorgte zunächst für eine bessere Reinigung der Straßen, sie ließ den Unrath, auf Karren verladen, aus der Stadt schaffen, und gerieth dadurch in Konflikt mit den Lumpensammlern, welche, mit ihren Hakenstöcken die Schmutzhaufen durchwühlend, manchen noch brauchbaren Gegenstand aus dem Straßenkehricht aufzufischen gewohnt waren, und sich nun in ihrem Erwerbe beeinträchtigt sahen. Sie versuchten gewaltthätig die Reinigungsreform zu hintertreiben, die Kehrichtwagen wurden zertrümmert und in die Seine geworfen, die Lumpensammler verbarrikadierten sich bei der Porte St. Denis, und die unverständige Emeute musste durch bewaffnete Macht gedämpft werden. Bald darauf verbreitete sich das aberwitzige Gerücht, die vielen Menschen, welche so rasch bestattet würden, stürben nicht durch eine Krankheit, sondern durch Gift, das man in alle Lebensmittel zu streuen gewusst habe. Die Polizei beging die Bêtise, durch eine öffentliche Bekanntmachung, worin sie ausdrücklich sagte, daß sie den Giftmischern auf der Spur sei, den unseligen Argwohn officiell zu bestätigen, und ganz Paris gerieth in die grauenhafteste Todesbestürzung. Der Pöbel auf den Straßen durchsuchte Jeden, der ihm verdächtig erschien, und sechs Menschen, bei denen man ein weißes Pulver — wie sich später herausstellte, ein Schutzmittel gegen die Cholera — fand, wurden aufs grausamste ermordet. Die meisten Fremden und fast alle reichen Familien verließen sofort die Stadt; auf dem Hôtel de Ville sollen in der ersten Hälfte des Aprilmonats über 120,000 Pässe ausgestellt worden sein. Auch Lewald war unter den Flüchtigen, er reiste mit seiner Frau Hals über Kopf nach München ab. Heine gedachte Anfangs, nach Versailles überzusiedeln, das ihm jederzeit besonders

interessant war; „seine Langeweile voll Majestät nährt große Gedanken“, sagte er. Doch gab er seinen Vorsatz auf, als sich zeigte, daſs die luftigen, breiten Straßen dieser menschenleeren Stadt gleichfalls nicht im Stande waren, die Seuche abzuwehren. Hauptsächlich aber hielt ihn ein anderer Beweggrund in Paris zurück. Sein Vetter Karl Heine war dort erkrankt, und er betrachtete es als eine heilige Pflicht, seinem Oheim Salomon, der schon einen Sohn in der Fremde verloren hatte, diesen letzten Stammhalter der Familie durch treue Pflege zu erhalten[314]). Mit gleicher Aufopferung ging er, der mehr als jeder Andere reizbar und empfänglich war, kurz vor der Abreise Lewald's, während die Cholera ringsum wüthete, in die engsten und schmutzigsten Straßen, um ein Geschäft für den Freund in Ordnung zu bringen, woran Diesem sehr Viel gelegen war. Jedenfalls ist der Muth anzuerkennen, mit welchem Heine den ihn umgebenden Schreckniſſen trotzte, und gleichsam als ein Bülletin vom Schlachtfelde seine Zeitungsberichte über die von der Seuche angerichteten Verwüstungen schrieb. „Daſs man die Zahl der Todten nie genau wuſste,“ heißt es in seiner Schilderung jener Tage[315]), „oder vielmehr daſs man von der Unrichtigkeit der angegebenen Zahl überzeugt war, füllte die Gemüther mit vagem Schrecken und steigerte die Angst ins Unermeſsliche. In der That, die Journale haben seitdem eingestanden, daſs in einem Tage, nämlich den zehnten April, an die zweitausend Menschen gestorben sind. Das Volk ließ sich nicht officiell täuschen und klagte beständig, daſs mehr Menschen stürben, als man angebe. Mein Barbier erzählte mir, daſs eine alte Frau auf dem Faubourg Montmartre die ganze Nacht am Fenster sitzen geblieben, um die Leichen zu zählen, die man vorbeitrüge; sie habe dreihundert Leichen gezählt, worauf sie selbst, als der Morgen anbrach, von dem Froste und den Krämpfen der Cholera ergriffen ward und bald verschied. Wo man nur hinsah auf den Straßen, erblickte man Leichenzüge oder, was noch melancholischer aussieht, Leichenwagen, denen Niemand folgte. Da die vorhandenen Leichenwagen nicht zureichten, muſste man allerlei andere Fuhrwerke gebrauchen, die, mit schwarzem Tuch überzogen, abenteuerlich genug aussahen. Auch daran fehlte es zuletzt, und ich sah Särge in Fiakern fortbringen; man legte sie in die Mitte, so daſs aus den offenen Seitenthüren die beiden Enden herausstanden. Widerwärtig war es anzuschauen, wenn die großen Möbelwagen, die man beim Ausziehen gebraucht, jetzt gleichsam als Todten-Omnibusse, als omnibus mortuis, herumfuhren, und sich in den verschiedenen Straßen die Särge aufladen

ließen, und sie dutzendweise zur Ruhestätte brachten.“ — „Es war eine Schreckenszeit“, sagt Heine in den nachträglichen Begleitworten zu einem späteren Wiederabdruck seines Berichtes[316]), „weit schauerlicher als die frühere, da die Hinrichtungen so rasch und so geheimnisvoll stattfanden. Es war ein verlarvter Henker, der mit einer unsichtbaren Guillotine ambulante durch Paris zog. ‚Wir werden Einer nach dem Andern in den Sack gesteckt!‘ sagte seufzend mein Bedienter jeden Morgen, wenn er mir die Zahl der Todten oder das Verscheiden eines Bekannten meldete. Das Wort ‚in den Sack stecken‘ war gar keine Redefigur; es fehlte bald an Särgen und der größte Theil der Todten wurde in Säcken beerdigt. Als ich vorige Woche einem öffentlichen Gebäude vorbeiging und in der geräumigen Halle das lustige Volk sah, die springend munteren Französchen, die niedlichen Plaudertaschen von Französinnen, die dort lachend und schäkernd ihre Einkäufe machten, da erinnerte ich mich, daſs hier während der Cholerazeit, hoch aufeinander geschichtet, viele hundert weiße Säcke standen, die lauter Leichname enthielten, und daſs man hier sehr wenige, aber desto fatalere Stimmen hörte, nämlich wie die Leichenwächter mit unheimlicher Gleichgültigkeit ihre Säcke den Todtengräbern zuzählten, und Diese wieder, während sie solche auf ihre Karren luden, gedämpfteren Tones die Zahl wiederholten oder gar sich grell laut beklagten, man habe ihnen einen Sack zu wenig geliefert, wobei nicht selten ein sonderbares Gezänk entstand. Ich erinnere mich, daſs zwei kleine Knäbchen mit betrübter Miene neben mir standen, und der Eine mich frug, ob ich ihm nicht sagen könne, in welchem Sacke sein Vater sei.“

# Zweites Kapitel.

## Heine als Vermittler des franzöſiſchen Geiſtes in Deutſchland.

Bei der Abreiſe Heine's nach Paris hatte ihm Campe, im Hinblick auf die wachſenden Cenſurhinderniſſe, welche ſich dem Debit freiſinniger Werke in Deutſchland entgegenſtellten, den dringenden Rath ertheilt, ſtatt der leidenſchaftlichen Form politiſcher Tagesſchriftſtellerei, die er in der Vorrede zu den Kahldorf'ſchen Briefen eingeſchlagen, ſein Talent auf die friedlichere Bahn rein künſtleriſcher Produktion zu lenken. „Folgt er mir", ſchrieb Campe in einem Briefe an Wilhelm Häring vom 5. December 1831, „wie ich hoffe, und wie er mir ſelbſt, freilich für ſpäter, zuſagte, was ich aber ſtatt ‚ſpäter' in ‚zuerſt' umgewandelt haben wollte, ſo erblicken wir ihn zur Oſtermeſſe in einem ganz neuen Fahrwaſſer, das frei von Politik iſt, ſo weit wie es möglich ſein möchte, ſich überhaupt davon zu entfernen. Ich glaube dadurch Heine und unſerer Literatur einen Dienſt zu leiſten."

Die Ermahnungen des befreundeten Verlegers hatten vielleicht dazu beigetragen, Heine für eine kurze Weile zu größerer Vorſicht in ſeinem öffentlichen Auftreten zu beſtimmen. In ziemlich gemäßigtem Tone und rein ſachlicher Haltung begann er ſeinen Bericht für das „Morgenblatt" über die Gemäldeausſtellung von 1831 — aber der Fall Warſchau's und die ſchmähliche Rolle, welche die europäiſchen Kabinette in dem polniſchen Heldendrama geſpielt, drangen, wie wir bereits wahrgenommen, ſeinem empörten Herzen ſchon am Schluſſe jenes Kunſtberichtes die ſchmerzlichſten Klageworte ab, und erweckten ihm aufs Neue den Vorſatz, gegen die immer bedrohlicher einherſchreitende Reaktion ſo laut wie möglich ſeine Stimme als Volkstribun zu erheben.

Nicht aus willkürlicher Laune, ſondern aus planmäßiger Berechnung wählte er die Spalten der Augsburger „Allgemeinen Zeitung“ als das geeignetſte Forum zur Verkündigung ſeiner politiſchen Ideen. Es muſſte ihm vor Allem daran liegen, daß ſein Wort von einem großen Leſerkreiſe vernommen werde, und ſeine freundſchaftlichen Beziehungen zu dem Baron Cotta, dem Eigenthümer jenes Blattes, ließen einen möglichſt unveränderten Abdruck ſeiner Aufſätze hoffen, wenn in Stil und Haltung derſelben nur jedes ungeſtüme Ausſprechen revolutionärer Wünſche vermieden ward. Heine kannte aus eigener Erfahrung die deutſchen Preſsverhältniſſe; er war ſich von vornherein klar darüber, daſs die verantwortliche Redaktion der Zeitung und die königlich bairiſche Cenſurbehörde jeden allzu ſcharfen Ausdruck, der ſeiner Feder entſchlüpfe, unbarmherzig ſtreichen würden, und daſs er den Ernſt ſeiner oppoſitionellen Richtung unter einer vornehm kalten oder ſcherzhaft frivolen Form zu verſtecken genöthigt ſei. „Ein in jeder Hinſicht politiſcher Schriftſteller,“ ſagt er in einer Erörterung der Gründe, aus welchen er für die „Allgemeine Zeitung“ ſchrieb[317]), „muſs der Sache wegen, die er verficht, der rohen Nothwendigkeit manche bittere Zugeſtändniſſe machen. Es giebt obſkure Winkelblätter genug, worin wir unſer ganzes Herz mit allen ſeinen Zornbränden ausſchütten könnten — aber ſie haben nur ein ſehr dürftiges und einflusloſes Publikum, und es wäre eben ſo gut, als wenn wir in der Bierſtube oder im Kaffehauſe vor den reſpektiven Stammgäſten ſchwadronierten, gleich andern großen Patrioten. Wir handeln weit klüger, wenn wir unſre Gluth mäßigen, und mit nüchternen Worten, wo nicht gar unter einer Maſke, in einer Zeitung uns ausſprechen, die mit Recht eine allgemeine Weltzeitung genannt wird und vielen hunderttauſend Leſern in allen Ländern belehrſam zu Händen kommt. Selbſt in ſeiner troſtloſen Verſtümmlung kann hier das Wort gedeihlich wirken; die nothdürftigſte Andeutung wird zuweilen zu erſprießlicher Saat in unbekanntem Boden. Beſeelte mich nicht dieſer Gedanke, ſo hätte ich mir wahrlich nie die Selbſttortur angethan, für die ‚Allgemeine Zeitung‘ zu ſchreiben.“ — „Ich erwarte von der Billigkeit des Leſers,“ heißt es an einer andern Stelle[318]), „daſs er die Schwierigkeiten ſowohl des Ortes wie der Zeit in Betracht ziehe, mit denen der Verfaſſer zu kämpfen hatte, als er dieſe Berichte zum erſten Mal drucken ließ. Ich übernehme die volle Verantwortlichkeit für die Wahrheit der Dinge, die ich geſagt, aber keineswegs für die Art und Weiſe, wie ſie geſagt worden. Wer ſich nur an die

Worte hält, wird aus meinen Korrespondenzen leicht eine gute Anzahl von Widersprüchen, Nachlässigkeiten und selbst einen anscheinenden Mangel an ernsthafter Überzeugung herausklauben können. Aber wer den Geist meiner Worte erfasst, wird darin überall die strengste Einheit des Gedankens und eine unverbrüchliche Anhänglichkeit an die Sache der Humanität, an die demokratischen Ideen der Revolution erkennen. Die örtlichen Schwierigkeiten, deren ich erwähnt, bestanden in der Censur, und zwar in einer doppelten Censur; denn diejenige, welche die Redaktion der Augsburger Zeitung ausübte, war noch genanter als die officielle Censur der bairischen Behörden. Ich war oft genöthigt, am Nachen meines Gedankens Wimpel aufzuziehen, deren Embleme sehr wenig dem wahren Ausdruck meiner politischen und socialen Ansichten entsprachen. Aber der journalistische Schleichhändler kümmerte sich nicht viel um die Farbe des Lappens, der am Mast seines Fahrzeuges hing und mit dem die Winde ihr Flatterspiel trieben; ich dachte nur an die gute Ladung, die ich an Bord hatte, und die ich in den Hafen der öffentlichen Meinung zu führen wünschte. Ich darf mich rühmen, dass mir solches Unternehmen recht häufig gelang, und man sollte nicht mit mir schmählen ob der Mittel, die ich zuweilen anwandte, um das Ziel zu erreichen. Da ich die Traditionen der Augsburger Zeitung kannte, wusste ich z. B. sehr wohl, dass sie sich von jeher die Aufgabe gestellt, alle Thatsachen des Zeitalters nicht allein mit größter Schnelligkeit zur Kunde der Welt zu bringen, sondern auch sie in ihren Blättern, wie in kosmopolitischen Archiven, vollständig einzuregistrieren. Ich musste daher beständig darauf sinnen, Alles, was ich dem Publikum mittheilen wollte, in die Form einer Thatsache zu kleiden, das Ereignis sowohl wie mein Urtheil über dasselbe, kurz Alles, was ich dachte und fühlte; und in dieser Absicht stand ich nicht an, häufig meine eigenen Ansichten andern Personen in den Mund zu legen, oder ich parabolisierte gar meine Ideen. Daher enthalten meine Briefe viele Histörchen und Arabesken, deren symbolische Bedeutung nicht für Jedermann verständlich ist, und die in den Augen des oberflächlichen Lesers als ein Gemisch armseliger Klatschgeschichten und Kleinigkeitskrämereien erscheinen konnten. Bei meinen Bemühungen, überall die Form der Thatsache herauszukehren, war es mir eben so wichtig, für meine Sprache einen Ton zu wählen, der mir gestattete, auch die häklichsten Dinge zu berichten. Der günstigste Ton in dieser Hinsicht war der des Indifferentismus, und ich habe mich desselben unbedenklich bedient. Indirekt lag darin auch ein

Mittel, mehr als einen nützlichen Rath zu ertheilen und manche heilsame Zurechtweisung anzubringen.“ Den Wunsch, das tiefere Verständnis der Dinge und Menschen, der Begebenheiten und Verhältnisse zu fördern, erklärt Heine auch in nachfolgenden Worten für den eigentlichen Zweck seiner Berichte an die „Allgemeine Zeitung“[319]): „Letztere, die ihre weltberühmte Autorität so sehr verdient, und die man wohl die Allgemeine Zeitung von Europa nennen dürfte, schien mir eben wegen ihres Ansehens und ihres unerhört großen Absatzes das geeignete Blatt für Berichterstattungen, die nur das Verständnis der Gegenwart beabsichtigen. Wenn wir es dahin bringen, daſs die große Menge die Gegenwart versteht, so lassen die Völker sich nicht mehr von den Lohnschreibern der Aristokratie zu Haſs und Krieg verhetzen, das große Völkerbündnis, die heilige Alliance der Nationen, kommt zu Stande, wir brauchen aus wechselseitigem Mistrauen keine stehenden Heere von vielen hunderttausend Mördern mehr zu füttern, wir benutzen zum Pflug ihre Schwerter und Rosse, und wir erlangen Friede und Wohlstand und Freiheit. Dieser Wirksamkeit bleibt mein Leben gewidmet; es ist mein Amt. Der Haſs meiner Feinde darf als Bürgschaft gelten, daſs ich dieses Amt bisher recht treu und ehrlich verwaltet. Ich werde mich jenes Hasses immer würdig zeigen. Meine Feinde werden mich nie verkennen, wenn auch die Freunde, im Taumel der aufgeregten Leidenschaften, meine besonnene Ruhe für Lauheit halten möchten.“

Mit vollem Rechte hebt Heine in diesen, zum Theil schon aus dem Oktober 1832, zum Theil aus späterer Zeit stammenden Erklärungen die kosmopolitisch-demokratische Tendenz seiner Berichte für die „Allgemeine Zeitung“ als den einheitlichen Grundgedanken hervor, welcher ihm bei Abfassung derselben vor Augen stand. Seit dem ersten Tage, wo er den Fuſs auf französischen Boden gesetzt, betrachtete er sich als auserwählten Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich, dem die besondere Mission zugefallen sei, das große Werk der Völkerverbrüderung zu befördern, indem er die Franzosen über das Wesen des deutschen Geistes, seine deutschen Landsleute über die französischen Zustände aufkläre. Eine wie ernsthafte Bedeutung er dieser internationalen Mission beimaſs, Das bezeugen, außer den während seines Pariser Aufenthaltes entstandenen Schriften, auch die feierlichen Worte, mit denen er am Schlusse seines letzten, am 13. November 1851 diktierten Testaments die Versicherung ertheilt: „Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frank-

reich zu arbeiten, und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurtheile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das werthvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann."

Die Beurtheilung der Rolle, welche H. Heine als politischer Schriftsteller gespielt, würde in der That sehr ungerecht ausfallen, wenn wir uns nicht vor Allem die Zeitumstände vergegenwärtigten, unter denen er seine Korrespondenzen schrieb. Die Julirevolution, welche in Frankreich das System des pseudokonstitutionellen Absolutismus zu Falle gebracht, hatte zwar Anfangs der dreißiger Jahre auch bei den deutschen Liberalen die Hoffnung wachgerufen, daß es ihnen gelingen werde, die Regierungen auf die Bahn freiheitlichen Fortschritts zu drängen; aber Metternich wusste die konstitutionelle Bewegung in den Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands mit geschickter Hand zu paralysieren, indem er die Bundesgesetzgebung zur schleunigen Unterdrückung der hie und da bewilligten Reformen in Anspruch nahm. Den agitatorischen Bestrebungen der süddeutschen Presse, die im Hambacher Feste gipfelten, fehlte jeder thatkräftige Wiederhall im Volke, wie das verunglückte Frankfurter April-Attentat bewies, und die beiden deutschen Großstaaten wurden von den schwachen revolutionären Zuckungen in den Nachbarlanden kaum ernstlich berührt. Nach dem Hambacher Feste häuften sich in rascher Folge die reaktionären Oppressivmaßregeln des deutschen Bundes. Das verrufene Dekret vom 28. Juli 1832 eröffnete, unter Bezugnahme auf die Wiener Schlußakte, einen chikanösen Krieg gegen die ständischen Verfassungen, durch fernere Beschlüsse wurden Preßfreiheit, Versammlungs- und Vereinsrecht in allen Bundesstaaten annulliert, und das geheime Wiener Schlussprotokoll vom 12. Juni 1834 krönte das Werk der Finsternis, welches durch Befestigung der absoluten Fürstengewalt jede demokratische Regung lange Zeit hindurch erfolgreich niederhielt.

Aber auch in Frankreich erfreute sich das ständische Repräsentativsystem, trotz der bekannten Verheißung Ludwig Philipp's, daß die Charte fortan eine Wahrheit sein werde, keineswegs einer ungetrübten Entwicklung. Der „Bürgerkönig" verscherzte durch die demüthige Selbsterniedrigung, mit welcher er um die Gunst der legitimen Kronenträger Europas buhlte, durch die intrigante Zweideutigkeit seiner auswärtigen Politik und durch die schlecht-

verhohlenen absolutistischen Gelüste, welche er bei sich erhebenden Konflikten mit Kammer und Ministerium durchblicken ließ, schnell genug jene Popularität, die er sich in der ersten Zeit seiner Regierung nicht eben durch die rühmlichsten Mittel erworben. Wenn Heine überhaupt jemals erwartet hatte, sein Ideal politischer Freiheit durch das Julikönigthum in Frankreich verwirklicht zu sehn, so mussten wenige Wochen seines Aufenthaltes in Paris hinreichen, ihn vollständig zu enttäuschen. Es ist aber nicht anzunehmen, dass er sich ernstlich in derlei illusorischen Hoffnungen gewiegt — er würde sonst, bei seiner vorwiegend subjektiven Betrachtungsart aller Verhältnisse, schwerlich ein so enthusiastischer Lobredner der Franzosen geblieben sein.

Der erste, vom 30. November 1831 datierte politische Bericht Heine's wurde in der „Allgemeinen Zeitung" vom 13. und 14. December abgedruckt. Trüge derselbe nicht das gleiche Korrespondenzzeichen (Ø) wie der nächstfolgende Aufsatz des Dichters, und wäre die Einsendung nicht durch einen noch erhaltenen Begleitbrief an Cotta vom 7. December verbürgt, so fiele es gewiss Niemandem ein, die Autorschaft dieser mephistofelisch kalten zeitgeschichtlichen Studie, welche sich fast wie das für einen auswärtigen Hof bestimmte Memoire eines diplomatischen Kundschafters ausnimmt, dem muthwilligen Verfasser der „Reisebilder" zuzuschreiben. Es muss Heine recht schwer geworden sein, in dieser bogenlangen Korrespondenz sich aller charakteristischen Eigenthümlichkeiten seines Stils zu entschlagen, auf alle witzigen Einfälle und glänzenden Antitheſen zu verzichten, um sich das Air eines völlig gleichgültigen Beobachters zu geben, und wir begreifen, dass er eine Arbeit, die sichtlich unter einem selbstauferlegten peinlichen Zwange geschrieben war, des spätern Wiederabdrucks nicht würdigte[220]), so richtig auch im Ganzen die politische Situation geschildert ist. Der Verfasser betrachtet die Julirevolution als die letzte charakteristische Schöpfung jenes thatkräftigen, ruhm- und eroberungslustigen Geistes, der sich in der bisherigen Geschichte Frankreichs dokumentiert habe, jetzt aber im Erlöschen begriffen sei, um einer neuen Ära ernsten Insichgehens und friedfertiger Entsagung Platz zu machen. Das Kabinett Ludwig Philipp's beging jedoch den großen Fehler, in seiner auswärtigen Politik sofort ins Extrem zu verfallen; es erniedrigte durch feige Unterwürfigkeit Frankreich vor den Augen Europas, statt durch Einnehmen einer heroischen Stellung den Frieden zu gebieten. „Da es der Fluch der Revolutionen ist," lautet Heine's Anschuldigung, „dass sie in der Hast des Zerstörens wie des Bildens schon mit ihrem ersten Schritte über

das eigene Ziel hinausgehn, so ist es hier geschehen, daſs man im System der Mäßigung auch sogleich unmäßig geworden. Statt den alten Geist mit dem neuen zu versöhnen, worin die ganze Schwierigkeit, aber auch die ganze Aufgabe französischer Politik lag, haben die dermaligen Führer der öffentlichen Angelegenheiten jenes hochherzige Gefühl der Ehre, des Ruhmes, nicht beachtet, sie haben es beleidigt, gekränkt . . . Indem Frankreich sein Schwert verbarg, geschah das ihm Verderbliche, daſs die übrigen europäischen Mächte, befreit von ihrer im Julius erregten Furcht, das Princip ihres Daseins mit Entschiedenheit behaupteten, während Frankreich das seinige ohne Unterstützung ließ. Diese fast demüthige Haltung hat eine tiefe Erbitterung hervorgerufen. Die Versicherungen der Minister, Frankreich sei im Auslande geachtet, hinderten nicht, daſs mit Italien, Belgien, Polen verfahren worden, als sei kein Frankreich vorhanden. Das von der öffentlichen Stimme als schlaff verurtheilte, mit der Schmach der Feigheit belastete Kabinett hat so durch eigene Schuld die ihm gefährliche Reaktion erzeugt, die, so lange sie noch Nahrung im Volke selbst findet, vom Kampfe nicht ablassen kann. Die neuen geschichtlichen Gestalten lösen sich nicht mild von den alten ab, sondern werden krampfhaft von ihnen zurückgehalten, und erscheinen zuletzt mit dem Blute derselben behaftet. — Das eben bezeichnete, in der auswärtigen Politik hervortretende Verhältnis beider Hauptparteien kehrt sich, den innern Angelegenheiten gegenüber, völlig um, und während hier die Opposition der Bewegung der Zeit voran eilt, streben die Ministeriellen, den halb erstorbenen Geist einer schwindenden Periode zu bannen. Sie wollen vor Allem den Julius vergessen machen, und haben ihre dermalige politische Laufbahn mit der Erklärung eröffnet, daſs jenes große Ereignis — wobei eine vorhandene Legislation und repräsentative Gewalt sich aus eigener Macht zu einer exekutiven und konstituierenden umgewandelt, wobei den Kammern die Initiative gegeben, die Staatsreligion abgeschafft, die Charte verändert, die Volkssouveränetät proklamiert, die Bildung einer der drei Staatsgewalten suspendiert, und ein Herrscherhaus abgesetzt worden — keine Revolution, sondern nur ein gesetzlicher Widerstand gewesen sei; sie wollen ferner die jetzige Dynastie nicht durch ihre Entstehung aus dem Volke, sondern durch eine Art von Legitimität gerechtfertigt wissen; sie umgeben den Bürgerkönig, der sich durch öffentliches Vertrauen sicher nennt, mit Pracht und mehr als herkömmlichem Schutze; sie wollen unter dem Volke, das zum lebendigen Gefühle socialer Gleichstellung

durchgedrungen, die Erblichkeit des Ranges erhalten sehn; sie streben da, wo Volkssouveränetät als Princip ausgerufen worden, dem Volke das Instrument seines Willens zu entreißen, und das Wahlprincip sorgfältig aus Municipal-, Nationalgarden- und Pairsgesetz zu entfernen, und da, wo es legal geworden, durch einen hohen Census zu erschweren; sie verfolgen in einer Zeit, wo die Öffentlichkeit sich mit unermeßlicher Gewalt entwickelt, Presse und Bühne mit der Empfindlichkeit der Schwäche; sie haben, wo es galt, die Juliusrevolution und die neue Dynastie beide durch einander stark zu machen, jene in der öffentlichen Meinung herabzuziehen gesucht, indem sie den Helden der drei Tage nach so langem Zögern und mit so unmuthigem Willen die vorher beschlossenen Ehren zuerkannt, daß ein Ärgernis daraus entstanden; sie gebrauchen, sobald ihr Widerspruch für die Bedürfnisse der Gegenwart ihnen selber allzu drohend erscheint, verborgene Kunstgriffe, und suchen, wo es im Ganzen und Großen nicht gelingen mag, im Einzelnen der Verwaltung, durch Anstellungen, Absetzungen, Annullierung von Wahlen, persönliche Einflüsse, wie in der Zeit der Mißbräuche, ihre hemmenden Wirkungen auszuüben, und das Alles jetzt, wo Offenheit ein so wesentliches Attribut einer französischen Regierung ist, daß sie desselben, wenigstens um sich damit zu brüsten, nicht entbehren kann. Auch wollen sie nur dafür gelten, der Ausdruck der Majorität zu sein, umgehen aber dieselbe durch Benutzung der äußersten konstitutionellen Hilfsmittel; und mit welcher Freimüthigkeit sie sich zu dem Volksakte bekennen, der das bisherige Verhältnis der Regierten zu den Regierenden völlig umgekehrt hat, beweisen sie durch die sorgfältige Erklärung, daß die fremden geschlagenen Flüchtlinge nicht aus Gründen der Politik, sondern nur der Gastfreiheit, Schutz in Frankreich finden können. Durch die Gesammtheit dieses Verfahrens ist denn ein tiefes Mißtrauen unter einem ungeheuern Theile, namentlich des niedern Volkes, erregt worden."

Die nachfolgenden Beiträge Heine's, welche in der ersten Hälfte des Jahres 1832 der Augsburger Zeitung zugesandt wurden, boten die detaillierte Ausmalung des hier nur in groben Umrissen skizzierten Bildes, das mit jedem neuen Pinselstriche an Leben und Farbe gewann. Zum Vortheil seines Stils und der freieren Entwicklung seiner Gedanken gab Heine das ängstliche Versteckspiel mit seiner Autorschaft auf; er theilte seine ferneren Aufsätze als fortlaufende Korrespondenzen unter dem Gesammttitel „Französische Zustände" mit; seit Anfang März wurden ihnen sogar — im Wider-

ſpruche mit der ſonſtigen Uſanz der „Allgemeinen Zeitung“ — die Anfangsbuchſtaben ſeines Namens beigefügt. Wie nicht anders zu erwarten ſtand, wies die Redaktion jenes Blattes, das nach der Ehre geizte, ein von Diplomaten geſchriebenes Journal für Könige und Fürſten zu ſein, manchen Artikel zurück, welcher aus den Vorgängen in Frankreich allzu kühne Nutzanwendungen für Deutſchland zog — ſo wurden z. B. drei raiſonnierende Abhandlungen Heine's über den Beginn der franzöſiſchen Revolution von 1789, über den deutſchen Adel, und über den Republikaner-Aufſtand von St. Méry niemals in den Spalten der „Allgemeinen Zeitung“ abgedruckt[321]) — um ſo ehrlicher jedoch enthielt man dem Publikum nichts Thatſächliches vor, und die mildernde Abänderung einzelner Ausdrücke, über welche der Einſender jener Berichte gelegentlich bei dem alten Cotta Klage erhob[322]), berührte höchſtens die Form, niemals den Sinn ſeiner Worte. Freilich iſt nicht zu vergeſſen, daſs die ätzende Lauge einer ſchonungsloſen Kritik, welche Heine in ſeinen Korreſpondenzen über das Juſtemilieu ausgoſs, den Gegnern jeder konſtitutionellen Regierungsform um ſo willkommener ſein muſſte, als ein gefürchteter Wortführer des Liberalismus ſich hier mit ihnen zur Diskreditierung des Bürgerkönigthums zu verbinden ſchien. Heine mochte vielleicht gar gehofft haben, daſs ſolches Miſsverſtehen der Tendenz ſeiner Berichte ihm ein freieres Ausſprechen ſeiner Meinung geſtatten werde, als die vorſichtige Redaktion jener Zeitung es ſonſt geduldet hätte, und eine Zeitlang wurden in der That ſeine Schilderungen der Zulimonarchie und der politiſchen Parteien in Frankreich faſt gänzlich unverſtümmelt abgedruckt. Dadurch kühner gemacht, kehrte der Verfaſſer allmählich immer deutlicher den demokratiſchen Standpunkt hervor, von welchem aus er das unwürdig ränkevolle Regierungsſyſtem Ludwig Philipp's befehdete. Schon in ſeinem Korreſpondenzartikel vom 28. December 1831 finden wir die charakteriſtiſche Bemerkung[323]): „Ich glaube, Ludwig Philipp iſt kein unedler Mann, der auch gewiſs nicht das Schlechte will, und der nur den Fehler hat, den angebornen Neigungen ſeiner Geburtsgenoſſen nachzugeben und ſein eigenſtes Lebensprincip zu verkennen. Dadurch kann er zu Grunde gehen. Denn, wie Salluſt tiefſinnig ausſpricht, die Regierungen können ſich nur durch Dasjenige erhalten, wodurch ſie entſtanden ſind, ſo z. B. daſs eine Regierung, die durch Gewalt geſtiftet worden, ſich auch nur durch Gewalt erhält, nicht durch Liſt, und ſo umgekehrt. Ludwig Philipp hat vergeſſen, daſs ſeine Regierung durch das Princip der Volksſouveränetät entſtanden iſt,

und in trübſeligſter Verblendung möchte er ſie jetzt durch eine Quaſilegitimität, durch Verbindung mit abſoluten Fürſten und durch Fortſetzung der Reſtaurationsperiode zu erhalten ſuchen. Dadurch geſchieht es, daſs jetzt die Geiſter der Revolution ihm grollen, ihn faſt noch mehr verachten als ſie ihn haſſen, und unter allen Geſtalten ihn befehden. Ludwig Philipp, der dem Volke und den Pflaſterſteinen des Julius ſeine Krone verdankte, iſt ein Undankbarer, deſſen Abfall um ſo verdrießlicher, da man täglich mehr und mehr die Einſicht gewinnt, daſs man ſich gröblich täuſchen laſſen. Ja, täglich geſchehen offenbare Rückſchritte, und wie man die Pflaſterſteine, die man in den Julitagen als Waffe gebrauchte, und die an einigen Orten noch ſeitdem aufgehäuft lagen, jetzt wieder ruhig einſetzt, damit keine äußere Spur der Revolution übrig bleibe, ſo wird auch jetzt das Volk wieder an ſeine vorige Stelle, wie Pflaſterſteine, in die Erde zurückgeſtampft und nach wie vor mit Füßen getreten.“ Mit derſelben Bitterkeit rückt Heine dem Könige wiederholt die zweideutige Komödie vor, durch welche er das Volk hintergangen. „Es iſt ſchon lange her,“ heißt es in einem der erſten Briefe[324]), „ſeit er das letzte Mal mit rundem Hut und Regenſchirm durch die Straßen von Paris wanderte und mit raffinierter Treuherzigkeit die Rolle eines biedern, ſchlichten Hausvaters ſpielte, ein wahrer Jeſuit der Bürgerlichkeit, ein Bürgerjeſuit. Er drückte damals jedem Spezereihändler und Handwerker die Hand, und trug dazu, wie man ſagt, einen beſondern ſchmutzigen Handſchuh, den er jedesmal wieder auszog und mit einem reinen Glacéhandſchuh vertauſchte, wenn er in ſeine höhere Region, zu ſeinen alten Edelleuten, Bankierminiſtern, Intriganten und amaranthrothen Lakaien wieder hinaufſtieg.“ Auf das ergötzlichſte erzählt Heine bei einer andern Gelegenheit[325]), wie man den König in den erſten Monaten nach der Julirevolution zu jeder Zeit auf der Terraſſe des Palais-royal habe ſehen können, und zwar für fünf Franks. „Für fünf Franks! — rief ich mit Verwunderung; — zeigt er ſich denn für Geld? Nein, aber er wird für Geld gezeigt, und es hat damit folgende Bewandtnis: Es giebt eine Societät von Klaqueurs, Marchands de Contremarques und ſonſtigem Lumpengeſindel, die jedem Fremden anbieten, ihm für fünf Franks den König zu zeigen; gäbe man ihnen zehn Franks, ſo werde man ihn ſehen, wie er die Augen gen Himmel richtet und die Hand betheuernd aufs Herz legt; gäbe man aber zwanzig Franks, ſo ſolle er auch die Marſeillaiſe ſingen. Gab man nun jenen Kerls ein Fünffrankenſtück, ſo erhoben ſie ein jubelndes Vivatrufen

unter den Fenstern des Königs, und Höchstderselbe erschien auf der Terrasse, verbeugte sich und trat wieder ab. Hatte man jenen Kerls zehn Franks gegeben, so schrieen sie noch viel lauter und gebärdeten sich wie besessen, während der König erschien, welcher alsdann zum Zeichen seiner stummen Rührung die Augen gen Himmel richtete und die Hand betheuernd aufs Herz legte. Die Engländer aber ließen es sich manchmal zwanzig Franks kosten, und sobald der König auf der Terrasse erschien, ward die Marseillaise angestimmt und so fürchterlich gegröhlt, bis Ludwig Philipp, vielleicht nur um dem Gesang ein Ende zu machen, sich verbeugte, die Augen gen Himmel richtete, die Hand aufs Herz legte und die Marseillaise mitsang." — „Was Ludwig Philipp betrifft," heißt es in einem Berichte vom 25. März 1832 [320]), „so spielt er noch immer seinen Roi-citoyen, und trägt noch immer das dazu gehörige Bürgerkostüm; unter seinem bescheidenen Filzhute trägt er jedoch, wie männiglich weiß, eine ganz unmaßgebliche Krone von gewöhnlichem Zuschnitte, und in seinem Regenschirme verbirgt er das absoluteste Scepter." Mit argwöhnischen Blicken verfolgt Heine unausgesetzt die geheimen Absichten und die offenbaren Handlungen Ludwig Philipp's [321]): Dessen Übersiedelung aus dem Palais-royal in die Tuilerien, — die kompromittierenden Enthüllungen in dem berüchtigten Rohan'schen Erbschaftsprocesse, den man die Halsbandgeschichte der jüngeren Linie nennen könne, — die Abscheidung eines ungitterten Privat-Familiengärtchens von dem öffentlichen Tuileriengarten, und die unruhige Baulust des Königs, — seine eigenmächtige Übernahme der Konseil-Präsidentur, — die kleinliche Befehdung der liberalen Presse und der republikanischen Opposition, — die Unterdrückung der Société des Amis du peuple auf Grund der durch polizeiliche Machinationen instigierten Verschwörung vom 2. Februar, und was der thörichten Mißgriffe mehr waren, welche von einer völligen Verkennung der demokratischen Aufgabe zeugten, die das Geschick dem Sohne der Revolution, dem Erwählten des Volkes zugetheilt. „Wie herrlich," sagt Heine bei einem Rückblick auf die große Woche [322]), — „wie herrlich leuchtete dieser Mann im Glanze der Juliussonne, die sein Haupt wie mit einer Glorie umstrahlte, und selbst auf seine Fehler so viel heiteres Licht streute, daß sie noch mehr als seine Tugenden blendeten. Valmy und Jemappes! war damals der patriotische Refrain aller seiner Reden; er streichelte die dreifarbige Fahne wie eine wiedergefundene Geliebte; er stand auf dem Balkon des Palais-royal und schlug mit der Hand den Takt zu der Marseillaise,

die unten das Volk jubelte; und er war ganz der Sohn der Gleichheit, fils d'Égalité, der Soldat tricolore der Freiheit, wie er sich von Delavigne in der Parisienne besingen und wie er sich von Horace Vernet malen lassen . . . Jetzt hütet sich Ludwig Philipp, die Worte Valmy und Jemappes so wiederholentlich wie sonst vorzubringen. Er fühlt wohl, in diesen Worten lag immer ein Versprechen, und wer sie im Munde führte, durfte keine Quasilegitimität nachsuchen, durfte keine aristokratischen Institutionen beibehalten, durfte nicht auf diese Weise den Frieden erflehen, durfte nicht Frankreich ungestraft beleidigen lassen, durfte nicht die Freiheit der übrigen Welt ihren Henkern preisgeben. Ludwig Philipp musste vielmehr auf das Vertrauen des Volkes den Thron stützen, den er dem Vertrauen des Volkes verdankte. Er musste ihn mit republikanischen Institutionen umgeben, wie er gelobt, nach dem Zeugnis des unbescholtensten Bürgers beider Welten. Die Lügen der Charte mussten vernichtet, Valmy und Jemappes aber mussten eine Wahrheit werden, Ludwig Philipp musste erfüllen, was sein ganzes Leben symbolisch versprochen hatte. Wie einst in der Schweiz, musste er wieder als Schulmeister vor die Weltkugel treten, und öffentlich erklären: Seht diese hübschen Länder, die Menschen darin sind Alle frei, sind Alle gleich, und wenn ihr Kleinen Das nicht im Gedächtnisse behaltet, bekommt ihr die Ruthe. Ja, Ludwig Philpp musste an die Spitze der europäischen Freiheit treten, die Interessen derselben mit seinen eigenen verschmelzen, sich selbst und die Freiheit identificieren, und wie einer seiner Vorgänger ein kühnes L'état c'est moi! aussprach, so musste er mit noch größerem Selbstbewusstsein ausrufen: La liberté c'est moi!"

Dass der Julikönig Dies nicht gethan, dass er in kraftlosem Schwanken zwischen liberalen und absolutistischen Ideen sich jenem Schaukelsysteme des Justemilieu in die Arme warf, das nur durch den gleichmäßigen Anprall der verschiedenen feindseligen Parteien eine Zeitlang aufrecht erhalten werden konnte, macht ihm Heine zum beständigen Vorwurf. „Wir wollen nun die Folgen abwarten," ruft er prophetisch aus[329]). „Sie sind unausbleiblich, und nur über die Länge der Zeit lässt sich nichts Bestimmtes voraussagen . . . Wie Nourrit als Robert-le-Diable bei der ersten Vorstellung dieser Oper durch einen Zufall in die Versenkung hinabfiel, wo eben der Vater Teufel zur Hölle fuhr, so sollte auch Ludwig Philipp sich vorsehen, dass er nicht einmal unversehens auf das versinkende Brett geräth.

Er steht auf einem sehr unsichern Boden. Er hat durch eigene Schuld seine beste Stütze verloren. Er beging den gewöhnlichen Missgriff zagender Menschen, die mit ihren Feinden gut stehen wollen, und es daher mit ihren Freunden verderben. Er kajolierte die Aristokratie, die ihn hasst, und beleidigte das Volk, das seine beste Stütze war." Deutlich genug lässt Heine auch an zahlreichen anderen Stellen seiner Korrespondenzberichte durchblicken, dass er die Julimonarchie keineswegs für den Abschluss der revolutionären Bewegung, sondern höchstens für einen momentanen Ruhepunkt halte, und dass „nicht bloß die französische Specialrevolution noch nicht vollendet sei, sondern dass erst die weit umfassendere Universalrevolution ihren Anfang genommen habe[330])." In einer besonderen Beilage zu seinem Artikel vom 19. April 1832[331]) verbreitet er sich ausführlich über die Usurpationen des Adels und der Kirche als die veranlassenden Ursachen der Revolution von 1789, und die Zwischennote zu dem Aufsatze über die Emeute der Republikaner beim Leichenbegängnisse des Generals Lamarque[332]) ist im Grunde nur ein Kommentar jener Erörterungen und ein Fingerzeig, dass auch in Deutschland, trotz aller noch so feierlich beschworenen Konstitutionen, keine Sicherung der Volksrechte zu erlangen sei, solange nicht die Macht des Adels vollständig annulliert worden. Heine kommt hier ganz konsequent auf seine in den „Nachträgen zu den Reisebildern" aufgestellte Forderung einer „Emancipation der Könige," einer Befreiung Derselben aus den Etiketten des Adels, zurück, und seine Werthschätzung der Personen oder Parteien in Frankreich richtet sich ziemlich einseitig nach dem Maße, in welchem sie die Idee einer Demokratisierung des Königthums befördern oder bekämpfen. Deßhalb urtheilt er Anfangs sehr ungünstig über Ludwig Philipp, solange er ihn für einen verkappten Aristokraten hält, der sich der Maske der Bürgerlichkeit nur in trugvoller Absicht bediene, — ein Urtheil, das sehr bald eine bedeutende Umwandlung erfuhr, als gerade die bürgerliche Gesinnung des Königs von allen Seiten zur Zielscheibe aristokratischen Hohnes gemacht wurde. Deßhalb trifft Heine's ingrimmigster Hass die Karlistenpartei, weil diese das mittelalterliche Bündnis von Adel und Kirche zur Unterdrückung jeglicher Volksfreiheit erneuern möchte. Deßhalb sympathisiert er insgeheim weit eher mit den Bonapartisten, obschon er den späteren Abfall Napoleon's von den Principien der Demokratie bei jeder Gelegenheit scharf hervorhebt und sich seines Todes freut — „denn lebte er noch, so müsste ich ihn ja bekämpfen helfen[333]) . . . Jeder hat seine

Sendung auf dieſer Erde, unbewuſſt erfüllt er ſie und hinterläſſt ein Symbol dieſer Erfüllung. So ſollte Napoleon in allen Ländern den Sieg der Revolution erfechten; aber uneingedenk dieſer Sendung, wollte er durch den Sieg ſich ſelbſt verherrlichen, und egoiſtiſch erhaben ſtellt er ſein eigenes Bild auf die erbeuteten Trophäen der Revolution, auf die zuſammengegoſſenen Kanonen der Vendomeſäule. Da hatten die Deutſchen nun die Sendung, die Revolution zu rächen und den Imperator wieder herabzureißen von der uſurpierten Höhe, von der Höhe der Vendomeſäule. Nur der dreifarbigen Fahne gebührt dieſer Platz, und ſeit den Juliustagen flattert ſie dort ſiegreich und verheißend. Wenn man in der Folge den Napoleon wieder hinaufſetzt auf die Vendomeſäule, ſo ſteht er dort nicht mehr als Imperator, als Cäſar, ſondern als ein durch Unglück geſühnter und durch Tod gereinigter Repräſentant der Revolution, als ein Sinnbild der ſiegenden Volksgewalt.“ Hiemit ſtimmen genau die Betrachtungen überein, welche Heine bei der Nachricht von dem Tode des Herzogs von Reichſtadt anſtellt. „Freilich,“ ſchrieb er am 20. Auguſt 1832 aus der Normandie[324]), „für jene Bonapartiſten, die an eine kaiſerliche Auferſtehung des Fleiſches glaubten, iſt jetzt Alles zu Ende. Napoleon iſt ihnen nur noch ein Name, wie etwa Alexander von Macedonien, deſſen Leibeserben in gleicher Weiſe früh verblichen. Aber für die Bonapartiſten, die an eine Auferſtehung des Geiſtes geglaubt, erblüht jetzt die beſte Hoffnung. Der Bonapartismus iſt für Dieſe nicht eine Überlieferung der Macht durch Zeugung und Erſtgeburt; nein, ihr Bonapartismus iſt jetzt gleichſam von aller thieriſchen Beimiſchung gereinigt, er iſt ihnen die Idee einer Alleinherrſchaft der höchſten Kraft, angewendet zum Beſten des Volks, und wer dieſe Kraft hat und ſie ſo anwendet, Den nennen ſie Napoleon II. Wie Cäſar der bloßen Herrſchergewalt ſeinen Namen gab, ſo giebt Napoleon ſeinen Namen einem neuen Cäſarthume, wozu nur Derjenige berechtigt iſt, der die höchſte Fähigkeit und den beſten Willen beſitzt. — In gewiſſer Hinſicht war Napoleon ein ſaintſimoniſtiſcher Kaiſer; wie er ſelbſt vermöge ſeiner geiſtigen Superiorität zur Obergewalt befugt war, ſo beförderte er nur die Herrſchaft der Kapacitäten, und erzielte die phyſiſche und moraliſche Wohlfahrt der zahlreichern und ärmern Klaſſen. Er herrſchte weniger zum Beſten des dritten Standes, des Mittelſtandes, des Juſtemilieu, als vielmehr zum Beſten der Männer, deren Vermögen nur in Herz und Hand beſteht; und gar ſeine Armee war eine Hierarchie, deren Ehrenſtufen nur durch Eigenwerth und Fähigkeit

erſtiegen wurden. Der geringſte Bauernſohn konnte dort, eben ſo gut wie der Junker aus dem älteſten Hauſe, die höchſten Würden erlangen und Gold und Sterne erwerben. Darum hängt des Kaiſers Bild in der Hütte jedes Landmannes, an derſelben Wand, wo das Bild des eigenen Sohnes hängen würde, wenn Dieſer nicht auf irgend einem Schlachtfelde gefallen wäre, ehe er zum General avanciert, oder gar zum Herzog oder zum König, wie ſo mancher arme Burſche, der durch Muth und Talent ſich ſo hoch emporſchwingen konnte — als der Kaiſer noch regierte. In dem Bilde Desſelben verehrt vielleicht Mancher nur die verblichene Hoffnung ſeiner eigenen Herrlichkeit. Am öfteſten fand ich in den Bauernhäuſern das Bild des Kaiſers, wie er zu Jaffa das Lazareth beſucht, und wie er zu St. Helena auf dem Todbette liegt. Beide Darſtellungen tragen auffallende Ähnlichkeit mit den Heiligenbildern jener chriſtlichen Religion, die jetzt in Frankreich erloſchen iſt. Auf dem einen Bilde gleicht Napoleon einem Heilande, von deſſen Berührung die Peſtkranken zu geneſen ſcheinen; auf dem andern Bilde ſtirbt er gleichſam den Tod der Sühne. — Wir, die wir von einer andern Symbolik befangen ſind, wir ſehen in Napoleon's Martyrtod auf St. Helena keine Verſöhnung in dem angedeuteten Sinne, der Kaiſer büßte dort für den ſchlimmſten ſeiner Irrthümer, für die Treuloſigkeit, die er gegen die Revolution, ſeine Mutter, begangen. Die Geſchichte hatte längſt gezeigt, wie die Vermählung zwiſchen dem Sohne der Revolution und der Tochter der Vergangenheit nimmermehr gedeihen konnte, — und jetzt ſehen wir auch, wie die einzige Frucht ſolcher Ehe nicht lange zu leben vermochte und kläglich dahinſtarb."

Geringere Konſequenz, als in den Äußerungen Heine's über den Bonapartismus liegt, wird man in den Anſichten finden, die er Betreffs der republikaniſchen Beſtrebungen zur Schau trägt. Wir ſagen abſichtlich: zur Schau trägt; denn es leuchtet ein, daſs jede halbwegs günſtige Beurtheilung republikaniſcher Tendenzen in einem Journale, das, wie die Augsburger „Allgemeine Zeitung", unter „allerhöchſten Privilegien" deutſcher Bundesfürſten gedruckt wurde, ſich von ſelbſt verbot. Man wird ſich in dieſem Falle alſo mehr an den Geiſt, als an den Wortlaut der anſcheinend oft ſich widerſprechenden Bemerkungen halten müſſen, wenn man die wahre Herzensmeinung des „journaliſtiſchen Schleichhändlers" enträthſeln will, der manchmal unter dem Schutz einer ſehr zweifelhaften Flagge „die gute Ladung, die er an Bord hat, in den Hafen der öffentlichen Meinung zu

führen ſucht," und ſich um des nützlichen Zweckes willen nicht ſcheut, auch hin und wieder einmal, wie Börne ihm vorwirft[335]), den „Jeſuiten der Freiheit" zu ſpielen. Die mit ungewohntem Pathos wiederholten Betheuerungen Heine's[336]), daſs er „kein Republikaner," daſs er „dem Republikweſen ſehr abhold" ſei, daſs er „immer monarchiſch geſinnt geweſen und es auch wohl immer bleibe," daſs er, „Royaliſt aus angeborener Neigung, es in Frankreich auch aus Überzeugung werde," ſind zuvörderſt nur captationes benevolentiae, durch welche er ſich die Möglichkeit der Beſprechung eines ſo häklichen Stoffes in der Augsburger Zeitung zu verſchaffen weiß. Ja, nach ſolchen Kautelen erſcheint das Lob noch bedeutſamer, welches von einem oſtenſiblen Bekenner royaliſtiſcher Geſinnungen den Republikanern bei jedem ſich darbietenden Anlaſſe geſpendet wird. Die republikaniſche Partei in Frankreich war in Heine's Augen die einzige, welche mit Kraft und Muth für die Principien der Demokratie eintrat, er bewunderte die männliche Kühnheit ihrer Sprache, er verherrlichte in ſeinen Korreſpondenzen mit edelſter Begeiſterung den Heldentod der Kämpfer von St. Méry, er würde, wenn er den Nachlaſs des jungen Napoleon zu vertheilen hätte, den Republikanern das Schwert des Kaiſers überliefern, „dieweil ſie noch die Einzigen ſind, die es zu gebrauchen verſtänden." — „Eine Handvoll Patrioten, oder, wie ſie heute heißen: Rebellen," ſchrieb er in ſeinem Berichte vom 7. Juni 1832[337]), „ſchlug ſich geſtern in der Rue St. Martin gegen 60,000 Mann. Einſtimmig wird der Heldenmuth dieſer Tollkühnen gerühmt, ſie ſollen Wunder der Tapferkeit vollbracht haben. Sie riefen beſtändig: Vive la République! und ſie fanden kein Echo in der Bruſt des Volks. Hätten ſie ſtatt Deſſen: Vive Napoléon! gerufen, ſo würde, wie man heute in allen Volksgruppen behauptet, die Linie ſchwerlich auf ſie geſchoſſen haben, und die große Menge der Ouvriers wäre ihnen zu Hilfe gekommen. Aber ſie verſchmähten die Lüge. Es waren die reinſten, jedoch keineswegs die klügſten Freunde der Freiheit. Und doch iſt man heute albern genug, ſie des Einverſtändniſſes mit den Karliſten zu beſchuldigen! Wahrlich, wer ſo todesmuthig für den heiligen Irrthum ſeines Herzens ſtirbt, für den ſchönen Wahn einer idealiſchen Zukunft, Der verbindet ſich nicht mit jenem feigen Koth, den uns die Vergangenheit unter dem Namen ‚Karliſten' hinterlaſſen hat. Ich bin, bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden ſie mir die Kehle ab, und zwar weil ich nicht auch Alles bewundere, was ſie bewundern; — aber den-

noch, die nackten Thränen traten mir heute in die Augen, als ich die Orte betrat, die noch von ihrem Blute geröthet sind. Es wäre mir lieber gewesen, ich und alle meine Mitgemäßigten wären statt jener Republikaner gestorben." — In seiner Vorrede zur französischen Ausgabe der „Lutetia" [338]) betont Heine ebenfalls den Eifer, mit welchem er zwanzig Jahre hindurch in all' seinen Korrespondenzen die Republikaner „nöthigen Falls ernstlich genug vertheidigt habe und ihre moralische Überlegenheit hinlänglich merken ließ," indem er „beständig den unedeln und lächerlichen Übermuth und die völlige Nichtigkeit der herrschenden Bourgeoisie bloßstellte." Es wäre jedoch irrig, aus Alledieſem den Schluß zu ziehen, daß der Verfasser jener Berichte im Grunde seines Herzens republikanischen Staatsformen zugethan gewesen sei. Nichts lag ihm ferner, seinem lebenslustigen, schönheitsdurstigen Sinne war im Gegentheil das sittenstrenge, kunstfeindliche, auf Nivellierung aller emporragenden Sommitäten gerichtete Puritanerthum zuwider, das er seit den Tagen von Griechenland und Rom bis auf die neueste Zeit herab als den Geist des Republikanismus erkannt zu haben glaubte [339]). Indem er enthusiastisch von „jenen edlen Republikanern" sprach, „die von Zeit zu Zeit als Blutzeugen auftreten für das Evangelium der Freiheit," fügte er mit spöttisch frivoler Ehrlichkeit hinzu [340]): „Ich bin nicht tugendhaft genug, um jemals dieser Partei mich anschließen zu können; ich hasse aber zu sehr das Laster, als daß ich sie jemals bekämpfen würde." Cynischer noch klingt die Erzählung Heine's in den „Geständnissen" [341]), daß er, der einst in Münster mit inbrünstigen Lippen die Reliquien Jan's von Leyden geküsst, nebst den Ketten, die er getragen, und den Zangen, mit denen man ihn gezwickt hatte, bei der Begegnung mit dem kommunistischen Schneider Weitling, welcher doch für dieselben Ideen gelitten und in Ketten im Gefängnis gesessen, eine unüberwindliche Abneigung gegen Diesen empfand und Nichts mit ihm gemein haben wollte. Wir begegnen hier wieder dem romantischen, jedes Vernunft- und Moralgesetz mißachtenden Hange des Poeten, der seine Einbildungskraft mit souveräner Willkür umher schwärmen läßt, und sich für geschichtliche Thatsachen oder Personen nur dann zu begeistern vermag, wenn sie vom Glorienscheine des Erfolgs oder des tragischen Unterganges umflossen sind. (Es liegt der herben Anklage Börne's [342]), daß Heine, dem die Form das Höchste sei, sich oftmals verliere, weil er noch etwas Anderes als Künstler sein wolle, ein ganz richtiges Gefühl zu Grunde. Er liebt wirklich an der Wahrheit nur das Schöne, an der Frei-

heit nur die glänzende Blüthe, welche voll entwickelt im Sonnenſcheine prangt: „Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, ſo ſchön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße, und damit die Bürger zu ihrer Selbſtbefreiung ſtacheln — er lachte darüber.“ Der Konſtitutionalismus, wie er ihn in Frankreich vor Augen ſah, die unwürdige Herrſchaft einer nüchternen, geſinnungsloſen, ängſtlich für die Ruhe ihres Erwerbs zitternden Bourgeoiſie, konnte dem Dichter zu Zeiten das ganze repräſentative Verfaſſungsweſen verleiden[343]), und ihn faſt zum Lobredner des abſoluten Königthums machen[344]), das wenigſtens nicht mit dem Fluche kraftloſer Schwäche und willensbeſchränkender Halbheit behaftet ſei. Solche Anwandlungen waren jedoch vorübergehender Art, und wenn Heine auch gelegentlich in romantiſcher Laune als advocatus diaboli die „heilige Würde des Abſolutismus“ pries, ſo war er doch jederzeit von der Überzeugung durchdrungen, daſs dieſe Staatsform ein von der Geſchichte verurtheiltes, vom Bewuſſtſein der modernen Völker überwundenes Syſtem ſei. Häufig genug war er ſogar in Zweifel, ob nicht durch den Starrſinn der Könige, die ſich jedem gemäßigten Fortſchritt widerſetzten, die Idee des Königthumes überhaupt ſo gründlich diskreditiert worden, daſs ſelbſt eine konſtitutionelle Monarchie auf die Dauer nicht dem Andrang republikaniſcher Forderungen zu widerſtehen vermöge. „Aber es geſchieht den Königen ganz Recht,“ ſchrieb er in einem Briefe an Cotta vom 1. März 1832[345]); „ſie haben die Liberalen, die nur gegen Adel und Pfaffenherrſchaft eiferten, nicht hören wollen, und jetzt bekommen ſie den blutigſten Jakobinismus auf den Hals. Es bleibt ihnen am Ende Nichts übrig, als ſich in ihre Purpurmäntel zu hüllen und wenigſtens mit Anſtand unterzugehen. Wir Gemäßigten gehen mit zu Grunde, und damit büßen wir vielleicht ab, was in unſerem Oppoſitionsſtreben zuweilen nicht aus den reinſten Abſichten entſproſs. Über kurz oder lang wird in Deutſchland die Revolution beginnen, ſie iſt da in der Idee, und die Deutſchen haben nie eine Idee aufgegeben, nicht einmal eine Lesart; in dieſem Lande der Gründlichkeit wird Alles, und daure es noch ſo lange, zu Ende geführt.“ Dieſe Äußerungen bezeichnen in der That ziemlich aufrichtig die Stellung, welche Heine als politiſcher Schriftſteller von jeher eingenommen hatte und auch ferner zu behaupten gedachte. Eine demokratiſche Monarchie, wo der aus den Banden der Adels- und Pfaffenherrſchaft befreite König dem Volke gehöre und

als Inkarnation des Volkswillens an die Spitze des Staates gestellt sei, war und blieb das politische Ideal, über welches Heine sich auch später ungern hinausdrängen ließ. Allein die Betrachtung der Weltereignisse weckte in ihm mehr und mehr den historischen, auf geschichtlichen Thatsachen beruhenden Glauben, daſs sich das Königthum für die Dauer mit Palliativmitteln nicht retten lasse, und daſs schließlich doch wohl der republikanischen Idee die Zukunft gehöre. Sehr treffend bemerkt er[346]: „Der Royalismus eines Volks besteht dem Wesen nach darin, daſs es Autoritäten achtet, daſs es an die Personen glaubt, die jene Autoritäten repräsentieren, daſs es in dieser Zuversicht auch der Person selbst anhängt. Der Republikanismus eines Volks besteht dem Wesen nach darin, daſs der Republikaner an keine Autorität glaubt, daß er nur die Gesetze hochachtet, daſs er von den Vertretern derselben beständig Rechenschaft verlangt, sie mit Mißtrauen beobachtet, sie kontroliert, daſs er also nie den Personen anhängt, und Diese vielmehr, je höher sie aus dem Volke hervorragen, desto emsiger mit Widerspruch, Argwohn, Spott und Verfolgung niederzuhalten sucht.“ Solchen Maßstab an die Erscheinungen der Gegenwart legend, gelangte Heine sehr bald zu dem Resultate, daſs in Frankreich Alles schon für die nächste Zeit zu einer Republik aboutiere, während in Deutschland die Agitation der republikanischen Heißsporne vorderhand ein thörichter Traum ohne Aussicht auf Verwirklichung sei. Er entwarf bei dieser Gelegenheit in einem, von der Redaktion der Augsburger Zeitung zurückgewiesenen Artikel ein ziemlich grelles Bild der französischen Zustände. „Von den allerhöchsten Personen bis zu den allerniedrigsten,“ sagte er[347], „giebt es hier keine Autorität mehr. Von Ludwig Philipp I. bis zu Auguste, chef des claqueurs, vom großen Talleyrand bis zu Vidocq, von Gaspar Debureau, dem berühmten Pierrot des Fünembülen-Theaters bis hinab auf Hyazinth de Quelen, Erzbischof von Paris, von Monsieur Staub, maître tailleur, bis zu de Lamartine, dem frommen Böcklein, von Guizot bis auf Paul de Kock, von Cherubini bis Biffi, von Rossini bis zum kleinsten Maulaffi — Keiner, von welchem Gewerbe er auch sei, hat ein unbestrittenes Ansehen. Aber nicht bloß der Glaube an Personen ist hier vernichtet, sondern auch der Glaube an Alles, was existiert. Ja, in den meisten Fällen zweifelt man nicht einmal; denn der Zweifel selbst setzt ja einen Glauben voraus. Es giebt hier keine Atheisten; man hat für den lieben Gott nicht einmal so viel Achtung übrig, daſs man sich die Mühe

gäbe, ihn zu leugnen. Die alte Religion ist gründlich todt, sie ist bereits in Verwesung übergegangen, die Mehrheit der Franzosen will von diesem Leichnam Nichts mehr wissen und hält das Schnupftuch vor die Nase, wenn vom Katholicismus die Rede ist. Die alte Moral ist ebenfalls todt, oder vielmehr sie ist nur noch ein Gespenst, das nicht einmal des Nachts erscheint. Wahrlich, wenn ich dieses Volk betrachte, wie es zuweilen hervorstürmt, und auf dem Tische, den man Altar nennt, die heiligen Puppen zerschlägt, und von dem Stuhl, den man Thron nennt, den rothen Sammet abreißt, und neues Brot und neue Spiele verlangt, und seine Lust daran hat, aus den eigenen Herzwunden das freche Lebensblut sprudeln zu sehen, dann will es mich bedünken, dieses Volk glaube nicht einmal an den Tod. Bei solchen Ungläubigen wurzelt das Königthum nur noch in den kleinen Bedürfnissen der Eitelkeit; eine größere Gewalt aber treibt sie wider ihren Willen zur Republik. Diese Menschen, deren Bedürfnissen von Auszeichnung und Prunk nur die monarchische Regierungsform entspricht, sind dennoch durch die Unvereinbarkeit ihres Wesens mit den Bedingnissen des Royalismus zur Republik verdammt. Die Deutschen aber sind noch nicht in diesem Falle, der Glaube an Autoritäten ist noch nicht bei ihnen erloschen, und nichts Wesentliches drängt sie zur republikanischen Regierungsform. Sie sind dem Royalismus nicht entwachsen, die Ehrfurcht vor den Fürsten ist bei ihnen nicht gewaltsam gestört, sie haben nicht das Unglück eines 21. Januarii erlebt, sie glauben noch an Personen, sie glauben an Autoritäten, an eine hohe Obrigkeit, an die Polizei, an die heilige Dreifaltigkeit, an die Halle'sche Literaturzeitung, an Löschpapier und Packpapier, am meisten aber an Pergament. Armer Wirth! du hast die Rechnung ohne die Gäste gemacht!" — Wie sehr aber Heine die Aussichtslosigkeit des deutschen Republikanismus für die Gegenwart zu beweisen suchte, sprach er es doch andererseits mit den bestimmtesten Worten aus, daß die Idee einer Republik, wie sie bereits viele deutsche Geister erfasst habe, keineswegs eine vorübergehende Grille sei[348]): „Den Doktor Wirth und den Siebenpfeiffer und Herrn Scharpf und Georg Fein aus Braunschweig und Grosse und Schüler und Savoye, man kann sie festsetzen, und man wird sie festsetzen; aber ihre Gedanken bleiben frei und schweben frei, wie Vögel in den Lüften. Wie Vögel nisten sie in den Wipfeln deutscher Eichen, und vielleicht ein halb Jahrhundert lang sieht man und hört man Nichts von ihnen, bis sie eines schönen Sommermorgens auf dem öffentlichen

Markte zum Vorſchein kommen, großgewachſen gleich dem Adler des oberſten Gottes, und mit Blitzen in den Krallen. Was iſt denn ein halb oder gar ein ganzes Jahrhundert? Die Völker haben Zeit genug, ſie ſind ewig; nur die Könige ſind ſterblich. Ich glaube nicht ſo bald an eine deutſche Revolution, und noch viel weniger an eine deutſche Republik; letztere erlebe ich auf keinen Fall; aber ich bin überzeugt, wenn wir längſt in unſeren Gräbern vermodert ſind, kämpft man in Deutſchland mit Wort und Schwert für die Republik. Denn die Republik iſt eine Idee, und noch nie haben die Deutſchen eine Idee aufgegeben, ohne ſie bis in allen ihren Konſequenzen durchgefochten zu haben. Wir Deutſchen, die wir in unſerer Kunſtzeit die kleinſte äſthetiſche Streitfrage, z. B. über das Sonett, gründlichſt ausgeſtritten, wir ſollten jetzt, wo unſere politiſche Periode beginnt, jene wichtigere Frage unerörtert laſſen?" —

Heine's Korreſpondenzen über die politiſchen Zuſtände Frankreichs in einem der angeſehenſten Journale damaliger Zeit konnten nicht verfehlen, die Aufmerkſamkeit der verſchiedenen Parteien in ungewöhnlichem Maße zu erregen. Mehrere ſeiner Aufſätze wurden ſofort in der „Tribüne," dem Hauptorgan der franzöſiſchen Republikaner, auszugsweiſe mitgetheilt, während der „Temps," ein orleaniſtiſches Blatt, ſich ſchon am 19. Januar 1832 bitter beſchwerte, daß die „Allgemeine Zeitung" jetzt Artikel liefere, die feindſelig gegen die königliche Familie gerichtet ſeien, und daß die deutſche Cenſur, die nicht die geringſte Äußerung gegen abſolute Könige erlaube, gegen einen Bürgerkönig nicht die mindeſte Schonung ausübe[349]). Was Heine, der jede direkte Betheiligung an demagogiſchen Umtrieben verabſcheute, durchaus zu vermeiden wünſchte, geſchah: — die ultrarevolutionäre Partei ſuchte ihn zu entſchiedenem Bruche mit dem gemäßigten Liberalismus zu drängen, und brachte ihn durch die nicht eben lauteren Mittel, die ſie zu ſolchem Zweck anwandte, vollends gegen ſich auf. In den Briefen an Cotta und Varnhagen klagt er wiederholt[350]) über die „jakobiniſchen Ränke," die man gegen ihn anzettele, um ihn zu Erklärungen zu zwingen, die ihn nach der einen Seite hin kompromittieren und ſeinen Korreſpondenzen für die Augsburger Zeitung ein jähes Ende bereiten, oder ihn mit den Republikanern, die er in ſeinen Berichten ſo achtungsvoll behandelte, in offene Feindſchaft ſetzen müſſten. Das eine Mal wurde der Umſtand, daß Heine der von politiſchen Flüchtlingen geleiteten deutſchen Handwerker-Aſſociation in Paris bei einer Kollekte für die Unterſtützung

der freien Preſſe einige Franks gegeben hatte, dazu ausgebeutet, ihm eine enge Verbindung mit den exaltierten Tendenzen jenes Vereins anzudichten[351]); ein anderes Mal verdachte man es ihm, daſs er ſeinen Namen nicht unter einen Proteſt ſetzen wollte, der von Börne und 48 deutſchen Handwerkern wegen irgend einer Angelegenheit wider den Papſt gerichtet ward. Man verlangte von ihm, er ſolle mit allen Handwerksburſchen, denen der „revolutionäre Geiſt“ und die „ſchlechte Geſinnung“ ins Wanderbuch geſetzt war, Brüderſchaft trinken, oder man wollte ihn nöthigen, als Tribun abzudanken, indem man die ſchnöde Verdächtigung ausſprengte, ſeine Korreſpondenzen würden unter dem unmittelbaren Einfluſſe der öſterreichiſchen Regierung geſchrieben. Ein deutſcher Buchhändler, der unter Zurücklaſſung beträchtlicher Schulden ſeinen Gläubigern in Öſtreich entlaufen war und ſich in Paris als Märtyrer der Freiheit gebärdete, hatte ſogar die Unverſchämtheit, den Dichter ſelbſt nach der Wahrheit jenes ehrenrührigen Geredes zu fragen. „Ich werde eben ſo wenig von den Öſtreichern bezahlt, wie die Öſtreicher von Ihnen bezahlt werden,“ gab Heine mit verächtlichem Spotte zurück[352]). Unter ſolchen Anfeindungen der Jakobiner mochte er wohl Recht haben, wenn er gegen den alten Baron Cotta äußerte, daſs die Vertretung ſeiner Aufſätze „nach unten weit ſchwieriger als nach oben“ ſei, und deſshalb eine ungewöhnlich gnädige Cenſur derſelben ſtattfinden müſſe. In der That war es ihm überraſchend, ſo heftig von einer Partei angegriffen zu werden, die eher alle Urſache hatte, ihm zu danken, daſs er ihr ſo gute Reklamen in einem Blatte ſchrieb, deſſen Spalten bisher der republikaniſchen Beſtrebungen höchſtens in gelegentlichen Schmähartikeln gedacht hatten. — Ängſtlicher beſorgt war Heine über die Aufnahme ſeiner Artikel abſeiten der deutſchen Regierungen und der franzöſiſchen Behörden. Er wähnte ſich von Spionen umringt, und ſchwebte jahrelang in der beſtändigen Furcht, wie ſo viele politiſche Flüchtlinge arretiert oder auf Requiſition der preußiſchen Geſandſchaft aus Frankreich verwieſen zu werden[353]). Die mit Inſchriften verſehenen Dolche, die ein bekannter, ſeitdem in einem deutſchen Irrenhauſe verſtorbener Flüchtling am 1. Januar 1832 als étrennes unter ſeine Freunde vertheilte, und von denen auch Heine einen erhielt, jagten ihm einen unbeſchreiblichen Schreck ein. Harangierte Börne die deutſchen Arbeiter, ſo miſchte er ſich verſtohlen in den Haufen, um über Börne und deſſen „ungewaſchenes“ Publikum tabakrauchender Schuſter- und Schneidergeſellen ſeine Witze machen zu können; allein er entfernte ſich ſogleich, wenn

er vernahm, daß man die gefürchteten Sergeans de ville in der Versammlung erwarte. Ebenso besuchte er mehrfach die Zusammenkünfte der Amis du peuple, und lauschte mit Interesse den republikanischen Reden eines Blanqui und Cavaignac; auch an dem denkwürdigen Abend des 2. Februar befand er sich dort, aber er verließ eiligst den Saal, als sein Nachbar ihm zuflüsterte, daß wahrscheinlich die Nationalgarde und die Linie das Haus cernieren würden, und ihn frug, ob er für diesen Fall seine Pistolen bei sich habe. „Ich will sie holen," sagte Heine, und fuhr nach einer Soirée im Faubourg St. Germain[354]). — Seine Wohnung in Paris war meist nur seinen vertrautesten Freunden bekannt, und mit Absicht so gewählt, daß sie schwer zu finden war. Während er Anfangs in einem hauptsächlich von Deutschen bewohnten Hôtel der Rue Richelieu logiert hatte, bezog er im März oder April 1832 die Zimmer eines zweiten Stockwerks in der Rue de l'Echiquier, welche er von einer alten Dame gemiethet; sie lagen in einem nach der Straße verdeckten Hinterhofe, in welchem Gras wuchs und Todtenstille herrschte. Ein häßlicher Mohr war seine ganze Bedienung; er brachte ihm das Theewasser und besorgte seinen kleinen Haushalt. Auch später blieb Heine bis zu seinen letzten Lebensjahren fast beständig in dem wenig fashionablen Quartier der Faubourgs Poissonnière und Montmartre wohnen[355]).

Besser, als die mißtrauischen Stimmführer der republikanischen Partei, verstanden die unerbittlichen Gegner jedes politischen und gesellschaftlichen Fortschritts, den revolutionären Inhalt der Heine'schen Korrespondenzen an die „Allgemeine Zeitung" zu würdigen. Metternich und Gentz, welche dem Talente des Dichters insgeheim die höchste Anerkennung zollten und sich Stunden lang in den „melancholischen süßen Gewässern" seiner Lyrik wie in einem Quell der Verjüngung badeten[356]), merkten nur zu gut, daß die scheinbar gemäßigte Sprache seiner Berichte aus der Seinestadt eine Maske sei, welche den Zweck habe, die Censurbehörden über den aufregenden Charakter der vorgebrachten Erörterungen zu täuschen. Das ganze Trachten jener Staatsmänner war und blieb darauf gerichtet, das alte Bevormundungssystem nicht in Östreich allein, sondern in allen deutschen Staaten aufrecht zu erhalten; und den „französischen Umsturzideen" jeden Eingang in das heilige römische Reich zu versperren. Heine dagegen brachte diese verhaßten Ideen fortwährend zur öffentlichen Debatte; seine Korrespondenzen aus Frankreich entrollten dem deutschen Volke das anschaulichste Bild

jener politiſchen Kämpfe, die jenſeit des Rheines mit aller Leidenſchaftlichkeit einer ernſten Überzeugung, eines ſtürmiſchen Freiheitsdranges geführt wurden; und immer waren es die Principien der Revolution von 1789, welche den Maßſtab lieferten, nach welchem das endgültige Urtheil über Perſonen und Zuſtände gefällt ward. Der Napoleonkultus Heine's feierte den Mann, welcher dieſe Grundſätze zu verwirklichen geſucht und nur deßhalb untergehen mußſte, weil er, ihnen untreu geworden, ſich in die Reihe autokratiſcher Deſpoten geſtellt hatte; Ludwig Philipp wurde beſtändig an den revolutionären Urſprung ſeiner Regierung erinnert und vor der Verleugnung desſelben gewarnt, wenn er nicht Thron und Leben leichtſinnig gefährden wolle; gegen die deutſchen Deſpoten aber hatte Heine vollends keinen wirkſameren Trumpf auszuſpielen, als daß er ihnen bei jedem Schlag, den ſie wider die Freiheit führten, das drohende Geſpenſt der Guillotine und den Mouiteur von 1793 vor Augen hielt. „Das iſt ein Höllenzwang,“ rief er ihnen am Schluſſe ſeiner Vorrede zu den „Franzöſiſchen Zuſtänden“ gellend ins Ohr[351]), „den ihr nicht an die Kette legen könnt, und es ſind Beſchwörungsworte darin, die viel mächtiger ſind als Gold und Flinten, Worte, womit man die Todten aus den Gräbern ruft und die Lebenden in den Tod ſchickt, Worte, womit man die Zwerge zu Rieſen macht und die Rieſen zerſchmettert, Worte, die eure ganze Macht zerſchneiden, wie das Fallbeil einen Königshals.“ — Wenn nun auch die deutſchen Kabinette ſich ſcheuten, durch eine officielle Reklamation gegen die Aufſätze Heine's in der „Allgemeinen Zeitung“, offen vor aller Welt einzugeſtehn, wie großes Gewicht ſie denſelben beilegten und wie fatal ihnen die unter ſcheinbarem Indifferentismus verhüllte Diskuſſion der wichtigſten politiſchen Fragen ſei, ſo war doch Metternich keineswegs geſonnen, einem ſo unbequemen Gegner ungehindert das öffentliche Wort zu laſſen. Der pfiffige Staatsmann, welcher die geheime Intrige von jeher der brutalen Gewalt vorzog, fand denn auch bald das geeignete Mittel, ſeinen Zweck unter der Hand zu erreichen. Er ließ Gentz einen Privatbrief an den alten Baron Cotta ſchreiben, worin Letzterer freundſchaftlich auf die Pariſer Korreſpondenz-Artikel aufmerkſam gemacht ward, die in der „Allgemeinen Zeitung“ Aufnahme gefunden, und die meiſtens in feindſeligen oder, was noch ſchlimmer, in herabwürdigenden Ausdrücken von dem Miniſterium Caſimir Perier's und von der franzöſiſchen Regierung ſprächen. Die in jenen Korreſpondenzen vertretene Anſicht ſei nach und nach immer ſchärfer entwickelt, die

Sprache Derer, welche ſie geltend machen wollten, immer bitterer und heftiger geworden. Unleugbar habe die Augsburger Zeitung aber in den letzten ſechs Monaten durch die Tendenz ihrer meiſten politiſchen Artikel der Kriegspartei mächtigen Beiſtand geleiſtet; die faſt täglichen Verunglimpfungen Perier's hätten der Sache des Friedens und der konſtitutionellen Monarchie mehr geſchadet, als die ärgſten karliſtiſchen und republikaniſchen Diatriben der „Gazette de France“ und der „Quotidienne“, des „National“ und der „Tribüne,“ da die Exiſtenz jenes Miniſteriums eine der letzten Bürgſchaften der Fortdauer des europäiſchen Friedens ſei. Von dem Verleger der Zeitung, hieß es weiter, könne man doch füglich nicht annehmen, daſs er zu der Partei Derjenigen übergegangen ſein ſollte, die das Heil der Welt — ſei es im Sinne einer gewaltſamen Kontrerevolution oder eines völligen Umſturzes der alten geſellſchaftlichen Ordnung — vom Kriege allein erwarten. „Endlich aber,“ fährt Gentz wörtlich fort, „iſt das Maß — verzeihen Sie mir das ſtarke Wort — dieſer falſchen und, wie ich glaube, höchſt verderblichen Richtung voll geworden durch die Aufnahme der ſchmählichen Artikel, die Heine ſeit einiger Zeit unter dem Titel ‚Franzöſiſche Zuſtände‘ wie einen Feuerbrand in Ihre, ſolchem pöbelhaften Muthwillen bis dahin unzugängliche Zeitung geworfen hat. Ich begreife vollkommen, wie auch dergleichen Artikel ihre Liebhaber und viele Liebhaber finden, denn ein ſehr großer Theil des Publikums ergötzt ſich inniglich an der Frechheit und Bosheit eines Börne und Heine, und Perier — und Ludwig Philipp mit ihm — ſind bloß und allein weil ſie Ordnung und Frieden als ihren Zweck verfolgen, bei den unruhigen Köpfen in Deutſchland ſo ſehr in Mißkredit gefallen, daſs man heute ſchon lieber die Koſacken als das verſchrieene Juſtemilieu in Paris regieren ſehn möchte. Dies Alles befremdet mich nicht; ich habe dem Spiele der Welt zu lange zugeſehen, um nicht auf das Unglaublichſte und Unſinnigſte in den Revolutionen der Meinung ſtets gefaſſt zu ſein. Daſs Sie aber, mein edler Freund, jene giftigen Ausſchweifungen, die Sie zuverläſſig nicht billigen, auch nur dulden können, geht einigermaßen über meine Begriffe. Was ein verruchter Abenteurer wie Heine, den ich als Dichter gelten laſſe, ja ſogar liebe, und gegen den alſo kein perſönlicher Haſs mich bewegt, eigentlich will und wünſcht, indem er die heutige franzöſiſche Regierung in den Koth tritt, mag ich nicht weiter unterſuchen, obwohl es ſich ziemlich leicht errathen läſſt. Mich dünkt aber, die grenzenloſe Verachtung, womit

dieſe Unholde unter Anderm, und jetzt vorzugsweiſe, von den achtbarſten Klaſſen des Mittelſtandes ſprechen, ſollte ſelbſt dieſe Klaſſe gegen ſie aufbringen. Ein Artikel in der Beilage vom 13. April fängt mit der Erklärung an: ‚noch nie, ſelbſt nicht in den Zeiten der Pompadour und Dubarry, habe Frankreich in den Augen des Auslandes ſo tief geſtanden, und es zeige ſich jetzt, daſs in einer Maitreſſenherrſchaft immer noch mehr Seele zu finden ſei, als in dem Komptoir eines Bankiers.‘ Wie muſs einem aufgeklärten Kaufmann hierbei zu Muthe ſein? Die Geiſtlichkeit und den Adel mag man längſt nicht mehr; ſie ſind abgethan: requiescant in pace! Wenn aber Männer wie Perier und ihre Anhänger, d. h. Angeſtellte, Bankiers, Gutsbeſitzer und Boutiquiers, noch mehr perhorresciert werden, als die ehemaligen Fürſten, Grafen und Barone, Wer ſoll denn zuletzt die Staaten regieren? Die Wahl bleibt nur noch zwiſchen den Redakteurs des ‚Freiſinnigen‘ (Rotteck und Welcker), als der — Gott ſtehe uns bei! — gemäßigteren Revolutions-Koterie, und Volksvertretern wie Heine, Wirth, Siebenpfeiffer ꝛc.“

Der Baron Cotta konnte über die Bedeutung ſolch eines freundſchaftlichen Privatbriefes aus der königlich-kaiſerlichen Staatskanzlei nicht einen Augenblick in Zweifel ſein. Der Proceſs gegen die hervorragenden Redner des Hambacher Feſtes, das Verbot des „Freiſinnigen“, der „Deutſchen Tribüne“, des „Weſtboten“, der „Zeitſchwingen“, des „Wächters am Rhein“ und anderer ſüddeutſchen Oppoſitions-Journale durch Bundesbeſchluſs lieferten gleichzeitig einen beredten Kommentar zu dem Gentziſchen Schreiben und ließen es nicht räthlich erſcheinen, eine Warnung in den Wind zu ſchlagen, die von ſo hoher Stelle kam, und die offenbar den Zweck hatte, der „Allgemeinen Zeitung“ ein ähnliches Geſchick zu erſparen. Heine muſſte ſeine Korreſpondenzberichte einſtellen — er beeilte ſich aber, den uneingeſchüchterten Muth ſeiner freien Geſinnung zu beweiſen, indem er die „Franzöſiſchen Zuſtände“ mit allen von der Redaktion jener Zeitung zurückgewieſenen Aufſätzen, mit allen von der bairiſchen Cenſurbehörde geſtrichenen Invektiven und mit einer Vorrede in Druck gab, deren unerhört kühne Sprache die heimiſchen Machthaber aufs äußerſte reizen und dem Dichter die Rückkehr ins deutſche Vaterland auf immer abſchneiden muſſte. Was die „jakobiniſchen Ränke“ nicht hatten erwirken können, Das bewirkte jetzt die Brutalität der Reaktion — Heine ließ die beſonnene Ruhe und Mäßigung fahren, und er, der noch kurz zuvor in den Tagen revolutionärer Hoffnungen jede

Verbindung mit den demagogiſchen Wortführern des Radikalismus unmuthig zurückgewieſen, übernahm jetzt, wo der politiſche Horizont ſich drohend verfinſterte, eine freiwillige Solidarität, wenn nicht für die extremen Grundſätze, zu denen ſie ſich bekannten, ſo doch für das Martyrium, in welches ihr patriotiſcher Eifer ſie geſtürzt hatte. Nicht unpaſſend verglich er die republikaniſchen Enragés, welche durch ungeſchickte Nachahmung ſeiner eigenen ſcharfen Polemik ſich die ſchlimmſten Bedrängniſſe auf den Hals gezogen, mit jenem Affen, der zugeſehen hatte, wie ein Menſch ſich raſierte, und der bei dem Verſuch, die Manipulation an ſich ſelbſt zu wiederholen, ſich die Kehle abſchnitt[358]): „Ich weiß nicht, in wie weit jene deutſchen Jakobiner ſich die Kehle abgeſchnitten; aber ich ſehe, daſs ſie ſtark bluten. Auf mich ſchelten ſie jetzt. Seht, rufen ſie, wir haben uns ehrlich eingeſeift und bluten für die gute Sache, der Heine meint es aber nicht ehrlich beim Barbieren, ihm fehlt der wahre Ernſt beim Gebrauche des Meſſers, er ſchneidet ſich nie, er wiſcht ſich ruhig die Seife ab, und pfeift ſorglos dabei, und lacht über die blutigen Wunden der Kehlabſchneider, die es ehrlich meinen. — Gebt euch zufrieden; ich habe mich diesmal geſchnitten.“ — „Jetzt freilich“, ſagt er an einer andern Stelle ſeiner Vorrede[359]), „in dieſer Zeit, werden ſie mich weniger verkennen, als damals, wo ſie am Ziel ihrer Wünſche zu ſtehen glaubten, und Siegeshoffnung alle Segel ihrer Gedanken ſchwellte; an ihrer Thorheit nahm ich keinen Theil, aber ich werde immer Theil nehmen an ihrem Unglück. Ich werde nicht in die Heimat zurückkehren, ſo lange noch ein einziger jener edlen Flüchtlinge, die vor allzu großer Begeiſterung keiner Vernunft Gehör geben konnten, in der Fremde, im Elend weilen muſs. Ich würde lieber bei dem ärmſten Franzoſen um eine Kruſte Brot betteln, als daſs ich Dienſt nehmen möchte bei jenen vornehmen Gaunern im deutſchen Vaterland, die jede Mäßigung der Kraft für Feigheit halten, oder gar für präludierenden Übergang zum Serviliſmus.“ Auch die vertraulichen Äußerungen Heine's in den Briefen an ſeine Freunde beſtätigen, daſs er durch Veröffentlichung jener Vorrede hauptſächlich den Verleumdungen ein Ende machen wollte, die ihn wegen ſeiner Korreſpondenzen für die Augsburger Zeitung der illiberalſten Tendenzen, wohl gar des intereſſierten Abfalls von der Sache der Freiheit, bezichtigten. „Durch die Vorrede zu den ‚Zuſtänden‘,“ ſchrieb er an Immermann[360]), „habe ich nur zeigen wollen, daſs ich kein bezahlter Schuft bin.“ Und in einem Briefe an Varnhagen heißt es[361]): „Dieſe Vorrede, das leidenſchaftliche

Produkt meines Unmuths über die bundestäglichen Beschlüsse, versperrt mir vielleicht auf immer die Rückkehr nach Deutschland; aber sie rettet mich vielleicht vor dem Laternentod bei der nächsten Insurrektion, indem jetzt meine holden Landsleute mich nicht mehr des Einverständnisses mit Preußen beschuldigen können." Mit den Bundestagsbeschlüssen, auf welche der Dichter hier anspielt, ist das vorhin erwähnte schmachvolle Dekret vom 28. Juni 1832 gemeint, welches den officiellen Vernichtungskrieg der deutschen Regierungen gegen die ständischen Repräsentativ-Verfassungen eröffnete, und dem schöden Rechtsbruche den Schein eines gesetzlichen Aktes verlieh. Gegen diese arglistige Hintergehung des Volksvertrauens trat Heine mit geharnischten Worten als öffentlicher Ankläger in die Schranken. Er wies darauf hin, daß die Urkunde, auf welche jene Bundestagsbeschlüsse sich beriefen, nämlich die Wiener Bundesakte, ein aus Lug und Trug gewobenes und deßhalb juristisch wie moralisch ungültiges Dokument sei. „Bis jetzt," sagte er[362]), „hat man von jenem Meisterwerk der edlen Junkerschaft wenig Gebrauch gemacht, und sein Inhalt konnte dem Volke gleichgültig sein. Nun es aber ins rechte Tageslicht gestellt wird, dieses Meisterstück, nun die eigentlichen Schönheiten des Werks, die geheimen Springfedern, die verborgenen Ringe, woran jede Kette befestigt werden kann, die Fußangeln, die versteckten Halseisen, Daumenschrauben, kurz, nun die ganze künstliche, durchtriebene Arbeit sichtbar wird: jetzt sieht Jeder, daß das deutsche Volk, als es für seine Fürsten Gut und Blut geopfert und den versprochenen Lohn der Dankbarkeit empfangen sollte, aufs heilloseste getäuscht worden, daß man ein freches Gaukelspiel mit uns getrieben, daß man, statt der zugelobten Magna Charta der Freiheit, uns nur eine verbriefte Knechtschaft ausgefertigt hat. Kraft meiner akademischen Befugnis als Doktor beider Rechte erkläre ich feierlichst, daß eine solche, von ungetreuen Mandatarien ausgefertigte Urkunde null und nichtig ist; kraft meiner Pflicht als Bürger protestiere ich gegen alle Folgerungen, welche die Bundestagsbeschlüsse vom 28. Juni aus dieser nichtigen Urkunde geschöpft haben; kraft meiner Machtvollkommenheit als öffentlicher Sprecher erhebe ich gegen die Verfertiger dieser Urkunde meine Anklage, und klage sie an des gemißbrauchten Volksvertrauens, ich klage sie an der beleidigten Volksmajestät, ich klage sie an des Hochverraths am deutschen Volke — ich klage sie an!" — Nicht die ohnmächtigen konstitutionellen Fürsten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten macht Heine für

die freiheitsmeuchlerischen Beschlüsse des Bundestages verantwortlich, sondern die beiden absoluten Großmächte, Östreich und Preußen, welche auf Jene offen wie insgeheim aller Art Zwang ausgeübt, und es bedünkt ihn, als habe das schlaue Östreich wieder das Hauptodium des neuen Attentats gegen die Volksrechte auf die Schulter seines nördlichen Bundesgenossen zu wälzen gewusst. Wir finden stets, dass Heine von dem offenen, konsequenten Gegner mit weit größerer Achtung, als von dem zweideutigen Gesellen spricht, der unter der Maske halben Entgegenkommens seine feindliche Stellung verbirgt. Vor dem rigorösen Rabbinenthum hat er im Grunde seines Herzens mehr Respekt, als vor der neumodischen Tempelreform, die mittwegs zwischen Judenthum und Christenthum stecken bleibt; für den Katholicismus vermag er sich unter Umständen als Poet zu begeistern, der rationalistisch verwässerten Aufklärung wendet er mit Ekel den Rücken zu; die „heilige Würde" des Absolutismus konnte ihm, wie wir sahen, zum mindesten in der Theorie einen Augenblick imponieren, aber das phrasenhafte Prunken mit liberalen Zeitideen im Munde von Staatsmännern, deren geheime Absicht auf Unterdrückung jeder freien Regung des Volksgeistes gerichtet war, reizte ihn zu Hohn und Verachtung. Hierin liegt die Erklärung, weßhalb Heine mit ungleich maßloserer Bitterkeit von Preußen, als von Östreich sprach. „Östreich", sagte er[363]), „war immer ein offner, ehrlicher Feind, der nie seinen Ankampf gegen den Liberalismus geleugnet oder auf eine kurze Zeit eingestellt hätte. Metternich hat nie mit der Göttin der Freiheit geliebäugelt, er hat nie in der Angst des Herzens den Demagogen gespielt, er hat nie Arndt's Lieder gesungen und dabei Weißbier getrunken, er hat nie auf der Hasenheide geturnt, er hat nie pietistisch gefrömmelt, er hat nie mit den Festungsarrestanten geweint, während er sie an der Kette festhielt; man wusste immer, wie man mit ihm dran war, man wusste, dass man sich vor ihm zu hüten hatte, und man hütete sich vor ihm." — Anders Preußen, für dessen angestrebte Hegemonie und Schirmherrlichkeit über Deutschland Heine sich um so weniger zu begeistern vermochte, da Friedrich Wilhelm III. nicht nur die Erfüllung des seinem Volke in verhängnisvollster Zeit gegebenen Versprechens einer freien Konstitution unterließ, sondern obendrein seine Macht und seinen Einfluß missbrauchte, um Metternich bei der Vernichtung der kaum emporgeblühten Konstitutionen in den deutschen Nachbarstaaten behilflich zu sein. „Und Friedrich Wilhelm hatte doch so viel Grund zur Dankbarkeit gegen sein

Volk; denn nie befand ſich ein Fürſt in einer kläglicheren Lage als die, worin der König von Preußen nach der Schlacht von Jena gerathen war, und woraus ihn ſein Volk gerettet!“ Die perſönlichen Tugenden des preußiſchen Monarchen zählt Heine mit rühmender Anerkennung auf, er findet es ſehr hübſch und löblich, daſs Derſelbe noch jüngſt eine namhafte Summe aus ſeiner Privatkaſſe geopfert, um die berühmte Windmühle von Sansſouci, welche der jetzige Eigenthümer aus Geldnoth verkaufen wollte, als ein Denkmal preußiſcher Gerechtigkeitsliebe in dem alten Zuſtande zu erhalten — „aber,“ frägt Heine mit eindringlicher Mahnung [364]), „wo bleibt die verſprochene Konſtitution, worauf das preußiſche Volk nach göttlichem und weltlichem Rechte die eigenthümlichſten Anſprüche machen kann? So lange der König von Preußen dieſe heiligſte ‚Obligatio‘ nicht erfüllt, ſo lange er die wohlverdiente freie Verfaſſung ſeinem Volke vorenthält, kann ich ihn nicht gerecht nennen, und ſehe ich die Windmühle von Sansſouci, ſo denke ich nicht an preußiſche Gerechtigkeitsliebe, ſondern an preußiſchen Wind.“ — „Es iſt wahr,“ bemerkt er an einer früheren Stelle [365]), „noch vor Kurzem haben viele Freunde des Vaterlands die Vergrößerung Preußens gewünſcht und in ſeinen Königen die Oberherren eines vereinigten Deutſchlands zu ſehen gehofft, und man hat die Vaterlandsliebe zu ködern gewuſſt, und es gab einen preußiſchen Liberalismus, und die Freunde der Freiheit blickten ſchon vertrauungsvoll nach den Linden von Berlin. Was mich betrifft, ich habe mich nie zu ſolchem Vertrauen verſtehen wollen. Ich betrachtete vielmehr mit Beſorgnis dieſen preußiſchen Adler, und während Andere rühmten, wie kühn er in die Sonne ſchaue, war ich deſto aufmerkſamer auf ſeine Krallen. Ich traute nicht dieſem Preußen, dieſem langen frömmelnden Kamaſchenheld mit dem weiten Magen und mit dem großen Maule und mit dem Korporalſtock, den er erſt in Weihwaſſer taucht, ehe er damit zuſchlägt. Mir miſsfiel dieſes philoſophiſch chriſtliche Soldatenthum, dieſes Gemengſel von Weißbier, Lüge und Sand.“ Widerwärtig, tief widerwärtig war mir dieſes Preußen, dieſes ſteife, heuchleriſche, ſcheinheilige Preußen, dieſer Tartüffe unter den Staaten. Endlich, als Warſchau fiel, fiel auch der weiche fromme Mantel, worin Preußen ſich ſo ſchön zu drapieren gewuſſt, und ſelbſt der Blödſichtigſte erblickte die eiſerne Rüſtung des Deſpotismus, die darunter verborgen war.“ Im weiteren Verfolg dieſes Gedankens ſpricht Heine ſeine Entrüſtung darüber aus, wie dieſe preußiſchen Staats-Tartüffe, dieſe „Jeſuiten des Nordens,“ die Sache

der Freiheit selbst zu diskreditieren gewusst, indem sie dieselbe von den liberalsten Schriftstellern, die sie arglistig in ihren Dienst gelockt, auf obrigkeitlichen Wink schmählich begeifern ließen. Er weist darauf hin, wie Friedrich von Raumer, der noch vor wenigen Monaten als Mitglied der Obercensurbehörde gegen deren allzu unterdrückungssüchtige Strenge sich aufgelehnt, jetzt den Auftrag erhalten habe, das unverantwortliche Verfahren der preußischen Regierung gegen Polen zu rechtfertigen; wie Leopold Ranke in der Staatszeitung eine Apologie der Bundestagsbeschlüsse drucken lassen, wie Hegel die Knechtschaft des Bestehenden als vernünftig justificieren, wie Schleiermacher gegen die Freiheit predigen und christliche Ergebung in den Willen der Obrigkeit empfehlen musste. „Empörend und verrucht" nennt er[366]) diese Benutzung von Philosophen und Theologen, durch deren Einfluss man auf das gemeine Volk wirken wolle, und die man zwinge, durch Verrath an Vernunft und Gott sich öffentlich zu entehren. Er warnt die heimischen Machthaber vor den servilen Gestalten, die mit so knechtischer Demuth ihren Thron umwedeln, oder gar in Harlekinstracht vermummt durch alberne Schnurren ihnen das Zwergfell erschüttern. Mehr aber noch, als vor diesen kleinen Narren und Schelmen, warnt er sie vor dem großen Narren, dem deutschen Volke, dessen buntscheckige Jacke aus sechsunddreißig Flicken besteht: „An seiner Kappe hängen, statt der Schellen, lauter centnerschwere Kirchenglocken, und in der Hand trägt er eine ungeheure Pritsche von Eisen. Seine Brust aber ist voll Schmerzen. Nur will er an diese Schmerzen nicht denken, und er reißt deßhalb um so lustigere Possen, und er lacht manchmal, um nicht zu weinen. Treten ihm seine Schmerzen allzu brennend in den Sinn, dann schüttelt er wie toll den Kopf, und betäubt sich selber mit dem christlich frommen Glockengeläute seiner Kappe. Kommt ein guter Freund zu ihm, der theilnehmend über seine Schmerzen mit ihm reden will, oder gar ihm ein Hausmittelchen dagegen anräth, dann wird er rein wüthend und schlägt nach ihm mit der eisernen Pritsche. Er ist überhaupt wüthend gegen Jeden, der es gut mit ihm meint. Er ist der schlimmste Feind seiner Freunde, und der beste Freund seiner Feinde. O! der große Narr wird euch immer treu und unterwürfig bleiben, mit seinen Riesenspäßen wird er immer eure Junkerlein ergötzen, er wird täglich zu ihrem Vergnügen seine alten Kunststücke machen und unzählige Lasten auf der Nase balancieren und viele hunderttausend Soldaten auf seinem Bauche herumtrampeln lassen. Aber habt ihr gar keine Furcht, daß

dem Narren mal all' die Laſten zu ſchwer werden, und daſs er eure Soldaten von ſich abſchüttelt, und euch ſelber, aus Überſpaß, mit dem kleinen Finger den Kopf eindrückt, ſo daſs euer Hirn bis an die Sterne ſpritzt? — Fürchtet euch nicht, ich ſcherze nur. Der große Haar bleibt euch unterthänigſt gehorſam, und wollen euch die kleinen Narren ein Leid zufügen, der große ſchlägt ſie todt."

Se rückhaltloſer Heine in der Vorrede zu den „Franzöſiſchen Zuſtänden" die revolutionären Sympathien ausgeſprochen, welche er in ſeinen Aufſätzen für die „Allgemeine Zeitung" nur ſchüchtern und vorſichtig hatte andeuten können, deſto miſsmuthiger verſtimmte ihn die Nachricht, daſs von der Cenſur mehr als die Hälfte ſeines geharniſchten Manifeſtes unterdrückt worden ſei. Was aber noch widerwärtiger: durch dieſe Unterdrückungen war der Sinn ſeiner muthvollen Worte nicht bloß entſtellt, ſondern häufig gar in das direkte Gegentheil, in ein ſerviles Lob derſelben Perſonen und Zuſtände verkehrt worden, denen er ein unauslöſchliches Brandmal auf die Stirn prägen wollte. Gegen dieſe heilloſe Fälſchung ſeiner Gedanken legte Heine ſofort in der „Allgemeinen Zeitung" öffentliche Verwahrung ein[367]). Gleichzeitig verlangte er von ſeinem Verleger Julius Campe, der das mehr als zwanzig Bogen ſtarke Buch aus Beſorgnis vor einer Konfiskation der ganzen Auflage zur Cenſur gegeben und dadurch die Verſtümmelung des Manuſkriptes verſchuldet hatte, daſs Derſelbe nunmehr auf jede Gefahr, wenn auch allenfalls unter einer fingierten Firma, die Vorrede in unverkürzter Geſtalt, und mit einer „Vorrede zur Vorrede" begleitet, als beſondere Broſchüre herausgebe. Er ſchrieb ihm u. A.[368]): „Eben erhalte ich die Vorrede, worin ich vor den Augen von ganz Deutſchland als ein trübſeliger Schmeichler des Königs von Preußen erſcheine — ſtände nicht auch darin, daſs Profeſſor Raumer der beſte unter den Schriftſtellern ſei, es wäre nicht zu ertragen. (NB. Im Manuſkript ſtand: ‚er iſt von allen ſchlechten Schriftſtellern noch der beſte.') — Ich bin betäubt vor Kummer, und erſt mit nächſter Poſt erhalten Sie die Ihnen gebührenden Scheltworte. Die Poſt geht ab. — Eben weil es jetzt ſo ſchlecht geht mit der Sache des Liberalismus, muſs jetzt Alles gethan werden. Ich weiß, daſs ich mir Deutſchland auf Lebenszeit verſperre, wenn die Vorrede erſcheint, aber ſie ſoll ganz ſo erſcheinen, wie das Manuſkript iſt, und nebſt der Vorrede zur Vorrede, die Sie ſchon vor mehreren Wochen erhalten. Der Titel der Broſchüre iſt ‚Vorrede.' Sie hätte mit dem Buch zu gleicher Zeit er-

ſcheinen müſſen. — Das iſt ein großer Kummer. Sie darf auch Wenig koſten. Nur ſchnell! Ich kann nicht eher honett ſchlafen, bis die ‚Vorrede‘ in der Welt iſt. Merken Sie ſich Das . . . Merckel iſt ſchadenfroh; ſagen Sie ihm, ich ſei begeiſtert wie ein Menſch, welcher weiß, daſs er den Sieg Deſſen, wofür er ſich in alle möglichen Miſèren hineinſchreibt, nicht erlebt. Es kann jetzt dreißig Jahr' ſtill bleiben. Aber meine ‚Vorrede‘ muſs doch ſchnell, ſchnell gedruckt werden. Schreiben Sie mir nur gleich — ich bin wüthend auf Sie. — Ich kann gewiſs nicht ſchlafen, ehe die Vorrede gedruckt iſt. Es wär' beſſer geweſen, es wäre noch mehr davon unterdrückt worden. Wie viel Schererei um dieſe Bagatell, wofür ich nur Noth und Verfolgung einernte! — Der Teufel hole Sie!“ — Einem ſo beſtimmt ausgeſprochenen Verlangen nachgebend, ſchickte Campe das Manuſkript der Vorrede nach Altenburg in die Pierer'ſche Druckerei. Schon ſollte die Ausgabe der Broſchüre in den nächſten Tagen erfolgen, als Heine, geängſtigt durch das muthmaßliche Reſultat einer ſo dreiſten Veröffentlichung, plötzlich Befehl zur Vernichtung der ganzen Auflage gab. Sämmtliche Exemplare wurden in der Druckerei eingeſtampft; nur ein Korrekturabzug blieb in den Händen Campe's, und konnte ſpäter bei Herausgabe von H. Heine's ſämmtlichen Werken benutzt werden. Sonderbar genug, erſchien die Vorrede (jedoch ohne die „Vorrede zur Vorrede“) bald darauf — im Juli 1833 — bei Heideloff und Campe in Paris, unverkürzt, und faſt wörtlich übereinſtimmend mit der vom Verfaſſer beſorgten franzöſiſchen Verſion. Heine giebt freilich in einem Schreiben an Varnhagen vom 16. Juli 1833 und in einem Briefe an Heinrich Laube vom 23. November 1835 zu verſtehen, als ſei dieſe Veröffentlichung ohne ſein Zuthun und ſehr gegen ſeinen Willen erfolgt: Campe habe unbefugterweiſe einige Exemplare des Abdrucks an durchreiſende Polen geſchenkt, und nach ſolch einem Exemplar und der franzöſiſchen Ausgabe habe ein in Paris lebender Deutſcher, ein Spion der preußiſchen Regierung, um dem Dichter zu ſchaden, die Vorrede willkürlich ergänzt und auf eigene Hand herausgegeben. „Ich erzähle Ihnen Das,“ ſchreibt er an Varnhagen, „damit Sie mich nicht der größten Thorheiten beſchuldigen. Ich habe wahrlich nicht die Abſicht, demagogiſch *auf den Moment* zu wirken, glaube auch nicht mal an die Möglichkeit einer momentanen Wirkung auf die Deutſchen.“ Jedenfalls aber hat ſich Heine durch dieſen Verſuch, die Verantwortlichkeit für den Druck ſeiner Vorrede auf fremde Schultern zu wälzen, in ein zweideutiges Licht

gestellt; denn sechs Tage vorher rühmt er sich gegen Laube der Veröffentlichung jener politischen Flugschrift in deutscher wie in französischer Sprache als einer kouragösen, folglich doch gewiss von ihm selbst ausgehenden That[369]): „Die Herausgabe der Vorrede eben jetzt, in der allgemeinen Angst, wird wohl das Publikum belehren, dass es künftig mir vertraut, wenn ich auch etwas zu gelinde flöte."

Heine hatte sich übrigens in der Erwartung geirrt, dass die Veröffentlichung seiner vervollständigten Zeitungskorrespondenzen über die politischen Zustände Frankreichs und seiner leidenschaftlichen Vorrede großes Aufsehn in Deutschland erregen werde. Börne's „Briefe aus Paris," die Redner des Hambacher Festes und die aufreizenden Flugblätter der süddeutschen Revolutionspropaganda hatten das Publikum allmählich an eine noch derbere Sprache gewöhnt. Heine's „Französische Zustände" wurden zudem in fast sämmtlichen deutschen Staaten sofort bei ihrem Erscheinen auf den Index verbotener Bücher gesetzt, und die mit verschärfter Strenge gehandhabte Pressspolizei sorgte dafür, dass in den Tagesblättern keine halbwegs günstige Besprechung die Aufmerksamkeit auf das verpönte Buch hinlenken durfte. Während der Hamburger Professor Wurm dasselbe in einer giftigen Recension der von ihm redigierten „Kritischen Blätter der Börsenhalle" (Nr. 136, vom 4. Februar 1833) als das einseitig frivole Machwerk eines jakobinischen Fanfarons darstellte, griff Börne im letzten Bande seiner Pariser Briefe[370]) den Verfasser wegen seiner schwankend unentschiedenen Haltung an, die es weder mit den Fürsten und Aristokraten, noch mit der republikanischen Umsturzpartei gänzlich verderben wolle. Die Pariser Ausgabe der Vorrede aber gelangte überhaupt nur in vereinzelten Exemplaren nach Deutschland; denn ein Bundestagsbeschluss vom 5. Juli 1832 hatte verfügt, dass keine im Auslande in deutscher Sprache erschienene, weniger als zwanzig Bogen betragende Druckschrift politischen Inhalts in einem deutschen Bundesstaate ohne vorgängige Erlaubnis der Regierung zugelassen und verkauft werden dürfe. So von allen Seiten gehemmt, geschmäht und befehdet, kostete es Heine geringe Überwindung, einstweilen der politischen Tagesschriftstellerei zu entsagen und sich auf ein ersprießlicheres Feld literarischer Wirksamkeit zu begeben, das seinem Talent höhere Aufgaben und seinem Dichterruhm neidlosere Lorbern in Aussicht stellte.

# Drittes Kapitel.

## Der Saint-Simonismus.

Die politiſch unfreien Zuſtände in Deutſchland und die Hoffnung, in Frankreich Zeuge einer, wenn nicht ungehinderten, ſo doch kräftig fortſchreitenden Entwicklung des öffentlichen Lebens zu ſein, waren der Hauptgrund geweſen, der Heine zur Überſiedelung nach Paris beſtimmt hatte. Es verſtand ſich daher von ſelbſt, daſs es ſein angelegentlichſtes Bemühen war, ſich ſo raſch wie möglich einen klaren Einblick in die politiſchen Verhältniſſe des Landes zu verſchaffen, das er aus Sympathie mit den Freiheits- und Gleichheitsideen der Revolution von 1789 zu ſeiner neuen Heimat erkoren. Dieſe Ideen, welche unter der Reſtaurationsherrſchaft Karl's X. gewaltſam erſtickt worden, ſchienen durch den Donner der Julitage plötzlich wieder aus dem Grabe erweckt zu ſein. Der Bürgerkönig mit rundem Filzhut und Regenſchirm, mit ſeinen poignées de main und ſeinem Bankierminiſter, war auf den erſten Blick ein bedeutſamer Gegenſatz zu dem ariſtokratiſchen Hofſtaate des ancien régime, und als ſchnell genug unter der volksfreundlichen Vermummung das abſolutiſtiſche Scepter zum Vorſchein kam, zeigte die opfermuthige Oppoſition der Republikaner, daſs es in Frankreich noch Männer gab, die entſchloſſen waren, ſich die Früchte des glorreichen Kampfes nicht abermals durch brutale Gewalt oder durch ſchlauen Betrug entwinden zu laſſen. — Wir haben indeſs geſehen, daſs Heine bald zu der Erkenntnis gelangte, ſich keiner von allen politiſchen Parteien in Frankreich rückhaltlos und mit aufrichtiger Begeiſterung anſchließen zu

können. Die Karliſten, welche die Feudalhierarchie der Vergangenheit wieder herſtellen wollten, verabſcheute er. Die Bonapartiſten ſchob der Tod des Herzogs von Reichſtadt einſtweilen ganz in den Hintergrund der geſchichtlichen Bühne. Gegen das mit Ludwig Philipp zur Herrſchaft gelangte Syſtem des Juſtemilieu, das ſich auf die Furcht der beſitzenden Klaſſen vor jeder revolutionären Umwälzung ſtützte und an Stelle des Geburtsadels das Aufkommen einer geiſtloſen Geldariſtokratie begünſtigte, empfand Heine nicht allein die natürliche Abneigung des Poeten, ſondern ihn ergriff auch die geheime Beſorgnis, daſs ſchließlich nur Form und Name der alten Knechtſchaft verändert worden, und daſs bei einem Regimente der Bourgeoiſie die ideellen Güter der Menſchheit noch weniger Schutz finden möchten, als bei der Willkürherrſchaft unumſchränkter Monarchen. Mit der Partei der entſchiedenen Republikaner endlich vermochte er wohl in ſo weit zu ſympathiſieren, als er ihre heldenmüthige Hingabe an die von ihnen vertretene Sache bewunderte; aber er theilte weder ihren Glauben, daſs durch den bloßen Wechſel der Staatsform eine menſchheitbeglückende Wiedergeburt der Geſellſchaft zu erreichen ſei, noch ihr kriegeriſches Gelüſte, die Annahme ihrer Principien mit Waffengewalt der eigenen Nation und den benachbarten Völkern aufzuzwingen. Er hatte, wie ſchon erwähnt wurde, in der erſten Zeit ſeines Pariſer Aufenthalts die Verſammlungen der Amis du peuple und die Zuſammenkünfte deutſcher Handwerker mehrfach beſucht; aber die einſeitig negative Art, in welcher hier wie dort die großen Zeitfragen unter Anwendung hochtönender Konventsphraſen aus der Terminologie von 1793 diskutiert wurden, muſſte ihm auf die Dauer um ſo mehr miſsfallen, je engherziger ſich das Ziel dieſer revolutionären Beſtrebungen auf den Umſturz der monarchiſchen Regierungsform beſchränkte. Er vermiſſte in denſelben jeden Kern eines poſitiven Verlangens, jeden weltreformatoriſchen Gedanken, der eine ſichere Grundlage für den Neubau der ſtaatlichen, geſellſchaftlichen und ſittlichen Verhältniſſe hätte abgeben können. Ja, im Grunde genommen, wurden die ſocialen Inſtitutionen von jenen politiſchen Jakobinern kaum ernſtlich angetaſtet — eine demokratiſche Staatsverfaſſung war das Hausmittel, durch welches ſie alle Schäden der Geſellſchaft in kürzeſter Friſt zu heilen gedachten.

Heine theilte nicht entfernt dieſen Irrthum der franzöſiſchen Republikaner und der deutſchen Liberalen, der ſo verhängnisſchwere Folgen nach ſich zog, als Beide im Jahre 1848 zu kurzer Herrſchaft gelangten, aber

von ihrem Siege keinen nachhaltigen Gebrauch zu machen wussten, weil sie sich über das zu schaffende Neue nicht verständigt und doch thörichterweise das Volk gelehrt hatten, alles Heil von den Dekreten gesetzgebender Versammlungen zu erwarten. Er legte geringes — vielleicht zu geringes — Gewicht auf den mehr oder minder konstitutionellen Charakter der Regierungsform, welcher ihm nur das Äußerliche der Revolution, nicht aber die tieferen und wichtigeren Fragen derselben, zu berühren schien. „Diese Fragen," schrieb er im Sommer 1833 an Heinrich Laube[211]), „betreffen weder Formen, noch Personen, weder die Einführung einer Republik, noch die Beschränkung einer Monarchie, sondern sie betreffen das materielle Wohlsein des Volkes. Die bisherige spiritualistische Religion war heilsam und nothwendig, so lange der größte Theil der Menschen im Elend lebte und sich mit der himmlischen Religion vertrösten musste. Seit aber durch die Fortschritte der Industrie und der Ökonomie es möglich geworden, die Menschen aus ihrem materiellen Elende heraus zu ziehen und auf Erden zu beseligen, seitdem — Sie verstehen mich. Und die Leute werden uns schon verstehen, wenn wir ihnen sagen, dass sie in der Folge alle Tage Rindfleisch statt Kartoffel essen sollen, und weniger arbeiten und mehr tanzen werden. Verlassen Sie sich darauf, die Menschen sind keine Esel." Bei solcher vorwiegenden Betonung der socialen Frage musste Heine sich mehr und mehr von dem oberflächlichen Konspirationstreiben der bloß politischen Revolutionäre abwenden. Andererseits aber musste er wie mit magischer Gewalt angelockt werden von den volkswirthschaftlichen Spekulationen einer Schule, welche in der Fortbildung des saint-simonistischen Gedankens die positive Formel zu einer weltumgestaltenden friedlichen Reform aller menschlichen Verhältnisse gefunden zu haben wähnte.

Der Graf Claude Henri de Saint-Simon hatte als Sprössling eines reichen und angesehenen Hauses — er war ein Enkel des als Memoirenschriftsteller bekannten Herzogs von Saint-Simon — eine treffliche Erziehung genossen, und war durch d'Alembert's Unterricht hauptsächlich zu philosophischen Studien hingelenkt worden. Seine persönliche Theilnahme am amerikanischen Unabhängigkeitskriege hatte ihn in Verkehr mit Benjamin Franklin gebracht; als neunzehnjähriger Jüngling kehrte er in sein Vaterland zurück, von der glühenden Sehnsucht erfüllt, den Entwicklungsprocess des menschlichen Geistes zu begreifen, um nach Erkenntnis ihrer geheimen Bewegungsgesetze für die Vervollkommnung der Civilisation wirken zu

können. Nachdem die Revolution ihm den Herzogstitel und ein Jahreseinkommen von einer halben Million Franks geraubt, verwendete er den Reſt ſeines Vermögens auf finanzielle Spekulationen, welche ihm die Mittel zur Begründung großartiger induſtrieller Etabliſſements und zur Fortſetzung ſeiner koſtſpieligen Studien liefern ſollten, ihn aber bei ſeiner unbegrenzten Freigebigkeit zuletzt in die bitterſte Armuth ſtürzten. Im Jahre 1803 erſchienen ſeine „Briefe eines Einwohners von Genf an ſeine Zeitgenoſſen,“ in welchen er zuerſt den Gedanken ausſprach, mittelſt einer allgemeinen phyſiko-politiſchen Wiſſenſchaft alle Verhältniſſe und Gegenſätze der menſchlichen Geſellſchaft nach feſten Grundſätzen zu ordnen. Wiewohl ſeine Ideen Anfangs geringe Beachtung fanden, arbeitete er dieſelben doch in ſeinen ſpäteren Schriften zu einem einheitlichen, in den Grundlinien ziemlich klar angedeuteten Syſteme aus, das nach ſeinem am 19. Mai 1825 erfolgten Tode von ſeinen Schülern nach allen Richtungen tiefer begründet und zu den extremſten Konſequenzen entwickelt ward. Saint-Simon ging von der Anſicht aus, die chriſtliche Lehre, welche im Mittelalter der Schwerpunkt der Geſellſchaft geweſen, habe der letzteren nur eine ſehr unvollkommene Einrichtung verliehen, und zudem ſeit drei Jahrhunderten die Einheit der Wirkſamkeit verloren. Das Chriſtenthum ſei in ſeiner jetzigen Form eine ausgelebte Inſtitution, von welcher nur noch das Princip der allgemeinen Bruderliebe als göttliches Fundament aller Moral dienen könne, da auch der Proteſtantismus bei der bloßen Kritik ſtehen geblieben und mit den Erforderniſſen der heutigen fortgeſchrittenen Bildung nicht mehr in Einklang zu ſetzen ſei. Indem Saint-Simon ein neues Princip der Einheit für die moderne Epoche der Menſchheitsentwicklung erſtrebte, wollte er gleichſam einen weltlichen Katholicismus ſchaffen, der ſich zuletzt als ein Katholicismus der Induſtrie erwies, vermittelſt deſſen die Menſchheit eine Neugeſtaltung aller ihrer geſellſchaftlichen Einrichtungen organiſieren ſollte. Dieſe Reorganiſation der ſocialen Verhältniſſe Europas durch einen neuen Geſellſchaftsvertrag, welcher mit der höchſten individuellen Freiheit die Befriedigung des Geſammtintereſſes der Menſchheit verbände, ward zugleich als Ausgangspunkt eines allgemeinen Völkerbundes hingeſtellt, einer organiſchen Vereinigung der ganzen europäiſchen Völkerfamilie, ohne jedoch der Selbſtändigkeit und Freiheit jeder einzelnen Völkerindividualität weſentlich Abbruch zu thun. Der geſammte wiſſenſchaftliche, politiſche und geſellſchaftliche Thatbeſtand der gegenwärtigen Menſchheit ward zunächſt einer kritiſchen

Revision unterworfen, wobei eine gewisse Feindseligkeit gegen den Liberalismus und Konstitutionalismus zu Tage trat. Die Industrie, so lehrte nämlich Saint-Simon, werde einerseits durch das Kapital und das Zinswesen, andererseits aber durch die sogenannten Liberalen, die Advokaten und Beamten, niedergehalten, welche sich dieselbe unterthan zu machen suchten, während in der reorganisierten Weltordnung die Industrie sich selbst beherrschen müsse. Das Repräsentativsystem sei eine bloße Übergangsform und schlecht geeignet, die Gesellschaft von der feudalen Herrschaft zur industriellen hinüber zu führen, weil erstere die herrschende Ungleichheit erhalten wolle, letztere aber auf dem Princip der Gleichheit beruhe. Die Industrialisierung der Welt werde ein neues Rechtsverhältnis zwischen Arbeit, Fähigkeit und Lohn hervorbringen, worin Jeder nur Das sei, was er leisten könne, und nur Das besitze, was er durch Arbeit erwerbe. In diesem neuen Arbeitsstaate war die Arbeit, so zu sagen, heilig gesprochen und wurde für einen himmlischen Segen erklärt, durch welchen der Mensch als Schöpfer Gott ähnlich werde, während sie nach der biblischen Lehre als ein von Gott gesprochener Fluch über die Menschheit erschien.

Die Schüler Saint-Simon's, welche nach dem Tode des Meisters die weitere systematische Ausführung seiner Ideen unternahmen, wussten denselben bald eine größere Zahl eifriger und geistvoller Anhänger zu gewinnen, unter welchen freilich manche, wie Jean Louis Eugène Lerminier, Michel Chevalier, Pierre Leroux, Hippolyte Carnot, Jean Reynaud und Emile Péreire, später in andere Richtungen übergingen. Die eigentlichen Häupter der saintsimonistischen Schule in ihrer Blüthezeit kurz nach der Julirevolution waren Saint-Amand Bazard und Barthélemy Prosper Enfantin, von welchen Ersterer vorherrschend die social-politische, Letzterer mehr die ethisch-religiöse Seite der neuen Doktrin zu entwickeln suchten. Während Bazard den Wahlspruch Saint-Simon's: „Fortwährende Verbesserung des moralischen, intellektuellen und physischen Daseins der zahlreichsten und ärmsten Klasse" immer schärfer betonte, und die Verbesserung ihres Looses für das höchste Gebot der Religion erklärte, bezeichnete er die ungleiche Vertheilung des Besitzes als ein Hauptübel der alten Gesellschaft, und verlangte die Aufhebung des seitherigen Privaterbrechtes, damit der Staat, als Erbe eingesetzt, nach und nach Herr aller Mittel werde, um die neue Weltordnung des Industrialismus zu begründen. Er erfand die berühmt gewordene Phrase der „Ausbeutung des Menschen durch den Menschen," welche der Charakter unserer Zeit sei

und den Arbeiter noch immer zum Sklaven eines induſtriellen Antagonismus mache, der von keinem gemeinſamen Plan und Gedanken geleitet werde, ſondern ein ewiger Kampf des Reichen mit dem Armen ſei. — Enfantin dagegen kann als Vater jener berüchtigten Formel von der „Rehabilitation des Fleiſches“ betrachtet werden, welche bald nachher ein ſo beliebtes Stichwort der Schriftſteller des „jungen Deutſchlands“ ward. Schon Saint-Simon hatte der chriſtlichen Religion den Vorwurf gemacht, daſs ſie der Einheit des Princips entbehre, da Gott, ihr zufolge, bloßer Geiſt ſei, neben dem noch ein anderes oberſtes Weſen, der Teufel, exiſtiere; — ein Dualismus, den ſie der orientaliſchen Philoſophie und dem Judenthume entlehnt habe. Das Dogma von der Erbſündhaftigkeit des Menſchen und die Androhung ewiger Höllenſtrafen ſtehe in direktem Widerſpruche mit der Liebe Gottes. Die neue ſaint-ſimoniſtiſche Religion ſtellte daher die pantheiſtiſche Lehre auf: Gott iſt nicht bloßer Geiſt, ſondern Geiſt und Materie zugleich; Alles, was liebt, denkt und ſich bewegt, iſt Gott, Gott iſt das lebende All. Die Benennungen Geiſt und Materie entſprechen nicht zwei verſchiedenen, für ſich beſtehenden Subſtanzen, das Eine kann ohne das Andere nicht gedacht werden, ſie löſen ſich auf in der Liebe. Enfantin wandte dieſe Theorien insbeſondere auch auf die geſchlechtlichen Beziehungen an. Er ſah einen Hauptgrund der Zerrüttung der chriſtlichen Religionen in dem Umſtande, daſs ſie nicht das ganze Leben des Menſchen umfaſſen, ſondern den allgewaltigen Trieb des Genuſſes unbeachtet laſſen, und dadurch den dualiſtiſchen Widerſtreit zwiſchen Geiſt und Fleiſch in alle Verhältniſſe des Lebens hinübertragen. Obgleich beide von Gott geſchaffen worden, die Harmonie beider mithin das höchſte göttliche Geſetz ſei, verlange das Chriſtenthum dennoch die Überwindung des Fleiſches, und rufe ſo einen Kampf zwiſchen zwei göttlichen, alſo gleichen Kräften hervor. An die Stelle des Grundgedankens der chriſtlichen Religion: „Kreuzigt das Fleiſch und ſeid enthaltſam!“ ſetzte die neue Religion die Loſung: „Heiligt euch durch Arbeit und Vergnügen!“

Aus dieſer flüchtigen Skizze der ſaint-ſimoniſtiſchen Lehren erhellt ſchon ziemlich deutlich, daſs letztere, neben einer deſtruktiven Kritik der beſtehenden geſellſchaftlichen, politiſchen und kirchlichen Inſtitutionen, zugleich einen bedeutenden poſitiven Kern in ſich bargen, der, von begeiſterten Männern in populärer Sprache ans Licht geſtellt, wohl geeignet war, ſchwärmeriſche Gemüther anzuziehen und in ihnen für eine Zeitlang den Glauben an die

Ausführbarkeit jener glänzenden Utopie von einem Weltreich des Friedens und der Liebe zu erwecken. Der Gedanke, ein Paradies des Glückes zu erschaffen, wo einem Jeden schon hier auf Erden nach seinen Werken sollte vergolten werden, wo es kein Geburtsprivilegium, keine Armuth und Unwissenheit mehr geben, wo Nichts mehr vom blinden Zufall abhängig sein, und alle gesellschaftlichen Einrichtungen die schnellste Verbesserung des sittlichen, intellektuellen und physischen Zustandes der Menschheit zum Zweck haben würden, war ein so erhabener Traum, daſs gerade die Edelsten und Besten sich angespornt fühlen mussten, seine Verwirklichung zu versuchen. Schon im Jahre 1829 war es den Schülern Saint-Simon's gelungen, ein eigenes Organ zur Verbreitung ihrer Doktrin, den „Organisateur," zu gründen; im November 1830 übernahmen sie den „Globe" aus den Händen der französischen Romantiker, und gewannen jetzt noch größeren Einfluſs. Bazard und Enfantin hatten gleich nach der Julirevolution das Volk zur Einrichtung einer großen industriellen und theokratischen Gütergemeinschaft aufgefordert. Als sie deſshalb in der Deputiertenkammer revolutionärer Tendenzen beschuldigt wurden, reichten sie eine Adresse an die Kammer ein, welche eine ausführliche Darlegung und Vertheidigung der saint-simonistischen Grundsätze enthielt. Die ungeschickte Anklage hatte nur zur Verbreitung der neuen Lehre beigetragen und die allgemeine Aufmerksamkeit auf dieselbe hingelenkt. Geld- und Geisteskräfte strömten jetzt den Saint-Simonisten von allen Seiten zu und ermuthigten sie, im Kleinen einen Versuch der praktischen Ausführung ihrer Theorie zu beginnen. In der Rue Monsigny wurde als Bild der großen theokratisch-industriellen Familie ein Haushalt auf gemeinschaftliche Kosten gegründet; in den zwölf Vierteln der Stadt bildeten sich saint-simonistische Schulen; die Vereine in Toulouse, Montpellier, Lyon, Metz und Dijon setzten sich mit der Hauptstadt in Verbindung, wo Carnot und Dugied neue Hörsäle einrichteten, und in der Salle Taitbout allsonntäglich Predigten gehalten wurden, die ein immer zahlreicheres Publikum versammelten. Stephan Money und Emile Péreire wandten die Ideen Bazard's auf die politische Ökonomie an; Michel Chevalier begeisterte durch seine glänzenden volkswirthschaftlichen Vorträge, und Pierre Leroux, Lerminier, Jean Reynaud und Charles Duveyrier suchten mit der neuen Lehre die alte Philosophie zu verdrängen. Indeſs sollte diese Einmüthigkeit nicht lange dauern. Der Hauptgrund des Zwiespalts wurde die Lehre von der Emancipation der Frauen, welche Enfantin Anfangs nur

im Collége, im engeren Kreiſe der Eingeweihten, vortrug, und welcher Bazard höchſtens bis zu dem Satze beipflichtete, daſs der Frau im ſocialen Leben eine gleiche Stellung neben dem Manne angewieſen werden müſſe. Nach dem Austritte Bazard's ſtellte Enfantin in der Hauptverſammlung vom 19. November 1831 den Satz auf, daſs das Weib mit gleichem Rechte wie der Mann zum Prieſterthume berufen ſei, und daſs die Neugeſtaltung der Geſellſchaft eine unvollkommene bleiben werde, ſo lange nicht das befreite, freie und zukunfterfüllte Weib die Offenbarungen des männlichen Oberhauptes der ſaint-ſimoniſtiſchen Hierarchie beſtätige. Zugleich gab er dunkle Andeutungen ſeiner Anſicht über eine freiere Neugeſtaltung des ehelichen Lebens, welche von Carnot und Dugied mit derbem Ausdrucke als eine „Reglementation des Ehebruches“ bezeichnet ward[272]). In dieſer und der folgenden Sitzung am 21. November erklärten zahlreiche der begabteſten Mitglieder — unter ihnen Leroux, Reynaud, Cazeaux, Péreire, Jules Lechevalier, Dugied, Carnot, Fournel und Abel Tranſon — ihren Austritt aus der Gemeinde. Dagegen proklamierte Olinde Rodrigues, der Lieblingsſchüler Saint-Simon's, ſich ſelbſt zum Vater der Induſtrie und Haupte des ſaint-ſimoniſtiſchen Kultus, den Vater Enfantin aber, als den ſittlichſten Menſchen ſeiner Zeit und den wahren Nachfolger des Meiſters, zum oberſten Haupte der ſaint-ſimoniſtiſchen Religion[273]). Zwiſchen dieſen Beiden trat jedoch bald eine neue Spaltung ein, als Enfantin im Februar 1832, im weiteren Verfolg ſeiner Emancipationstheorien, ſich mit einer Empfehlung der Männer- und Weibergemeinſchaft hervorwagte, und mit E. Barrault im „Globe“ mehr und mehr einen ſchlüpfrigen Myſticismus predigte. Er zog ſich bei dem Sturme, der wider ihn losbrach, mit etwa vierzig ergebenen Anhängern auf ſein väterliches Erbgut bei Ménilmontant zurück, wo er einen neuen barocken, diesmal faſt mönchiſchen Haushalt organiſierte. Am 27. Auguſt des Jahres wurde er, nebſt drei anderen Hauptführern der ſaint-ſimoniſtiſchen Bewegung, Michel Chevalier, Duveyrier und Barrault, wegen unerlaubter Verbindung, Aufreizung der Arbeiter und Verbreitung ſittlich-anſtößiger Lehren, von den Aſſiſen des Seinegerichtshofes zu mehrjähriger Gefängnisſtrafe verurtheilt. Nach einigen Monaten aus der Haft entlaſſen, ging Enfantin mit mehren ſeiner treu gebliebenen Anhänger nach Ägypten, wo er als Ingenieur des Paſchas an den Nildämmen beſchäftigt ward, es aber nicht aufgab, gleichzeitig nach dem freien Weibe zu ſuchen, das den leerſtehenden Seſſel Bazard's als Hoheprieſterin einnehmen und die Offen-

barungen des männlichen Oberhauptes bestätigen sollte. 1837 nach Frankreich zurückgekehrt, wandte er sich mit Eifer der algierischen Kolonisationsfrage zu, und wurde 1850 bei der Verwaltung der Nordbahn angestellt. Er starb am 31. August 1864, nachdem er im Jahre 1848 noch einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, durch Herausgabe einer Zeitung das mittlerweile fast erstorbene Interesse für die saint-simonistischen Ideen wieder zu beleben. Michel Chevalier, welcher diesen Ideen die energische Richtung auf staatswirthschaftliche Fragen verdankte, bereiste zunächst im Auftrage der Regierung Nordamerika, um das dortige Kanal- und Straßenbauwesen zu studieren. Um die Hebung des Eisenbahnwesens in Frankreich und um die Beförderung freihändlerischer Ideen erwarb er sich namhafte Verdienste; ebenso um die internationale Ausstellung von 1867, deren Resultate er später einer geistvoll auf alle Details eingehenden Analyse unterwarf. Charles Duveyrier, welcher in der Salle Taitbout als einer der vornehmsten Dignitare der saint-simonistischen Gemeinde zur Seite des Vaters Enfantin auf der Bischofsbank saß, und sich durch einen gotterleuchteten Prophetenton auszeichnete, wandte sich, statt der geistlichen, nachmals als Lustspieldichter der weltlichen Bühne zu. Im Jahre 1843 trat er plötzlich als politischer Schriftsteller auf, und kämpfte in seinen „Lettres politiques" mit der alten schwärmerischen Begeisterung für die Aufrechthaltung des Weltfriedens und das goldene Zeitalter der Industrie.

Wie schnell auch der Saint-Simonismus nach seinem ersten glänzenden Debut sich ins Dunkel zurückzog, und wie wenig er die hochfliegenden Erwartungen seiner Anhänger erfüllte, so ist doch nicht zu vergessen, daß er mit nachhaltigem Erfolge die Aufmerksamkeit der Welt auf die große nationalökonomische Frage einer besseren Organisation der Arbeit, der Produktions- und Kreditverhältnisse hinlenkte. Durch die Anregung, welche er gab, sind viele heilsame Reformen in Staat und Gesellschaft veranlaßt worden, und viele seiner Ideen, welche damals überraschend und neu waren, sind im Laufe der Zeit in unser öffentliches Leben und politisches Denken übergegangen.

Als Heine nach Paris kam, war der Saint-Simonismus gerade auf den Kulminationspunkt seiner Entwicklung gelangt. Die Sonntags-Vorträge in der reichgeschmückten Salle Taitbout wurden von dem auserlesensten Publikum besucht, auch schöne und talentvolle Frauen, wie die Malibran, horchten auf den Galerien den begeisterten Reden, und die formgewandten

Aufſätze des „Globe“ trugen das neue Geſellſchafts-Evangelium über Frankreich hinaus in verwandte Herzen. Es iſt bekannt, mit welchem Enthuſiasmus Rahel in ihrem letzten Lebensjahre die ſaint-ſimoniſtiſche Lehre begrüßte, wenn ſie dieſelbe auch nicht als eine neue Religion gelten ließ und ſich keineswegs mit all' ihren Entwicklungen einverſtanden erklärte. „Eine Religion kann nicht deduciert werden,“ ſagte ſie[374]); „ſie muſs offenbart als Gebot werden, oder bewieſen durch Wunder; ſonſt iſt ſie eine Lehre, der vorhandenen Vernunft angereiht. Das aber iſt das Schöne unſeres jetzigen Zuſtandes, daſs das Gute und Heilſame bewieſen werden kann, und alſo bewieſen werden muſs, — und daſs das für Recht Anerkannte uns zum Höchſten in uns führt, und ſo von uns geehrt wird wie die unerwartetſte Offenbarung, von Chören von Engeln aus den Wolken gereicht! Dieſe unumſtößliche Anerkennung des Rechten, dieſe heilig gewordene Verehrung dafür, iſt jetzt religiös, aber nicht mehr Religion.“ Und in einem ungedruckten Briefe vom 5. Juni 1832 ſchrieb ſie an Heine: „Schade! daſs uns nicht eine halbe Stunde mündlichen Geſprächs über den Saint-Simonismus geſchenkt iſt. Mich dünkt, wir ſind über Manches darin nicht einer Meinung. Er iſt das neue, großerfundene Inſtrument, welches die große alte Wunde, die Geſchichte der Menſchen auf der Erde, endlich berührt. Er operiert und ſäet, und unumſtößliche Wahrheit hat er ans Licht gefördert, die wahren Fragen in Reihe und Glied geſtellt, viele, wichtige beantwortet: die Religionsfrage mir nicht zur Genüge, und hierüber müſſten wir ſtreiten, ſprechen. Den ganzen Winter waren dieſe Schriften, beſonders der „Globe,“ meine Nahrung, Unterhaltung, Beſchäftigung, ſein Ankommen meine ganze Erwartung. Die Erde verſchönern: mein Altes Thema. Freiheit zu jeder menſchlichen Entwickelung: ebenſo. Wenn wir lügen, muſs Der gehaſſt werden, dem wir vorlügen müſſen. Und Das thun wir auch. Hieraus kann jedes Verhältnis deduciert werden, alſo auch Ehe. Welch ſchöne, noch ungeſagte Sachen hätte ich Ihnen noch zu ſagen. Aber adieu!“

Dieſer Brief beantwortete zum Theil die Auslaſſungen Heine's über den Saint-Simonismus in einem Schreiben an Varnhagen vom Maimonat desſelben Jahres. Nach allerlei Klagen über die Angriffe und Unbilden, welche er von den politiſchen Radikalen habe erdulden müſſen, hieß es dort weiter[375]): „Ich beſchäftige mich jetzt viel mit der franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte und dem Saint-Simonismus. Über beide werde ich Bücher ſchreiben. Ich muſs aber noch viel ſtudieren. Habe jedoch im letzten Jahre

durch die Anſchauung des Parteitreibens und der ſaint-ſimoniſtiſchen Erſcheinungen ſehr Vieles verſtehen gelernt: z. B. den Moniteur von 1793 und die Bibel . . . Michel Chevalier iſt mein ſehr lieber Freund, einer der edelſten Menſchen, die ich kenne. Daſs ſich die Saint-Simoniſten zurückgezogen, iſt vielleicht der Doktrin ſelbſt ſehr nützlich; ſie kommt in klügere Hände. Beſonders der politiſche Theil, die Eigenthumslehre, wird beſſer verarbeitet werden. Was mich betrifft, ich intereſſiere mich eigentlich nur für die religiöſen Ideen, die nur ausgeſprochen zu werden brauchten, um früh oder ſpät ins Leben zu treten. Deutſchland wird am kräftigſten für ſeinen Spiritualismus kämpfen; mais l'avenir est à nous.“ Außer Chevalier, mit welchem er noch im folgenden Sommer oft ſtundenlange Religionsgeſpräche pflog[376]), kannte Heine auch die meiſten andern hervorragenden Führer der ſaint-ſimoniſtiſchen Schule und blieb mit einigen derſelben in dauerndem Verkehre. Olinde Rodrigues wurde von ihm beſonders hochgeſchätzt; Duveyrier's ſpätere Laufbahn verfolgte er mit lebhaftem Intereſſe[377]); Carnot, der ſeinen Vater in die Verbannung nach Magdeburg begleitet und ſich dort eine gründliche Kenntnis der deutſchen Sprache und Literatur angeeignet hatte, erhielt von dem Dichter im Jahre 1840 bei Gelegenheit einer Reiſe nach Berlin die herzlichſten Empfehlungszeilen an Varnhagen[378]); und Enfantin, den er in einem Briefe an Heinrich Laube „den bedeutendſten Geiſt der Gegenwart“ nennt[379]), fand in Heine einen warmen Freund und Vertheidiger zu einer Zeit, wo ihn faſt all' ſeine Anhänger verlaſſen hatten, und wo die Schmähungen der „guten Geſellſchaft“ ihn bis an den Saum der Wüſte verfolgten. Es war faſt mißlich geworden, nach der gerichtlichen Verurtheilung Enfantin's Deſſen Namen ohne Hinzufügung eines ſtarken Ausdrucks moraliſcher Entrüſtung zu nennen. „Er war uns hier im Wege,“ ſagte mit naiver Aufrichtigkeit ein aufgeklärter Franzoſe, bei dem ſich O. L. B. Wolff im Frühling 1835 nach dem ehemaligen Oberhaupte der Saint-Simoniſten erkundigte[380]), „deßhalb haben wir ihn nach Ägypten ſpediert; vielleicht paſſiert ihm dort irgend ein intereſſantes Unglück und er kommt darin um — dann iſt er nachher bei der Maſſe als Märtyrer vortrefflich zu brauchen.“ Heine dagegen beſaß den Muth, ſeine Sympathien mit dem Saint-Simonismus und deſſen Vertretern offen zu bekennen, auch nachdem der Beifall, den ihre Theorien zeitweilig in einem großen Kreiſe gefunden, ſich in Spott und Miſsachtung verwandelt hatte. Ja, er ſchien in ſeinen Schriften eine Zeitlang ihr Werk

mit kühner Begeisterung fortsetzen zu wollen. In der vom 2. April 1833 datierten Vorrede des ersten Bändchens seiner Abhandlungen „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ erklärte er sich völlig einverstanden mit der pantheistischen Lehre des Saint-Simonismus von dem Wesen Gottes, deren Ausdrücke ganz nackt und bestimmt seine eigene Meinung aussprächen. „Junker und Pfaffen,“ sagte er[301]), „die in der letzten Zeit mehr als je die Macht meines Wortes gefürchtet, und mich deßhalb zu depopularisieren gesucht, mögen immerhin jene Ausdrücke mißbrauchen, um mich mit einigem Schein des Materialismus oder gar des Atheismus zu beschuldigen; sie mögen mich immerhin zum Juden machen oder zum Saint-Simonisten; sie mögen mit allen möglichen Verketzerungen mich bei ihrem Pöbel anklagen: — keine feigen Rücksichten sollen mich jedoch verleiten, meine Ansicht von den göttlichen Dingen mit den gebräuchlichen zweideutigen Worten zu verschleiern. Auch die Freunde mögen mir immerhin darob zürnen, daß ich meine Gedanken nicht gehörig verstecke, daß ich die delikatesten Gegenstände schonungslos enthülle, daß ich ein Ärgernis gebe: — weder die Böswilligkeit meiner Feinde, noch die pfiffige Thorheit meiner Freunde soll mich davon abhalten, über die wichtigste Frage der Menschheit, über das Wesen Gottes, unumwunden und offen mein Bekenntnis auszusprechen. Ich gehöre nicht zu den Materialisten, die den Geist verkörpern; ich gebe vielmehr den Körpern ihren Geist zurück, ich durchgeistige sie wieder, ich heilige sie. Ich gehöre nicht zu den Atheisten, die da verneinen; ich bejahe. Die Indifferentisten und sogenannten klugen Leute, die sich über Gott nicht aussprechen wollen, sind die eigentlichen Gottesleugner. Solche schweigende Verleugnung wird jetzt sogar zum bürgerlichen Verbrechen, indem dadurch den Mißgriffen gefröhnt wird, die bis jetzt noch immer dem Despotismus als Stütze dienen. Anfang und Ende aller Dinge ist in Gott.“ — Die Charakteristik, welche Heine auf den ersten Seiten seines Buches von der christkatholischen Weltansicht gab, liest sich in der That wie die geschickte Umschreibung eines fulminanten „Globe“-Artikels wider das Christenthum. „Ich spreche,“ heißt es daselbst[302]), „von jener Religion, in deren ersten Dogmen eine Verdammnis alles Fleisches enthalten ist, und die dem Geiste nicht bloß eine Obermacht über das Fleisch zugesteht, sondern auch dieses abtödten will, um den Geist zu verherrlichen; ich spreche von jener Religion, durch deren unnatürliche Aufgabe ganz eigentlich die Sünde und die Hypokrisie in die Welt gekommen, indem eben durch die

Verdammnis des Fleisches die unschuldigsten Sinnenfreuden eine Sünde geworden, und durch die Unmöglichkeit, ganz Geist zu sein, die Hypokrisie sich ausbilden musste; ich spreche von jener Religion, die ebenfalls durch die Lehre von der Verwerflichkeit aller irdischen Güter, von der auferlegten Hundedemuth und Engelsgeduld, die erprobteste Stütze des Despotismus geworden. Die Menschen haben jetzt das Wesen dieser Religion erkannt, sie lassen sich nicht mehr mit Anweisungen auf den Himmel abspeisen, sie wissen, dass auch die Materie ihr Gutes hat und nicht ganz des Teufels ist, und sie vindicieren jetzt die Genüsse der Erde, dieses schönen Gottesgartens, unseres ursprünglichen Erbtheils. Eben weil wir alle Konsequenzen jenes absoluten Spiritualismus jetzt so ganz begriffen, dürfen wir auch glauben, dass die christkatholische Weltansicht ihre Endschaft erreicht. Denn jede Zeit ist eine Sphinx, die sich in den Abgrund stürzt, sobald man ihr Räthsel gelöst hat." — In der Wollust des Schmerzes besteht nach Heine der schauerlichste Reiz des Christenthums; die romantische Poesie des Mittelalters ist ihm eine Passionsblume, die dem Blute Christi entsprossen; auch in ihrer Baukunst erblickt er dieselbe parabolische Tendenz[303]): „Wenn wir jetzt in einen alten Dom treten, ahnen wir kaum mehr den esoterischen Sinn seiner steinernen Symbolik. Nur der Gesammteindruck dringt uns unmittelbar ins Gemüth. Wir fühlen hier die Erhebung des Geistes und die Zertretung des Fleisches. Das Innere des Domes selbst ist ein hohles Kreuz, und wir wandeln da im Werkzeuge des Martyrthums selbst; die bunten Fenster werfen auf uns ihre rothen und grünen Lichter, wie Blutstropfen und Eiter; Sterbelieder umwimmern uns; unter unseren Füßen Leichensteine und Verwesung; und mit den kolossalen Pfeilern strebt der Geist in die Höhe, sich schmerzlich losreißend von dem Leib, der wie ein müdes Gewand zu Boden sinkt. Wenn man sie von außen erblickt, diese gothischen Dome, diese ungeheuren Bauwerke, die so luftig, so fein, so zierlich, so durchsichtig gearbeitet sind, dass man sie für ausgeschnitzelt, dass man sie für Brabanter Spitzen von Marmor halten sollte, dann fühlt man erst recht die Gewalt jener Zeit, die selbst den Stein so zu bewältigen wusste, dass er fast gespenstisch durchgeistet erscheint, dass sogar diese härteste Materie den christlichen Spiritualismus ausspricht." Diesem christlichen Spiritualismus stellt nun Heine die, Geist und Materie harmonisierende, pantheistische Weltansicht, dem Dieu-pur-esprit stellt er den Dieu-progrès der Saint-Simonisten entgegen. Er giebt zu, dass der Pantheismus in früherer, irrthüm-

licher Auffaſſung die Menſchen nicht ſelten zu Indifferentiſten gemacht habe[384]): „Wenn Alles Gott iſt, dachten ſie, ſo mag es gleichgültig ſein, womit man ſich beſchäftigt. Aber da iſt eben der Irrthum: Alles iſt nicht Gott, ſondern Gott iſt Alles; Gott manifeſtiert ſich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifeſtiert ſich vielmehr nach verſchiedenen Graden in den verſchiedenen Dingen, und Jedes trägt in ſich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und Das iſt das große Geſetz des Fortſchrittes in der Natur. Die Erkenntnis dieſes Geſetzes, das am tiefſinnigſten von den Saint-Simoniſten offenbart worden, macht jetzt den Pantheismus zu einer Weltanſicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, ſondern zum aufopferungsſüchtigſten Fortſtreben. Nein, Gott manifeſtiert ſich nicht gleichmäßig in allen Dingen; er manifeſtiert ſich in ihnen mehr oder minder, er lebt in dieſer beſtändigen Manifeſtation, Gott iſt in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, ſein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geſchichte, letztere iſt das eigentliche Buch Gottes."

Eine weitere Huldigung brachte Heine dem Saint-Simonismus in der Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der „Reiſebilder" dar. Er erklärt ſich dort über die Urſachen, weßhalb er in ſeiner Polemik wider die Gegner des Fortſchrittes in Deutſchland Dieſelben mit Vorliebe die Partei des „Pfaffenthums" und der „Ariſtokratie" genannt habe, und fährt dann fort[385]): „Die Wahrheit iſt, daß ich heut zu Tage unter dem Wort Ariſtokratie nicht bloß den Geburtsadel verſtehe, ſondern alle Diejenigen — heißen ſie, wie ſie wollen, — welche auf Koſten des Volkes leben. Die ſchöne Formel: „Ausbeutung des Menſchen durch den Menſchen", die wir, wie ſo vieles Treffliche, den Saint-Simoniſten verdanken, überhebt uns aller Deklamationen in Betreff der Geburtsprivilegien. Unſer altes Feldgeſchrei gegen den Prieſterſtand iſt gleichfalls durch eine beſſere Parole erſetzt worden. Es handelt ſich nicht mehr darum, gewaltſam die alte Kirche zu zertrümmern, ſondern vielmehr eine neue aufzubauen, und weit entfernt, das Prieſterthum vernichten zu wollen, trachten wir heut zu Tage ſelbſt danach, Prieſter zu ſein. Für Deutſchland iſt ohne Zweifel die Zeit der Negationen noch nicht vorüber; ſie hat erſt eben begonnen. In Frankreich ſcheint ſie im Gegentheil zu Ende zu gehen; wenigſtens däucht es mir, als müſſte man ſich hier vielmehr poſitiven Beſtrebungen widmen und Alles wieder aufbauen, was uns die Vergangenheit Gutes und Schönes als Erbtheil hinterlaſſen hat."

Am deutlichſten aber tritt der Einfluß ſaint-ſimoniſtiſcher Lehren in

den Aufsätzen zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland hervor, welche Heine zum großen Theil auf Anregung Enfantin's schrieb, dem auch die erste Auflage des Buches „De l'Allemagne" gewidmet ward. „Zu jener Zeit," bemerkt Heine[386]), „war der Name, dem ich diese Huldigungen darbrachte, so zu sagen ein Schiboleth, und bezeichnete die fortgeschrittenste Partei im Befreiungskampfe der Menschheit, welche so eben von den Gendarmen und Höflingen der alten Gesellschaft niedergeschmettert worden war. Durch Begünstigung der Besiegten schleuderte ich ihren Gegnern eine stolze Herausforderung zu, und ich bekannte offen meine Sympathien für die Märtyrer, welche man damals beschimpfte, und in den Journalen wie in der Gesellschaft erbarmungslos schmähte. Ich fürchtete mich nicht, mich der Lächerlichkeit auszusetzen, mit welcher ihre gute Sache, wie sich nicht leugnen läßt, ein wenig behaftet war." Die Widmung an Prosper Enfantin, welche in den späteren Auflagen fehlt, lautete, wie folgt: „Sie haben gewünscht, den Fortschritt der Ideen in Deutschland während der jüngsten Zeit und die Beziehungen kennen zu lernen, in welchen die geistige Bewegung dieses Landes zu der Syntheſe der Doktrin steht. Ich danke Ihnen für die Ehre, die Sie mir erzeigt haben, indem Sie mich ersuchten, Ihnen über dies Thema Auskunft zu geben, und es freut mich, daß ich diese Gelegenheit finde, über den Raum weg mit Ihnen zu verkehren. Gestatten Sie mir, Ihnen dies Buch darzubieten; ich möchte glauben, daß es dem Bedürfnis Ihres Denkens zu entsprechen vermag. Wie Dem auch sei, bitte ich Sie, es als ein Zeugnis achtungsvoller Sympathie annehmen zu wollen."

Wir brauchen wohl kaum besonders hervorzuheben, daß Heine, trotz solcher allgemeinen Sympathie, doch so wenig, wie Rahel, mit allen philosophischen Träumereien der Saint-Simonisten im Einverständnisse war. Die mitgetheilte Stelle seines Briefes an Varnhagen deutet schon an, daß er die politische Seite ihres Systems, die Eigenthumslehre, einer bessern Verarbeitung bedürftig fand, und daß ihn vorherrschend ihre religiös-humanistischen Ideen interessierten, welche mit seinen eigenen Ansichten so auffallend übereinstimmten. Ohne sich um das schematisierende Verstandesspiel mit der mystischen Dreizahl zu kümmern, wonach Gott eine Trinität von Liebe, Weisheit und Macht sei, denen Religion, Wissenschaft und Gewerbfleiß entsprächen, hielt er sich auch hier mehr an den Geist, als an den Buchstaben der saint-simonistischen Doktrin. Was er von letzterer annahm

und in seinem Buche „De l'Allemagne“ beredsam entwickelte, war vor Allem die schon erwähnte pantheistische Lehre, nach welcher die Welt nicht bloß vom göttlichen Geiste getränkt, sondern mit Gott identisch ist. Diese pantheistische Weltanschauung, die er im Wesentlichen auf Spinoza zurückführt, erklärt er zugleich für die verborgene Religion Deutschlands, welche durch das Christenthum wohl für eine Zeitlang zurückgedrängt, aber nie gänzlich besiegt worden sei. Die Art und Weise, wie er die spiritualistische Idee des Christenthums aus der indisch-gnostischen und jüdisch-deistischen Weltanschauung herleitet, unterscheidet sich nur durch größere Klarheit von den Entwicklungen Saint-Simon's in Dessen „Neuem Christenthum,“ und der stürmische Aufruf zur „Wiedereinsetzung der Materie in ihre Rechte“ erinnert bis auf den Ausdruck herab in jeder Zeile unmittelbar an die von Enfantin gepredigte „Rehabilitation des Fleisches“ — nur daß Heine die Solidarität der politischen mit der philosophischen und socialen Revolution weit stärker, als die Saint-Simonisten, betont. „Der Versuch, die Idee des Christenthums zur Ausführung zu bringen,“ sagt er[387]), „ist, wie wir endlich sehen, aufs kläglichste verunglückt, und dieser unglückliche Versuch hat der Menschheit Opfer gekostet, die unberechenbar sind, und trübselige Folge derselben ist unser jetziges sociales Unwohlsein in ganz Europa . . . Die Materie, das Weltliche, überließ das Christenthum den Händen Cäsar's und seiner jüdischen Kammerknechte, und begnügte sich damit, Ersterem die Suprematie abzusprechen und Letztere in der öffentlichen Meinung zu fletrieren — aber siehe! das gehaßte Schwert und das verachtete Geld erringen dennoch am Ende die Obergewalt, und die Repräsentanten des Geistes müssen sich mit ihnen verständigen. Ja, aus diesem Verständnis ist sogar eine solidarische Alliance geworden. Nicht bloß die römischen, sondern auch die englischen, die preußischen, kurz alle privilegierten Priester haben sich verbündet mit Cäsar und Konsorten zur Unterdrückung der Völker. Aber durch diese Verbündung geht die Religion des Spiritualismus desto schneller zu Grunde . . . Die Menschheit ist aller Hostien überdrüssig und lechzt nach nahrhafterer Speise, nach echtem Brot und schönem Fleisch. Die Menschheit lächelt mitleidig über jene Tugendideale, die sie trotz aller Anstrengung nicht verwirklichen konnte, und sie wird männlich praktisch. Die Menschheit huldigt jetzt dem irdischen Nützlichkeitssystem, sie denkt ernsthaft an eine bürgerlich wohlhabende Einrichtung, an vernünftigen Haushalt und an Bequemlichkeit für ihr späteres Alter. Da ist wahrlich nicht mehr die

Rede davon, das Schwert in den Händen Cäsar's und gar den Säckel in den Händen seiner Knechte zu lassen. Dem Fürstendienst wird die privilegierte Ehre entrissen, und die Industrie wird der alten Schmach entlastet. Die nächste Aufgabe ist, gesund zu werden; denn wir fühlen uns noch sehr schwach in den Gliedern. Die heiligen Vampyre des Mittelalters haben uns so viel Lebensblut ausgesaugt. Und dann müssen der Materie noch große Sühnopfer geschlachtet werden, damit sie die alten Beleidigungen verzeihe. Es wäre sogar rathsam, wenn wir Festspiele anordneten, und der Materie noch mehr außerordentliche Entschädigungs-Ehren erwiesen. Denn das Christenthum, unfähig die Materie zu vernichten, hat sie überall fletriert, es hat die edelsten Genüsse herabgewürdigt, und die Sinne mussten heucheln, und es entstand Lüge und Sünde. Wir müssen unsern Weibern neue Hemden und neue Gedanken anziehen, und alle unsere Gefühle müssen wir durchräuchern, wie nach einer überstandenen Pest. Der nächste Zweck aller unserer neuen Institutionen ist solchermaßen die Rehabilitation der Materie, die Wiedereinsetzung derselben in ihre Würde, ihre moralische Anerkennung, ihre religiöse Heiligung, ihre Versöhnung mit dem Geiste. Purusa wird wieder vermählt mit Prakriti. Durch ihre gewaltsame Trennung, wie in der indischen Mythe so sinnreich dargestellt wird, entstand die große Weltzerrissenheit, das Übel. — Wisst ihr nun, was in der Welt das Übel ist? Die Spiritualisten haben uns immer vorgeworfen, daß bei der pantheistischen Ansicht der Unterschied zwischen dem Guten und dem Bösen aufhöre. Das Böse ist aber eines Theils nur ein Wahnbegriff ihrer eigenen Weltanschauung, anderen Theils ist es ein reelles Ergebnis ihrer eigenen Welteinrichtung. Nach ihrer Weltanschauung ist die Materie an und für sich böse, was doch wahrlich eine Verleumdung ist, eine entsetzliche Gotteslästerung. Die Materie wird nur alsdann böse, wenn sie heimlich konspirieren muß gegen die Usurpationen des Geistes, wenn der Geist sie fletriert hat und sie sich aus Selbstverachtung prostituiert, oder wenn sie gar mit Verzweiflungshaß sich an dem Geiste rächt; und somit wird das Übel nur ein Resultat der spiritualistischen Welteinrichtung. — Gott ist identisch mit der Welt. Er manifestiert sich in den Pflanzen, die ohne Bewusstsein ein kosmisch-magnetisches Leben führen. Er manifestiert sich in den Thieren, die in ihrem sinnlichen Traumleben eine mehr oder minder dumpfe Existenz empfinden. Aber am herrlichsten manifestiert er sich in dem Menschen, der zugleich fühlt und denkt, der sich selbst individuell zu unterscheiden weiß von

der objektiven Natur, und ſchon in ſeiner Vernunft die Ideen trägt, die ſich ihm in der Erſcheinungswelt kundgeben. Im Menſchen kommt die Gottheit zum Selbſtbewuſſtſein, und ſolches Selbſtbewuſſtſein offenbart ſie wieder durch den Menſchen. Aber Dieſes geſchieht nicht in dem einzelnen und durch den einzelnen Menſchen, ſondern in und durch die Geſammtheit der Menſchen, ſo daſs jeder Menſch nur einen Theil des Gott-Welt-Alls auffaſſt und darſtellt, alle Menſchen zuſammen aber das ganze Gott-Welt-All in der Idee und in der Realität auffaſſen und darſtellen werden. Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen beſtimmten Theil jenes Gott-Welt-Alls zu erkennen und kund zu geben, eine Reihe von Erſcheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erſcheinung zu bringen, und das Reſultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott iſt daher der eigentliche Held der Weltgeſchichte, dieſe iſt ſein beſtändiges Denken, ſein beſtändiges Handeln, ſein Wort, ſeine That, und von der ganzen Menſchheit kann man mit Recht ſagen: ſie iſt eine Inkarnation Gottes!" — Und hier iſt Heine bei ſeinem obigen Thema angelangt: wie irrig die Meinung ſei, daſs dieſe pantheiſtiſche Religion die Menſchen zum Indifferentismus führen müſſe: „Im Gegentheil, das Bewuſſtſein ſeiner Göttlichkeit wird den Menſchen auch zur Kundgebung derſelben begeiſtern, und jetzt erſt werden die wahren Großthaten des wahren Heroenthums dieſe Erde verherrlichen. Die politiſche Revolution, die ſich auf die Principien des franzöſiſchen Materialismus ſtützt, wird in den Pantheiſten keine Gegner finden, ſondern Gehilfen, aber Gehilfen, die ihre Überzeugungen aus einer tieferen Quelle, aus einer religiöſen Syntheſe, geſchöpft haben. Wir befördern das Wohlſein der Materie, das materielle Glück der Völker, nicht weil wir gleich den Materialiſten den Geiſt miſsachten, ſondern weil wir wiſſen, daſs die Göttlichkeit des Menſchen ſich auch in ſeiner leiblichen Erſcheinung kund giebt, und das Elend den Leib, das Bild Gottes, zerſtört oder aviliert, und der Geiſt dadurch ebenfalls zu Grunde geht. Das große Wort der Revolution, das Saint-Juſt ausgeſprochen: Le pain est le droit du peuple, lautet bei uns: Le pain est le droit divin de l'homme. Wir kämpfen nicht für die Menſchenrechte des Volkes, ſondern für die Gottesrechte des Menſchen. Hierin und in noch manchen andern Dingen unterſcheiden wir uns von den Männern der Revolution. Wir wollen keine Sanskülotten ſein, keine frugale Bürger, keine wohlfeilen Präſidente; wir ſtiften eine Demokratie gleichherrlicher, gleich-

heiliger, gleichbeseligter Götter. Ihr verlangt einfache Trachten, enthaltsame Sitten und ungewürzte Genüsse; wir hingegen verlangen Nektar und Ambrosia, Purpurmäntel, kostbare Wohlgerüche, Wollust und Pracht, lachenden Nymphentanz, Musik und Komödien." — Ähnlich heißt es an einer anderen Stelle[388]): „Einst, wenn die Menschheit ihre volle Gesundheit wieder erlangt, wenn der Friede zwischen Leib und Seele wieder hergestellt, und sie wieder in ursprünglicher Harmonie sich durchdringen, dann wird man den künstlichen Hader, den das Christenthum zwischen beiden gestiftet, kaum begreifen können. Die glücklichern und schöneren Generationen, die, gezeugt durch freie Wahlumarmung, in einer Religion der Freude empor blühen, werden wehmüthig lächeln über ihre armen Vorfahren, die sich aller Genüsse dieser schönen Erde trübsinnig enthielten, und durch Altödtung der warmen, farbigen Sinnlichkeit fast zu kalten Gespenstern verblichen sind! Ja, ich sage es bestimmt, unsere Nachkommen werden schöner und glücklicher sein, als wir. Denn ich glaube an den Fortschritt, ich glaube, die Menschheit ist zur Glückseligkeit bestimmt, und ich hege also eine größere Meinung von der Gottheit, als jene frommen Leute, die da wähnen, sie habe den Menschen nur zum Leiden erschaffen. Schon hier auf Erden möchte ich durch die Segnungen freier politischer und industrieller Institutionen jene Seligkeit etablieren, die nach der Meinung der Frommen erst am jüngsten Tage im Himmel Statt finden soll."

Die Saint-Simonisten mögen nicht wenig überrascht und erfreut gewesen sein, in dem deutschen Dichter, der seit Kurzem auch in Frankreich zu steigender Anerkennung gelangt war, einen so enthusiastischen Bundesgenossen ihrer damals fast aufgegebenen Sache zu erhalten. Prosper Enfantin beeilte sich, den Widmungsbrief Heine's durch ein ausführliches Dankschreiben zu erwidern, das — vom Nildamme, den 11. Oktober 1835, datiert — bald nachher als Manuskript für Freunde in wenigen Exemplaren gedruckt ward, und heut zu Tage schon eine literarische Seltenheit geworden ist. Ton und Inhalt desselben werden es rechtfertigen, wenn wir hier eine unverkürzte Übersetzung des kuriosen Aktenstücks folgen lassen, das zugleich einen Begriff von dem propagandistischen Eifer giebt, mit welchem die Saint-Simonisten jede geistesverwandte Kraft mit dem Netz einer schillernden Phraseologie zu umgarnen und zum Eingehn auf alle abenteuerlichen Konsequenzen des „Systems" zu verlocken suchten:

„Lieber Herr Heine!

Als ich den Wunsch äußerte, durch Sie von dem gegenwärtigen Zustande der Geister in Deutschland Kunde zu erhalten, hoffte ich — Das bekenne ich — nicht auf eine so rasche und ausführliche Antwort; vor Allem konnte ich sie nicht in so liebenswürdiger Form erwarten. Besten Dank! Sie haben geglaubt, mir, der ich von fast Allen, die ich liebe, fern bin, und oft noch bis hieher von dem Wiederhall der Schmähungen verfolgt werde, mit denen die europäische Welt mich so reichlich bedacht hat, — Sie haben geglaubt, mir würde ein öffentliches Zeugnis der Sympathie wohlthuend sein. Sie haben sich nicht geirrt; nochmals, meinen Dank!

„Erst bei meiner Rückkehr nach Kairo empfing ich vor einigen Tagen Ihr Werk. Ich las es sofort, und trotz aller Freude, die es mir gemacht, hinterläßt es mir eine Lücke, die nur Sie auszufüllen vermögen. Ich will mich näher darüber erklären.

„Ich habe mit Ihnen alle großen philosophischen Namen Deutschlands Revue passieren lassen; aber all' diese Namen gehören für mich der Vergangenheit, der Geschichte an. All' diese Männer haben ihre Aufgabe erfüllt, während heut zu Tag Andere existieren, die erst die ihrige beginnen, und die ein Auge wie Ihres unter dem großen Haufen erkennen muß. Es giebt junge Männer in Deutschland, denen das Publikum nur noch in untergeordnetem Maße Schmähungen oder Ruhm zuerkannt hat, die es nicht einmal kennt, und die doch in sich die Zukunft tragen. In Deutschland leben die Brüder der jungen Leute, mit denen Sie in Frankreich gern kommunicieren, und diese Brüder sind einander gegenseitig unbekannt. Es ist an Ihnen, ihre Hände zusammen zu fügen und ihnen ein Zeichen auf die Stirn zu pflanzen, woran sie einander erkennen mögen. Dann werden Sie nicht mehr Geschichte, sondern lebendige Politik und Religion treiben. Und hier wird Ihre Aufgabe weit erfreulicher sein, denn Sie werden viel mehr auf die Elemente des Fortschritts, als auf die Werkzeuge der Behinderung, zu verweisen haben; Sie werden viel mehr das Werk beschreibender Dichtung, als das Werk philosophischer Kritik üben; Sie werden sich minder gefürchtet, aber desto mehr geliebt machen.

„Scheuen Sie sich vor Allem nicht, Prophezeiungen über die Zukunft einiger jungen Seelen zu wagen, welche die Welt noch nicht kennt, und welche sich selber nicht kennen. Bei dem tiefen Gefühl für den Fortschritt, das Ihnen innewohnt, dürfen Sie sich ruhig Ihren Sympathien über-

laſſen. Die, welche Ihr Herz bezeichnen wird, harren vielleicht nur Ihres Wortes, um Glauben an ſich ſelbſt zu gewinnen, und die Irrthümer, welche Sie bei ſolchen antecipierten Kanoniſationen begehen könnten, hätten nicht die Nachtheile, die ſie in Frankreich haben würden: die gewiſſenhafte Beſcheidenheit der Deutſchen bedarf dieſer Ermuthigung, die für das franzöſiſche Selbſtvertrauen unnütz und oftmals gefährlich iſt.

„Sie ſehen, lieber Herr, welchen Folgen Sie ſich ausgeſetzt, indem Sie mir Ihr Werk über Deutſchland widmeten; Sie haben mir einen Wunſch erweckt, und ich trete verlangend auf. Noch eine Bitte!

„Nach dieſen beiden Bänden, die insbeſondere der dogmatiſchen, der Literar- und Religions-Philoſophie gewidmet ſind, werden Sie, wie ich mir denke, ſich die Aufgabe ſtellen, andere über die politiſche, moraliſche, künſtleriſche und induſtrielle Lage Deutſchlands zu ſchreiben. Hier werden Sie vielleicht kein Muſter wie Spinoza haben, auf das Sie jeglichen Fortſchritt zurückbeziehen können; nicht mehr ein Menſch, ein Heros, ſondern die Maſſen, das **Volk** werden Ihnen als Maßſtab, als Prüfſtein dienen, und Sie werden ſich auch an dieſes wenden; Sie werden in ſeiner Sprache reden, wie Sie jetzt zu den Philoſophen, und in ihrer Sprache, geredet haben. Mit anderen Worten: iſt der Pantheismus, deſſen Überſetzung in die politiſche Sprache lautet: **die Aſſociation der Völker unter einander und der Menſchheit mit dem Erdballe** — iſt der Pantheismus in die Maſſen eingedrungen? und, wenn Solches der Fall, bedarf er nicht durchaus einer mächtigen Anſpornung, um ſich dort zu entwickeln? Tragen die Werke der Kunſt und der Induſtrie, die Moral und die Politik mehr und mehr ſein Gepräge, wie die Philoſophie? Ich glaube es, aber es wäre gut, Beweiſe dafür zu liefern. Nun kann ich mir zwei Arten von Beweiſen für ſolchen Zweck denken: den hiſtoriſchen Beweis, welchen ich den juriſtiſchen, und den Kunſtbeweis, welchen ich den faktiſchen nennen möchte; den erſten ſich gründend auf die Traditionen, den zweiten auf die Hoffnungen des Volkes; den einen das Hinſchreiten des Volkes zum politiſchen und induſtriellen Pantheismus erzählend, den andern dasſelbe ſich vorſtellend; alle beide den Übergang von der Vaterlandsliebe zur allgemeinen Menſchenliebe, und von der Ausbeutung des Erdballs zur Aſſociation mit dem Erdballe ausdrückend, alle beide verſchmelzend zu einem lebendigen, bewegten, gegenwärtigen Drama, das von allen Beweiſen der beſte ſein würde.

„Ich glaube, daſs man bis jetzt das große napoleoniſche Drama für Deutſchland nicht ernſtlich genug nutzbar gemacht hat, und beſonders von dieſem Punkte aus wäre es gut, Madame de Staël zu berichtigen, umzumodeln, ihr Nachfolger zu werden.

„Sie ſind von Luther ausgegangen, und Sie ſchließen ungefähr mit Herrn Couſin; Sie, der Freund des Fortſchritts, müſſten mit Napoleon ſchließen, oder Sie müſſen zum wenigſten mit ihm, mit ſeiner Epoche, mit ſeinem Volke wieder beginnen. Ich ſage: mit ſeinem Volke, weil es nicht mehr ſchwierig iſt, den Deutſchen einen Fremden, z. B. Descartes oder Spinoza, ja ſelbſt Napoleon, als Initiator annehmbar zu machen, obſchon man ſich einen Kaiſer minder gern, als einen Philoſophen, gefallen läſſt; aber ein Volk als begeiſterndes Vorbild anzuerkennen, Das iſt ſehr ſchwierig, wenn ich nach Ihrer Prophezeiung über die deutſche Revolution und Ihren Rathſchlägen an Frankreich für dieſen Fall ſchließen darf, welche ich indeſs nicht buchſtäblich nehme. Jetzt ſchreiten wir der Verbündung der Völker entgegen, und es gilt für dieſe zu wirken, wie Sie an der Verbündung der franzöſiſchen und deutſchen Philoſophen gearbeitet haben.

„Blicken Sie auf Ihre ſchöne Zerſetzung der carteſianiſchen oder franzöſiſchen Philoſophie in engliſche und deutſche Philoſophie, die beide ſodann zuſammengefaſſt wurden durch den **großen Juden.** Ein Jude Initiator der Chriſten! Das wäre im Mittelalter eine Blasphemie geweſen, für die man Sie verbrannt hätte; heut zu Tage verbrennt man Sie vielleicht in effigie auf einigen deutſchen Univerſitäten, wenn Sie ſagen, daſs die Franzoſen Europa mit dem Pantheismus in der Politik und Induſtrie bekannt gemacht haben; aber unter allen Wahrheiten ſind die, welche ihren Apoſteln ein bischen Martyrium eintragen, nicht zu verachten.

„Ich komme zu dem Drama zurück, welches ich das neapoleoniſche nannte, um die ariſtokratiſche Form beizubehalten, welche Sie gewählt haben, indem Sie Menſchen zu Kapitel-Überſchriften nahmen. Heutigen Tags, ſage ich, ſind es Völker, die man zu einer Familie vereinigen muſs, wie Sie es mit Descartes, Locke, Leibnitz und Spinoza, die ſämmtlich verſchiedenen Nationen angehören, und mit allen andern Philoſophen gemacht haben, die Sie von dem dreigeſpaltenen carteſianiſchen Stammbaum ſich abzweigen ließen. Es ſind Völker; daher würde das napoleoniſche Drama

beſſer franzöſiſche Revolution, europäiſche, univerſelle, pantheiſtiſche Revolution genannt. Nun iſt die franzöſiſche Revolution für Politik und Induſtrie dasſelbe, was Luther für Religion und Philoſophie; und Sie ſehen, es iſt hier nicht mehr ein Menſch, ſondern ein Volk, das man zu faſſen hat. Wie ward durch die franzöſiſche Revolution der politiſche und induſtrielle Pantheismus geboren, und wie breitet er ſich in Deutſchland aus? Welche Rollen ſpielen Öſterreich, Preußen und die ſogenannten Rheinbundſtaaten bei der Aſſimilation dieſes neuen Lebens? Wo und wie bemächtigen die Politik, die Sitten, die Induſtrie und die Kunſt ſich der pantheiſtiſchen Gefühle, die in Frankreich zum Ausbruch kamen?

„In der That, die franzöſiſche Revolution iſt wirklich der menſchliche, volksthümliche, lebendige Ausdruck des pantheiſtiſchen Glaubens Spinoza's, nicht in ihrem praktiſchen und deſtruktiven, ſondern in ihrem theoretiſchen Theile. Allgemeine Menſchenliebe, Verbündung der Völker, Verkehrsfreiheit, religiöſe Duldung iſt Das, wovon alle Welt träumt inmitten der Schafotte, des Krieges, der geſetzlich beſtimmten höchſten Verkaufspreiſe, des Verbrennens der Klöſter und Kirchen.

„Dieſer Widerſpruch zwiſchen dem Traum und der Wirklichkeit, zwiſchen Theorie und Praxis iſt ſogar (ſei es beiläufig bemerkt, damit die Art, in der ich vom Spinozismus geſprochen, nicht zum Irrthum verleite) — dieſer Widerſpruch iſt ein Beweis für die Unvollkommenheit des weſentlich theoretiſchen, weſentlich philoſophiſchen und nicht religiöſen Pantheismus Spinoza's, eine Unvollkommenheit, welche darin beſteht, daſs das Gefühl der Hierarchie, die Würdigung der Unterſchiede, die ſcharfe Unterſcheidung zwiſchen gut und böſe dort ſo geringen Raum einnimmt, wenn ſie ſich überhaupt vorfindet; eine Unvollkommenheit, welche ihn ungeeignet für die Praxis, für die Politik macht, weil er nicht eben ſo wohl die Idee der Ordnung wie die der Freiheit in ſich begreift, weil er geradeswegs nur die Gleichheit erzeugt, und bei der außerordentlichen Geringfügigkeit der Unterſchiede zur Vernachläſſigung derſelben verlockt.

„Doch wir wollen hier nicht über den Spinozismus ſtreiten; zwiſchen dem ungeordneten Pantheismus und dem geordneten Pantheismus liegt die ganze Entfernung, welche die Worte Philoſophie und Religion trennt, und ich räume ein, daſs man ſich heut zu Tage ſehr nützlich machen kann, indem man ſich innerhalb der Grenzen, oder mindeſtens auf der Grenzſcheide der Philoſophie hält.

„Kehren wir nochmals zu unserer französischen Revolution zurück.

„Sie entsinnen sich vielleicht, daſs wir im „Globe“ das Verwandtschaftsverhältnis der drei großen europäischen Völker, unter Bezugnahme auf unsre Dreieinigkeit, folgendermaßen charakterisiert hatten: **Religion, Wissenschaft, Industrie**, nämlich **Frankreich, Deutschland** und **England**; und wir hatten daraus eine Theilung der Arbeit beim großen Werke des menschheitlichen Fortschrittes hergeleitet. Eine ähnliche Zersetzung der deutschen Familie scheint mir gemacht werden zu müssen, wenn man Deutschland nicht tödten will, indem man es in die ungeordnete Einheit einzuzwängen sucht, zu welcher der alte germanistische Schulpatriotismus führen würde. Und indem man die Form würdigte, unter welcher der Pantheismus der französischen Revolution in jedem Theile Deutschlands eingeführt worden ist und sich fortpflanzt, ließe sich diese dreitheilige Klassifikation vollbringen.

„Vielleicht verletze ich Ihre Sympathien, indem ich Ihnen hierüber meine Ansicht mittheile; aber Sie kennen Deutschland besser, als ich, Sie werden berichtigen, was Ihnen irrig erscheint.

„Luther hatte die Reformation in Deutschland begonnen, darauf machte England die seinige, dann kam Frankreich; und doch scheint **Frankreich** mir dem Worte **Religion, Deutschland** der **Wissenschaft**, und **England** der **Industrie** zu entsprechen; Luther vollführte eine mehr theoretische als praktische Reformation, England that das Gegentheil; aber Frankreich machte eine wahre Revolution, eine moralische, politische, religiöse.

„Und doch schien Frankreich wahrlich sehr hinter den Deutschen zurück zu sein, als es die Hugenotten massakrierte und verjagte, oder selbst als es sich in den zerlöcherten Mantel Bossuet's hüllte, um seinen schüchternen Protestantismus zu verbergen. Es musste gleichfalls den Engländern sehr servil erscheinen, als es sich noch vor einem Despoten beugte, während in London der Kopf eines Königs unter dem Henkerbeile fiel. Aber siehe da! trotz Alledem zertrümmerte Frankreich eines schönen Tags alle Throne, und machte Ställe, Heumagazine und Kasernen aus seinen Kirchen.

„So theile ich denn auch Österreich die priesterliche Rolle zu, weil es Deutschland während und seit der französischen Revolution thatsächlich regiert hat; ich theile sie ihm eben deswegen zu, weil es dem Eindringen der revolutionären Ideen widerstanden hat, in denen sich die übrigen deutschen Staaten sonst berauscht hätten. Fürwahr, es sind Herr von Metter-

nich und der österreichische Bundestag in Frankfurt, welche im Äußern und im Innern die Geschicke der Bruderstaaten gelenkt haben, wie Frankreich durch Bossuet und durch Ludwig XIV. die christlichen und monarchischen Geschicke Europa's gegenüber Luther und der englischen Revolution leitete: durch Bossuet, den ersten und größten Justemilieu-Menschen der Welt; durch Ludwig XIV., den ungeheuren Revolutionär, welcher die Feudalherrschaft des Adels weit radikaler vernichtet hat, als England und Deutschland es vermochten.

„Blicken wir daher Österreich von einem etwas höheren Standpunkte an, schauen wir hinüber in seine Zukunft, und beurtheilen wir es nicht allzu sehr nach dem äußeren Schein. Vor Allem aber nehmen Sie nicht die Analogien, welche ich aufstellte, für die Sache selbst; denn für die Zukunft handelt es sich weder um das Beil des Henkers, noch um die Brandfackel des Sanskulotten.

„Österreich wird aus seinem scheinbaren Schlummer erwachen; in ihm ruht in Wahrheit die deutsche Sittlichkeit, das Leben des ‚heiligen Reiches.' Erst wenn es einen Glauben, einen Willen haben wird, erst dann wird das ganze Deutschland einmüthig insgesammt fortschreiten können; bis dahin werden alle, sonst noch so löblichen Anstrengungen anderer Glieder der Bruderfamilie ordnungslos und ohne großen Erfolg sein; es sind Zuckungen der Arme und Schwankungen der Kniee, aber es ist nicht der Sprung, den der germanische Körper machen soll.

„Österreich ist der Bewahrer der Ordnung, der Hierarchie, des Pflichtgefühls, und vor Allem der friedlichen Stimmung; es braucht dieselben nur umzumodeln, während sie in Preußen und am Rheine der Wiedergeburt bedürfen; sie sind dort todt; und es freut mich, wahrzunehmen, daß Baiern, Dank der katholischen Bewegung, welche sich dort kundgiebt, Österreich, wenn es Zeit dazu sein wird, zuerst die Hand reichen kann.

„Und wenn ich zur Bestätigung dieser Ideen, für welche ich mich nur auf unser Europa stützen will, wie es zur Zeit des westfälischen Friedensschlusses war, die Bühne erweitere; wenn ich den Vorhang aufhebe, der uns vom Norden trennt und uns die Sonne des Ostens verbirgt; wenn ich in die Politik des großen europäischen, asiatischen, afrikanischen Kontinents eintrete, sagen Sie, ist es nicht Österreich, das von allen Mächten Deutschlands die große Rolle in dieser ungeheuren Politik wird spielen müssen? Ja, Das ist die pantheistische Politik, auf die wir zusteuern, und in

welcher die kleinliche Politik der Nationen ihre armseligen Eifersüchteleien erstickten wird.

„Wenn wir erkennen, daſs das Dogma der Freiheit und Gleichheit unvollständig und unvollkommen ist, die Völker zu lenken, so wollen wir Österreich segnen, daſs es dem Eindringen jener ausschließlich revolutionären Ideen so kräftig widerstanden und sie selbst in Gestalt eines Joseph II. zurückgestoßen hat; wir wollen die erhabene Geduld dieses Volkes segnen, das sich unaufhörlich wieder niedersäbeln ließ durch die in Napoleon inkarnierte Revolution, und das nicht ermüdete ob seiner Demüthigung und seiner Niederlagen; wir wollen Österreich dafür segnen, daſs es den letzten Vertretern des Feudalrechts, unseren alten Bourbonen, ein edelmüthiges Asyl gewährt; denn Gott hat noch nicht sein letztes Wort über die Form der Transaktion gesprochen, durch welche die Menschheit ein altes Recht annulliert und ein neues an dessen Stelle setzt; wir wollen es endlich dafür segnen, daſs es eine wuchtige Hand über die Alpen hinüber streckt, welche die Völker Italiens im Zaume hält und sie hindert, sich gegenseitig zu erdolchen. Umringt von Nationen, wo die Freiheit gährt, wiederholt seine ruhige und ernste Stimme unabläſsig die Mahnung: **‚Kinder, ihr liebt nicht die Ordnung, ihr seid nicht reif für die Freiheit.‘**

„Der Krieg gegen die heilige Alliance, gegen den Frankfurter Bundestag, gegen den Obskurantismus der Kabinette, scheint mir daher eine abgenutzte Sache, zum mindesten für die Männer gediegenen Schlages; unzweifelhaft ist es gut, daſs es noch eine Menge von Tagespublicisten und Anderen giebt, die aus diesem Tone schreien, wie es gut war, daſs zur Restaurationszeit Einige gegen die Jesuiten und nach den Nationalgütern schrieen; aber es ist ein kleinlicher Krieg und ein trübseliges Lied. **Gott** vertheilt nicht blind die Macht in der Welt, und er wirft uns sie nicht bloß zu, damit wir sie mit Füßen treten; der religiöse Mensch kann sich nicht zu ernstlich damit beschäftigen, nachzuforschen, zu welchem Ende **Gott** sie verleiht, und das Werkzeug, welches sie umfaſst, zu gebrauchen und zu vervollkommnen, nicht aber es zu zertrümmern.

„Österreich ist daher, meiner Ansicht nach, das Centrum, die Seele des deutschen Lebens, und das gelehrte Preußen seine Intelligenz, während die Arme dieses großen Körpers den Rhein hinab reichen. Für Preußen das Einheitsgefühl, für die Rheinstaaten die Mannigfaltigkeit; auch sind letztere konstitutionell, während Preußen noch monarchisch bleibt,

trotz seiner Freiheitstheorien, weil die Einheit seine erste Existenzbedingung ist. Dem Norden die Wissenschaft, und vor Allem die Vervollkommnung der Wissenschaft; dem Westen die Industrie, die Anwendung und besonders auch die Lehre der Wissenschaft; dem Mittelpunkt und dem Süden die Liebe, die Religion, die Musik, der Frieden! Ja, weil es die Erhalterin der geselligen, allgemeinen, religiösen, politischen, friedlichen, harmonischen Gefühle ist, stelle ich Österreich zwischen alle deutschen Staaten, wie Frankreich zwischen England und Deutschland; Frankreich, das nicht wie Deutschland hat protestantisch werden können, weil es zu universell ist, Frankreich, das nicht wie England lange Zeit unter konstitutionellem Régime zu leben vermöchte, weil es das Große, das Schöne, den Ruhm liebt, und weil der Parlamentarismus nur ein Zustemilieu zwischen dem Großen und Kleinen, dem Schönen und Häßlichen, dem Ruhm und der Schande gewährt. Und ebenso hat Österreich, mit einem erhabenen Instinkte, voll Klugheit, Verstand und Treuherzigkeit, noch nicht glauben können, daß die jungen Leute von den Schulbänken, die Advokaten und Ärzte, und einige Bourgeois, die im Salon schöne Phrasen drechseln, die Bedürfnisse des Volkes besser kennen und die europäische, universelle Politik besser verstehen sollten, als Herr von Metternich und all' seine alten Diplomaten und Verwaltungsbeamten, die in den Staatsangelegenheiten geboren, großgeworden und ergraut sind.

„Ich lasse mich im Geplauder mit Ihnen, lieber Herr, weiter verlocken, als ich gedachte, und doch fürchte ich, bei der großen Tragweite des Gegenstandes, undeutlich gewesen zu sein, wie es mir öfters schon widerfahren sein soll. Ich fühle namentlich, wie unzureichend dies Alles ist, den Gedanken auszusprechen, der mich bewegt, und den Ihnen mitzutheilen mir nützlich erscheint.

„Eine andere Form wird diesen Gedanken vielleicht klarer machen.

„Herr de Talleyrand sah am Ende seiner Laufbahn den Traum seines Lebens, die Union Frankreichs und Englands, sich verwirklichen; es ist ein gemeinsames Interesse, das sie verbindet und sie zum Frieden nöthigt. Die Union Frankreichs und Deutschlands ist ein Ziel, würdig heutigen Tags den Ehrgeiz politischer Männer lebhaft zu erregen. Auch beschäftigen sich Viele damit; aber nur deßhalb, weil man im Allgemeinen nicht begreift, daß vor Allem Österreich mit Frankreich verbündet werden muß, erschöpft man sich in Bemühungen, die oft mehr dazu angethan sind, diese Union

zu verzögern, als sie zu beschleunigen. Nach Ihrer Art die Gemeinschaft der Doktrin des nördlichen Deutschlands mit Frankreich aufzeigen, und nach Art mancher Anderen die Gemeinschaft der Interessen der Rheinstaaten und Frankreichs andeuten, Das heißt, mit Rücksicht auf das Ziel, von welchem ich rede, es so machen wie unsre Ultras und unsre französischen Liberalen, die gern eine französische Armee nach Irland geführt hätten, um dessen Katholicismus und dessen Unabhängigkeit zu retten, und die freilich durch das Aussprechen solcher Sympathien Irland momentan nützten, aber indirekt der Union Frankreichs mit Großbritannien schadeten. Ich weiß wohl, daß die praktischen Politiker, die hellsehender als die Theoretiker sind, vollkommen fühlen, daß die Union mit Österreich wichtiger, als die mit Preußen und allen kleinen Rheinfürstenthümern ist; ihr Irrthum aber ist der Wahn, daß sie diese Union durch dasselbe Mittel, welches sie zu der Union mit England geführt hat, nämlich durch das Interesse, erreichen könnten, und dieser Irrthum läßt sie einen wahren Nonsens begehen; sie machen ihm nämlich so viel Angst, wie möglich, vor dem Barbaren des Nordens, aber sie vergessen, daß dieser Barbar gerade in den Augen Österreichs der Vertheidiger der großen gesellschaftlichen Grundsätze, der Ordnung, Autorität, Religion ist, und daß nach Österreichs Ansicht Gott nur deßhalb Rußland einen Platz in der europäischen Politik zugetheilt hat, um die Welt vor dem Eindringen der Anarchie, der Demokratie, des Atheismus zu retten. — Nein, man kann sich nicht durch ein gemeinsames Interesse mit Österreich verbünden, sondern durch eine gemeinsame Pflicht; man muß sich an seine überaus kluge und sinnige Seele wenden, nicht an seinen Geldbeutel; denn sein Volk erfreut sich größeren Wohlstands, als das englische Volk, und seine Magnaten sind nicht so habgierig wie englische Lords.

„Sie, der Sie den Beruf empfinden, die Union dieser beiden großen Völker zu fördern, beeilen Sie sich denn, o Dichter, ein Thema zu erfassen, an dem Ihre Begeisterung entbrennen und Ihre Seele sich abspiegeln kann; verlassen Sie die Bänke und Sessel der Philosophie; nicht dort sollten Sie das Werk der Frau von Staël wieder aufnehmen und fortsetzen. Lehren Sie uns das Herz des Deutschen kennen, und nicht die Geheimnisse seines Gedankens; wagen Sie, uns laut die Tugenden dieses sinnigen, fleißigen, sparsamen, biederen, aufgeklärten Volkes zu verkünden, das Napoleon und unsre Liberalen uns so oft als unwissende, durch den Despotismus ver-

thierte Automaten betrachten gelehrt haben. Reden Sie uns von seinem schönen Strome, von seinem reichen Boden, von seinen friedlichen Dörfern, von seinen schlichten, patriarchalischen Sitten vom Kaiser bis zum Bauer hinab; erinnern Sie uns an die Traditionen der Größe und Würde jenes ‚heiligen Reiches,' die noch fortleben, während sonst überall Größe und Würde verschwinden; sagen Sie allen harmonieliebenden Menschen, was sie hoffen dürfen von einem Volke, das einen Gluck, Haydn, Mozart, Beethoven geboren, von einem Volke, das in seinen deutschen Adern so viel poetisches Blut Italiens und Spaniens mit seinem eigenen Blute vermischt, von einem Volke, das so lange auf seinem Haupte die eine der beiden Kronen der christlichen Welt getragen hat, und das sie, trotz Luther, trotz Napoleon, annoch behauptet: dann werden Sie das Recht haben, sich Gehör zu verschaffen selbst bei dem Frankfurter Bundestag, wenn Sie für den braven ‚Kaiserlichen' etwas mehr Unabhängigkeit und Freiheit begehren.

„Es ist etwas so Schönes um ein Volk, das in dieser Epoche, wo alle Grundlagen der gesellschaftlichen Ordnung erschüttert, untergraben, zertrümmert worden sind, seinen alten Glauben bewahrte, so lange ein neuer Glaube ihm nicht das Herz ergriffen hat; um ein Volk, das Alles weiß, was der Verstand und die Kraft des Menschen gethan haben, um den Bau der Vergangenheit zu zerstören, das aber, da es noch nicht gesehen, daß eine auserwählte Seele **Gottes** den Plan des neuen Gebäudes angegeben und entworfen hat, wohlweislich sein altes gothisches Schloß und seine alte Kathedrale behält, die es noch unsern Bürgerhäusern und unsern Deputiertensälen vorzieht! Schön ist Das wie de Maistre, wie Bonald, wie Chateaubriand und Lamartine. Wenn wir mit diesen großen Dichtern träumen, oder wenn wir der Donau folgen, so treffen wir, bis in die kleinste Hütte hinab, eine Familie, eine Religion, eine Autorität, wir armen Waisen, die kein **Oberhaupt**, keinen **Gott**, keinen **Vater** mehr haben.

„Ich würde mich glücklich schätzen, wenn es mir gelänge, auch in Ihnen das Gefühl zu erwecken, welches mir solche Menschen und ein solches Volk einflößen, denn Sie wissen zur Genüge, daß ich nicht mehr als Sie den Wunsch hege, in Zukunft die Moral, die Religion und die Politik der Vergangenheit herrschen zu sehn; aber ich glaube nur gerecht und wahr zu sein, wenn ich sie heut zu Tag noch bewundere, und ich glaube sogar, daß es eine kluge Berechnung ist, wenn man sie lieber zu bekehren, als auszurotten sucht. (Bemerken Sie, wie Chateaubriand sich bekehrt hat, wie

Lamartine sich tagtäglich bekehrt. Geschieht es, weil man ihnen Furcht eingejagt hat, oder weil ihr materielles Interesse sie dazu treibt? Nein, es geschieht, weil sie Herz haben und den Ruhm lieben; man hat zu ihrem Herzen geredet, und man giebt ihnen, was sie lieben.) Stärkere Zerstörer, als wir, haben jenen Bau zu zertrümmern versucht, und es ist ihnen missglückt; bauen wir daher mit Verstand, und verwenden wir dazu die guten Materialien der Vergangenheit, diejenigen, über welche Keule und Beil hinweggefahren sind und Nichts über sie vermocht haben; es wäre Thorheit, sie nicht benutzen, und gar seine Zeit daran verschwenden zu wollen, sie in Staub zu zermalmen.

„Ich glaube nur gerecht und wahr zu sein, wiederhole ich, und wenn man nicht gerecht und wahr gegen den Österreicher ist, so wird man Nichts über ihn vermögen; Wahrheit, Gerechtigkeit, Aufrichtigkeit sind ihm angeborne Tugenden. Beachten Sie wohl, dass ich von dem Österreicher im Allgemeinen rede, und nicht Rücksicht nehme auf einige Jesuiten oder Kanzleipolizisten, die beiläufig oft Ausländer sind.

„Da wir eben von Gerechtigkeit reden, so gestatten Sie mir die Frage: wissen Sie *ganz bestimmt*, dass Herr Schelling sich verkauft hat?

„Ich möchte lieber glauben, dass Herr Schelling, wie einige andre Philosophen, als er sich ein wenig mehr mit der *praktischen Anwendung* seiner Lehren beschäftigte, zu der Einsicht gelangte, dass seine Philosophie nicht immer genügend Rücksicht nahm auf ein Element, das bei den menschlichen Angelegenheiten sehr wichtig ist, nämlich die Zeit. Sonderbar! man sollte meinen, die Gelehrten, die Theoretiker, die Männer des Geistes, des Gedankens, der Zahl, der *Zeit*, müssten weniger *stürmische Eile* haben, als die Politiker, Theorien verwirklicht zu sehen; aber ganz und gar nicht. Ich glaube jedoch, dass es dereinst der Fall sein wird, freilich unter *einer* Bedingung: sie müssen vor Allem, wie Lessing, an das *ewige Leben* glauben. Heutigen Tags ist dieser Glaube selten bei den Philosophen; auch flüchten sie sich oft, wenn sie beim Eingehen auf die Dinge praktische Unmöglichkeiten in ihren Systemen bemerken, vom Wege abgelenkt, in die Bahn ihrer Vorgänger, dort in den Tag hinein und selbst im Widerspruch mit ihreu alten Theorien fortwandelnd; aber diese ganz natürliche Reaktion zeugt minder von Egoismus, als von Verlegenheit; sie beweist durchaus nicht, dass man *wissentlich* daran arbeitet, Unheil über die Völker zu bringen.

„Da ich vom ewigen Leben gesprochen habe, so möchte ich Sie fragen, ob Sie nicht erstaunt sind, dass Sie, der in diesen beiden ersten Bänden von Religion, Philosophie und Moral handelt, Nichts gesagt haben über das ewige Leben, über die Frage: ‚Woher komme ich? und wohin gehe ich?‘, über die Belohnungen und Strafen, mit einem Wort über den Fortschritt des Seins, — Sie, der so schön über den Fortschritt der Menschheit spricht. O, vergessen Sie Dies nicht, wenn Sie zu Österreich reden! der wackere Österreicher würde sonst Ihre Philosophie, Ihren Gott, Ihre Politik, Ihre Freiheit und Sie selbst zurückstoßen, und er thäte Recht daran.

„Diese Abschweifung auf Herrn Schelling führt mich zu einer allgemeineren Bemerkung.

„Sie lieben Deutschland zu sehr, lieber Herr, und Sie haben mir selbst einen zu offenbaren Beweis Ihrer Zuneigung gegeben, als dass ich fürchten müsste, Sie zu verletzen, wenn ich das Urtheil, welches ich über Ihr Werk abgebe, bis zum Tone des Tadels steigere. Ich gestatte mir daher, es zu thun.

„Nein, für Deutschland thut es nicht noth, dass man durch profanierende Scherze die Macht der Religion neutralisiere[300]). Durch ernste, würdige Mittel gilt es die Religion der Deutschen, nicht zu neutralisieren, sondern umzugestalten; und nicht mehr durch eine herbe Kritik von Männern, die trotz ihrer Fehler der Menschheit große Dienste erwiesen haben, darf man Meinungen und Handlungen bekämpfen, die man für rückschrittlich hält; denn fast jeder der so kritisierten Männer könnte sich darauf berufen, dass er von seinen Gesinnungsgenossen eine günstige Beurtheilung erfahren hätte; und nicht immer haben sie Unrecht. Zweifelsohne ist es oftmals gut, Strenge mit Gerechtigkeit zu paaren; aber Nichts rechtfertigt den Undank; die bedeutenden Menschen sind noch nicht so zahlreich, dass wir uns beeilen sollten, einen Theil derselben in den Koth zu schleudern.

„Glauben Sie, lieber Herr Heine, einem Manne, der für sein Wirken und für sein Leben Schmähungen und Missachtung von Allen geerntet hat, und der immer mit Ruhe den gerechten Richterspruch der Welt erwartet; glauben Sie mir, der Sie eines der ersten Werkzeuge dieses gerechten Richterspruches sind, und der Sie eine der unzähligen Wunden meines Herzens geheilt haben; glauben Sie mir: es giebt für den Menschen nichts Heiligeres, als den Menschen selbst. Enthalten wir uns daher der profanen

Scherze über heilige Dinge! Derjenige Menſch, der ſein Ebenbild an den voltairianiſchen Pranger ſtellt, vollzieht das Amt des Henkers, nicht des Lehrers, des Prieſters, des Vaters der Menſchheit. Laſſen wir den Kindern der Vergangenheit jene Waffe, welche ſchon die Gegenwart mißbilligt, und welche die Zukunft zerbrechen wird. Ich gehe noch weiter, ich behaupte, daſs es, allgemein genommen, eben ſo unmoraliſch iſt, die Fehler und Schwächen eines bedeutenden Mannes, zumal *während ſeines Lebens*, *öffentlich* zu enthüllen, wie es unmoraliſch von Rouſſeau war (der vor einem Prieſter nicht gebeichtet hätte), das Bekenntnis ſeiner Schlechtigkeiten der Welt ins Geſicht zu ſchleudern. Denn durch ſolches Gebahren ruiniert man oder verbittert vielmehr hervorragende Geiſter, und auf der andern Seite verbreitet man unter der Menge ein beklagenswerthes Mißtrauen, man macht ſie argwöhniſch gegen die Wiſſenſchaft und das Genie. Wenn man gefliſſentlich die Namen aller Kranken veröffentlichte, welche durch einen Dupuytren, einen Dubois, einen Brouſſais, einen Recamier getödtet oder zu Krüppeln gemacht worden ſind, ſo würden wir gar bald wieder in die Hände der Quackſalber und mit Hausmitteln kurierenden Hexen verfallen, und auf alle Fälle würden wir die Chancen unſres Todes vermehren, denn der Kranke, welcher kein Vertrauen zu ſeinem Arzte hat, iſt zum Voraus halb geſtorben.'

„Ich, der ich ſo glücklich bin, Ihre beiden erſten Bände geleſen zu haben, und der ich wohl zu unterſcheiden vermochte, was für Konceſſionen Sie dem kritiſchen Geiſte Ihrer franzöſiſchen und deutſchen Leſer ſchuldig zu ſein glaubten, ich tadele Sie! Weil ich hoffe, daſs Sie in dieſen Vorwürfen einen Beweis des Intereſſes, das ich an Ihren Arbeiten nehme, und der liebevollen Zuneigung erblicken werden, die Ihre zarte und dankbare Aufmerkſamkeit mir erweckt hat; weil ich in Ihrer kühnen Widmung Ihr Herz ſchlagen fühlte, wende ich mich an Ihr Herz, und behandle Sie, als gehörten Sie zu meiner Familie.

„Indem ich das Geſchriebene durchleſe, empfinde ich die Nothwendigkeit, noch einige Worte hinzu zu fügen, um meinen erſten Gedanken, meinen *juriſtiſchen* und *faktiſchen*, hiſtoriſchen und Kunſtbeweis deutlicher zu erklären, und ihn zu Dem in Beziehung zu ſetzen, was ich über Öſterreich und die franzöſiſche Revolution geſagt habe.

„Die *Geſchichte* Öſterreichs ſeit Luther, ſeine Lage hinſichtlich der Türkei und Rußland einerſeits, und der europäiſchen Staaten andrerſeits,

dieſe Lage des ‚**heiligen** Reiches‘ zwiſchen dem deutſchen Proteſtantismus, dem griechiſchen Proteſtantismus und dem Mahomedanismus, welche die Urſache und Wirkung ſeiner Unbeweglichkeit iſt, hat bisher keine genügende Würdigung erfahren; denn wäre es der Fall geweſen, ſo würde es ſchreiendes Unrecht ſein, ihm dieſe Unbeweglichkeit zum Vorwurfe zu machen, die uns Alle vor der mahomedaniſchen Autokratie, vor der ruſſiſchen Autokratie, und ſelbſt vor der römiſchen Theokratie gerettet hat; und es iſt wiederum das beharrrende Öſterreich, das am meiſten mit ſeinem Blute dazu beigetragen hat, uns vor der napoleoniſchen Autokratie zu retten.

„Robertſon hat ein treffliches Gemälde von Europa entworfen, um ſeinen Karl V. zu ſchreiben; man muſs dies Gemälde wieder entrollen und fortſetzen, um das Leben des öſterreichiſchen Volkes im neunzehnten Jahrhundert zu ſchreiben. Dieſe *Geſchichte* wird groß wie das Requiem Mozart's ſein, denn es handelt ſich darum, würdig das Mittelalter einzuſargen, das zwei Grabſtätten hat, eine zu Wien, die andere in Rom, und das Vorſpiel ſeiner Verklärung zu geben.

„Ich ſprach von der *Geſchichte*, und ich nannte Robertſon als Beiſpiel; was die *Kunſt* betrifft, ſo hat Schiller ſeinen Don Carlos geſchaffen, der ein Analogon des Kunſtwerks iſt, das ich meine. Aber heut zu Tag wechſeln die Formen; es handelt ſich nicht mehr für die *Erzählung* um einen Karl V., für das *Drama* um einen Poſa; es ſind *Völker*, die es zu malen und nach bibliſcher Weiſe auf die Bühne zu ſtellen gilt; es iſt die **Leidenſchaft** (Frankreich) und die *Sinnigkeit* (Öſterreich), die man in den Maſſen, und nicht mehr in einzelnen Menſchen, verkörpern ſoll.

„Was iſt ſeit der Ankunft **Jeſu** aus dem **Volke Gottes** geworden?

„Es iſt mit St. Paulus gewandert und hat ſich des alten römiſchen Reiches bemächtigt; dann, nach ſechs Jahrhunderten unerhörter Arbeiten, um den Barbaren den Frieden aufzunöthigen, iſt es nach dem Morgenlande zurückgewandert, wo es im Gefolge Mahomed's viele Fetiſche zerſtört, viele Götzenbilder zertrümmert hat; und nach abermals ſechs Jahrhunderten, als ſeine Scharen ſich im Morgenlande wie im Abendlande vermehrt hatten, kam es wieder, um ſeine Eroberungen im Abendlande zu beſuchen. Ein unermüdlicher Wanderer läſſt es aller Orten Leviten zurück, und alle müſſen ſich eines Tages, und an demſelben Zeichen, erkennen. Es findet ſeine Leviten im Abendlande wieder, und ſie ſchlafen; es rüttelt ſie durch Luther auf, und, immer das verheißene Land ſuchend, wandert es fort auf ſpani-

ſchen, portugieſiſchen, engliſchen, holländiſchen, franzöſiſchen Schiffen, um eine neue Welt zu entdecken; dort zerſtört es wiederum Fetiſche und Götzenbilder, und es eilt weiter, um deren auch in Afrika, in Indien zu zerſtören, immer Leviten als Schildwachen bei allen Völkern aufſtellend, die es beſucht, und immer zunehmend an Zahl und an Macht. Endlich kehrt es noch einmal nach Europa zurück, und da es abermals ſeine Leviten eingeſchlafen findet, ſo läutet es eine furchtbare Sturmglocke in Frankreich, und beauftragt Napoleon, ſie mit metallenem Donner über die Erde erſchallen zu laſſen. Heut zu Tage ruft das Morgenland es wieder zurück.

„Das iſt der ewige Jude, aber es iſt nicht ein Menſch; er heißt nicht Ahasver, er heißt **Iſrael**.

„Aber wer ſind die Leviten vom Volke **Gottes**? wo ſind die Geſalbten des **Herrn**? wo ſind die hochgeſtellten Schildwachen, die mit der Leitung der eroberten Völker betraut worden? wie heißen die Diener des **Höchſten**, die eines Tages, auf dasſelbe Zeichen, alle dieſe Völker werden zur allgemeinen Weltkommunion wandeln laſſen? Sie heißen **Propheten**, aber ſie heißen auch **Könige**; das Recht und die That, das Wiſſen und die Macht.

„Sehen Sie nun, wie wenig die Chriſten in Europa ausgerichtet haben, ſo lange ſie keinen Konſtantin fanden; ſehen Sie, wie Luther geſcheitert wäre, wenn er nicht gleich gekrönte Häupter für ſich gehabt hätte; denken Sie ſich ſelbſt Voltaire ohne Friedrich und Katharina.

„Prophet, Ihre Stimme dringe zum Ohr der Könige, wenn Sie die Völker befreien wollen; ſeit drei Jahrhunderten wollen die Propheten nur von den Völkern gehört ſein! Wahre Chriſten, vernachläſſigen oder miſsachten ſie die Gewaltigen der Erde! Wie? hatte Jeſus Recht bis ans Ende, und muſs **Cäſar**, weil er das ruhmvolle Schwert geführt, durchs Schwert umkommen? ward er nicht ſchon hinlänglich verſtümmelt durchs Beil? Nein, ſeinem edlen Leben werden wir keinen Tod der Schande zuerkennen; kein Schaffot mehr für Ludwig XVI., kein St. Helena mehr für Napoleon! Der Tag des Gerichts naht heran; Gott hat nicht alle gekrönten Häupter abſchlagen laſſen, weil er nicht will, daſs bis ans Ende der Jahrhunderte das Gewicht ungeheuren Undanks auf der Menſchheit laſte.

„Prophet, bedenken Sie, daſs die Könige unſerer Tage nicht, wie David und Salomon, Könige und Propheten zugleich ſein können. Halten wir nicht die Gegenwart für die Zukunft; es giebt noch zwei Mächte in der Welt, die der Propheten und die der Könige. Wohl! dieſe beiden Mächte

werden nicht durch eine Schlacht enden; ſonſt würden ſie beide, und die ganze Menſchheit mit ihnen, darin umkommen, denn der Sieger könnte nicht über die Zukunft herrſchen, die nur einen friedlichen Herrn und keinen blutbedeckten Henker will.

„Prophet, leſen Sie wiederum Saint-Simon's ‚Neues Chriſtenthum.'

„Ich glaube, dann werden Sie meinen Gedanken begriffen haben, und mein oft verworrener und ungeordneter Brief wird jenen wunderlichen Vorſpielsphantaſien gleichen, die ein Komponiſt vor dem Schaffen ausführt, und in denen nur ein Künſtler die Inſpiration entdecken und nachfühlen kann, welche den Muſiker beſeelt.

„Leſen Sie wiederum das ‚Neue Chriſtenthum', und wenn Sie Gelegenheit haben, Rodrigues zu ſehen und mit ihm zu plaudern, ſo bitte ich Sie dringend, dieſelbe zu benutzen.

„Leben Sie wohl, lieber Herr; nochmals meinen Dank! Bitte, ſagen Sie Guéroult, wie ſehr ich ihm verbunden bin, daſs er ſich des Auftrags, welchen ich ihm an Sie gab, ſo glücklich entledigte. Laſſen Sie uns nicht lange auf neue Arbeiten warten, denn ſie ſind für uns wahre Segnungen Gottes.

„Über den Raum hinweg drücke ich Ihnen herzlich die Hand.

„Nachſchrift. So eben las ich in der ‚Revue des deux mondes' Ihre Vorrede zu den ‚Reiſebildern'; ſie läſſt mich faſt meinen langen Brief als unnütz betrachten; denn dieſe Vorrede zeigt mir, daſs Alles, was ich Ihnen ſchrieb, ſchon in Ihnen lag, und daſs die Bahn, welche ich Ihnen andeutete, eben Ihre eigene Bahn iſt; nur warten Sie die gelegene Zeit ab, um weiter zu gehen, und Sie thun wohl daran."

Dieſer Brief verfehlte ſeinen Zweck. Was Heine von den ſaint-ſimoniſtiſchen Lehren mit ſeinen eigenen Anſichten im Einklange fand, hatte er aus freien Stücken ſich bereits angeeignet und in der ihm paſſend erſcheinenden Form ſonder Furcht und Zagen der Welt mitgetheilt. Er war aber nicht geſonnen, ſeine Vernunft und ſein ſelbſtändiges Urtheil einem Schulſyſtem gefangen zu geben, deſſen raffiniert ausgeklügelter Schematismus ihn halb eine kindiſche Spielerei, halb eine philiſtröſe Pedanterie däuchte. Als der Vater Enfantin, welcher ſo heftige Anklagen gegen das Inſtitut der Ehe geſchleudert und ſo feierlich erklärt hatte, ſich nur mit der

von Gott ihm bestimmten „Offenbarungsfrau“ nach einem neuen, von ihr selbst zu enthüllenden Liebesgesetze vermählen zu wollen, bald nach seiner Rückkehr aus Ägypten in Lyon eine gewöhnliche bürgerliche Ehe schloß und, gleich den meisten Saint-Simonisten, eine lukrative Staatsanstellung in der alten Gesellschaft annahm, konnte Heine seinen Spott über diesen raschen Gesinnungswechsel nicht verbeißen, und noch im Jahre 1855 scherzte er in der Vorrede zu einer neuen Ausgabe seines Buches „De l'Allemagne“ [390]: „Die Dinge haben sich geändert; die Märtyrer von ehemals werden jetzt weder verhöhnt noch verfolgt, sie tragen nicht mehr das Kreuz, wenn es nicht etwa von ungefähr das Kreuz der Ehrenlegion ist; sie durchlaufen nicht mehr barfuß die Wüsten Arabiens, um dort das freie Weib zu suchen — diese Befreier vom Gattenjoch, diese Zerbrecher der ehelichen Bande haben sich bei ihrer Rückkehr aus dem Orient verheirathet und sind die unerschrockensten Epouseurs von der Welt geworden, und sie tragen Stiefel. Die meisten dieser Märtyrer sitzen jetzt in der Wolle, einige von ihnen sind neugebackene Millionäre, und mehr als einer ist zu der ehrenvollsten und einträglichsten Stellung gelangt — man reist schnell mit den Eisenbahnen. Diese ehemaligen Apostel, welche von einem goldenen Zeitalter für die ganze Menschheit geträumt, haben sich damit begnügt, das silberne Zeitalter, die Herrschaft jenes Dieu-argent fortzupflanzen, welcher der Vater und die Mutter von Allen und Allem ist — es ist vielleicht derselbe Gott, den man mit den Worten gepredigt hat: Alles ist in ihm, Nichts ist außer ihm, ohne ihn ist Nichts.“

# Viertes Kapitel.

## Heine als Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich.

Wir sind im vorigen Kapitel dem Entwicklungsgange von Heine's literarischer Thätigkeit theilweise vorangeeilt, um seine Beziehungen zum Saint-Simonismus im Zusammenhange zu betrachten. Es wird nöthig sein, jetzt in der Zeit ein wenig zurück zu gehn, um die Ursachen, aus welchen der deutsche Dichter französischer Schriftsteller ward, etwas näher zu beleuchten.

Der Gedanke, als internationaler Vermittler des geistigen Verkehres zwischen Deutschland und Frankreich das Fortschrittswerk der Civilisation nach Kräften fördern zu helfen, war, wie wir sahen, seit der Übersiedelung nach Paris der Ausgangspunkt all seines Strebens. Bei seinem Bericht über die Gemäldeausstellung von 1831, wie bei seinen politischen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung", hatte ihn vorherrschend dieser Gedanke geleitet, und seine überall durchblickende Sympathie mit den Freiheits- und Gleichheitsideen der französischen Revolution hatte jenen officiösen Beschwerdebrief des östreichischen Kabinettes zur Folge gehabt, welcher den Aufsätzen Heine's vorläufig die Spalten des Augsburger Journales verschloss. Auch in Preußen, dem Staate der Intelligenz, wie er sich trotz seiner systematischen Verfolgung der Geistesfreiheit so gern benennen ließ, nahmen die Bücherverbote und Censurplackereien seit der Julirevolution und der Erhebung Polens einen immer chikanöseren Charakter an; selbst loyale Schriftsteller von ultrapreußischer Färbung, wie Willibald Alexis, sahen wegen vereinzelter zaghafter Tadelsäußerungen über diese oder jene Staatseinrichtung ihre Schriften in dieselbe Kategorie mit den Umsturz-Pamphleten politischer Ultras gestellt; und Friedrich von Raumer, der gewiss nicht nach dem Rufe

revolutionärer Gesinnung begierig war, fühlte sich schon gegen Ende des Jahres 1831 gedrungen, seine Entlassung als Mitglied des Obercensurkollegiums zu nehmen, weil er den willkürlichen Unterdrückungsmaßregeln dieser Behörde nicht länger mit Ehren glaubte beipflichten zu können. „Anstatt nämlich," hieß es in den Motiven seines Entlassungsgesuches[301]), „die schreibende und lesende Welt für größere, echte Freiheit zu erziehen und, ich möchte sagen, der literarischen Großjährigkeit immer näher zu bringen, hat vielmehr die Strenge und Ängstlichkeit der Aufsicht allmählich zugenommen, so daß Preußen, einst in dieser Beziehung der freigesinnteste und der Treue so wie der Vaterlandsliebe seiner Unterthanen am meisten vertrauende Staat, jetzt fast hinter allen andern zurücksteht. Die Zahl der Verbote von Büchern und Zeitschriften wächst, obgleich dieser geistige Kordon das etwaige Böse noch weniger abhalten oder vernichten kann, als der jetzt aufgegebene medicinisch-militärische die Cholera. Hierbei wird der wissenschaftlich gebildete Mann behandelt wie das unerfahrene Kind, das sich in der Lesebibliothek schlechten Zeitvertreib holt; fremde Buchhändler beziehen den Vortheil, welcher dem einheimischen entgeht, und das Ausland druckt Das, was (ich war selbst mehrere Mal in dem Falle) hier das Imprimatur nicht erhält. Preußen, auf welches das übrige Deutschland wie auf seinen Leitstern hinblickt, hat hierdurch unglaublich an Popularität verloren, und zwar durch die Maßregeln, die für sich betrachtet unbedeutend erscheinen, aber mehr auf die wichtige Gesammtstimmung der Deutschen wirken, als Derjenige glaubt, dem es an Verbindungen mit dem Auslande fehlt. Ja, die unwahren und ungezogenen Angriffe der Fremden auf Preußen finden nirgend eine angemessene Stätte der Widerlegung, weil man nicht erlaubt, daß neben der Widerlegung die Anerkenntnis etwaiger Mängel eintrete." Diese Worte passten mit gleicher Wahrheit leider fast eben so gut auf alle übrigen deutschen Staaten, und selbst das Auskunftsmittel, Manuskripte, denen die heimischen Censurbehörden das Imprimatur verweigerten, im Auslande drucken zu lassen, war von geringem Nutzen, seit der früher erwähnte Bundestagsbeschluß vom 5. Juli 1832 den Debit aller dort in deutscher Sprache erschienenen Druckschriften von weniger als zwanzig Bogen ohne vorgängige Regierungserlaubnis untersagte, während zwei Jahre später gar der gesammte Verlag der bekannten deutschen Buchhändlerfirmen in Paris und Straßburg (Heideloff & Campe, G. L. Schuler, Wilhelm Silbermann, und der fingierten, aber wohlaccreditierten Firma L. Brunet) in Bausch

und Bogen mit dem Verkaufsinterdikte belegt ward. Es blieb also für Heine nicht die mindeste Hoffnung, seine Geisteswerke in Deutschland unverstümmelt gedruckt oder daselbst ihren Debit gestattet zu sehen, wenn er sie in ausländischem Verlage erscheinen ließ. Selbst die von der Censur so arg beschnittenen „Französischen Zustände" und die ebenfalls unter Censur gedruckte neue Auflage des dritten und vierten Bandes der „Reisebilder" wurden in Preußen und Österreich eben so rasch auf den Index verbotener Schriften gesetzt, wie der im December 1833 versandte erste Band des „Salon," bei welchem das Verbot zugleich auf alle etwa noch nachfolgenden Bände des Werkes ausgedehnt wurde.

Hatte der Dichter durch seine wiederholte Weigerung, mit den in Paris konspirierenden deutschen Republikanern gemeinschaftliche Sache zu machen, der politisch-radikalen Partei, durch seine Anpreisung demokratischer Gleichheitsideen den deutschen Regierungen sich verhasst gemacht, so verdarb er es durch die unerhört cynische Sprache der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" und der dem ersten „Salon"-Bande eingefügten Lieder fast noch schlimmer, als einst durch die maßlosen Ausfälle gegen Platen, mit dem besseren Theile des heimischen Publikums. Nicht als ob wir in den komischen Zorn der Anhänger Börne's einstimmten, welche in der Gestalt des kleinen Simson durchaus ein schnödes Zerrbild der deistischen Ansichten des Verfassers der „Briefe aus Paris" erblicken wollten. Wenn Heine Diesen bei seiner Schilderung im Auge hatte, so hat wahrlich selten ein Künstler die Benutzung des Modells, das ihm zu artistischen Zwecken gesessen, in diskreterer Weise verdeckt und jede frappante Erinnerung an das Original sorgsamer ausgelöscht. Auch Das mag wahr sein, dass dem lasciven Ton seines Buches eine gewisse Berechnung zu Grunde lag, dass er durch denselben die heimischen Behörden über den gefürchteten Ernst seiner revolutionären Gesinnungen und über deren aufreizende Kraft täuschen wollte. Wenigstens versichert er Das bei verschiedenen Anlässen. Wie er schon früher einmal Immermann bat[302]), ihn „doch bei Leibe für keinen Vaterlandsretter zu halten," so schrieb er jetzt mit ähnlichen Ausdrücken seinem Bruder Maximilian[303]): „Den Salon habe ich endlich erhalten, es sind sehr ekelhafte Druckfehler darin; viele Zoten, Dieses war politische Absicht. Ich wollte der öffentlichen Meinung eine gewisse Wendung geben. Besser, man sagt, ich sei ein Gassenjunge, als dass man mich für einen allzu ernsthaften Vaterlandsretter hält. Letzteres ist in diesem

Augenblicke kein rathſam Renommée. Die Demokraten ſind wüthend über mich; ſie ſagen, ich werde bald öffentlich als Ariſtokrat auftreten. Ich glaube, ſie irren ſich. Ich ziehe mich aus der Politik zurück. Überhaupt will ich in dieſer Reaktionsepoche nur zahme Bücher ſchreiben. Das Vaterland mag ſich einen anderen Narren ſuchen.“ Dieſe briefliche Erklärung ſteht freilich nicht ganz im Einklange mit den emphatiſchen Bekenntniſſen der fünf Monate zuvor geſchriebenen Vorrede ſeines Buches, worin er ſeinen Leſern erzählt, wie er ſich ruhig in das Land der Poeſie habe zurückſchleichen und Gedichte, Komödien und Novellen, zärtliche und heitere Gedankenſpiele, erſinnen wollen, aber durch den Anblick deutſcher Auswanderer, die das Elend der heimatlichen Zuſtände nach Algier getrieben, plötzlich wieder mit heiliger Zwingnis den großen Zeitfragen zugeführt worden ſei, ſo daſs ſein nächſtes Buch wohl ganz und gar ein „rother Löwe“ ſein werde. „Ich hatte manchmal nicht übel Luſt,“ ſagte er[304]), „das ganze Sprechamt aufzugeben; doch Das iſt nicht ſo leicht thulich wie etwa das Aufgeben einer geheimen Staatsrathſtelle, obgleich letztere mehr einbringt, als das beſte öffentliche Tribunat. Die Leute glauben, unſer Thun und Schaffen ſei eitel Wahl, aus dem Vorrath der neuen Ideen griffen wir eine heraus, für die wir ſprechen und wirken, ſtreiten und leiden wollten, wie etwa ſonſt ein Philolog ſich ſeinen Klaſſiker auswählte, mit deſſen Kommentierung er ſich ſein ganzes Leben hindurch beſchäftigte — nein, wir ergreifen keine Idee, ſondern die Idee ergreift uns, und knechtet uns, und peitſcht uns in die Arena hinein, daſs wir, wie gezwungene Gladiatoren, für ſie kämpfen. So iſt es mit jedem echten Tribunat oder Apoſtolat. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Amos ſprach zu König Amazia: ‚Ich bin kein Prophet, noch keines Propheten Sohn, ſondern ich bin ein Kuhhirt, der Maulbeeren abliefet; aber der Herr nahm mich von der Schafherde und ſprach zu mir: Gehe hin und weiſſage!‘ Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn der arme Mönch, der vor Kaiſer und Reich zu Worms angeklagt ſtand ob ſeiner Lehre, dennoch, trotz aller Demuth ſeines Herzens, jeden Widerruf für unmöglich erklärte und mit den Worten ſchloſs: ‚Hier ſtehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!‘ Wenn ihr dieſe heilige Zwingnis kenntet, ihr würdet uns nicht mehr ſchelten, nicht mehr ſchmähen, nicht mehr verleumden — wahrlich, wir ſind nicht die Herren, ſondern die Diener des Wortes. Es war ein wehmüthiges Geſtändnis, wenn Maximilian Robespierre ſprach: ‚Ich bin der Sklave

der Freiheit.'" Aber wie schön diese Worte auch klingen, und wie nachdrücklich Heine die Betheuerung hinzufügt, daſs „all sein Wort und Lied aus einer großen, gottfreudigen Frühlingsidee emporblühe, die, wo nicht besser, doch wenigstens eben so respektabel sei, wie jene triste, moderige Aschermittwochsidee, die unser schönes Europa trübselig entblumt und mit Gespenstern und Tartüffen bevölkert habe," so boten die frechen Weisen, welche er in den Liedern des ersten „Salon"-Bandes vor den Altären der Venus vulgivaga pfiff, doch einen allzu materialistischen Kommentar zu dem „Welterlösungsworte" des neuen Evangeliums, und die mit schlüpfrigem Behagen ausgemalten Bordellscenen des „Schnabelewopski" schienen vollends keinen anderen Zweck zu haben, als keuschen Ohren und frommen Gemüthern ein Ärgernis zu bereiten. Es war ein trübseliges Schauspiel, dieser Fall Lucifer's von der Höhe des Ideals in den Gassenkoth, diese schamlose Prostitution des Genius auf öffentlichem Markte, nur noch buhlend um den Beifall eines verworfenen Pöbels! Der Seele des Dichters war in der Überwuth des Kampfes der feine Schmetterlingsstaub von den Flügeln gestreift, die nun schlaff und grau herunter hingen, und ihn nicht mehr so leicht wie ehemals aus dem Schlammpfuhle der rohen Wirklichkeit in das freie Luftreich der Poesie empor tragen wollten. Der herbe Spott über die träumerische Langsamkeit der deutschen Hand, über die Ohnmacht unseres Volkes, seiner politischen Misère durch eine entschlossene That ein Ende zu machen, das beständige Hinweisen auf die französische Revolution als auf ein nachahmungswerthes Exempel — alles Dies mochte unter den obwaltenden Verhältnissen völlig berechtigt sein und nur den unerbittlichen Feinden des menschlichen Fortschritts begründeten Anlaſs zur Erbitterung geben. Denn jene Verspottung der deutschen Geduld und diese Empfehlung französischer Revolutionsideen hatten den bestimmten Zweck, die schlummernde Thatkraft unserer Nation zu wecken, und Heine war so weit davon entfernt, mit seinen Sticheleien über die „teutonischen Schlafmützen- und Perückenwälder" eine Herabwürdigung des deutschen Freiheitsgefühls zu verbinden, daſs er vielmehr jede unbillige Schmähung desselben mit dem Ausrufe zurückwies[305]: „Wenn einst, was Gott verhüte, in der ganzen Welt die Freiheit verschwunden ist, so wird ein deutscher Träumer sie in seinen Träumen wieder entdecken." Um so verletzender war der Schlag ins Gesicht, den er mit seinen Schnabelewopski-Memoiren und den voraufgesandten Salon-Liedern dem deutschen Publikum versetzte. Hier

wurde ein Kampf gegen Sitte, Zucht und Ehrbarkeit geführt, aber nicht im Interesse einer höheren Idee, nicht für die Befreiung der Liebe aus unwürdigen Fesseln, wie Enfantin geschwärmt hatte, als er von der Emancipation des Weibes das Heil der Zukunft erwartete — nein, hier wurde in glatten Versen ein Evangelium der Unzucht, hier wurde die ruchlose Lehre gepredigt, daß Freiheit von der Liebe und Wechsel des Gegenstandes den Sinnengenuß steigere, der Geist wurde in den Staub getreten, und das Fleisch, das allein-seligmachende Fleisch, wurde als anzubetende Gottheit auf den Thron gesetzt. Die Verehrer Heine's haben ihm diesen Frevel niemals verziehen, und die volle Liebe seiner Nation hat er seitdem niemals zurück zu erobern vermocht. Seine Gegner in der Heimat mehrten sich fortan von Tag zu Tage, und sein Ruhm und sein Einfluß auf die geistige Entwicklung Deutschlands verringerten sich fast in dem Maße, in welchem man dort den Ernst der Überzeugung und die zähe Ausdauer im Kampf um politische Freiheit zu würdigen begann. Sein eigener Ausspruch bewahrheitete sich[306]): „Wogegen ich einst mit leichten Waffen frondierte, wird jetzt ein offener ernster Krieg geführt — ich stehe sogar nicht mehr in den ersten Reihen."

Unter solchen Umständen — gleich sehr mit den deutschen Regierungen wie mit den politisch Radikalen brouilliert, einerseits durch Censurchikanen, Bücherverbote und Journalüberwachung im freien Aussprechen seiner Ansichten behindert, andrerseits in der Lauterkeit seiner demokratischen Gesinnung verdächtigt und geschmäht, endlich durch eigene Schuld dem größern und besseren Theile des heimischen Publikums entfremdet — mußte sich Heine mehr und mehr zu dem Versuche hingedrängt fühlen, in dem Lande, das er zu seinem dauernden Aufenthalt erkoren, sich einen neuen Leserkreis zu erwerben, seine Muttersprache mit der französischen zu vertauschen, und Dolmetscher des deutschen Geistes in Frankreich zu werden, wie er bisher seinen Landsleuten das Verständnis der französischen Ideen vermittelt hatte. Er brauchte hierbei von seinen Überzeugungen Nichts aufzugeben, mit seiner Vergangenheit in keiner Weise zu brechen — was er unternahm, war die Fortsetzung seines vorgezeichneten Lebenswerks auf einem andern Gebiete, wo ihm für den Augenblick eine erfolgreichere Wirksamkeit in Aussicht stand.

Die Ausführung dieses Gedankens konnte nicht leicht in eine günstigere Zeitepoche fallen. In Frankreich hatte kurz vor der Julirevolution eine literarische Bewegung begonnen, die, wenn nicht in ihrem Ausgangspunkte,

ſo doch in ihrem ſpäteren Verlaufe ſich vielfach mit den jüngſten Phaſen der deutſchen Literatur berührte. Wir meinen die ſiegreiche Auflehnung der franzöſiſchen Romantiker gegen den in pedantiſchem Schulzwange verſteinerten Klaſſicismus der franzöſiſchen Sprache und Literatur. Die neuromantiſche Dichterſchule in Frankreich verfolgte jedoch ganz andere Zwecke, als die deutſchen Romantiker, und hatte mit ihnen höchſtens darin eine oberflächliche Ähnlichkeit, daſs ſie gleichfalls die Befreiung des dichteriſchen Individuums von dem Joche eines von außen her aufgedrungenen Kunſtgeſetzes erſtrebte. Aber der Feind, den es hier zu bekämpfen galt, war ein ganz anderer, als in Deutſchland. Der franzöſiſche Klaſſicismus war niemals, wie unſere Schiller und Goethe, in den Geiſt helleniſchen Lebens und helleniſcher Kunſt hinabgetaucht; er hatte ſich mit den unwichtigſten Äußerlichkeiten der Form begnügt, hatte in ſeinen Bühnenſtücken die drei ariſtoteliſchen Einheiten mit peinlicher Ängſtlichkeit gewahrt, hatte ſeine Stoffe den Heroenſagen und Königsgeſchichten des Alterthums entnommen und ſeine Helden in griechiſche oder römiſche Gewänder geſteckt, aber dieſe Helden waren fleiſch- und blutloſe Schatten, welche ſich mit windigen Theatertugenden blähten, und in klappernden Alexandrinern die konventionelle Hofſprache der Rokokozeit pathetiſch abhaſpelten. Anfangs richteten ſich die Angriffe der franzöſiſchen Romantiker vor Allem gegen den langweilig monotonen Bau dieſes nationalen Zopfverſes, der nach herkömmlichem Geſetze nicht nur durch die Mittel-Cäſur in zwei gleiche Hälften zerſpalten ward, ſondern auch mit einer Satzpauſe ſchließen muſſte, die zum mindeſten durch ein Komma von der nächſtfolgenden Zeile ſich abtrennen ließ. Was früher nur der Fabeldichter Lafontaine und der kühne André Chenier, deſſen Haupt unter der Guillotine gefallen, ſich als poetiſche Licenz erlaubt hatten: das Enjambement, das von der alten Schule ſtreng verpönte Hinübergreifen eines unabgeſchloſſenen Satztheiles in den nächſten Vers, wurde von den Romantikern mit Vorliebe als ein Reizmittel zur Belebung des ſtarren Metrums angewandt. Bald aber nahm der Kampf weitere Ausdehnung an, und der äſthetiſche Kanon der Vergangenheit ward auf den verſchiedenſten Punkten befehdet. Man gelangte zu der richtigen Einſicht, daſs durch die engherzig prüden Regeln des Klaſſicismus die Fortentwicklung des Sprachgeiſtes unnatürlich gehemmt, dem poetiſchen Schöpfungsdrange der Lebensnerv unterbunden ſei. Man verglich die geprieſenen Meiſterwerke der eigenen Literatur mit denen des Auslandes, mit Schiller und

Goethe, mit Shakspeare und Byron. Was den französischen Romantikern dabei zunächst ins Auge fiel, war die überraschende Thatsache, daſs ihre bewunderten Klassiker sich in ihren Dichtungen weit mehr an den Verstand, als an die Phantasie ihrer Leser gewandt, daſs sie die logische Definition dem farbigen Gleichnisse, den abstrakten Begriff dem konkreten Bilde vorgezogen. Für sie hatte es keinen ciel noir, nur einen ciel mélancolique gegeben, sie hatten niemals — wie Viktor Hugo in den schönen Worten seiner Napoleons-Ode: „Soleil, dont je suis le Memnon!“ — die Idee schlankweg durch das Bild oder gar durch eine Reihenfolge malerischer Bilder ausgedrückt. Aber nicht bloß das Geheimnis der poetischen Form war ihnen verschlossen geblieben, nein — Das sah man weiter — auch die Wurzelkräfte des wirklichen Lebens hatte diese gelehrte Kunstdichtung niemals dargestellt. Es war das Hauptverdienst der französischen Romantiker, daſs sie mit der Form auch den Inhalt der Poesie erweiterten, daſs sie, an Stelle der abstrakten Schattengestalten des Klassicismus, Menschen von Fleisch und Blut, mit menschlichen Leidenschaften, Tugenden und Lastern, vorführten, und die Kunst wieder zum Spiegelbilde lebendiger Wirklichkeit machten. Freilich blieb die Übertreibung nicht aus; in dem Bestreben, den ganzen Inhalt des menschlichen Lebens zu umfassen, nicht bloß das Licht, sondern auch den Schatten zu geben, neben der Tugend die Sünde, neben dem Schönen das Häſsliche zu malen, büßten die Kunstschöpfungen der neufranzösischen Schule nur zu oft das ästhetische wie das sittliche Gleichmaß ein, und verfielen in einen platten Realismus oder in eine bizarre Phantastik. Der unkluge Schritt ihrer Gegner, zur Unterdrückung der romantischen Tendenzen die Staatsgewalt anzurufen und von Karl X. die Aufrechterhaltung der Klassicität des Théâtre français zu begehren, trug nicht Wenig dazu bei, die junge Partei, welche in politischer Hinsicht Anfangs eher einer katholisierend-illiberalen Richtung gehuldigt hatte, mehr und mehr in die Opposition hinein zu drängen, — eine Wandlung, die ohnehin freilich dem fortschrittsluftigen Geiste der französischen Romantik mit innerer Nothwendigkeit vorgezeichnet war.

Bei ihren Versuchen, die Principien der neuen Ästhetik wissenschaftlich zu begründen, wurden diese geistvollen Schriftsteller bald einer ernsteren Beschäftigung mit der deutschen Literatur und Philosophie zugeführt. Außer den Schiller'schen Dramen, wurden zunächst Goethe's „Faust“ von Gérard de Nerval, Jean Paul's „Titan“, mehrere Novellen Ludwig Tieck's, und

E. T. A. Hoffmann's phantastische Erzählungen von Xaver Marmier und Loeve-Veimars übersetzt. J. B. Ampère, Edgar Quinet, Victor Cousin, Lerminier, Saint-Marc Girardin, Carnot, Guizot und zahlreiche Andere strebten eifrig, sich mit deutscher Geistesbildung vertraut zu machen, und das Resultat ihrer philosophischen Studien übte eine befruchtende Rückwirkung auf die französische Literatur. Schon einige Jahre vor der Julirevolution war es Heine aufgefallen[307]), wie die Franzosen plötzlich die Affenhaut ihres leichtfertigen Flattersinns abgestreift, und wie sie täglich nachdenklicher, tiefer und ernster würden. Er hatte jetzt Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß dieser Ernst seitdem durch das Interesse an deutscher Literatur und Philosophie noch gesteigert worden, wenn auch die kühnen Entdeckungsreisenden sich auf das hohe Meer der letzteren meist ohne sichern Kompaß hinausgewagt und für die Beurtheilung der ersteren den ziemlich einseitigen Maßstab bewahrt hatten, welchen ihnen Frau von Staël in ihrem Buche „De l'Allemagne" an die Hand gegeben. Aber die einst von Napoleon so bitter gehaßte „Ideologie" war bei den Franzosen im Kourse gestiegen, sie hatten gewaltigen Respekt vor den „hommes profonds du nord," vor der „nation éminemment poétique, naïve, primitive" bekommen, und selbst die Saint-Simonisten wußten die Tugend, Sinnigkeit und gesittete Ordnungsliebe des deutschen Nationalcharakters nicht hoch genug zu rühmen. Hier gab es für einen interpretierenden Vermittler des Geistesverkehres zwischen den beiden Nachbarvölkern Arbeit in Fülle, um drohenden Mißverständnissen zu wehren, um die Unterschiede und Analogien der literarischen, philosophischen und politischen Entwicklung in Deutschland und Frankreich ins rechte Licht zu stellen, um auf Übersehenes hinzudeuten, Unverstandenes zu erklären, und die geheimsten Räthsel der eigenen Volksseele dem fremden Forscher zu entschleiern.

Mit dankbarer Freude nahm Heine daher das Anerbieten des von deutschen Eltern in Paris geborenen Schriftstellers François Adolphe Loeve-Veimars an, durch Veröffentlichung einiger abgeschlossenen größeren Partien aus den „Reisebildern" in der „Revue des deux mondes" ihn bei dem französischen Publikum einzuführen. Obschon unserem Dichter von Jugend auf die französische Sprache hinlänglich vertraut war, um in derselben mühelos den korrekten Ausdruck für seine Gedanken zu finden, legte er doch zu hohes Gewicht auf die tadellose Reinheit und vollendete Grazie des Stils, als daß er sich selbst in späteren Jahren hätte ent-

ſchließen mögen, die Überſetzung ſeiner Werke jemals ohne die einſichtsvolle Beihilfe franzöſiſcher Schriftſteller zu unternehmen. Wie Anfangs Loeve-Veimars, ſo haben nachmals Gérard de Nerval, Edouard Grenier und St. René Taillandier als ſeine Mitarbeiter ein für ſie nicht immer ergötzliches Lied von der peinlichen Gewiſſenhaftigkeit zu ſingen gewuſſt, mit welcher Heine die poetiſche Wirkung jeder einzelnen Phraſe im fremden Sprachgewande erwog und ſich nicht eher zufrieden gab, bis nach vielfachem Ändern und Beſſern endlich der möglichſt entſprechende Ausdruck für Stimmung, Gefühl und Gedanken ermittelt war. — Am 15. Juni 1832 erſchien die abgekürzte „Harzreiſe“ in der „Revue des deux mondes“; am 1. September und 15. December desſelben Jahres folgten Auszüge aus dem „Buche le Grand“ und den „Bädern von Lucca.“ Bei der Lektüre dieſer ideenreichen, alle Töne der Liebe und des Haſſes, der ſchwärmeriſchen Begeiſterung und des weltverachtenden Hohnes zugleich anſchlagenden Kapriccios erinnerte man ſich, daſs derſelbe Verfaſſer unlängſt die politiſchen Zuſtände Frankreichs in einer Reihe von Aufſätzen für die „Allgemeine Zeitung“ beſprochen hatte, die von der republikaniſchen „Tribüne“ im Auszuge mitgetheilt und von den orleaniſtiſchen Blättern mit Leidenſchaft bekämpft worden waren. Die Neugier des franzöſiſchen Publikums wurde rege. Man fragte ſich allgemein, Wer dieſer deutſche Schriftſteller ſei, der mit einer ſo reichen Phantaſie und einer ſo zauberiſchen Geſtaltungskraft einen ſo vorurtheilsloſen, zerſetzend ſcharfen Geiſt verbinde. Wie ſollte man ſich's erklären, daſs ein Dichter von ſo ſpecifiſch deutſcher Bildung und Gemüthsart ſich faſt mit der Spottſucht eines Pariſer Schöngeiſtes luſtig machte über die deutſche Gelehrſamkeit und über das ſchwerfällige deutſche Philiſterthum? Auf der einen Seite dieſe empfindſame Weichheit, dieſe zarten Lieder aus Veilchenduft und Mondenſchein, auf der andern dieſe kampfmnthige Begeiſterung für Freiheit und Gleichheit, für die angeborenen Menſchenrechte, für die demokratiſchen Ideen der franzöſiſchen Revolution! Wer in aller Welt, ſo erkundigte man ſich, iſt dieſer neue Alliierte Frankreichs, der unaufgefordert, aus eigner Überzeugung, zu uns gekommen, um das Gewicht ſeines Einfluſſes in die Schale unſerer Macht zu werfen? Denn wie ein mächtiger Alliierter erſchien er den Franzoſen, der freilich weder Geldmittel noch Kanonen zu ſeiner Verfügung hatte, dafür aber dem deutſchen wie dem franzöſiſchen Volke vielleicht Kanonen und Kriegskoſten erſparte, wenn der kosmopolitiſche Gedanke

seiner Schriften in den Herzen beider Nationen ein vernehmliches Echo fand. Dieser Eindruck erhöhte sich noch, als im folgenden Frühjahr bei dem angesehenen Buchhändler Eugène Renduel, dem Verleger der meisten Werke der neuromantischen Schule, eine vollständige Übersetzung von Heine's „Französischen Zuständen" nebst der unverstümmelten Vorrede, und unter Hinzufügung des Aufsatzes über die Gemäldeausstellung von 1831, erschien. Die Elite der Pariser Kritik begann sich eingehend mit seinen Schriften zu beschäftigen, und als Victor Bohain gegen Ende des Jahres 1832 den Plan zu einem großartigen Journalunternehmen von internationaler Bedeutung faßte, beeilte er sich, der neuen Zeitschrift die hervorragende Mitwirkung Heine's zu sichern.

Die „Europe littéraire" — so nannte sich das Blatt, welches, wie die meisten Pariser Zeitungen nach der Julirevolution, auf Aktien gegründet und auf den enormen Absatz von 130,000 Exemplaren berechnet war — sollte, mit Ausschluß aller Politik, nur der Wissenschaft und den schönen Künsten gewidmet sein, auf diesen Gebieten aber eine möglichst vollständige Übersicht der Bestrebungen und Leistungen sämmtlicher Völker der Neuzeit geben, und dadurch ein allgemeines Weltinteresse erhalten. Unter den Stiftern figurierten auf dem Einladungsprogramme, neben dem Konseilpräsidenten und den Ministern des Innern, der Finanzen und des öffentlichen Unterrichts, die geachtetsten Namen der verschiedenen politischen Parteien. Die Redakteure knüpften im Voraus nicht allein mit den Akademien und gelehrten Gesellschaften Frankreichs und der Hauptstädte Europas Verbindungen an, sondern sie wandten sich auch in direkten Zuschriften an die Berühmtheiten der Kunst und Wissenschaft in der ganzen gebildeten Welt, um sie, unter Zusicherung eines glänzenden Honorars, als Mitarbeiter zu gewinnen. Victor Bohain trug Sorge dafür, daß die von ihm ins Leben gerufene Schöpfung zugleich vor der Pariser Gesellschaft mit allem imponierenden Pomp eines von Hause aus völlig gesicherten Geschäfts auftrete. Er gab seinen Mitarbeitern Diners von ausgesuchter Feinheit, bei welchen der Champagner in Strömen floß, er lud seine Aktionäre zu heiteren Festen und Ballvergnügungen in den Redaktionssälen der Zeitung ein, und rechnete ihnen für diese kostspielige Art der Reklame später hunderttausend Franks Repräsentationskosten an. Bei so verschwenderischer Verwaltung war der ansehnliche Gründungsfond schon nach wenigen Monaten erschöpft, und die „Europe littéraire", deren erste Folionummer am 15. Februar 1833 erschien,

brachte, trotz einer bedeutenden Abonnentenzahl, nicht einmal ihren ersten Jahrgang zu Ende.

Heine kam der Aufforderung Victor Bohain's, eine Reihe zusammenhängender Artikel über die neuere deutsche Literatur für die „Europe littéraire" zu schreiben, um so bereitwilliger nach, als er dadurch eine erwünschte Gelegenheit erhielt, sich über die hervorragenden Schriftsteller der romantischen Schule in Deutschland auszusprechen, deren Werke von dem französischen Publikum jener Tage ungebührlich überschätzt, meist aber in durchaus falschem Lichte betrachtet wurden. Indem er hiebei auf die Unterschiede zwischen den deutschen und den neufranzösischen Romantikern hinwies, suchte er zugleich Letztere vor den unheilvollen Verirrungen der Ersteren zu warnen. Er zeigte in einem mit brennenden Farben ausgeführten Literaturbilde, wie die ernstlich versuchte Wiedererweckung der mittelalterlichen Poesie die politische und Geistesfreiheit Deutschlands aufs schlimmste gefährdet habe, weil jene Poesie in der spiritualistischen Idee des Christenthums wurzele und mit der heutigen Weltansicht in schroffem Kontrast stehe. Bei den französischen Romantikern entspringe die Vorliebe für mittelalterliche Stoffe und die Hinneigung zu katholischen Tendenzen nur einem artistischen Interesse, während unsre deutschen Romantiker, wie in der Kunst, so auch im Leben, in Staat und Kirche, die ganze Feudalhierarchie der Vergangenheit wiederherstellen wollten. Das eigentliche Wesen der romantischen Kunst, im Gegensatze zur klassischen oder antiken Kunst, weiß Heine den Franzosen mit vorzüglicher Klarheit zu veranschaulichen. „Der Unterschied," sagt er[398]), „besteht darin, daß die plastischen Gestalten in der antiken Kunst ganz identisch sind mit dem Darzustellenden, mit der Idee, die der Künstler darstellen wollte, z. B. daß die Irrfahrten des Odysseus gar Nichts anders bedeuten als die Irrfahrten des Mannes, der ein Sohn des Laertes und Gemahl der Penelopeia war und Odysseus hieß; daß ferner der Bacchus, den wir im Louvre sehen, Nichts anders ist, als der anmuthige Sohn der Semele mit der kühnen Wehmuth in den Augen und der heiligen Wollust in den weich gewölbten Lippen. Anders ist es in der romantischen Kunst; da haben die Irrfahrten eines Ritters noch eine esoterische Bedeutung, sie deuten vielleicht auf die Irrfahrten des Lebens überhaupt; der Drache, der überwunden wird, ist die Sünde; der Mandelbaum, der dem Helden aus der Ferne so tröstlich zuduftet, Das ist die Dreieinigkeit, Gott Vater und Gott Sohn und Gott Heiliger Geist, die zugleich Eins ausmachen, wie Nuß,

Faſer und Kern dieſelbe Mandel ſind. Wenn Homer die Rüſtung eines Helden ſchildert, ſo iſt es eben Nichts anders als eine gute Rüſtung, die ſo und ſo viel' Ochſen werth iſt; wenn aber ein Mönch des Mittelalters in ſeinem Gedichte die Röcke der Muttergottes beſchreibt, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daſs er ſich unter dieſen Röcken eben ſo viele verſchiedene Tugenden denkt, daſs ein beſonderer Sinn verborgen iſt unter dieſen heiligen Bedeckungen der unbefleckten Jungfrauſchaft Mariä, welche auch, da ihr Sohn der Mandelkern iſt, ganz vernünftiger Weiſe als Mandelblüthe beſungen wird. Das iſt nun der Charakter der mittelalterlichen Poeſie, die wir die romantiſche nennen. Die klaſſiſche Kunſt hatte nur das Endliche darzuſtellen, und ihre Geſtalten konnten identiſch ſein mit der Idee des Künſtlers. Die romantiſche Kunſt hatte das Unendliche und lauter ſpiritualiſtiſche Beziehungen darzuſtellen oder vielmehr anzudeuten, und ſie nahm ihre Zuflucht zu einem Syſtem traditioneller Symbole, oder vielmehr zum Paraboliſchen, wie ſchon Chriſtus ſelbſt ſeine ſpiritualiſtiſchen Ideen durch allerlei ſchöne Parabeln deutlich zu machen ſuchte. Daher das Myſtiſche, Räthſelhafte, Wunderbare und Überſchwängliche in den Kunſtwerken des Mittelalters; die Phantaſie macht ihre entſetzlichſten Anſtrengungen, das Reingeiſtige durch ſinnliche Bilder darzuſtellen, und ſie erfindet die koloſſalſten Tollheiten, ſie ſtülpt den Pelion auf den Oſſa, den Parcival auf den Titurel, um den Himmel zu erreichen." — Nach einem aphoriſtiſchen Überblick über den Entwicklungsgang der verſchiedenen Künſte bis zum Reformationszeitalter, und weiter bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, charakteriſiert Heine, mit gerechter Würdigung ihrer Verdienſte, aber nicht minder mit nachſichtsloſer Beleuchtung ihrer Schwächen, die Hauptvertreter der romantiſchen Schule: die Brüder Schlegel, Tieck, Novalis, Brentano und Achim von Arnim, deren mit breitem Pinſel gemalten Porträtbildern in ſpäterer Ergänzung noch die Silhouetten von Jean Paul, Zacharias Werner, Fouqué und Uhland hinzugefügt wurden. Ohne Zweifel war Niemand beſſer geeignet, den Franzoſen die phantaſtiſche Wunderwelt der deutſchen Romantik zu erklären, als Heine, der ſelbſt den Einflüſſen der romantiſchen Poeſie einen Theil ſeiner ſchönſten Inſpirationen verdankte, und zwar ſpäter mit Oſtentation ihre Fahne verlaſſen hatte, aber, wie er am Abend ſeines Lebens bekannte[399]), „trotz ſeiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, doch im Grunde ſeines Herzens ſtets ein Romantiker blieb." Auch in dieſer literarhiſtoriſchen Studie, die zu den

frischesten und wärmsten Erzeugnissen seiner Muse gehört, verleugnet sich, bei aller leidenschaftlichen Polemik wider die ultramontanen und reaktionären Auswüchse der romantischen Richtung, nirgends die geheime Sympathie des Dichters mit den abenteuerlich bunten Gaukelspielen der souveränen Phantasie. Solche Widersprüche können uns nicht wundern; entspringen sie doch eben derselben romantischen Laune, die auch in der Literatur und Politik nach subjektiven Eingebungen liebt oder hasst. Am grausamsten wird dem alten A. W. Schlegel mitgespielt — wir wissen, weßhalb sich Heine an Diesem besonders rächen zu müssen glaubte — „Sie verstehen mich: die Literatur, Das sind wir und unsere Feinde," schrieb er an Immermann[400]), als er Denselben gleichfalls zu Beiträgen für die „Europe littéraire" aufforderte.

Natürlich waren Heine's Belehrungen über deutsche Literatur, wenn auch ursprünglich für ein französischrs Journal geschrieben, doch nicht minder mit besonderer Rücksichtsnahme auf deutsche Leser abgefasst. Eine deutsche Übersetzung des ersten Artikels kam schon Ende März 1833 bei Heideloff & Campe in Paris heraus, und ein Brief an Heinrich Laube beweist, wie großen Werth der Verfasser diesem Aufsatze beimaß. „Es war nöthig," sagte er[401]), „nach Goethe's Tode dem deutschen Publikum eine literarische Abrechnung zu überschicken. Fängt jetzt eine neue Literatur an, so ist dies Büchlein auch zugleich ihr Programm, und ich, mehr als jeder Andere, musste wohl Dergleichen geben." Dem entsprechend heißt es in den Einleitungsworten seines Aufsatzes[402]): „Die Meisten glauben, mit dem Tode Goethe's beginne in Deutschland eine neue literarische Periode, mit ihm sei auch das alte Deutschland zu Grabe gegangen, die aristokratische Zeit der Literatur sei zu Ende, die demokratische beginne, oder, wie sich ein französischer Journalist jüngst ausdrückte, ‚der Geist der Einzelnen habe aufgehört, der Geist Aller habe angefangen.'" Wenn Heine dieser saint-simonistischen Charakteristik der literarischen Entwicklung auch nicht vollständig beipflichtet, so war doch gerade er es gewesen, der seit Jahren die Endschaft jener ‚Goethe'schen Kunstperiode' verkündet hatte, die, wie er ihr nicht mit Unrecht vorwarf, einen quietisierenden Einfluss auf die deutsche Jugend übte und einer politischen Regeneration unseres Vaterlandes bedenklich entgegenwirkte. Und auf die saint-simonistische Doktrin von der „Rehabilitation des Fleisches," auf eine Fortsetzung der socialen Revolution, welche zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Frankreich begonnen

war, kommt zuletzt doch immer sein „Programm der neuen Literatur“ hinaus[403]): „Das Wissen, die Erkenntnis der Dinge durch die Vernunft, die Wissenschaft, giebt uns endlich die Genüsse, um die uns der Glaube, das katholische Christenthum, so lange geprellt hat; wir erkennen, daſs die Menschen nicht bloß zu einer himmlischen, sondern auch zu einer irdischen Gleichheit berufen sind; die politische Brüderschaft, die uns von der Philosophie geprebigt wird, ist uns wohlthätiger als die rein geistige Brüderschaft, wozu uns das Christenthum verholfen; und das Wissen wird Wort, und das Wort wird That, und wir können noch bei Lebzeiten auf dieser Erde selig werden; — wenn wir dann noch obendrein der himmlischen Seligkeit, die uns das Christenthum so bestimmt verspricht, nach dem Tode theilhaftig werden, so soll uns Das sehr lieb sein.“

Eine weitere theoretische Begründung des neuen sensualistischen Evangeliums versuchte Heine in den Beiträgen „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland,“ welche er zuerst in der „Revue des deux mondes“ vom 1. März, 15. November und 15. December 1834 veröffentlichte, um sie dann seinem Buche „De l'Allemagne“ einzufügen, durch das er dem französischen Publikum eine tiefere Einsicht in das geistige Leben Deutschlands gewähren wollte, als sie aus dem unter A. W. von Schlegel's Einflüssen entstandenen, gleichnamigen Werke der Frau von Staël zu schöpfen war. Mit Recht bezeichnet er letzteres als ein Koteriebuch, das nur mit Vorsicht zu gebrauchen sei. „Wo sie ganz selbst ist,“ bemerkt er[404]), „wo die großfühlende Frau sich unmittelbar ausspricht mit ihrem ganzen strahlenden Herzen, mit dem ganzen Feuerwerk ihrer Geistesraketen und brillanten Tollheiten, da ist ihr Buch gut und vortrefflich. Sobald sie aber fremden Einflüsterungen gehorcht, sobald sie einer Schule huldigt, deren Wesen ihr ganz fremd und unbegreifbar ist, sobald sie durch die Anpreisung dieser Schule gewisse ultramontane Tendenzen befördert, die mit ihrer protestantischen Klarheit in direktem Widerspruche sind, da ist ihr Buch kläglich und ungenießbar. Dazu kommt noch, daſs sie, außer den unbewussten, auch noch bewusste Parteilichkeiten ausübt, daſs sie durch die Lobpreisung des geistigen Lebens, des Idealismus in Deutschland, eigentlich den damaligen Realismus der Franzosen, die materielle Herrlichkeit der Kaiserperiode, frondieren will. Ihr Buch ‚De l'Allemagne‘ gleicht in dieser Hinsicht der ‚Germania‘ des Tacitus, der vielleicht ebenfalls durch seine Apologie der Deutschen eine indirekte Satire gegen seine Landsleute schreiben

wollte.“ Derſelbe Vorwurf parteilicher Einſeitigkeit läſſt ſich aber in gleichem Maße gegen Heine's Darſtellung der philoſophiſchen Entwicklung in Deutſchland erheben. Auch ihm war es minder um eine korrekte wiſſenſchaftliche Berichterſtattung, als vielmehr darum zu thun, der philoſophiſchen Rüſtkammer Waffen zum Kampfe wider die ſpiritualiſtiſche Weltanſchauung zu entlehnen, den auf das Chriſtenthum vererbten judäiſchen Deismus als einen von der Wiſſenſchaft längſt überwundenen Standpunkt zu charakteriſieren, und für jene pantheiſtiſche Religion Propaganda zu machen, die er als den urſprünglichen Nationalglauben Europa's, vor Allem der germaniſchen Völker, und als das öffentliche Geheimnis in Deutſchland bezeichnete. „Der Pantheismus,“ behauptete er[405]): „iſt die Religion unſerer größten Denker, unſerer beſten Künſtler, und der Deismus iſt dort längſt in der Theorie geſtürzt. Er erhält ſich nur noch in der gedankenloſen Maſſe, ohne vernünftige Berechtigung, wie ſo manches Andere. In der That, wir ſind dem Deismus entwachſen. Wir ſind frei und wollen keines donnernden Tyrannen. Wir ſind mündig und bedürfen keiner väterlichen Vorſorge. Auch ſind wir keine Machwerke eines großen Mechanikus. Der Deismus iſt eine Religion für Knechte, für Kinder, für Genfer, für Uhrmacher.“ In der Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten „Salon“-Bandes, welcher die deutſche Verſion dieſer religionsgeſchichtlichen Arbeit enthielt, und in den „Geſtändniſſen“ hat der Verfaſſer freilich nachmals auf ſeinem Krankenlager, als „ſeine Anſichten über göttliche Dinge ſich bedenklich geändert“ hatten, eine Art Widerruf dieſer Behauptungen veröffentlicht. „Es wäre mir lieb,“ ſagt er dort[406]), „wenn ich das Buch ganz ungedruckt laſſen könnte. Aber der Pfeil gehört nicht mehr dem Schützen, ſobald er von der Sehne des Bogens fortfliegt, und das Wort gehört nicht mehr dem Sprecher, ſobald es ſeiner Lippe entſprungen und gar durch die Preſſe vervielfältigt worden . . . Einem ehrlichen Manne bleibt jedoch unter allen Umſtänden das Recht, ſeinen Irrthum offen zu geſtehen, und ich will es ohne Scheu hier ausüben. Ich bekenne daher unumwunden, daſs Alles, was in dieſem Buche namentlich auf die große Gottesfrage Bezug hat, eben ſo falſch wie unbeſonnen iſt. Ebenſo unbeſonnen wie falſch iſt die Behauptung, die ich der Schule nachſprach, daſs der Deismus in der Theorie zu Grunde gerichtet ſei und ſich nur noch in der Erſcheinungswelt kümmerlich hinriſte. Nein, es iſt nicht wahr, daſs die Vernunftkritik, welche die Beweisthümer für das Daſein Gottes, wie wir dieſelben ſeit Anſelm von Canterbury

kennen, zernichtet hat, auch dem Daſein Gottes ſelber ein Ende gemacht habe. Der Deismus lebt, lebt ſein lebendigſtes Leben, er iſt nicht todt, und am allerwenigſten hat ihn die neueſte deutſche Philoſophie getödtet.“ Zu dieſem ſpäteren Widerrufe war allerdings einiger Grund vorhanden; denn Heine hatte, wie oben ſchon angedeutet ward, in propagandiſtiſchem Eifer die Thatſachen der religiöſen und philoſophiſchen Entwicklung in Deutſchland ziemlich tendenziös dargeſtellt und manche überdreiſte Behauptung gewagt, die ſich vor dem Forum wiſſenſchaftlicher Objektivität ſchwer vertreten ließ.

Das Hauptverdienſt ſeiner Arbeit war die unvergleichlich klare, allgemein verſtändliche Behandlungsart eines Stoffes, der bisher nur in dem Kauderwälſch einer gelehrten Terminologie erörtert zu werden pflegte. Heine plauderte, ſo zu ſagen, das Schulgeheimnis der deutſchen Philoſophie auf öffentlichem Markte aus, er zeigte, daſs es möglich ſei, tiefſinnige Betrachtungen über die abſtrakteſten Begriffe in eleganteſtem Salon-Franzöſiſch wie in ſchönſtgeſchliffener deutſcher Proſa anzuſtellen. Wie er in ſeinen Literaturberichten das Weſen der romantiſchen im Gegenſatze zur klaſſiſchen Dichtung überaus klar definiert hatte, ſo macht er in ſeinen Aufſätzen über Religion und Philoſophie einen ſeltſam populären Gebrauch von den Begriffen „Spiritualismus“ und „Senſualismus,“ und führt auf den Gegenſtreit dieſer beiden alle religiöſen Erſcheinungen des modernen Lebens ſeit der Reformation zurück. Er bedient ſich nämlich jener Worte nicht, wie die franzöſiſchen Philoſophen, zur Bezeichnung der entgegenſtehenden Anſichten über die Natur unſerer Erkenntniſſe, ſondern zur Unterſcheidung zweier ſocialer Syſteme, „wovon das eine, der Spiritualismus, auf dem Grundſatze baſiert iſt, daſs man alle Anſprüche der Sinne verachten muſs, um ausſchließlich dem Geiſte die Herrſchaft zu gewähren, der, nach alleiniger Herrſchaft ſtrebend, die Materie zu zertreten, wenigſtens zu fletrieren ſucht; während das andere Syſtem, der Senſualismus, die Rechte des Fleiſches wieder in Anſpruch nimmt, welche man weder vernichten ſoll noch kann[407].“ Die ganze chriſtliche Welthiſtorie iſt nach ſeiner Schilderung nur die Geſchichte des erbitterten Kampfes zwiſchen dieſen beiden Syſtemen. Das Chriſtenthum hat die altperſiſchen und indiſch-gnoſtiſchen Ideen von einem guten und böſen Principe, den Abfall der Menſchen von Gott und ihre Errettung durch einen menſchgewordenen Gott mit den deiſtiſchen Vorſtellungen des Judenthumes verbunden. Als die Bedingung

des Erlöſtwerdens predigte es die Abtödtung des Fleiſches, rief dadurch den Zwieſpalt zwiſchen Geiſt und Sinnlichkeit mit verſtärkter Gewalt hervor, und unterhielt ihn auf künſtliche Weiſe. Wie das Chriſtenthum den Olymp zerſtört hatte, ſo verdarb und verfälſchte es auch, als ein fremdes Element ſich einmiſchend, den altgermaniſchen, pantheiſtiſchen Naturglauben; an die Stelle einer durchgötterten Natur trat eine durchteufelte. Der Katholicismus war nur ein Waffenſtillſtand in dem Kampfe des Spiritualismus mit dem Senſualismus, ein Konkordat zwiſchen Gott und dem Teufel. Die Reformation, ſo dociert Heine weiter[408]), „der Kampf gegen den Katholicismus in Deutſchland war Nichts anders als ein Krieg, den der Spiritualismus begann, als er einſah, daſs er nur den Titel der Herrſchaft führte und nur de jure herrſchte, während der Senſualismus durch hergebrachten Unterſchleif die wirkliche Herrſchaft ausübte und de facto herrſchte; — die Ablaſskrämer wurden fortgejagt, die hübſchen Prieſterkonkubinen wurden gegen kalte Eheweiber umgetauſcht, die reizenden Madonnenbilder wurden zerbrochen, es entſtand hie und da der ſinnenfeindlichſte Puritanismus . . . Aber Dieſes gilt nur vom Anfang der Reformation; ſobald der Spiritualismus in das alte Kirchengebäude Breſche geſchoſſen, ſtürzte der Senſualismus hervor mit all ſeiner langverhaltenen Gluth, und Deutſchland wurde der wilde Tummelplatz von Freiheitsrauſch und Sinnenluſt. Die unterdrückten Bauern hatten in der neuen Lehre geiſtliche Waffen gefunden, mit denen ſie den Krieg gegen die Ariſtokratie führen konnten, die Luſt zu einem ſolchen Kriege war ſchon ſeit anderhalb Jahrhundert vorhanden. Zu Münſter lief der Senſualismus nackt durch die Straßen, in der Geſtalt des Jan van Leyden, und legte ſich mit ſeinen zwölf Weibern in jene große Bettſtelle, welche noch heute auf dem dortigen Rathhauſe zu ſehen iſt. Die Kloſterpforten öffneten ſich überall, und Nonnen und Mönchlein ſtürzten ſich in die Arme und ſchnäbelten ſich. Ja, die äußere Geſchichte jener Zeit beſteht faſt aus lauter ſenſualiſtiſchen Emeuten; wie wenig' Reſultate davon geblieben, wie der Spiritualismus jene Tumultuanten wieder unterdrückte, wie er allmählich im Norden ſeine Herrſchaft ſicherte, aber durch einen Feind, den er im eigenen Buſen erzogen, nämlich durch die Philoſophie, zu Tode verwundet wurde, ſehen wir ſpäter." Den Kampf gegen den Katholicismus in Frankreich während des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts charakteriſiert Heine hingegen[409]) als einen Krieg, „den der Senſualismus begann, als er ſah, daſs er de facto herrſchte und dennoch jeder Akt ſeiner Herr-

ſchaft von dem Spiritualismus, der de jure zu herrſchen behauptete, als illegitim verhöhnt und in der empfindlichſten Weiſe fletriert wurde. Statt daſs man in Deutſchland mit keuſchem Ernſt kämpfte, kämpfte man in Frankreich mit ſchlüpfrigem Spaße; und ſtatt daſs man dort eine theologiſche Disputation führte, dichtete man hier irgend eine luſtige Satire.“ Nach Heine's Darſtellung verſchwand durch den Sieg des Proteſtantismus das indiſch-gnoſtiſche Element aus der chriſtlichen Religion, während das judäiſch-deiſtiſche Element ſich darin wieder machtvoll erhob[410]: „Es entſteht das evangeliſche Chriſtenthum. Indem die nothwendigſten Anſprüche der Materie nicht bloß berückſichtigt, ſondern auch legitimiert werden, wird die Religion wieder eine Wahrheit. Der Prieſter wird Menſch, und nimmt ein Weib und zeugt Kinder, wie Gott es verlangt. Dagegen Gott ſelbſt wird wieder ein himmliſcher Hageſtolz ohne Familie; die Legitimität ſeines Sohnes wird beſtritten; die Heiligen werden abgedankt; den Engeln werden die Flügel beſchnitten; die Mutter Gottes verliert alle ihre Anſprüche an die himmliſche Krone, und es wird ihr unterſagt, Wunder zu thun. Überhaupt von nun an, beſonders ſeit die Naturwiſſenſchaften ſo große Fortſchritte machen, hören die Wunder auf.“ Andererſeits betont Heine vor Allem die Thatſache, daſs durch Luther's Erklärung, man müſſe ſeine Lehre entweder durch die Bibel ſelbſt oder durch vernünftige Gründe widerlegen, der menſchlichen Vernunft nicht nur das Recht der Bibelauslegung eingeräumt, ſondern ſie, die Vernunft, zugleich als oberſte Richterin in allen religiöſen Streitfragen anerkannt wurde[411]. „Dadurch entſtand in Deutſchland die ſogenannte Geiſtesfreiheit, oder, wie man ſie ebenfalls nennt, die Denkfreiheit. Das Denken ward ein Recht, und die Befugniſſe der Vernunft wurden legitim. Jetzt, ſeit Luther, machte man keine ſcholaſtiſche Diſtinktion mehr zwiſchen theologiſcher und philoſophiſcher Wahrheit, und man disputierte auf öffentlichem Markt und in der deutſchen Landesſprache und ohne Scheu und Furcht. Die Fürſten, welche die Reformation annahmen, haben dieſe Denkfreiheit legitimiſiert, und eine wichtige, weltwichtige Blüthe derſelben iſt die deutſche Philoſophie.“ Im weiteren Verlauf ſeiner Entwicklungen ſucht Heine nun den Nachweis zu liefern, wie dieſe Philoſophie keineswegs eine myſtiſche Träumerei war, ſondern mit unerbittlicher Logik die jüdiſch-deiſtiſche Weltanſchauung des Proteſtantismus zerſtörte, und in der Schelling'ſchen Naturphiloſophie endlich zur Verſöhnung des uralten Gegenſatzes zwiſchen Geiſt und Materie gelangte, indem ſie die

absolute Identität beider als das Gott-Welt-All begriff. Der (auf S. 217 erwähnte) Vergleich dieser unserer geistigen Revolution mit der materiellen Revolution in Frankreich seit Ende des vorigen Jahrhunderts wird zugleich näher ausgeführt, ja, am Schlusse des dritten Buches springt der vorher nur leise angedeutete Grundgedanke, daß Deutschland, nachdem es sich in den Angelegenheiten der Religion und der Philosophie so konsequent gezeigt, nun auch mit gleicher Konsequenz seine politisch-sociale Revolution machen werde, in leuchtender Klarheit hervor und erhebt sich zu den prophetischen Worten[112]: „Die deutsche Philosophie ist eine wichtige, das ganze Menschengeschlecht betreffende Angelegenheit, und erst die spätesten Enkel werden darüber entscheiden können, ob wir dafür zu tadeln oder zu loben sind, daß wir erst unsere Philosophie und hernach unsere Revolution ausarbeiteten. Mich dünkt, ein methodisches Volk, wie wir, musste mit der Reformation beginnen, konnte erst hierauf sich mit der Philosophie beschäftigen, und durfte nur nach deren Vollendung zur politischen Reformation übergehen. Diese Ordnung finde ich ganz vernünftig. Die Köpfe, welche die Philosophie zum Nachdenken benutzt hat, kann die Revolution nachher zu beliebigen Zwecken abschlagen. Die Philosophie hätte aber nimmermehr die Köpfe gebrauchen können, die von der Revolution, wenn diese ihr vorherging, abgeschlagen worden wären. Lasst euch aber nicht bange sein, ihr deutschen Republikaner; die deutsche Revolution wird darum nicht milder und sanfter ausfallen, weil ihr die Kant'sche Kritik, der Fichte'sche Transcendentalidealismus und gar die Naturphilosophie vorausging. Durch diese Doktrinen haben sich revolutionäre Kräfte entwickelt, die nur des Tages harren, wo sie hervorbrechen und die Welt mit Entsetzen und Bewunderung erfüllen können. Es werden Kantianer zum Vorschein kommen, die auch in der Erscheinungswelt von keiner Pietät Etwas wissen wollen und erbarmungslos mit Schwert und Beil den Boden unseres europäischen Lebens durchwühlen, um auch die letzten Wurzeln der Vergangenheit auszurotten. Es werden bewaffnete Fichteaner auf den Schauplatz treten, die in ihrem Willens-Fanatismus weder durch Furcht noch durch Eigennutz zu bändigen sind; denn sie leben im Geist, sie trotzen der Materie, gleich den ersten Christen, die man ebenfalls weder durch leibliche Qualen, noch durch leibliche Genüsse bezwingen konnte; ja, solche Transcendentalidealisten wären bei einer gesellschaftlichen Umwälzung sogar noch unbeugsamer als die ersten Christen, da Diese die irdische Marter ertrugen, um dadurch zur himmlischen

Seligkeit zu gelangen, der Transcendentalidealiſt aber die Marter ſelbſt für eitel Schein hält und unerreichbar iſt in der Verſchanzung des eigenen Gedankens. Doch noch ſchrecklicher als Alles wären Naturphiloſophen, die handelnd eingriffen in eine deutſche Revolution und ſich mit dem Zerſtörungswerk ſelbſt identificieren würden. Denn wenn die Hand des Kantianers ſtark und ſicher zuſchlägt, weil ſein Herz von keiner traditionellen Ehrfurcht bewegt wird; wenn der Fichteaner muthvoll jeder Gefahr trotzt, weil ſie für ihn in der Realität gar nicht exiſtiert: ſo wird der Naturphiloſoph dadurch furchtbar ſein, daſs er mit den urſprünglichen Gewalten der Natur in Verbindung tritt, daſs er die dämoniſchen Kräfte des altgermaniſchen Pantheismus beſchwören kann, und daſs alsdann in ihm jene Kampfluſt erwacht, die wir bei den alten Deutſchen finden, und die nicht kämpft, um zu zernichten, noch um zu ſiegen, ſondern bloß um zu kämpfen. Das Chriſtenthum — und Das iſt ſein ſchönſtes Verdienſt — hat jene brutale germaniſche Kampfluſt einigermaßen beſänftigt, konnte ſie jedoch nicht zerſtören, und wenn einſt der zähmende Talisman, das Kreuz, zerbricht, dann raſſelt wieder empor die Wildheit der alten Kämpfer, die unſinnige Berſerkerwuth, wovon die nordiſchen Dichter ſo viel ſingen und ſagen. Jener Talisman iſt morſch, und kommen wird der Tag, wo er kläglich zuſammenbricht. Die alten ſteinernen Götter erheben ſich dann aus dem verſchollenen Schutt und reiben ſich den tauſendjährigen Staub aus den Augen, und Thor mit dem Rieſenhammer ſpringt endlich empor und zerſchlägt die gothiſchen Dome . . . Und die Stunde wird kommen. Wie auf den Stufen eines Amphitheaters werden die Völker ſich um Deutſchland herumgruppieren, um die großen Kampfſpiele zu betrachten. Wenn ihr dann das Gepolter und Geklirre hört, hütet euch, ihr Nachbarskinder, ihr Franzoſen, und miſcht euch nicht in die Geſchäfte, die wir zu Hauſe in Deutſchland vollbringen. Es könnte euch ſchlecht bekommen. Hütet euch das Feuer anzufachen, hütet euch es zu löſchen. Ihr könntet euch leicht an den Flammen die Finger verbrennen. Lächelt nicht über meinen Rath, den Rath eines Träumers, der euch vor Kantianern, Fichteanern und Naturphiloſophen warnt. Lächelt nicht über den Phantaſten, der im Reiche der Erſcheinungen dieſelbe Revolution erwartet, die im Gebiet des Geiſtes ſtattgefunden. Der Gedanke geht der That voraus, wie der Blitz dem Donner. Der deutſche Donner iſt freilich auch ein Deutſcher, und iſt nicht ſehr gelenkig, und kommt etwas langſam herangerollt; aber kommen wird er, und wenn ihr es einſt krachen hört,

wie es noch niemals in der Weltgeschichte gekracht hat, so wisst: der deutsche Donner hat endlich sein Ziel erreicht. Bei diesem Geräusche werden die Adler aus der Luft todt niederfallen, und die Löwen in der fernsten Wüste Afrikas werden die Schwänze einkneifen und sich in ihren königlichen Höhlen verkriechen. Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte."

In der deutschen Ausgabe dieses Werkes, die im Januar 1835 erschien und von Campe gegen den Willen des Verfassers wieder eigenmächtig zur Censur gegeben ward, tilgte der Rothstift des Censors nicht allein diese bedeutungsvolle Schlussstelle, sondern auch sämmtliche übrigen politischen Anspielungen. Heine war nicht wenig empört über solche Verstümmelung seines Buches, und erließ sofort einen Protest gegen dieselbe in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" [113]). Die deutsche Schriftstellerei wurde ihm mehr und mehr verleidet, und er drohte sie ganz aufzugeben, wenn es nicht möglich sei, dem Publikum seine Gedanken in unverfälschter Gestalt mitzutheilen [114]). „Sonderbar!" hatte eine direkt gegen die Censur gerichtete, aber von dieser gleichfalls ausgemerzte Stelle seines Buches gelautet [115]). „Wir Deutschen sind das stärkste und das klügste Volk. Unsere Fürstengeschlechter sitzen auf allen Thronen Europas, unsere Rothschilde beherrschen alle Börsen der Welt, unsere Gelehrten regieren in allen Wissenschaften, wir haben das Pulver erfunden und die Buchdruckerei; — und dennoch, wer bei uns eine Pistole losschießt, bezahlt drei Thaler Strafe, und wenn wir in den ‚Hamburger Korrespondent' setzen wollen: ‚Meine liebe Gattin ist in Wochen gekommen mit einem Töchterlein, schön wie die Freiheit!' dann greift der Herr Doktor Hoffmann zu seinem Rothstift und streicht uns ‚die Freiheit.' Wird Dieses noch lange geschehen können? Ich weiß nicht. Aber ich weiß, die Frage der Pressfreiheit, die jetzt in Deutschland so heftig diskutiert wird, knüpft sich bedeutungsvoll an die obigen Betrachtungen, und ich glaube, ihre Lösung ist nicht schwer, wenn man bedenkt, dass die Pressfreiheit nichts Anderes ist als die Konsequenz der Denkfreiheit und folglich ein protestantisches Recht. Für Rechte dieser Art hat der Deutsche schon sein bestes Blut gegeben, und er dürfte wohl dahin gebracht werden, noch einmal in die Schranken zu treten." Besonders widerwärtig fühlte sich Heine durch den Umstand berührt, dass die patriotische Bedeutung seines Buches durch die vorgenommenen Austilgungen völlig verdeckt worden

und faſt nur noch die theologiſche Polemik zurückgeblieben war[116]): „Hier fehlte ein Beiwort, dort ein Zwiſchenſatz, ganze Stellen waren ausgelaſſen, ohne Rückſicht auf die Übergänge, ſo daſs nicht bloß der Sinn, ſondern manchmal die Geſinnung ſelbſt verſchwand. Viel mehr die Furcht Cäſar's, als die Furcht Gottes, leitete die Hand bei dieſen Verſtümmelungen, und während ſie alles politiſch Verfängliche ängſtlich ausmerzte, verſchonte ſie ſelbſt das Bedenklichſte, das auf Religion Bezug hatte. So ging die eigentliche Tendenz dieſes Buches, welche eine patriotiſch-demokratiſche war, verloren, und unheimlich ſtarrte mir daraus ein ganz fremder Geiſt entgegen, welcher an ſcholaſtiſch-theologiſche Klopffechtereien erinnert, und meinem humaniſtiſch-toleranten Naturell tief zuwider iſt.“ Den Gegnern des Dichters war durch ſolche Mißhandlung ſeiner Werke von Seiten der Cenſur vollauf Gelegenheit zur Verdächtigung ſeiner patriotiſchen Geſinnung geboten; denn jede Kundgabe ſeiner politiſchen Anſichten war ihm während einer langen Periode in Deutſchland faſt unmöglich gemacht, und die franzöſiſchen Ausgaben ſeiner Schriften, in denen er ſich ungehindert ausſprechen konnte, hätten dort immer nur einen beſchränkten Leſerkreis gefunden, auch wenn ihre Anſchaffung nicht, wie in Preußen, durch Debitverbote erſchwert worden wäre. Die nach Heine's Tode veröffentlichte Geſammtausgabe ſeiner Werke, in welcher die meiſten Cenſurlücken durch Vergleichung der Originalmanuſkripte und der franzöſiſchen Ausgaben ergänzt, und ſämmtliche Abweichungen der letzteren in den Textnoten aufgeführt ſind, widerlegt die irrige Meinung, als hätte der Verfaſſer, wie ihm eine deutſchthümelnde Kritik ſo oftmals zum Vorwurfe gemacht, in ſeinem Buche „De l'Allemagne“ und ſpäteren Schriften den Franzoſen unwürdig geſchmeichelt und die Herrlichkeit des deutſchen Geiſtes auf Koſten des Auslandes herabgeſetzt. Wir denken mit Wienbarg[117]), daſs der Eindruck, den dieſe Revue der religiöſen und philoſophiſchen Streitkräfte Deutſchlands auf die Franzoſen machen mußte, eher demüthigend als erhebend für ihre Nationaleitelkeit war. Die Art und Weiſe, wie er ſich über „die providentielle Unwiſſenheit des großen Eklektikers Victor Couſin“ luſtig macht, welcher von der deutſchen Philoſophie, die er in Frankreich lehren wollte, nicht das Mindeſte verſtanden[118]), vor Allem aber die derbe Warnung an die Franzoſen, ſich, was auch immer in Deutſchland vorgehen möge, vor jeder Einmiſchung in unſere Angelegenheiten zu hüten, ſind wohl Alles eher, als eine Verleugnung der patriotiſchen Geſinnung oder ein Verrath des deutſchen Geiſtes an das Ausland.

Heine mußte sich freilich, so gut wie Börne, daran gewöhnen, seinen Spott über die Gebrechen der heimischen Zustände von böswilligen Gegnern als eine Schmähung der deutschen Nation ausgelegt zu sehen, und bitter genug klagt er häufig über solche perfide Interpretation[419]: „Äußerte ich mich in meinem Unmuth über das alte, officielle Deutschland, das verschimmelte Philisterland, so wußte man Das, was ich sagte, so darzustellen, als sei hier die Rede von dem wirklichen Deutschland, dem großen, geheimnisvollen, so zu sagen anonymen Deutschland des deutschen Volkes, des schlafenden Souveränen, mit dessen Scepter und Krone die Meerkatzen spielen.“ Dies schlummernde Deutschland der Zukunft zu wecken, war ja der sehnsüchtige Traum seines ganzen Lebens und die Triebfeder seiner ganzen politischen Schriftstellerei. Ungeduldig ruft er einmal aus[420]: „Vermag der Geist der Revolution etwa nicht durch die Vernunft das deutsche Volk aufzurütteln? ist es vielleicht die Aufgabe der Thorheit, dies große Werk zu vollenden? Wenn ihm das Blut einmal siedend zu Kopfe steigt, wenn es sein Herz wieder schlagen fühlt, wird das Volk nicht mehr auf den frommen Singsang bairischer Scheinheiligen, noch auf das mystische Geschwätz schwäbischer Faseler hören; sein Ohr wird nur noch die laute Stimme des Mannes vernehmen. Wer ist dieser Mann? Es ist der Mann, den das deutsche Volk erwartet, der Mann, welcher ihm endlich das Leben und das Glück verschaffen wird, das Glück und das Leben, nach denen es so lange in seinen Träumen geschmachtet. Was zögerst du noch, du, den die Greise mit so brennender Sehnsucht verkündet haben, du, den die Jugend so ungeduldig erwartet, du, der als Scepter den Zauberstab der Freiheit und die kreuzlose Kaiserkrone trägt?“ — Wenn es über Heine's patriotische Gesinnungen zu urtheilen gilt, so dürfen wir vor Allem nicht vergessen, daß er von seinem demokratisch-kosmopolitischen Standpunkte unmöglich eine Sympathie für jenen christlich-germanischen Patriotismus hegen konnte, der sich nach den Befreiungskriegen in Anlehnung an die mittelalterlich reaktionären Tendenzen der romantischen Schule entwickelt hatte. Über diesen falschen und engherzigen Patriotismus, der zuletzt in den einseitigsten Franzosenhaß ausartete, spottet er bei jeder Gelegenheit und will Nichts mit demselben zu schaffen haben. Wußte er doch nur zu wohl, daß diese „Pharisäer der Nationalität,“ die ihren Patriotismus so prunkend zur Schau trugen, Hand in Hand mit den Antipathien der Regierungen wider jeden politischen Fortschritt gingen, und die unversöhnlichsten Feinde jenes humanistischen Welt-

bürgerthumes waren, deſſen Förderung er als ſeine wichtigſte Aufgabe betrachtete. Er antwortet ihren verdächtigenden Anſchuldigungen mehr als einmal mit ſatiriſchen Geißelhieben, am ſchärfſten aber in folgender Stelle der Vorrede zum „Wintermärchen“ [421]): „Wir ſind im Herzen gewappnet gegen das Miſsfallen dieſer heldenmüthigen Lakaien in ſchwarz-roth-goldner Livree. Ich höre ſchon ihre Bierſtimmen: ‚Du läſterſt ſogar unſere Farben, Verächter des Vaterlands, Freund der Franzoſen, denen du den freien Rhein abtreten willſt!‘ Beruhigt euch. Ich werde eure Farben achten und ehren, wenn ſie es verdienen, wenn ſie nicht mehr eine müßige oder knechtiſche Spielerei ſind. Pflanzt die ſchwarz-roth-goldne Fahne auf die Höhe des deutſchen Gedankens, macht ſie zur Standarte des freien Menſchenthums, und ich will mein beſtes Herzblut für ſie hingeben. Beruhigt euch, ich liebe das Vaterland eben ſo ſehr wie ihr. Wegen dieſer Liebe habe ich dreizehn Lebensjahre im Exile verlebt, und wegen eben dieſer Liebe kehre ich wieder zurück ins Exil, vielleicht für immer, jedenfalls ohne zu flennen oder eine ſchiefmäulige Duldergrimaſſe zu ſchneiden. Ich bin der Freund der Franzoſen, wie ich der Freund aller Menſchen bin, wenn ſie gut und vernünftig ſind, und weil ich ſelber nicht ſo dumm oder ſo ſchlecht bin, als daſs ich wünſchen ſollte, daſs meine Deutſchen und die Franzoſen, die beiden auserwählten Völker der Humanität, ſich die Hälſe brächen zum Beſten von England und Rußland und zur Schadenfreude aller Junker und Pfaffen dieſes Erdballs. Seid ruhig, ich werde den Rhein nimmermehr den Franzoſen abtreten, ſchon aus dem ganz einfachen Grunde, weil mir der Rhein gehört. Ja, mir gehört er, durch unveräußerliches Geburtsrecht, ich bin des freien Rheins noch weit freierer Sohn, an ſeinem Ufer ſtand meine Wiege, und ich ſehe gar nicht ein, warum der Rhein irgend einem Andern gehören ſoll, als den Landeskindern. Elſaſs und Lothringen kann ich freilich dem deutſchen Reiche nicht ſo leicht einverleiben, wie ihr es thut, denn die Leute in jenen Landen hängen feſt an Frankreich wegen der Rechte, die ſie durch die franzöſiſche Staatsumwälzung gewonnen, wegen jener Gleichheitsgeſetze und freien Inſtitutionen, die dem bürgerlichen Gemüthe ſehr angenehm ſind, aber dem Magen der großen Menge dennoch Vieles zu wünſchen übrig laſſen. Indeſſen, die Elſaſſer und Lothringer werden ſich wieder an Deutſchland anſchließen, wenn wir Das vollenden, was die Franzoſen begonnen haben, wenn wir Dieſe überflügeln in der That, wie wir es ſchon gethan im Gedanken, wenn wir uns bis zu den letzten Fol-

gerungen desſelben emporſchwingen, wenn wir die Dienſtbarkeit bis in ihrem letzten Schlupfwinkel, dem Himmel, zerſtören, wenn wir den Gott, der auf Erden im Menſchen wohnt, aus ſeiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöſer Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geſchändete Schönheit wieder in ihre Würde einſetzen, wie unſere großen Meiſter geſagt und geſungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger — Ja, nicht bloß Elſaß und Lothringen, ſondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt — die ganze Welt wird deutſch werden! Von dieſer Sendung und Univerſalherrſchaft Deutſchlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das iſt mein Patriotismus.“

Im Frühjahr 1835 erſchien Heine's Buch „De l'Allemagne,“ welchem er, außer den in der „Europe littéraire“ und der „Revue des deux mondes“ veröffentlichten Aufſätzen über deutſche Literatur, Religion und Philoſophie, auch noch jene Mittheilungen über deutſche Volksſagen anfügte, die unter dem Titel: „Elementargeiſter“ die zweite Hälfte des dritten „Salon“-Bandes füllen. Schon im vorhergehenden Sommer gab er bei demſelben Verleger, Eugène Renduel, welcher auch die Überſetzung ſeiner „Franzöſiſchen Zuſtände“ gedruckt hatte, eine vollſtändige franzöſiſche Verſion der „Reiſebilder“ heraus. Die Aufnahme war eine zwar günſtige, aber doch keineswegs eine ſo durchſchlagende, wie der Dichter gehofft hatte. Die einflußreichſten Kritiker damaliger Zeit bemühten ſich redlich, die proteusartige Geſtalt des Heine'ſchen Genius in den phantaſtiſchen Windungen und Wendungen ſeiner Werke zu erfaſſen, und dem franzöſiſchen Publikum das eigenthümliche Weſen ſeiner Poeſie zu erklären. Aber Jahrzehnte ſollten vergehen, bevor ein tieferes Verſtändnis derſelben in Frankreich ſich Bahn brach. Gutzkow deutet die Urſache des anfänglich geringen Erfolges der Heine'ſchen Schriften in franzöſiſchem Gewande zum Theil richtig an. „Heinrich Heine,“ ſagt er[122]), „hat in der That daran gedacht, ſich neben Voltaire und Rabelais ſtellen zu wollen. Er ſpekulierte auf franzöſiſche Lorbeeren, auf einen Ruhm, der, wenn man ihn einmal hat, nicht täglich wieder angetaſtet wird, wie in Deutſchland; Heine ſpekulierte auf die Akademie und das Pantheon. Aber dieſe durch Dragomane vermittelte Unterhandlung mißlang, denn Heine beſaß den ſchönen Stolz, ſich Frankreich gegenüber nicht zu verleugnen, ſondern in ſeiner ganzen Deutſchheit, ſeiner Bläſſe, ſeiner Melancholie und den kleinen Gehäſſigkeiten, welche die deutſchen Schriftſteller dieſer Zeit charakteriſieren, als

Dichter des Mondes und der Tanne in die Salons der jungen französischen Literatur zu treten. Aber die ganze französische Kritik, Saint-Beuve, Philarète Chasles, Gustave Planche, Loeve-Veimars mit ihren Feuilletons mögen kommen — nie werden sie begreifen können, was es heißt, wenn Heine lächelt. Dieses deutsche Heine'sche Lächeln, diese Mischung von Nachtigallengesang, harziger Waldluft, von versteckter Satire auf ganz versteckte Menschen, diese Mischung von Skandal, Sentimentalität und Weltgeschichte, Wer verstünde Das in Frankreich, Wer kennt dort das Göttinger Hôtel de Brühbach, die Hamburgische Gasbeleuchtung, den Berliner Jungfernkranz, die transcendentale Philosophie, die deutsche Kritik und die Judengassen, Alles, was man wissen muss, um Heine zu verstehen? Auch haben ihn die Franzosen gänzlich missverstanden, und Niemand mehr, als der ihm von Allen noch am verwandtesten war, Jules Janin. Denn nachdem er in seiner Beurtheilung der ‚Reisebilder' Alles gelobt hatte, die Phantasien von Neuberghausen, Gumpelino, die schönen Naturbeschreibungen und die kleinen vorübergehenden Romane, und von Nichts gesprochen hatte, als von Sterne und wieder von Sterne, bleibt ihm plötzlich sein Lob im Munde stecken, wo er auf Heine's Satire kommt. Wozu, fragt der fremde Feuilletonist, wozu aber unter all' diesen Rosen der satirische Stachel, ja, die Pechfackel der Revolution? Wozu bei so viel Grazie so viel Gift? Wozu der Ärger über deutsche Perücken? Wozu unter all' den sylphenhaften Scherzen die Misère der Politik, unter Veilchen und Liebe der ‚Moniteur?'" Dieselbe gründliche Verkennung des Wesens und der tieferen Bedeutung des Heine'schen Humors begegnet uns in den wohlgemeinten Auslassungen aller übrigen Koryphäen der damaligen französischen Kritik. Überall die gleiche Verwechselung des Humors, den sie als eine berechtigte Weltanschauung nicht zu fassen im Stande sind, mit der galligen Satire eines Voltaire und Rabelais! So schließt denn fast jede dieser feuilletonistischen Recensionen mit einer Mahnung an den Dichter, in seinen künftigen Schöpfungen sich ausschließlich den heiteren Spielen der Phantasie hinzugeben, aber ums Himmelswillen sich nicht wie ein ernsthafter Weltverbesserer mit den großen Fragen der Zeit, mit Religion und Politik, zu befassen. „Bleibe stets in deinem farbigen Wolkenhimmel, guter Heine!" ruft Philarète Chasles ihm zu[423]; „fahre fort, der launische Maler einer launischen Zeit zu sein, das zweideutige Symbol einer Zeit, wo alles Ernste seine frivole Seite hat, und wo jede Frivolität sich in tiefsinnigen

Ernſt kleidet. Vor Allem aber baue kein Syſtem, ſchüre keine Revolution an; laſs Deinen Hippogryphen nicht im Schlamm der Parteien waten, laſs ihn ſeine bunten Schwingen entfalten und ſeinen Schuppenpanzer im Sonnenlicht glänzen! Einem originellen Geiſte, wie dir, ſteht es nicht an, den kleinen Philoſophen, die von Voltaire's Broſamen gelebt, die Schleppe zu tragen; wenn ſolche Rolle für Deutſchland neu iſt, für Frankreich iſt ſie längſt aus der Mode. Ich weiß keinen Kopf, der weniger zur Dienſtbarkeit geſchaffen wäre, als der deine, und der Bedientenrock, was für einer es auch ſei, wird dir immer ſchlecht ſitzen. Nein! folge der Laune, deiner närriſchen Königin, folge ihr blindlings, ſie iſt deine hohe Gebieterin: ſie führt dich in Tiefen, wohin die Äſthetik im Doktorhut, wohin politiſcher Ehrgeiz und Aufreizung der Volksleidenſchaften dich niemals führen. Du wollteſt der Sklave eines fremden Gedankens ſein? Du wollteſt verleugnen, was ein Holbach verleugnet hat? Bleibe, der du in deinen Reiſebildern biſt, die keine Tableaux de voyage ſind, ſondern das merkwürdige Porträt Heinrich Heine's; bleibe der Geiſt, der nirgends zu faſſen iſt, Kind und Philoſoph, reif an Jahren und reich an Thränen, voll heiterer Anmuth und ſchwermüthiger Trauer, ungerecht, neckiſch, aufbrauſend-heftig, ſchwärmeriſch-weich, voll Lug und voll Wahrheit! Begnüge dich mit deinem unbeſtändigen Ruhme, der dem farbig glänzenden Strichregen eines Apriltages gleicht, und glaube mir, du haſt in der großen Geiſterlotterie nicht das ſchlimmſte Loos gezogen." — Den geiſt- und verſtändnisvollſten Artikel über die franzöſiſche Ausgabe der „Reiſebilder" ſchrieb Theophile Gautier; wir laſſen die Schlußbemerkungen hier folgen[424]): „Heine's Talent iſt von erſtaunlicher Elaſticität, und verfällt mit Leichtigkeit aus einem Ton in den andern; ſeine Manier iſt abſpringend, und das Thema dient ihm meiſt nur als Vorwand. Sterne hat dies anſcheinend leichteſte, in Wirklichkeit aber ſchwierigſte Verfahren ſchon angewandt, aufs Gerathewohl zu ſchreiben und das Übrige der Vorſehung zu überlaſſen. Einige Kritiker haben ſeine ‚Sentimentale Reiſe' und ſeinen ‚Triſtram Shandy' mit den ‚Reiſebildern' verglichen und bei dem deutſchen Dichter eine gefliſſentliche Nachahmung des engliſchen Schriftſtellers herausfinden wollen. Ich glaube, die Luſt an Parallelen hat ſie zu weit geführt. Sterne iſt geiſtreich, lieblich, von einer nervöſen, faſt krankhaften Empfindſamkeit, voll Humor und Sovialität; er hat eine feine Spürnaſe und eine treffliche Beobachtungsgabe. Auch iſt er, trotz all' ſeiner närriſchen

Einfälle, ein sehr verständiger Mann, und es war eine Koketterie von ihm, daß er sich den Namen eines Spaßmachers des Königs von Dänemark, den Namen des armen Yorick, beilegte. Aber ein einziger Umstand genügt, den tiefsten und gründlichsten Unterschied zwischen Heinrich Heine und ihm festzustellen: Heinrich Heine ist ein Dichter, Sterne nicht. Heine ist ein Koloriste; Sterne ist vielmehr ein Zeichner, und die Scenen, welche er darstellt, machen eher den Eindruck eines vorzüglichen englischen Kupferstichs, als eines farbigen Bildes. Bei Heinrich Heine schadet der Witz nicht der Poesie, er hat in ihr selbst seinen Ursprung; der Humor erstickt nicht die lyrische Empfindung. Rabelais thut Goethe keinen Abbruch. Gemeiniglich tödtet der Witz die Poesie, denn seine Natur ist wesentlich negativ, und Voltaire, der geistreichste Mensch, der jemals gelebt, vermochte keine leidliche Ode zu Stande zu bringen. Der Witz Heine's klammert sich oft an die Außenseite der Dinge und Worte; wenn man den Ausdruck gestatten will, möchte ich sagen: er ist ein materieller Witz. Das kommt von den pantheistischen Doktrinen, welche bewirken, daß eine Eidechse und ein Professor der Rechtsgelahrtheit in seinen Augen gleich wichtig sind, und ihm gleich würdig erscheinen, geschildert und mit Späßen bedacht zu werden. Seine Einfälle sind malerisch, was sich witzigen Einfällen für gewöhnlich nicht nachrühmen läßt; und seine Sarkasmen tragen Brokatgewänder, die rings mit goldenen Perlen und Schellchen besetzt sind, wie bei dem Hofnarren eines mächtigen Kaisers im Mittelalter. Schneidet die Schellen ab, und das Gewand könnte dem Meister Apollo selbst als Galakleid dienen."

Wir werden sehen, wie die Anerkennung des deutschen Dichters bei dem französischen Volke und das richtigere Verständnis seiner Schriften bei der französischen Kritik mit den Jahren in rasch aufsteigender Progression zunahm. Die damalige Prophezeiung von Philarète Chasles, daß der Einfluß Heine's 1850 noch wirksamer sein werde als 1830, wenn sich Deutschland einmal französischer und Frankreich deutscher gefärbt habe, sollte wenigstens für Frankreich in Erfüllung gehen. Einstweilen mußte sich Heine den zweifelhaften Ruf gefallen lassen, daß er „der witzigste Franzose seit Voltaire" sei, — „un génie presque français", wie ein anderer Feuilletonist sagte, dem Heine's Freund O. L. B. Wolff dafür die derbe Zurechtweisung gab[425]): „Pardon, c'est un génie allemand, qui a le talent d'être aussi un génie français, quand cela lui plaît."

# Fünftes Kapitel.

## Das junge Deutſchland.

Der Entwicklungsproceſs, welchen die deutſche Literatur ſeit dem Auftreten Heinrich Heine's und unter ſeinem tonangebenden Einfluſſe durchgemacht, hatte ihr, im Vergleich zu der jüngſt vorhergegangenen Periode, allmählich ein ganz verändertes Gepräge aufgedrückt. Während die neuklaſſiſche Kunſtpoeſie aus dem befriedigungsloſen Leben der Gegenwart in die ideale Schönheitswelt helleniſcher Vorzeit geflüchtet war; während die Romantik, nach den Orgien einer abenteuerlich ausſchweifenden Phantaſie, der alles Wirkliche als Traum erſchien, damit geendigt hatte, dem haltlos umher taumelnden Menſchengeſchlechte die Feudalhierarchie des Mittelalters als feſten Stützpunkt wieder aufzudrängen, betrat Heinrich Heine eine ganz neue Bahn, indem er, beide Richtungen gleichmäßig befehdend, jede Flucht aus der Gegenwart, jede Zurückſtimmung ihrer Intereſſen auf den Kunſt- oder Kulturgehalt eines früheren Zeitalters, als verderblich bezeichnete, und den ſteril gewordenen Acker der Literatur mit den Gährungsſtoffen des modernen Lebens befruchtete. Er leugnete keineswegs den ſchneidenden Widerſpruch zwiſchen den idealiſtiſchen Träumen des Dichtergemüthes und der kunſtfeindlichen Roheit des wirklichen Lebens, er hob im Gegentheil dieſen Widerſpruch mit grellſter Schärfe hervor; aber ihn leitete das richtige Gefühl, daſs die Verſöhnung der feindlichen Gegenſätze nicht in der Rückkehr zu einer überwundenen Phaſe der Menſchheitsentwicklung, ſondern in dem kühnen Fortſchreiten zu einer beſſeren Geſtaltung aller Staats- und

Gesellschaftsverhältnisse zu suchen sei. In gewissem Sinne knüpfte er an die Richtung wieder an, welche Goethe und Schiller in ihren Jugendwerken, im „Werther", in den „Räubern", in „Kabale und Liebe", eingeschlagen, aber bald wieder verlassen hatten: er enthüllte mit schonungsloser Hand die Wunden der Gegenwart, und wenn es ihm nicht, wie jenen Meistern gelang, das Resultat seiner Beobachtung in den Rahmen eines geschlossenen Kunstwerks zu fügen, so erreichte er doch nicht minder die beabsichtigte Wirkung, indem er seinen Zeitgenossen den bizarr geschliffenen Hohlspiegel seines Humors vorhielt, und im Brennpunkt desselben alle Thorheiten und Sünden des Jahrhunderts wie morschen Zunder zu Asche zerschmolz. Dabei lässt sich in seiner schriftstellerischen Laufbahn ein mit innerer Nothwendigkeit fortschreitender, mehr und mehr sich vertiefender Entwicklungsgang erkennen. Die Lieder und Dramen der Jugendzeit sprechen mit schwermuthsvoller Verzweiflung das Gefühl der Weltdisharmonie aus, welches die Brust des Dichters belastet, und, durch persönliches Leid genährt, ihm jede Lebensfreude vergiftet, jeden hoffnungsmuthigen Ausblick in die Zukunft unmöglich macht, ja, das ganze Weltall gleichsam mit schwarzen Trauerflören umhüllt. Schon in den „Reisebildern" weicht diese schwüle, gedrückte, weltschmerzliche Stimmung einem spottlustigen Lachen; die rohe Wirklichkeit, die dem allzu weichen Gemüthe früher als eine unüberwindliche, mit der vis inertiae ausgerüstete Macht erschien, beginnt unter den Pritschenschlägen des Humors aufstöhnend zu tanzen und einen wunden Fleck nach dem andern zu offenbaren. Als nun die Julirevolution in drei Tagen einen Thron zerbricht und ein Volk befreit, entflammt eine freudige Begeisterung die Seele des Dichters, seine Zuversicht bestärkt sich, dass aus den Wehen der Gegenwart eine schönere Zukunft erblühen werde, die muthwillige Harlekinspritsche verwandelt sich in den ernsthaften Stoßdegen des Fechters in der politischen Arena, und der Kampf um politische Freiheit erweitert sich bald zu dem revolutionären Verlangen eines Umsturzes der ganzen alten Gesellschaft, um auf besserem Fundamente den Neubau der politischen, socialen und ethischen Weltordnung zu errichten.

Der Vorgang Heine's rief in den zunächst der Julirevolution folgenden Jahren eine große Zahl talentvoller Schriftsteller zu ähnlichen Hoffnungen und Bestrebungen auf. Die stagnierenden Gewässer der Literatur wurden plötzlich, wie durch einen mächtigen Sturmwind, bis zum Grunde aufgewühlt und in wilde Bewegung gesetzt. Mit allem Ungestüm eines

kecken Jugendmuthes lehnten sich die Autoren, welche an die Spitze dieser Bewegungsliteratur traten, gegen die überlebte Weltanschauung der Vergangenheit auf, und verkündeten prophetisch das Anbrechen eines neuen Zeitalters. Nicht als ob zwischen ihnen Allen ein bewusst einheitliches Streben bestanden hätte — im Gegentheil feindeten sie sich zum Theil sogar öffentlich unter einander an, — dennoch aber beruhte ihre schriftstellerische Thätigkeit auf einer gemeinsamen Basis, und sie verfolgten in der Hauptsache dasselbe Ziel, welches sich auch Heinrich Heine vorgesetzt, dessen originell humoristischen Stil und dreist zugreifende Behandlungsart moderner Stoffe sich Alle zum Muster nahmen. Als erste Eigenthümlichkeit finden wir in den Schriften all' dieser Männer ein entschieden feindseliges Verhalten gegen das Christenthum. „Der einstmalige unbewusste Einklang zwischen Mensch und Natur, zwischen Mensch und Menschen ist verloren gegangen; der letzte großartige Versuch zur Wiederherstellung dieses Einklanges war das Christenthum, und auch dies hat seine Mission nicht vollbracht." So lautete die geheime Klage, welche Heinrich Heine und die Saint-Simonisten, wie ihre geistesverwandten Sänger in Deutschland, auf jedem kummerblassen Antlitz lasen, aus dem zornblitzenden Auge jedes Unterdrückten erkannten, der mit nutzloser Mühe wider die fesselnden Staats- und Gesellschaftsinstitutionen anrang, welche von Kanzel und Katheder herab als so vortrefflich gepriesen wurden. Auch das Christenthum, sagte man sich, ist nicht im Stande gewesen, die ganze Menschheit oder selbst nur die Mehrzahl der Erdbewohner zu beglücken. Jene alte Lehre von der Unvollkommenheit alles Irdischen und Menschlichen genügte nicht mehr; Armuth und Hunger nahmen überhand, und ließen sich mit Bibelworten nicht stillen. Auf der Stirn der Menschheit schien plötzlich das Fragezeichen zu flammen: ob nicht über das Christenthum hinaus eine Weltversöhnung zu finden sei? Man versuchte die Lösung dieser Frage zunächst nicht, indem man alle Religion barsch über den Haufen warf, sondern durch das Aufstellen einer neuen Gesellschaftsreligion, deren Göttin die Freiheit war. Rahel und Bettina hatten von einer solchen Religion geträumt, die Saint-Simonisten hatten dieselbe in bestimmten Worten zu formulieren gesucht. In Deutschland verfolgte auf diesem Gebiete jeder der jungen Bewegungsschriftsteller ziemlich selbständig seinen eigenen Weg, je nachdem ihm sein besonderes Ideal der Freiheit vor Augen stand; aber darin kamen wieder Alle überein, dass ihnen weniger an dem Verhalten des Menschen zu Gott, als an dem

Verhältnis des Menschen zum Menschen gelegen war. Um so leichter erklärt es sich, daſs sie sich sämmtlich mit Eifer zu pantheistischen Grundsätzen bekannten und mit verwegenem Übermuth die Religionsansichten der Vergangenheit verhöhnten. Wie der Pantheismus durch sein Regieren eines speciell und vorbedacht die Menschengeschicke lenkenden Himmelsherrn das einzelne Individuum mit dem Freibriefe bewusster Selbstbestimmung versah, so führte er auf der anderen Seite eben dies Individuum auf einen harmonischen Zusammenhang mit dem Weltganzen und der Menschheit zurück. Aber dies Band erweiterte sich von den beschränkten Grenzpfählen der Nationalität über die Bewohner des ganzen Erdballs, und naturgemäß entsprang dieser Anschauung der Gedanke einer Weltverbrüderung und Weltliteratur.

Bei ihrem Kampfe gegen die einseitig spiritualistischen Elemente des Christenthums kam diesen Männern ihre Vertrautheit mit den jüngsten Entwicklungsstufen der deutschen Philosophie trefflich zu Statten. Wie Heine, so hatten auch Gutzkow und Mundt in der Schule Hegel's den Sinn für eine großartige Auffassung des weltgeschichtlichen Entwicklungsprocesses gewonnen und sich eine glänzende, oftmals fast sophistische Dialektik zu eigen gemacht. Jugendlicher Ungestüm verleitete sie jedoch nur zu häufig, ihre Lehren und Einfälle in einer rücksichtslos schroffen Form auszusprechen, die gerechten Anstoß erregen musste. Besonders gilt Dies von der Art und Weise, wie die Polemik für die verrufene „Rehabilitation des Fleisches" von ihnen geführt ward.

Am unbändigsten stürmte Heinrich Laube in seinen Romanen, Reisenovellen und Journalkritiken auf den Pfaden der Bewegungsliteratur einher. Sein erstes schriftstellerisches Auftreten hatte einen studentisch kecken Anstrich; trunken vom Feuerwein der modernen Ideen, predigte er den Philistern mit renommistischen Kraftphrasen den Untergang der alten Zeit und Sitte, vor Allem aber der alten langweiligen Ehe, die der Tod des göttlichen Liebesrausches und Lebensgenusses sei. Seine Romane „Das neue Jahrhundert" und „Das junge Europa" trugen in ihrem Titel schon das bezeichnende Aushängeschild ihres Inhalts, den scharf herausgekehrten Gegensatz zur Vergangenheit. Die Helden des letztgenannten Werkes sind sieben begabte Jünglinge, die, von den Ideen der Neuzeit erfasst, diese in der Praxis auszuleben versuchen. Sie stürzen sich mit leidenschaftlicher Hast in die demagogischen Umtriebe der Burschenschaft, in die Reihen der

polnischen Insurgenten, in einen aufregenden Taumel geistiger und physischer Genüsse, wobei Liebesabenteuer à la Casanova die Hauptrolle spielen. Das wollüstige Schwelgen in der Beschreibung körperlicher Schönheit, der faunische Bocksgeschmack, welcher jede Frauengestalt nur aus dem Gesichtspunkte sinnlichen Genusses betrachtet, und die jedes ethische Gesetz missachtende Don-Juanerie machen von vornherein den unangenehmen Eindruck tendenziöser Übertreibung; die modernen Ideen sind so unvernünftig auf die Spitze gestellt, dass sie sich, wider Willen des Verfassers, selbst karikieren, und dass ein Umschlag ins Gegentheil, in eine pessimistische Verzweiflung, wie er sich an dem Verfasser selbst noch vor der Beendigung seines Romanes vollzog, auch bei den Gestalten seiner Phantasie ganz natürlich erfolgen musste. Eben so unselbständig anempfindend, wie Laube in diesen Jugendromanen den Inhalt der neuen Weltanschauung in sich aufnahm, eben so sklavisch ahmte er hier und in den „Reisenovellen" den Stil und die aphoristische Manier Heinrich Heine's nach, — ein um so geschmackloserer Einfall, da seinem nüchtern verständigen Naturell jener lyrische Schwung vollständig abging, welcher der poetischen Prosa seines Vorbildes ihren unnachahmlichen Zauber verleiht. Eine gediegenere Thätigkeit entfaltete Laube als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt," deren Leitung er zuerst im Anfang des Jahres 1833, und zum zweiten Mal in den vierziger Jahren übernahm, nachdem er inzwischen eine Zeitlang die Braunschweiger „Mitternachtzeitung", Müllner'schen Angedenkens, redigiert hatte. Die junge Literatur schien sich das Wort Heine's: „Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsre Festungen" zum Motto gewählt zu haben, und Laube vertheidigte mannhaft seine Position, bis das Unwetter wiederholter gerichtlicher Verfolgungen seinen frischen Jugendmuth zerbrach, und ihn zu einem nicht allzu rühmlichen Friedensschlusse mit der einst so übermüthig bekämpften Macht des Bestehenden trieb.

Ungleich tiefer und innerlicher, als Heinrich Laube, war Ludolf Wienbarg von der Bewegung der Geister ergriffen, die eine Erneuerung der alten Gesellschaft erstrebte. Er hatte sich im Frühjahr 1833 an der Kieler Universität als Privatdocent habilitiert, und gedachte auf diesem vorgeschobenen Posten deutscher Geisteskultur seinen Enthusiasmus für die modernen Ideen in die Herzen der akademischen Jugend zu pflanzen. Aber das Docieren ward ihm untersagt, nachdem er einen einzigen Sommer lang Vorlesungen über Ästhetik gehalten. Er gab dieselben im folgenden Jahre

bei Hoffmann und Campe unter dem Titel: „Ästhetische Feldzüge“ heraus, und begleitete sie mit einer Widmung an „das junge Deutschland,“ das er mit diesem Namen über die Taufe hob. Der Grundgedanke seiner akademischen Reden war die Forderung einer Wiedergeburt der Poesie durch das humanistisch umzubildende Leben der Gegenwart. Der Begriff der Ästhetik selbst wurde in origineller Weise erhöht und erweitert. Sie sollte, nach Wienbarg's Definition, diejenige Wissenschaft sein, „welche, unter Voraussetzung eines rechten und tüchtigen Lebens, die Schönheit der Bildungen in Leben und Kunst aufweist und erläutert.“ Das Verfahren der Romantiker wurde hier gleichsam umgekehrt. Weil Diese den Widerspruch zwischen ihren künstlerischen Idealen und dem wirklichen Leben nicht zu versöhnen wussten, negierten sie die Wirklichkeit oder wollten dieselbe nach dem Muster einer Vergangenheit ummodeln, wo Kunst und Leben harmonisch mit einander in Einklang waren; Wienbarg dagegen protestiert wider jede Flucht aus der Gegenwart in ein geträumtes Luftreich der Phantasie oder in die Geistesknechtschaft mittelalterlicher Restaurationen, er spricht unserer Zeit die Möglichkeit ab, ein echtes Kunstwerk zu erschaffen, weil es ihr noch „an einem gemeinsamen Mittelpunkte der Bildung, an Äußerungen des gemeinsamen Lebens fehlt,“ und es ist auf seinem Standpunkte ganz konsequent, dass er nur die Einleitung zu einer künftigen Ästhetik geben zu können erklärt, da das ganze Leben der Gegenwart ihn schönheitslos, unpoetisch und in todter, unfruchtbarer Gelehrsamkeit erstarrt dünkt. „Es ist wahr,“ sagt er, „wir reißen uns allmählich aus der Umarmung des starr gewordenen Lebens los, wir fühlen uns mit Geist und Sinnen in eine neue Strömung versetzt, die uns unaufhaltsam mit sich fortreißt, wir sehen neue Sterne vor unserm Blick aufgehen, aber wissen wir auch, welchen Ufern die Welle uns zutreibt? Prophetisch ist jede Zeile, die gedruckt, jedes Wort, das gesprochen, jede That, die vollführt wird, aber messianisch keine.“ Erst von der Verwirklichung der Ideale der Zukunft erwartet er die Wiederherstellung der Einheit zwischen Kunst und Leben, erst die „schöne That“ wird unsere Dichter wieder zu reinen, großartigen Kunstschöpfungen begeistern. Die neue Weltanschauung wird, nach Wienbarg, „auf der harmonischen Vereinigung von Verstand und Sinnlichkeit“ beruhen; „über unserer Asche wird sich ein neues europäisches Griechenthum erheben, angemessen dem geistigen Fortschritt, den das Christenthum vorbereitet hat. Dem germanisierten Europa bleibt die neue Entwicklungsstufe der Menschheit vorbehalten, in der das

Sinnliche durchgeistigter wie bei den Griechen, das Geistige durchsinnlichter wie bei den Christen zur Erscheinung kommt." — Den zuerst von Goethe ausgesprochenen Gedanken einer herannahenden Epoche der Weltliteratur hat Wienbarg mit besonderer Wärme aufgefasst; er verlangt geradezu, dass die junge Produktion wie die junge Kritik sich auf den weltliterarischen Standpunkt erhebe, wenn sie sich überhaupt ernster Beachtung würdig erweisen will. „Die Poesie," sagt er, „der jede Empfindung angehört, wenn sie, aus ihrem ordinären Zustande entrückt, reiner, frischer, tiefer wird, jede Saite, die rein menschlich oder rein göttlich tönt, deren Klang alle Menschen, und ständen sie auch Tausende von Jahren auseinander, verstehen — die Poesie ist die Vermittlerin aller Zeiten und Völker, die Vermittlerin aller Menschen, die Dolmetscherin aller Gefühle und Bestrebungen, und sie ist es dadurch, dass sie unmittelbar aus dem Herzen dringt, aus jenem Kern des menschlichen Wesens, der, wenn er verwitterte, die ganze Menschheit in Staub zerfallen ließe. Vielerlei sind der Sprachen, Zungen und Charaktere auf der Welt, die einander nicht verstehen; die Poesie aber ist die heilige Flammenzunge, die aus Aller Herzen zu Aller Herzen spricht und jeden Menschen mit süßem Verständnis bewegt. Die Poesie ist die Natur, die ursprüngliche Menschheit; sie ist die *eine* bei allen Völkern, Zeiten und Zuständen, aber der Strahl dieser einen Sonne bricht sich tausendfach in der geistigen Atmosphäre, und verursacht dadurch ein buntes Farbenspiel von Weltpoesien, deren Verständnis, nach Rückert's Ausdruck, allein zur Weltversöhnung führt." Diese Strahlenbrechungen der Weltpoesie zu beobachten, den geistigen Zusammenhang der verschiedenen Literaturen an bestimmten Erscheinungen nachzuweisen, und aus den schrillen Dissonanzen des heutigen Tages schon den Wohllaut des dereinstigen Völkerkoncertes herauszuhören, ist die Aufgabe, welche sich Wienbarg als Kritiker gestellt hat, und welcher er mit heiligem Ernste gerecht zu werden sucht. „Eine gewisse Auslebung im Positiven, Historischen, bei Erweiterung des nationalen Gesichtskreises und Würdigung des allgemein Menschlichen, das gemeinsame Bestrebungen der Völker wünschenswerth macht," bezeichnet er als die wesentlichen Grundzüge der modernen Völkerstimmung, aus denen die Völker- oder Weltliteratur erblühen werde. Ob ein Heine mehr durch Byron angeregt worden, als Byron durch Goethe, ist ihm „eine um so müßigere Frage, als Faust, Manfred, Don Juan, Reisebilder aus einer und derselben Quelle geflossen, und denselben rebellischen Geist der Kraft

und Freiheit athmen, der sich noch tausendfältig wiederholen und sich erst unter Thaten der Schönheit verlieren wird. Auf der andern Seite," fügt Wienbarg hinzu, „tritt auch der Versuch hervor, das wirkliche Leben in Roman und Novelle darzustellen, und den Geist der Zeit in dramatischen Charakterbildern auf die Bühne zu bringen; jene analytischen Gesellschaftsromane werden den Hauptzweig der Literatur ausmachen und die historischen Romane gänzlich verbannen. Welche Rolle die Poesie in diesen kühnen, unbarmherzigen Sitten- und Charakterschilderungen unserer Zeitgenossen spielen muss, ist bereits angedeutet worden: der echt poetische Roman wartet auf das echt poetische Leben, um wie viel mehr das Drama." — Obschon Wienbarg eben so eifrig wie Heine und die übrigen jungdeutschen Schriftsteller den christlichen Spiritualismus bekämpft und die Rechte der Sinnlichkeit gewahrt wissen will, vermeidet er doch mit dem angeborenen Zartgefühl einer edlen Natur jede anstößige Behandlungsart des häßlichen Stoffes. Die saintsimonistische Lehre, dass nicht der Mann allein, sondern Mann und Weib das gesellschaftliche Individuum bilden, findet seinen wärmsten Beifall, und es empört ihn, dass er im ganzen Verlauf der Weltgeschichte das weibliche Geschlecht von den Männern nur als Gegenstand ihrer sinnlichen Begierden betrachtet sieht.

Wenn man Laube den burschikosen Praktiker, Wienbarg den geschmackvollen Ästhetiker der jungdeutschen Reformideen nennen kann, so darf Theodor Mundt als ihr philosophischer Doktrinär gelten, der für jede Zeitfrage sofort die theoretische Formel zu finden sucht. Seine „Modernen Lebenswirren" sind eine Selbstbespiegelung des geist- und gemüthvollen Menschen der Gegenwart, der, zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, — Absolutismus, Zustemilieu und Liberalismus, — Erziehung, Leben und Ideal eingekeilt, in beständigem Kampfe mit diesen sich widerstrebenden Faktoren liegt. Er möchte mit gewissenhafter Wahrheitsliebe die Berechtigung jeder Anschauungsweise ergründen, er lebt jede geistig durch, und findet in keiner dauernde Beglückung. Ein „zeitloser" Mensch, behält er endlich Nichts als den Glauben an die drei unbestimmten Worte: „Fortschritt! Freiheit! Zukunft!" und den eben so vagen Trost: „Sei es, wie es sei, die Zukunft wird über uns aufgehen, und der Gläubige wird ernten, selbst wo er nicht gesäet hat!" — Theodor Mundt war es, welcher der neuen Literatur den Namen „Bewegungsliteratur" gab, und auch seinen Roman „Madonna" nachträglich „ein Buch der Bewegung" taufte, — „jener befriedigungslosen Bewegung der Zeit, welche sich auf Reisen

befindet, und noch unermeſsliche Berge zu überſchreiten hat, ehe ſie wieder Hütten bauen wird in der Ruhe eines glücklichen Thales. Daher das Unvollendete dieſer Bewegungsbücher, weil ſie noch bloß von Zukunft trunken ſind, und keiner Gegenwart voll!" In der „Madonna," welche nicht etwa die Mutter-Gottes, ſondern eine böhmiſche „Weltheilige," ein unglückliches Opfer der heutigen Geſellſchaft iſt, beſchäftigt ſich der Verfaſſer mit dem Hauptthema des jungen Deutſchlands, der „Rehabilitation des Fleiſches," für welche er den auf den erſten Blick ziemlich unklaren Ausdruck „Wiedereinſetzung des Bildes" erfand. Der myſtiſch abſonderliche Gedankengang, welcher ihn dabei leitet, iſt folgender: „Die antike heidniſche Welt war Nichts als das legitime und ſtabile Reich des Fleiſches, und darum das Zeitalter der Plaſtik. Auch ihre Götter wurden Fleiſch und ſtiegen in menſchlichen Formen und Bildern hernieder, aber nicht wie Chriſtus Fleiſch geworden iſt. Dieſen Göttern wurden menſchliche Formen gegeben, weil ſie Nichts als menſchliche Gedanken waren, aber ſie erſchienen dennoch als die erſte Prophezeiung der Offenbarung Gottes im Fleiſche. Doch es war nur die Schönheit des Fleiſches, zu der es die ganze antike Weltanſchauung brachte, und die auch die Form ihrer Religion wurde." Das Chriſtenthum in ſeiner asketiſchen Verzerrung hingegen zertrat das Fleiſch, es zerſtörte das Bild, die Geſtalt, welche ſich ihrer Erſcheinung freut. „Der Geiſt iſt nicht ohne den Körper, und der Körper iſt nicht ohne den Geiſt, ſondern beide in einander ſind das Bild, als das wir erſcheinen. Die Trennung von Fleiſch und Geiſt iſt der unſühnbare Selbſtmord des menſchlichen Bewuſſtſeins. Ihr Philoſophen, ſetzet das Bild in ſeine Rechte ein, dann erſt wird die Wahrheit des Lebens in ihrer vollgereiften Blüthe erſcheinen! Wir ſind Kinder dieſer Welt. Der Geiſt verlangt nach dem Bilde, die Tiefe entbrennt in Sehnſucht nach der Geſtalt. Des Bildes Schönheit aber iſt jetzt eine reiche und unendliche, denn der ganze Reichthum des Erkannten, den der Menſchengeiſt in ſeinen Tiefen aufgehäuft, iſt emporgeſtiegen in die Glorie dieſer Schönheit. Nun muſs die Reflexion wieder zur kräftig hinlebenden Natur werden, und was mit der Wurzel tief in das Innere ſchlägt, muſs von außen lachend und leichtſinnig wie Strauch und Blume blühn. Dies iſt die Einheit von Sein und Denken! Und ſo führt uns die gewaltig treibende Hoffnung einer Epoche zu, wo Philoſophie und Poeſie nicht nur verſöhnt, ſondern Eines geworden ſind." Weisſagungen, pythiſche Orakelſprüche, Ankündigungen neuer, ganz uner-

hörter Dinge ſind bei Theodor Mundt, wie bei allen jungdeutſchen Autoren, eine beliebte Redeform; aber den hochfliegenden Anläufen und Verheißungen entſpricht nirgends die wirkliche Schöpfungskraft, und die ausgeſtellten Wechſel an die Zukunft werden nicht eingelöſt. „Ich will eine neue Philoſophie ſtiften!“ ruft Mundt ſchwärmeriſch aus, nachdem er der Hegel'ſchen Philoſophie, als einer duft- und farbloſen Abſtraktion, die Leichenrede gehalten hat. „Eine Philoſophie, in welcher der Memnon vom Lichtſtrahl tönt! Ich erkenne vier Quellen der neuen Philoſophie an, aus denen ſie fließen muß, und dieſe ſind: die Vernunft, der Verſtand, das Gefühl und die Phantaſie. Die Vernunft iſt der heilige Geiſt des Syſtems, das Verbindende zwiſchen der göttlichen Wahrheit und der menſchlichen Philoſophie; der Verſtand iſt die ordnende organiſche Kraft, das Geſetz und Gleichmaß der Glieder; das Gefühl iſt das menſchliche Blut, der feurige Puls der Bewegung, welcher in allen Adern des Syſtems quellen und ſchlagen muß; die Phantaſie iſt die über dem logiſchen Ernſt aufgehende Sonne, welche ſelbſt über die begriffene und demonſtrierte Schöpfung noch Licht, Farben und Vögelgeſang auszugießen im Stande ſein ſoll. So wird die Philoſophie ausſehen wie ein ganzer lebendiger Menſch, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat. Dieſer Menſch wird alſo dann ſo viel Verſtand haben, um einzuräumen, daß die Vernunft das Gefühl nicht ausſchließt und den Lebenstrieb der Phantaſie nicht hindert, und daß aus dem innigſt begründeten Zuſammenhang aller dieſer Kräfte erſt das wahre Syſtem der menſchlichen Anſchauung entſteht. O ihr gefühls- und phantaſiearmen Syſteme, ich glaube auch an eure Vernunft und an euren Verſtand nicht! Ihr ſeid der auf Betrug reducierte Memnon! Ihr ſeid und bleibt kalter, klangloſer Stein, mag Aurora auch mit ihren herrlichſten Morgenröthen auf euch niederſcheinen!“

Einen eigenthümlichen Gegenſatz zu dem keck ins Leben hineingreifenden Realismus Heinrich Laube's, zu den ſchönheitstrunkenen Zukunftsviſionen Ludolf Wienbarg's und zu Theodor Mundt's phantaſtiſchem Spiel mit den philoſophiſchen Ideen des Jahrhunderts, bildet das Auftreten Karl Gutzkow's, des getreueſten, wenn auch nicht erquicklichſten, Repräſentanten einer verworren erregten, zwieſpältig zerklüfteten, ungewiſſen Zielen zuſtrebenden Übergangszeit, deren unruhiges Blut mit fiebernder Leidenſchaft in ſeinen Adern pulſiert. Mit ungeduldiger Haſt ſtürzt er ſich auf jedes Zeitproblem, um die Löſung desſelben zu ergrübeln; der Fanatismus, mit welchem er jede moderne Idee umklammert, hat Etwas von der Liebe eines

Vampyrs, der seinem Opfer das rothe Herzblut aussaugt und es in der Übergewalt seiner Umarmungen erstickt. Er zupft und zerrt mit dämonischer Wissbegier an jeder Gedankenhülle, er reißt jeder Erscheinung der Gegenwart den umhüllenden Schleier ab, um nur zu häufig, statt der erwarteten Schönheit, einen grinsenden Todtenkopf dahinter zu erblicken. Nicht in der Fülle des rosigen Lebens sucht er den Zeitgeist zu erspähen und ihm begeistert zu huldigen; nein, er beschleicht ihn auf nächtlichen Pfaden, er überfällt ihn hinterrücks und schleppt ihn wie ein erbeutetes Wild in sein einsames Studierzimmer, er bindet ihn auf den Seciertisch, er schneidet ihm die Brust, das Gehirn auf, er wühlt in seinen Eingeweiden, er entblößt ihm das Nervengeflecht, und wie ein Anatom, der an einer Leiche experimentiert, sucht er aus den galvanischen Zuckungen des Todten Aufschluss über das Leben Desselben zu gewinnen, ohne zu merken, dass dies unter Skalpel und Lanzette längst entfloh! Es ist charakteristisch, dass Gutzkow als zwanzigjähriger Student in seinem „Forum der Journalliteratur“ mit einer Kritik der Kritik debütierte. Die ein Jahr später folgenden „Briefe eines Narren an eine Närrin“ bildeten mit schwülstiger Unbeholfenheit den Stil der „Reisebilder“ nach — der Verfasser schien nicht zu ahnen, dass der poetische Humor unmittelbar dem Herzen entquillt, niemals aber das Destillat einer raffinierten Verstandesreflexion sein kann. Gerade weil der Humor die rein künstlerische Form zersprengt, muss er um so sorgfältiger den Schein des Kunstwerks bewahren; seine tollsten Arabesken müssen wie Blumen einem gemeinsamen Stengel entwachsen, und denselben auch in ihren buntesten Verschlingungen sinnvoll umranken. Wo Gutzkow humoristisch zu schreiben gedenkt, fällt er in die alte romantische Ironie zurück, die ein zwecklos willkürliches Spiel mit den Stoffen und Formen treibt. So wird in den Romanen „Maha Guru“ und „Blasedow und seine Söhne“ der einheitliche Grundgedanke von dem überwuchernden Unkraut fremdartiger Reflexionen, polemischer Ausfälle und phantastischer Abschweifungen völlig erdrückt. An sich war es ein origineller und glücklicher Einfall, in Maha Guru, dem tibetanischen Dalai-Lama, auf profane Weise die Inkarnation Gottes in einem Menschen und die Konflikte schildern zu wollen, in welche dieser Gott-Mensch gerathen muss, sobald ihm der anerzogene Glaube an seine Göttlichkeit durch die Gewalt äußerer Umstände erschüttert wird; aber die tendenziöse und doch halbversteckte Satire auf europäische Verhältnisse der neuesten Zeit zerschneidet unaufhörlich den

Faden des Zuſammenhangs, und den ſo oftmals gefoppten Leſer intereſſiert es zuletzt wenig mehr, ob der hundertmal abgebrochene Faden zum hundert und einten Male nothdürftig wieder zuſammen geneſtelt wird. Überhaupt iſt das Kunſtgefühl Gutzkow's von einer erſtaunlichen Unſicherheit; nach einander warf er ſich faſt auf jedes Literaturgebiet und verſuchte ſich faſt in jedem Genre, ohne — mit Ausnahme der beiden trefflichen Luſtſpiele „Zopf und Schwert“ und „Das Urbild des Tartüffe“ — in einem einzigen den Geſetzen der Äſthetik zu genügen. Sein ganzes Schaffen war ein künſtliches, nicht durch Inſpiration, ſondern durch Kritik geweckte, und mit ſeltſamer Verblendung ſuchte er die Mängel ſeines Talents durch den Wahn zu beſchönigen, daß er reformatoriſch neue Bahnen eröffnet habe, ſo oft er den anerkannten, feſtſtehenden Kunſtregeln ein Schnippchen ſchlug. Wir erinnern beiſpielsweiſe an die Vorrede der „Ritter vom Geiſte,“ in welcher der Verfaſſer jene abſurde Entdeckung vortrug, daß der neue Roman der Roman des „Nebeneinander“ ſei, während ſein jüngſtes Werk „Hohenſchwangau“ ſich gar „Roman und Geſchichte“ betitelt und die Aufgabe des Dichters aufs unzuläſſigſte mit der des Geſchichtsſchreibers vermengt. Der Frage nach der „Rehabilitation des Fleiſches“ trug Gutzkow ſeinen Tribut in der berüchtigten Vorrede zu den von ihm neu herausgegebenen „Briefen Schleiermacher's über die Lucinde“ ab. Der Wiederabdruck dieſer halbvergeſſenen Briefe war in der That zeitgemäß, und man konnte es dem „jungen Deutſchland“ nicht verargen, wenn ſich dasſelbe gegen den landläufigen Vorwurf gottloſer Frivolität durch die Autorität eines Mannes zu decken ſuchte, der ein gefeierter Theolog und ein Mann Gottes von ehrbarſter Geſinnung war. Schleiermacher's Briefe, die in echt humaniſtiſchem Sinne ein Liebesideal predigten, welches den uralten Gegenſatz zwiſchen geiſtigem und ſinnlichem Leben in eine höhere Einheit auflöſt, durften ohne Zwang als eine antecipierte Billigung der jungdeutſchen Theorien von der Wiedereinſetzung des Fleiſches in ſeine Rechte aufgefaſſt werden. Aber Gutzkow verdarb ſich und ſeinen Freunden jeden heilſamen Erfolg dieſer Veröffentlichung durch die muthwillig herausfordernde Vorrede, mit welcher er jene Briefe begleitete. Es iſt nicht ſo ſehr der leichtfertige Ton, welcher Anſtoß erregt, als vielmehr die reflektierte Verſchrobenheit der Gedanken. Gutzkow plaidiert für die „Genialität der Liebe,“ er verlangt, daß die Frauen ſich von der „ſogenannten erſten Liebe“ emancipieren ſollen, die für die allgemeine Tradition und Kunſt zu lieben die

ſchädlichſte ſei, weil ſie einen pädagogiſchen Charakter trage, weil ſie den Genuſs der Liebe nicht vollkommen und im ganzen Umfang gewähre, und weil ſie ſich eine ſo bindende Kraft angeeignet habe, „daſs über der Furcht, untreu zu ſein, über einem ganz bürgerlichen Ehrgefühl, das von einem Amte, von einem Geheimniſſe, vom Ordinärſten auf das Göttlichſte und die Ewigkeit übertragen worden iſt, alle jene ſchon im Brautſtande verkümmerten Ehen, jene Waſſerſuppenhochzeiten und die ganze Miſère ordinärer Kindererzeugung und ſchimmelichter Broterwerbung aufkam.“ „Der Mann,“ heißt es weiter, „gewährt in der zweiten Inſtanz der Liebe ungemein mehr, wie er ſelbſt auch mehr genießt; denn die Liebe iſt eine Kunſt, wenn ſie beglücken, und ſie es werth ſein ſoll, daſs man ſich ihretwegen ſchlafloſe Nächte macht. Aber das Intereſſe der Frauen iſt Dies, ſo wenig wie möglich Biographie zu haben und ihre Vergangenheit ohne Nachrede zu erhalten. . . Nicht wahr, Roſalie, erſt ſeitdem du Sporen trägſt an deinen ſeidenen Stiefelchen und es von mir gelernt haſt, den Carbonaro in Falten zu ſchlagen, und ich eine neue Art von Inexpreſſibles für dich erfinden muſſte, und du überall für meinen jüngſten, innigſt geliebten Bruder giltſt, weißt du, was ich ſprach, als ich ſprach: Ich liebe dich?“ So verzerrt ſich die Liebe, welche bei einer äſthetiſchen Auffaſſung des Lebens recht wohl als eine Kunſt, als die höchſte Blüthe der Lebenskunſt, bezeichnet werden kann, dem ſkeptiſchen Geiſte des Verfaſſers zum mathematiſchen Kunſtſtück, deſſen richtige Ausführuug erſt nach ſo und ſo viel verunglückten Experimentalverſuchen gelingen mag! Als bedeutſam heben wir hervor, daſs jene karikierte Auffaſſung der Frauen-Emancipation, welche auf renommiſtiſche Äußerlichkeiten ein thörichtes Gewicht legt und das Sporen- und Hoſentragen der Weiber für ein weſentliches Attribut ihrer geiſtigen Befreiung erklärt, hier zum erſten Mal mit ernſthafter Miene verkündigt wird. Denn die Anſicht, daſs der Liebesbund zweier Menſchen ihre individuellſte Privatangelegenheit ſei und ſeine Heiligung nicht erſt durch den Prieſterſegen erhalte, war ſo wenig neu, wie der Stoßſeufzer Diderot's, mit welchem Gutzkow ſeine Philippika gegen die Einmiſchung der Geiſtlichkeit in den Liebesverkehr der Geſchlechter ſchloſs: „Ach, hätte die Welt nie von Gott gewuſſt, ſie würde glücklicher ſein!“ — Der Roman: „Wally, die Zweiflerin,“ welcher kurz nachher — Ende Auguſt 1835 — erſchien, und einen ſo grollenden Sturm der Verfolgung wider das junge Deutſchland herauf beſchwor, behandelt die modernen Emancipa-

tionstheorien und ſtarkgeiſtigen Reflexionen über Religion und Sitte in novelliſtiſcher Form. Die äußere Anregung zu dieſem Werke gab dem Verfaſſer der tragiſche Tod von Charlotte Stieglitz, welche ſich am 29. December 1834 im Übermaß opferdurſtiger Liebe den Dolch ins Herz geſtoßen hatte, in der verblendeten Hoffnung, der erlahmenden Dichterkraft ihres Gatten durch ein ſo entſetzliches Ereignis einen großartigen Aufſchwung zu geben. Gutzkow wollte in der „Wally," nach ſeiner eigenen Erklärung, „den Verſuch machen, ein Intereſſe an den Ideen wie eine perſönliche und reine Herzensangelegenheit darzuſtellen." Auch ſchwebte ihm der Eindruck von George Sand's „Lelia" vor, die nicht lange vorher erſchienen war und ein verwandtes Thema zum Gegenſtand hatte. Was ſich aber dem franzöſiſchen Roman, bei aller grellen Disharmonie der Ausführung und des brutalen Schluſſes, nachrühmen ließ: eine naturwahre und lebensvolle pſychologiſche Begründung der Charaktere, daran gebrach es gänzlich den holzſchnittartig nur in den gröbſten Kontouren umriſſenen Geſtalten der Gutzkow'ſchen Novelle. Die Heldin, Wally, iſt eine rationaliſtiſch aufgeklärte, vom Sittengeſetz der Gewohnheit emancipierte Dame, voll religiöſer Zweifel und oberflächlicher ſocialiſtiſcher Gedanken, kalt gegen die Männer und faſt ohne Sinnlichkeit, aber doch bald in einen Menſchen verliebt, welcher ihr durch das ſcheinbar Fertige ſeiner Erſcheinung imponiert. Laſſen wir uns vom Verfaſſer das Porträt dieſes Mann-Jünglings ſchildern, welcher das Herz der liebekalten Wally ſo raſch in Flammen ſetzt: „Cäſar ſtand im zweiten Drittel der zwanziger Jahre. Um Naſe und Mund ſchlängelten Furchen, in welche die frühe Saat der Erkenntnis gefallen war, jene Linien, die ſich von dem lieblichſten Eindrucke bis zu dämoniſcher Unheimlichkeit ſteigern können. Cäſar's Bildung war fertig. Was er noch in ſich aufnahm, konnte nur dazu dienen, das ſchon Vorhandene zu befeſtigen, nicht zu verändern. Cäſar hatte die erſte Stufenleiter idealiſcher Schwärmerei, welche unſre Zeit auf junge Gemüther eindringen läſſt, erſtiegen. Et hatte einen ganzen Friedhof todter Gedanken, herrlicher Ideen, an die er einſt glaubte, hinter ſich; er fiel nicht mehr vor ſich ſelbſt nieder und ließ ſeine Vergangenheit die Kniee ſeiner Zukunft umſchlingen und jene zu dieſer beten: Heilige Zukunft, glühender Moloch, wann hör' ich auf, mich mir ſelbſt zu opfern? Cäſar begrub keine Todten mehr: die ſtillen Ideen lagen ſo weit von ihm, daſs ſeine Bewegungen ſie nicht mehr erdrücken konnten. Er war reif, nur noch formell, nur noch Skeptiker;

er rechnete mit Begriffsſchatten, mit geweſenem Enthuſiasmus ꝛc.“ Dieſer abgeſtorbene Menſch iſt es, welche die ſchon äußerſt konfuſe Wally durch ſeine Skepſis in noch tiefere Zweifel bis zum Lebensüberdruſſe ſtürzt; er iſt es, welchem ſie ſich in der verrufenen Sigunen-Scene „geiſtig vermählt durch den Anblick ihrer ganzen natürlichen Schönheit“; er iſt es, welcher ſie endlich um einer Anderen willen kalt verläſſt. Da ſtößt ſich Wally, wie die edle Charlotte Stieglitz, den Dolch ins Herz, nachdem ſie als Scheidegruß an die Menſchheit folgenden fauſtiſchen Dithyrambus zu Papier gebracht: „Ich muſs ſterben, denn haſſenswerth ſchien' ich mir, wenn ich mich durch die Welt ſchliche und mir ſelbſt verbergen wollte, was ich leide. Wir erkennen Gott und unſer Leben nicht. Nun und nimmermehr. Das tragiſche und der Menſchheit würdige Schickſal unſeres Planeten wäre, daſs er ſich ſelbſt anzündete, und Alle, die Leben athmen, ſich auf den Scheiterhaufen der brennenden Erde würfen. Alle müſſten ſie ſich opfern, wie man Rechnungen verdirbt, die ohne den Wirth gemacht werden. Alle! Alle! Dann wäre das Problem gelöſt, und Gott müſſte eilen, ſich neue Menſchen, neue Sklaven zu ſchaffen. Barbariſcher Mord der Völker unter einander, glaubt ihr, werde das Ende der Dinge ſein? Die wieder erwachende Roheit der Natur? Hyänen, die ſich unter einander zerfleiſchen, ſind euch der Zweck der Geſchichte? Gräßlicher Gedanke! Prophezeiung, würdig eines Henkers! Sie werden ſterben, aber ſie werden Alle den Dolch in die eigene Bruſt ſenken und eine große Kette der Freundſchaft ſchließen, die Menſchen! Sie werden ſich faſſen Alle an ihrer Hand und mit der Rechten den Stoß vollbringen und noch im Tode ſich mit ihren Küſſen bedecken. Sie werden ſterben, weil ſie reif ſind, weil ſie das Höchſte erreichten in Wiſſenſchaft und Kunſt, weil ſie Alle in einander gerechnet der Gottheit gleichkommen. Aber die Gottheit ſitzt hinter einem Vorhange und verbirgt nach wie vor ihr ſprödes Antlitz und zögert zu kommen und ſich zu enthüllen. Was haben wir dem Weltzweck gethan?“ — Dieſe pathetiſche Jeremiade hinterläſſt, unſeres Bedünkens, eher einen komiſchen, als einen tragiſchen Eindruck. Wer ſich mit dem eitlen Wahne trägt, wir hätten in Kunſt und Wiſſenſchaft ſo ſehr das Höchſte erreicht, daſs wir „Alle in einander gerechnet der Gottheit gleichkommen,“ wird ſich ſchwerlich in ſo weltmörderiſche, planetanzündende Verzweiflungspläne verlieren! Ja, es wäre faſt zu verwundern, wenn ein hausbackener Verſtand aus der Lektüre des für ſo gefährlich verſchrieenen Buches eine andere als

die vom Verfaſſer gewiſs nicht beabſichtigte Moral zöge, daſs Frauen ſich nicht mit philoſophiſchem Denken abgeben ſollen, weil es ſie verrückt machen werde, und man muſs Gutzkow Recht geben, wenn er bei einem ſpäteren Rückblick auf die Schickſale jener unreifen Jugendproduktion bemerkt: „Die Kritik hätte den Autor nicht anklagen, ſondern höchſtens im Vollgefühl ihrer kälteren Vernunft auslachen ſollen.“

Wolfgang Menzel freilich faſſte die Sache von anderem Geſichtspunkte auf. Er hatte 1826 an Müllner's Stelle die Redaktion des Tübinger (nachmals Stuttgarter) „Literaturblattes“ übernommen, und man kann nicht ſagen, daſs er ſeines Recenſentenamts glimpflicher oder mit geringerem Selbſtbewuſſtſein als ſein Vorgänger wartete. An Streitluſt und ſchimpfender Roheit mochte er Dieſen ſogar überbieten; nur *einen* Vorzug hatte er vor dem geſinnungsloſen Weißenfelſer Rabuliſten voraus: den — freilich oft durch Parteilichkeit getrübten und ins Zelotiſche überſchnappenden — Ernſt einer ſittlichen Überzeugung. Menzel ſtand zwar, wie ſeine „Geſchichte der Deutſchen“ und ſeine „Deutſche Literatur“ bewieſen, noch weſentlich auf dem Boden der Romantik, in deren verſchönernder Beleuchtung ihm namentlich das Mittelalter ſich darſtellte; aber ſein nüchterner Verſtand bewahrte ihn vor den phantaſtiſchen Ausſchreitungen der Schule, und er nahm von derſelben vorherrſchend nur das Streben nach einer Vertiefung des nationalen und religiöſen Bewuſſtſeins an. In politiſcher Hinſicht hegte er Anfangs eher liberale als reaktionäre Sympathien, er ſaß als würtembergiſcher Landtagsdeputierter neben Uhland und Pfizer auf den Bänken der Oppoſition, und war ein eifriger Fürſprecher der politiſchen und bürgerlichen Gleichſtellung der Juden. Nach der Julirevolution trat das nationale Element ſeiner Richtung allmählich ſtärker hervor, und er begann immer leidenſchaftlicher gegen den Einfluſs franzöſiſcher Vorbilder auf die deutſche Literatur zu kämpfen; doch brach er keineswegs ſofort mit den freiheitlichen Tendenzen der Zeit. Die Veröffentlichung von Börne's „Briefen aus Paris“ wurde von ihm als eine männliche That mit Beifall begrüßt und der Name Börne's in der Vignette des „Literaturblattes“ mit einem Lorberkranze umwunden; derſelben Anerkennung erfreuten ſich Heine's „Nachträge zu den Reiſebildern,“ die Vorrede zu den Kahldorf'ſchen Briefen, die „Franzöſiſchen Zuſtände,“ ja ſelbſt noch der erſte Band des „Salon,“ bei deſſen Beſprechung Menzel den Verfaſſer ſogar ausdrücklich zu einer Fortſetzung der unſaubern Schnabelewopski-Memoiren ermunterte. Auch Gutzkow's Erſtlingsproduktionen

wurden als die Werke eines genialen Schriftstellers belobt, und Menzel stand nicht an, den jungen Freigeist als Mitarbeiter an seinem Journale nach Stuttgart zu berufen und ihm durch seine warme Empfehlung gleichzeitig die Spalten der „Allgemeinen Zeitung“ zu erschließen. Er sollte jedoch bald erfahren, wie sehr er sich geirrt, wenn er in dem zwanzigjährigen Skeptiker, der ihm den keck absprechenden Recensententon so trefflich abgelernt, ein gefügiges Werkzeug zu erhalten gehofft hatte; es kam schnell zwischen ihnen zum Bruche, Gutzkow übernahm in Frankfurt die Redaktion des literarischen Beiblattes zum Duller'schen „Phönix,“ und begann dort alsbald dem kritischen Rhadamanthus eine gefährliche Konkurrenz zu machen und ihn mit seinen eigenen Waffen dreister persönlicher Verdächtigung schonungslos zu befehden. Das war ärgerlich; ärgerlich war es nicht minder, daß die Stimmführer der jungen Literatur sich der einflußreichsten Journale in Berlin, Leipzig, Frankfurt, Hamburg bemächtigten und einen Anhang unter der deutschen Jugend gewannen, der sich von Tag zu Tag zu vermehren schien. Als Gutzkow und Wienbarg nun gar im Sommer 1835 sich mit dem Plane einer literarischen Revue in großartigem Stile hervorwagten, welche unter Mitwirkung der namhaftesten Schriftsteller die Ideen des jungen Deutschlands öffentlich vor ganz Europa vertreten sollte, da glaubte der Jupiter tonans des Stuttgarter Literaturblattes seine Alleinherrschaft im Reiche der Kritik aufs gefährlichste bedroht, und er schleuderte seine zornigsten Blitze, um die anstürmende Titanenbrut in den tiefsten Orkus hinab zu schmettern. Die hoffnungsmuthige Ankündigung der „Deutschen Revue,“ welche in Frankfurt erscheinen sollte, lautete, wie folgt: „Der Augenblick ist erschienen, wo die deutsche Literatur sich aus den jüngsten Umwälzungen, die sie erlebt hat, in eine freie, unabhängige, nur von Minerven und den Musen beherrschte Region entwickeln will. Die kritischen Kämpfe einerseits, andererseits eine frühzeitige Anwendung ihrer neuen Principien auf widerstrebende Thatsachen unserer gesellschaftlichen Bildung verhinderten bisher die Kette der Literatur, sich in allen ihren Ringen zu gliedern, und eine mit Gewalt zersprengte Ordnung ihrer einzelnen Theile wieder herzustellen. Ist die Literatur eines Volkes der Ausdruck aller Empfindungen, Hoffnungen und Ahnungen desselben, so besitzen wir eine Literatur, die nicht sprechender sein kann; ist sie aber auch das Organ wissenschaftlicher Forschung und die Bewahrerin gelehrter Resultate, so muß man den Zwiespalt beklagen, der auf ihrem Felde eingerissen ist,

und kann Nichts für erſprießlicher halten, als eine Vereinbarung der geſonderten literariſchen Intereſſen im Sinne der Verſöhnlichkeit. Die künſtleriſche Richtung unſerer Tage hat dasſelbe Intereſſe wie die wiſſenſchaftliche; jene will von dieſer den Inhalt, dieſe von jener die Form entlehnen. Der Ruhm und das Vertrauen wollen ſich wechſelweiſe austauſchen. Den poetiſchen Genius ermüdet das ewige Ideal; er ſtirbt an dem fortgeſetzten Herauswenden ſeiner ſubjektiven Eingeweide: er lechzt nach Inhalt, Thatſache und jenem unendlichen Kreiſe von ſpekulativer Bewegung, der aller Welt offen ſteht, und den die jugendliche Neuerung bis jetzt umgangen hat, weil ſie anderweitig eingegangene Verpflichtungen erſt erfüllen wollte. Die Wiſſenſchaft ſelbſt aber ſehnt ſich aus ihren dumpfen Sälen heraus in die Natur; der Vogel Minervens iſt nicht mehr die Eule, welche das Licht ſcheut, ſondern der Adler, der mit offenen Augen in die Sonne fliegt. Welcher Gelehrte würde nicht eilen, aus den ihm dargebotenen Blumenkränzen der Poeſie eine Frühlingsroſe zu nehmen und ſie an den weiten Talar ſeiner Inauguration zu ſtecken! Wer würde für ſeine todten Abſtraktionen nicht gern jene blendenden Gewänder hinnehmen, welche ihm die Genien der Dichtkunſt aus tönenden Worten und lachenden Gleichniſſen weben! — Betrachtungen dieſer Art veranlaſſten die Herausgeber zu einem Inſtitute, das eine europäiſche Stellung einnehmen wird. Die ‚Deutſche Revue‘ entſtand in einem Augenblicke, wo wir auf dem Antlitz der Göttin unſeres Vaterlandes eine drohende und wehmüthige Falte entdeckten, wo wir den Schmerz empfanden, daſs ſo zahlreiche Kräfte, ſtatt einen gemeinſamen Tempel des Nationalſtolzes zu bauen, ſich in iſolierten Zwecken zerſplittern. Die Achtung vor deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft iſt aller Orten da im Auslande; aber das Ausland kennt nur einzelne Gelehrte, einzelne Bücher, einzelne Dichter unſerer Sprache: es hat ſo wenig einen Überblick unſerer Kulturzuſtände, daſs z. B. jenſeit des Rheines in kurzer Zeit zwei periodiſche Verſuche entſtehen konnten, von den vereinzelten Beſtrebungen der Deutſchen eine Geſammtanſchau zu haben. Die Franzoſen fangen an, uns in einer Werthſchätzung, die wir gegen einander ſelbſt empfinden ſollten, zu übertreffen. Die ‚Deutſche Revue‘ fordert alle deutſchen Dichter und Gelehrte auf, die ſich von einer Verſchmelzung unſerer alten ‚Horen‘, ‚Athenäen‘ u. ſ. w. mit der ‚Revue de Paris‘, ‚Revue des deux mondes‘ eine billigende Vorſtellung machen können, unter die Ägide ihrer Herausgeber und in den zahlreichen Kreis von Autoren zu treten, welchen ſie zu

ihrem Zwecke schon um sich versammelt haben. Die ‚Deutsche Revue' wird eine ursprüngliche Farbe haben, aber mancherlei Schattierungen derselben zulassen. Sie lässt ihren Aufruf ergehen sowohl an den Katheder wie an die Dachstube, vor Allem aber an Die, welche gern im Angesichte des gestirnten Himmels oder an stillen Schattenplätzen des Waldes dichten und denken. Auch nicht bloß an Renommeen knüpfen wir die Hoffnung eines glänzenden Erfolgs. Wir kennen die tausend Kräfte, die in Deutschland schlummern, die schaffenden Gedanken, die sich vergebens nach einer Bühne für ihre Gestalten umsehen, die jungen Dichter, denen das Wort auf der Lippe verglüht, die jungen Gelehrten, die vergebens den Weg vom Katheder zur Nation suchen — allen diesen Gesammten, Schweigenden, stolzen Unberühmten wird das Organ der ‚Deutschen Revue' so willkommen sein, als ihr Beitritt uns. Wir rechnen auf die Zeit und die Genossenschaft der Edlen. — Was die ‚Deutsche Revue' bringen wird, soll sein: 1) Poesie in allen ihren Offenbarungen. 2) Spekulation aus allen Fakultäten. 3) Kritik der vorzüglichsten Erscheinungen in der deutschen Literatur. 4) Korrespondenz aus allen Ecken des Vaterlandes, wo Etwas geschieht, das würdig ist, gewusst, verstanden, belobt, beweint, missrathen oder nachgeahmt zu werden. — Jede Woche ein Heft, jedes Heft von drei Bogen, wird die ‚Deutsche Revue' den Charakter als Journal und Buch vereinigen, und sowohl das Stockende der Monatschriften wie das Verschlissene der Tagsblätter vermeiden Im gehaltenen Strome ihres Erscheinens wird die zerstreute und eilende Zeit sich einigermaßen würdig gesammelt und reflektiert wiederfinden." — Man könnte dieser Ankündigung mit Recht einen etwas schwülstigen, phrasenhaft unbestimmten Stil vorwerfen, aber provocierend oder frivol klang sie gewiss nicht, und für Menzel, welcher die todte und trockene Gelehrsamkeit so ingrimmig hasste, war — sollte man denken — am wenigsten ein Grund vorhanden, die in Aussicht gestellte Befreundung der Wissenschaft mit der Kunst und dem Leben feindselig zu begeifern. Auch die später veröffentlichte Liste von Mitarbeitern der „Deutschen Revue," unter welchen sich, neben Heine und Börne, Varnhagen von Ense und zahlreiche Universitätsprofessoren in Berlin, Halle und Königsberg befanden, konnte keinen begründeten Anlass zu moralischen oder patriotischen Befürchtungen geben. Wenn Menzel dennoch mit Feuer und Schwert gegen eine erst angekündigte Zeitschrift zu Felde zog, von welcher noch kein einziges Heft erschienen war; wenn er dieselbe im Voraus auf eine in den Annalen der deutschen Literatur

unerhörte Art als ein ruchloſes Unternehmen verdächtigte, das auf eine Untergrabung aller Pfeiler des Staates, der Religion und der Sittlichkeit hinziele, ſo ſetzte er ſich allerdings der unwiderlegbaren Anſchuldigung aus, daſs der ſchäbigſte Konkurrentenneid ihm die Feder gelenkt. Die Taktik, welche er bei ſeinen Angriffen befolgte, war zudem in allen Einzelheiten eine vollkommen perfide. Statt ſich an das oben mitgetheilte Ankündigungsprogramm der „Deutſchen Revue" zu halten, griff er aus Gutzkow's „Wally" einzelne pikante Äußerungen über Religion und Sittlichkeit heraus, ſtellte das untergeordnete ſinnliche Moment des Romanes als deſſen Hauptgegenſtand dar, und ſchob dem Verfaſſer, deſſen Anſichten er mit willkürlich dem Zuſammenhang entriſſenen Reflexionen ſeiner Romanfiguren identificierte, buchſtäblich die Abſicht unter, durch Unzucht und Gotteslästerung die Welt verbeſſern zu wollen. Mit gleichem oder vielmehr mit größerem Recht hätte Menzel die Novelle Ludwig Tieck's: „Eigenſinn und Laune," welche um dieſelbe Zeit in der „Urania für 1836" erſchienen war, zum Gegenſtand ſeiner Bußpredigt machen können. Dieſe Emmeline, welche in herzloſer Koketterie ihr Spiel mit den Männern treibt, in den unnatürlichſten Phraſen gegen Liebe und Ehe eifert, heute den hübſchen Kutſcher ihres Vaters heirathen will und ihm morgen den Laufpaſs ertheilt, weil er „ein ganz gewöhnlicher Menſch wie alle Übrigen" geworden iſt, — bald darauf ſich dem elendeſten Schurken preisgiebt, „eben weil ſie ihn ſo tief verachtet, daſs ſie ihm jede Vertraulichkeit erlauben zu dürfen glaubte," — dann als halbverblühte Schönheit eine Konvenienzehe mit dem alten Millionär Grundmann ſchließt, ſich Dieſem wieder von einem franzöſiſchen Officier entführen läſſt, der ſich hinterdrein als ihr früherer Kutſcher-Geliebter entpuppt, und von dem verlaſſen ſie als Bordellwirthin endet — dieſe widerwärtige Schlammgeburt Tieck'ſcher Phantaſie, deren Ruchloſigkeit durch keinen Strahl einer edlen Idee gemildert wird, hätte ſicherlich eine derbere Zurechtweiſung als die „Wally" verdient, bei welcher doch die höchſten Intereſſen des Geiſtes ins Spiel gezogen waren. Aber Menzel nahm von der unſittlich rohen Kunſtſchöpfung des alten Romantikers keine Notiz — er wählte ſich das viel harmloſere Produkt einer jugendlich unreifen Gährung zum Opfer aus. Sein erſter Angriff auf die junge Literatur, als deren Haupt er Karl Gutzkow bezeichnete, und welcher er zum Zeichen ſeiner Verachtung ihrer kosmopolitiſchen Tendenzen den franzöſierten Namen der „jeune Allemagne" gab, erfolgte im „Literaturblatte" vom 11. und 13. September 1835. Aus Frankreich

kam, nach Wolfgang Menzel's Darstellung, alles Unheil her; die religiösen Zweifel, deren Macht über das weibliche Gemüth Gutzkow in seiner Wally geschildert, wurden für „eine potenzierte Nachahmung der neufranzösischen Frechheit" erklärt, die an sich nur eine Wiederholung früherer Sünden sei. „Nur im tiefsten Kothe der Entsittlichung, nur im Bordell," schrie Menzel, „werden solche atheistische Gesinnungen geboren. Sie waren gäng und gebe bei den philosophischen Sykophanten des altfranzösischen Hofes. Im Palais-royal wurden sie zuerst aus der Hofsprache in die der Jakobiner übersetzt. Herr Gutzkow hat es über sich genommen, diese französische Affenschande, die im Arme von Metzen Gott lästert, aufs Neue nach Deutschland überzupflanzen, in einem Zeitalter, das, Gott sei Dank, gereifter und männlicher ist, als das Jahrhundert Voltaire's. Damals schon scheiterte das Laster am Sinn unseres Volkes; jetzt wird es um so weniger durchdringen. Die Literatur wird es ausstoßen, die öffentliche Meinung wird es brandmarken. . . Wenn man eine solche Schule der frechsten Unsittlichkeit und raffiniertesten Lüge in Deutschland aufkommen lassen wollte, wenn sich alle Edlen der Nation nicht dagegen erklärten, wenn sich deutsche Verleger nicht vorsähen, solches Gift dem Publikum feil zu bieten und anzupreisen, so würden wir bald schöne Früchte erleben. . . Aber ich will meinen Fuß hineinsetzen in euren Schlamm, wohl wissend, daß ich mich befudle. Ich will den Kopf der Schlange zertreten, die im Miste der Wollust sich wärmt. . . So lange ich lebe, werden Schändlichkeiten dieser Art nicht ungestraft die deutsche Literatur entweihen." Mit sich steigernder Heftigkeit setzte Wolfgang Menzel in den folgenden Monaten seinen Kampf gegen das junge Deutschland fort, wobei seine Alarmrufe mehr und mehr den Charakter einer polizeilichen Denunciation seiner literarischen Gegner annahmen und in greller Übertreibung auf die Gefahr hindeuteten, welche den deutschen Regierungen aus den Umsturzlehren der jeune Allemagne erwachsen müsse. „Ich weiß zwar wohl," schrieb er in Nr. 110 seines Literaturblattes vom 26. Oktober, „daß es einigen sichern Leuten lächerlich scheint, solche tolle Phantasien einiger wenigen verirrten Jünglinge für ernstlich gefährlich zu halten; ich weiß, daß ihr Krieg gegen das Christenthum, gegen die Moral, gegen die Ehe vor der Hand nicht mehr bedeutet, als wenn eine junge Eulenbrut Krieg führen wollte mit der alten Sonne. Allein aus einem Funken kann ein Brand werden. Die Leute haben zu viel Lärm gemacht, zu laut geprahlt, zu unverschämt die Leitung der deutschen Jugend

uſurpiert, als daſs man ſie ignorieren könnte. Sie beabſichtigen ſich zunächſt als eine kritiſche Macht zu konſtituieren und die geſammte deutſche Literatur von ihrer angekündigten Revue aus zu beherrſchen. Wie werden wohl ſolche Leute mit ſolchen Grundſätzen von den Arbeiten der deutſchen Gelehrten- und Dichterwelt denken? Über dem neuen literariſchen Schöppenſtuhl, den ſie in Frankfurt errichten wollen, thront ſtatt der Gerechtigkeit die Venus vulgivaga. Wehe Dem, der mit irgend einer Tugend in der Literatur glänzt! Nie werden die Menſchen, die an keine unſichtbare Welt hinter der ſichtbaren, die an keinen Gott glauben, denen die Religion nur als eine Maſke erſcheint, als ein erheuchelter Spiritualismus, die nur an das Fleiſch glauben, nie werden dieſe Prieſter des Schmutzes es irgend einem Schriftſteller verzeihen, daſs er reiner iſt, als ſie. . . Doch ich will die Ärgerniſſe, die unſern Schriftſtellern durch eine ſolche Kritik bereitet werden würden, nicht hoch anſchlagen. Wichtiger ſcheint mir der ſchlimme Einfluſs, den dieſe Menſchen jenſeits der Literatur, im Volk überhaupt zu gewinnen trachten. Kann man es in dieſer Zeit ſo gleichgültig anſehen, daſs ſie uns das Franzoſenthum in Worten und Werken predigen? Unter der Maſke des franzöſiſchen Republikanismus ſchwärzt dieſe neue Frankfurter Läſter- und Laſterſchule eine furchtbare Unzucht ein. Das Fleiſch, die freie Sinnlichkeit, die Aufhebung der Ehe ſind ihre Schlagwörter, und ſie ſchreiben nicht nur ſelbſt obſcöne Bücher, ſondern wärmen auch die alten wieder auf . . . Man ſchließt ſich zum Theil an Saint-Simon an, man verkündigt einen noch ausſchweifenderen Republikanismus ohne Tugend, eine Hetärenrepublik im größten Stil. . . Heute gehören dieſe Grundſätze noch den engern ariſtokratiſchen Kreiſen der Literatur an. Ihre Verkündiger machen Anſpruch auf eine ſuperfeine Äſthetik und wollen als die echten Jünger Goethe's gelten. Aber ſchon der Umſtand, daſs dieſelben Leute zugleich Republikaner, deutſche Saint-Simonianer, Reformatoren der Ehe ꝛc. ſein wollen, beweiſt uns, in welcher Richtung ihre Grundſätze, wenn ſie ſich in Deutſchland fixieren könnten, tiefer ins Volk hinabſteigen würden. Mit dieſen paar Phantaſten dürft ihr wohl fertig zu werden hoffen. Aber ſie werden im Schoße des Pöbels Nachahmer von etwas rauherer Natur finden, deren Wirkſamkeit der vornehmen Aufſicht entgehn dürfte. Heute habt ihr es nur mit ariſtokratiſchen Wildfängen, morgen vielleicht habt ihr es mit der Volkshefe zu thun, in welcher die Gemeinheit, die von oben kommt, immer fruchtbaren Schlamm findet.

Das sittliche Bürgerthum, an dem die ästhetischen Laster der höhern Gesellschaft kaum bemerkbar vorüber gleiten, wird erst durch den Übergang dieser Laster in die anarchischen Elemente der untersten Gesellschaft untergraben. Wenn die Aristokratie der Bildung ihren Pöbel emporkommen läfft, so sieht leider bald das Volk auch *seinen* Pöbel in den abgetragenen Kleidern jenes vornehmen Pöbels stolzieren, und dann ist es zu spät, sich über die Nachsicht zu beklagen, mit der man den erstern gewähren ließ. Oder Wem schmeicheln diese Lehren, als der Bestialität und Raubluft, die in den Höhlen der Verworfenheit, im Schmutz und Branntwein der großen Haupt- und Fabrikstädte noch schlummern, aber leicht zu wecken sind?" — In der That, kein Mittel war gemein genug, das Menzel nicht unbedenklich benutzt hätte, um seinen literarischen Widersachern in der öffentlichen Meinung und in den Augen der deutschen Regierungen Schaden zu thun. Ehrabschneiderische Verleumdungen persönlichster Art, sinnverdrehende schmutzige Auslegungen der unverfänglichsten Worte, aus der Luft gegriffene politische und sittliche Inkriminationen füllen an hundert Spalten des Menzel'schen Literaturblattes vom September 1835 bis zum Frühling des folgenden Jahres. Nicht genug, daß die angekündigte „Deutsche Revue," durch welche seinem eigenen Journal eine gefährliche Konkurrenz zu erwachsen drohte, noch vor ihrem Erscheinen dem deutschen Publikum als ein Belialspfuhl der Unzucht und Gotteslästerung verdächtigt ward — nein, auch die schon gewonnenen Mitarbeiter des jungen Unternehmens, deren Namen von den Herausgebern veröffentlicht worden, sollten durch ein nichtswürdiges Intrigenspiel eingeschüchtert und, wo möglich, zum Rücktritt gezwungen werden. Was blieb den geängstigten Universitätsprofessoren, welche der „Deutschen Revue" Beiträge zugesagt, anders übrig, wenn sie nicht den Verlust ihres Amtes riskieren wollten, als schleunigst ihre Zusage zu widerrufen, nachdem Menzel ihnen in seinem „Literaturblatte" vom 11. November öffentlich die Pistole seiner unverschämten Fragen auf die Brust gesetzt: „Die preußischen Universitätsprofessoren? Sind Universitäten keine Staatsanstalten? Gilt im preußischen Staate noch das Christenthum, die Moral, die Ehe? Hätte man darum so oft von dem in Preußen vorherrschenden sittlich-religiösen und konservativen Geist gehört, daß jetzt die namhaftesten Professoren von Berlin, Königsberg, Halle einem neuen schmutzigen Marat, der wörtlich wie der alte nur das Sakrament „des entzückenden Augenblicks" und eine Republick der sansculottes und sanschemises predigt, nachlaufen

und mit ihm gegen Christenthum, Sitte, Ehe, Familie, Scham, gegen Gott und Unsterblichkeit, gegen die deutsche Nationalität und gegen das Bestehende wüthen sollten? Oder hofft man, im Schmutz und Judenpech dieses literarischen Gesindels den längst von frommen Gemüthern ersehnten Kitt und Leim zu finden, durch den die großen politischen Gegensätze dieser Zeit glücklich zusammengeklebt und versöhnt und der allgemeine Weltfrieden herbeigeführt werden wird? Soll Dies durch eine vorläufige Accolade der Pariser Exilierten und der preußischen Universitätsprofessoren, worüber Gutzkow und Wienbarg den Segen sprechen, angedeutet werden?" — Damit dem ekelhaften Gebräu der Menzel'schen Denunciationen auch das letzte pikante Gewürz nicht fehle, das die sicherste Wirkung auf den Geschmack des ungebildeten großen Haufens versprach, wurde von dem bisherigen Vorkämpfer der Judenemancipation das alte Vorurtheil des Pöbels gegen die Juden neu angeschürt. Es wurde von Menzel die bewusste Tendenzlüge ausgesprengt, „dass das sogenannte junge Deutschland eigentlich ein junges Palästina sei, und dass von der öffentlichen Meinung alles Widerliche, was in der grenzenlosen Zudringlichkeit, in der Franzosensucht, in dem tückisch ohnmächtigen Deutschen- und Christenhass der neuen Frankfurter Propaganda liege, bereits allgemein dem Judaismus zur Last gelegt werde." Von allen Schriftstellern, deren Name mit dem „jungen Deutschland" in Verbindung gebracht worden, bekannte sich nicht ein einziger zum jüdischen Glauben, und nur Heine und Börne waren von israelitischer Abkunft, wenn auch längst getauft; in den Adern Gutzkow's und Wienbarg's, Mundt's und Laube's oder Gustav Kühne's, der ebenfalls zu den Trägern der jungen Literatur gehörte, floss nicht ein Tropfen orientalischen Blutes. Menzel wusste Das recht gut, er wusste, dass Gutzkow, dem er die Hauptschuld an allem Unheil aufbürdete, sogar christliche Theologie als specielle Fachwissenschaft studiert hatte, dass Wienbarg, was keinem Juden erlaubt wurde, Docent an einer deutschen Universität gewesen — aber das Alles hielt den Mann, der sich so anmaßlich zum Retter der Sittlichkeit aufwarf und bei jeder Gelegenheit mit seinem gradherzigen Biedersinn prunkte, nicht ab, der Wahrheit und Humanität ins Gesicht zu schlagen und in einem literarischen Kampfe, bei welchem das Judenthum ganz außer Frage stand, die Losung zu einem neuen Hep-Hep-Geschrei wider die Juden zu geben. Er, welcher noch kurz zuvor auf dem würtembergischen Landtage seine Stimme für die bürgerliche und politische Gleichstellung der Israeliten erhoben hatte, druckte

jetzt mit Beifallsbemerkungen in seinem Literaturblatte alle Schmähungen ab, die von seinen Trabanten in anonymen Broschüren wider das Judenthum und dessen erlogene Verbündung mit den Bestrebungen des jungen Deutschlands geschleudert wurden. „Den Dank des Vaterlandes“ verdiente nach seiner Ansicht der Verfasser der kleinen Schrift: „Die Jeune Allemagne in Deutschland,“ worin auf die Frage: „Wer konnten sie sein, diese heimatlichen Zwitter, denen Alles feil, auch die Seele, denen Nichts zu niedrig war, auch der Preis nicht, um den sie loszuschlagen ‚die Tugend‘ hatten? Etwa Deutsche? Franzosen?“ die schamlose Antwort ertheilt wird: „Nein, es sollten Menschen sein, denen Pflicht und Humanität das Bürgerrecht erworben, denen eine durch die bittersten Schicksale gestählte Ausdauer, ein durch zahlreiche Kämpfe raffinierter Scharfsinn, eine lauernde Gewandtheit und ein tausendfarbiges Talent Alles möglich gemacht, nur Das nicht, was ihnen eine schwer errungene Emancipation auferlegt: — sich zu entnationalisieren, Das nicht mehr zu sein, was ihre Geschichte, ihre Religion, ihre innerste Natur, ihre Zukunft fordert — Juden. Ihr hervorspringender Charakter, erklärbar durch die Verfolgungen, die wir an ihnen verschuldet, ist verneinend, und darum treibt sie eine unwiderstehliche Neigung in die Ähnlichkeit des Volkes, dem Deutschland seine Irrthümer, dem es seine Täuschungen verdankt. Franzosen und Juden schüren an dem unheiligen Feuer, das unsere besten Säfte aufzehren, das stille Erbtheil unserer inneren Nationalität, ein reines Gemüth, vergiften und jenen ätzenden Verstand zum alleinigen Richter unserer Gedanken machen soll, den Gott schon in der Urwelt verworfen als die Schlange, die sich um unser Gewissen ringelt. In Besitz großer Mittel, die ihnen ein dämonisches Wittern edler Metalle, die ihnen jüngsthin die Zaubergabe verliehen, aus Papieren Geld zu schaffen, rekurriert der Israelite, in dem klaren Bewusstsein, nur den Namen, nie das Wesen einer andern als seiner Nationalität in sich aufzunehmen, zu dem Princip der Eroberung, nicht durch das Eisen, das nur ganze Männer begeistert, sondern einer Eroberung durch die Kontrebande eines großartigen moralischen Betrugs. Ohne Vaterland, muss ihnen Vaterlandsliebe eine Thorheit sein, und so wird ihnen politisches Princip, gleichviel welches, nie zur politischen Gesinnung, sondern nur zu einem mehr oder weniger eigennützigen Spiel des Geistes je mit der Farbe, in der man, wo die Vaterlandsliebe Opfer erheischt, wo die Principien auf den Kampf der Ehre gefordert, wo die moralische Sonde und die Feuer-

probe der Öffentlichkeit angewendet werden, gegen ein Billiges durch die Hinterpforte entschlüpft. Darum erblickt man sie, in das Gewand des Neuesten geworfen, stets in den Wechseln des Anfangs, dem entscheidenden Ende aber, bald mit dem Rücken, bald mit dem Gesichte, nur dann zugekehrt, wenn die Gesinnung verschwunden ist und das Schlachtfeld geplündert wird."

Es ist von Interesse, beiläufig zu konstatieren, daß Wolfgang Menzel allerdings nicht der Erste war, der so gravierende Anklagen gegen die Träger der neuen Literatur erhob. Schon im Sommer des Jahres 1834 hatte der Professor Viktor Aimé Huber in Rostock seine „Mecklenburgischen Blätter" mit einem leidenschaftlichen Angriffe gegen Wienbarg's „Ästhetische Feldzüge" und gegen das junge Deutschland eröffnet. Bald darauf folgte die eben so feindselige Broschüre: „Heinrich Heine und ein Blick auf unsere Zeit" von Maximin. Jos. Stephani, — ein Pseudonymon, hinter welchem sich zwei verschiedene Verfasser verbargen, als deren einen sich später Dr. W. Grabau in Hamburg zu erkennen gab[120]). Menzel wurde in dieser Broschüre, so gut wie Laube und Wienbarg, als ein Schildknappe Heine's und Börne's, namentlich des Letzteren, charakterisiert; im Übrigen wurden der neuen Schule bereits ganz dieselben Vorwürfe gemacht, welche das Stuttgarter „Literaturblatt" ein Jahr später wiederholte: nämlich daß sie „mit ihren unbewiesenen, diktatorisch gebietenden Lehren und Meinungen auf nichts Anderes ausgehe, als den ganzen Bestand der Verhältnisse, den bisherigen Zustand der politischen, religiösen und moralischen Welt, die Sitten und Gewohnheiten des geselligen, häuslichen und öffentlichen Lebens zu verwirren, alle Ordnung zu zertreten und die Form des gegenwärtigen Daseins völlig zu vernichten." Die „heillosen, aller Sittlichkeit nnd aller Vernunft widerstreitenden Grundlehren, welche an die Spitze dieser Vernichtungstheorie geschoben sind," wurden in dem einleitenden Vorwort jener Broschüre folgendermaßen dargestellt: „1) Es ist ein Unsinn, sich noch nach zweitausend Jahren von dem Buche ungestört gängeln zu lassen, was unwissende Schüler einem großen Meister nachlallten. 2) Staat, Recht und Gesetz sind einseitige Resultate der Willkür und Partei, die bloß vom Wahnwitz eines für unverletzlich gehaltenen Herkommens geheiligt worden sind. 3) Die Ehe ist ein Damm gegen den Strom der Geselligkeit; sie ist ein Traditionsgut, das man abwerfen muß, wenn man die Menschheit zu höherer Kultur und Vollkommenheit fördern will. 4) Alles Wissen macht

dumm und unglücklich." Ganz ähnlich, nur in etwas präciserer Fassung, subsumierte Wolfgang Menzel seine Anklagen wider die Lehren des jungen Deutschlands unter die vier Rubriken des „jede Nationalität vernichtenden Kosmopolitismus," der „Appellation an die künftige Revolutionierung Europas durch die Ideen Saint-Simons," der „Irreligiosität," und der „Unsittlichkeit."

Die Huber'schen Angriffe in einer eben erst begründeten mecklenburgischen Zeitschrift und die Stephani'sche Broschüre, welche von obskuren Verfassern in obskurem Verlage (Halle, bei C. F. E. Scharre) veröffentlicht worden war, konnten unbeachtet vorübergehn und mochten dem größeren Publikum gänzlich unbekannt geblieben sein. Nicht so die Menzel'schen Denunciationen, welche in dem renommiertesten kritischen Journal jener Zeit standen und Tausenden von Lesern in allen Gegenden Deutschlands zu Gesicht kommen mussten. Die erste Folge derselben war die Anordnung eines strafgerichtlichen Verfahrens gegen Karl Gutzkow und den Verleger der „Wally," den Buchhändler C. Löwenthal in Mannheim, bei dem dortigen Hofgerichte. Während Gutzkow sich in Untersuchungshaft befand, nahm der bekannte rationalistische Theolog, Kirchenrath H. E. G. Paulus zu Heidelberg, in einer besonderen Schrift („Sendschreiben an K. Gutzkow, von einem Freunde der Wahrheit") sich des Angeklagten gegen die Menzel'schen Bezichtigungen der Verführung zur Unzucht und zur Irreligiosität mit Wärme an. Er wies nach, dass Gutzkow's Buch, „wenn man dasselbe, wie der Kritiker die Pflicht habe, als Ganzes betrachte, nicht nur Nichts enthalte, was zu jenen beiden Irrwegen verführen sollte, sondern dass der planmäßige Verlauf des Romans vielmehr zeige, in welche höchst verderbliche Konsequenzen dergleichen Übertreibungen auslaufen." Auch ist zu beachten, dass die in der „Wally" — allerdings häufig in verletzend burschikoser Form — vorgetragenen rationalistischen Ansichten über religiöse Gegenstände ihrem Inhalte nach keineswegs neu waren, und zum Theil fast gleichzeitig von Friedrich David Strauß in seinem „Leben Jesu" als Resultate ernster wissenschaftlicher Forschung gelehrt wurden. Die Processverhandlung fand am 8. Januar 1836 in Mannheim Statt. Gutzkow vertheidigte sich selbst in einem geist- und kenntnisreichen Vortrage, und zwar mit so gutem Erfolg, dass der Gerichtshof die Klage auf Blasphemie und Darstellung unzüchtiger Gegenstände, als in jenem Buche nicht begründet, abwies und den Angeklagten nur „wegen Angriffs auf die im Großherzogthum Baden anerkannten Religionsgemein-

ſchaften" zu einer zehnwöchentlichen Gefängnisſtrafe, vom Tage der Inhaftierung an gerechnet, und in ein Drittheil der Koſten verurtheilte. Menzel war unehrenhaft genug, ſelbſt nachdem auf Grund ſeiner Denunciation das gerichtliche Verfahren gegen Gutzkow eingeleitet worden war, und während das Schwert des Geſetzes über Demſelben hing, die öffentliche Meinung und die Staatsbehörden unausgeſetzt wider den literariſchen Gegner aufzuhetzen. Und nicht vergebens. Das Schreckgeſpenſt der Revolution, der drohende Umſturz alles Beſtehenden, den Menzel als ſicher zu erwartendes Reſultat einer ungehinderten Verbreitung der Ideen des jungen Deutſchlands verkündete, ſetzten ſogar den Bundestag in Angſt und veranlaſſten denſelben, in ſeiner Sitzung vom 10. December 1835 folgenden drakoniſchen Beſchluſs zu faſſen, durch welchen von einer oberſten Regierungsbehörde eine ganze literariſche Richtung, ſo zu ſagen, in Acht und Bann erklärt wurde: „Nachdem ſich in Deutſchland in neuerer Zeit, und zuletzt unter der Benennung ‚das junge Deutſchland' oder ‚die junge Literatur' eine literariſche Schule gebildet hat, deren Bemühungen unverhohlen dahin gehen, in belletriſtiſchen, für alle Klaſſen von Leſern zugänglichen Schriften die chriſtliche Religion auf die frechſte Weiſe anzugreifen, die beſtehenden ſocialen Verhältniſſe herabzuwürdigen und alle Zucht und Sittlichkeit zu zerſtören: ſo hat die deutſche Bundesverſammlung — in Erwägung, daſs es dringend nothwendig ſei, dieſen verderblichen, die Grundpfeiler aller geſetzlichen Ordnung untergrabenden Beſtrebungen durch Zuſammenwirken aller Bundesregierungen ſofort Einhalt zu thun, und unbeſchadet weiterer, vom Bunde oder den einzelnen Regierungen zur Erreichung des Zweckes nach Umſtänden zu ergreifender Maßregeln — ſich zu nachſtehenden Beſtimmungen vereinigt: 1) Sämmtliche deutſche Regierungen übernehmen die Verpflichtung, gegen die Verfaſſer, Verleger, Drucker, und Verbreiter der Schriften aus der unter der Bezeichnung ‚das junge Deutſchland' oder ‚die junge Literatur' bekannten literariſchen Schule, zu welcher namentlich Heinrich Heine, Karl Gutzkow, Heinrich Laube, Ludolf Wienbarg und Theodor Mundt gehören, die Straf- und Polizeigeſetze ihres Landes, ſo wie die gegen den Mißbrauch der Preſſe beſtehenden Vorſchriften, nach ihrer vollen Strenge in Anwendung zu bringen, auch die Verbreitung dieſer Schriften, ſei es durch den Buchhandel, durch Leihbibliotheken oder auf ſonſtige Weiſe, mit allen ihnen geſetzlich zu Gebote ſtehenden Mitteln zu verhindern. 2) Die Buchhändler werden hinſichtlich des Verlags und Ver-

triebs der oben erwähnten Schriften durch die Regierungen in angemessener Weise verwarnt, und es wird ihnen gegenwärtig gehalten werden, wie sehr es in ihrem wohlverstandenen eigenen Interesse liege, die Maßregeln der Regierungen gegen die zerstörende Tendenz jener literarischen Erzeugnisse auch ihrerseits, mit Rücksicht auf den von ihnen in Anspruch genommenen Schutz des Bundes, wirksam zu unterstützen. 3) Die Regierung der freien Stadt Hamburg wird aufgefordert, in dieser Beziehung insbesondere der Hoffmann und Campe'schen Buchhandlung in Hamburg, welche vorzugsweise Schriften obiger Art in Verlag und Vertrieb hat, die geeignete Verwarnung zugehen zu lassen."

Schon vor diesem Beschlusse waren Anfangs November die zu ergreifenden Prohibitivmaßregeln wider die junge Literatur in der Bundesversammlung vorläufig zur Sprache gekommen, und Preußen hatte sich, auf Antrag des berüchtigten Tzschoppe, beeilt, mittelst eines Ministerial-Reskriptes vom 14. November über alle Druckschriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt, sowie über die von ihnen redigierten periodischen Schriften, insofern diese nicht im Inlande mit preußischer Censur erschienen, ein unbedingtes Verbot auszusprechen. Dadurch wurde nicht allein die mit so verheißungsvollen Worten angekündigte „Deutsche Revue" vor der Geburt erstickt, sondern auch dem unter Mundt's Redaktion in Leipzig erscheinenden „Literarischen Zodiakus" und der Braunschweiger „Mitternachtzeitung," zu deren Redakteur Laube so eben ernannt war, der Eingang in die preußischen Staaten versperrt. Die Mundt'sche Zeitschrift musste gänzlich aufhören, da die Konzession zur Herausgabe derselben den Verlegern (Gebrüder Reichenbach) unterm 30. December durch ein Reskript des sächsischen Kultusministeriums entzogen ward, obschon der „Literarische Zodiakus" erst kürzlich eine Reihe scharfer Angriffe auf Heine, Gutzkow und Wienbarg gebracht hatte[127]), und im ersten Hefte des Jahrgangs 1836 eine direkte Verwahrung Theodor Mundt's gegen Dessen Theilnahme an der Bestrebungen des jungen Deutschlands enthielt. „Die fabricierte Kategorie des sogenannten jungen Deutschlands," versicherte er dort[128]), „war uns von jeher fremd, und es ließ sich voraussehen, dass eine derartige selbstgemachte Benennung, die eine nur kritisch hervorgerufene Kluft zwischen allen nationalen Sympathien gründet, früher oder später zum literarischen Ekelnamen werden würde." — Wie aus dem Wortlaute des Bundestagsbeschlusses erhellt, war die Ausführungsart desselben so ziemlich der Willkür der einzelnen

Regierungen anheimgegeben. Preußen, das in dieſer wenig ruhmwürdigen Angelegenheit gleich Anfangs die Führung übernommen, behauptete dieſelbe auch in der Folgezeit. In den erſten Monaten ſchien man nicht bloß über die ſeitherigen, ſondern auch über die künftigen Schriften der geächteten Autoren ein abſolutes Interdikt verhängen, man ſchien Letztere geradezu literariſch mundtodt machen zu wollen; ja, die Cenſur geſtattete eine Zeitlang nicht einmal die Nennung ihrer Namen in öffentlichen Blättern, ſelbſt wenn dabei eine Befehdung der Tendenz ihrer Werke beabſichtigt war. So mußte u. A. der Name Theodor Mundt's aus der Liſte der Mitarbeiter der „Berliner Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik“ geſtrichen, und in den Ankündigungen des von Varnhagen und Mundt herausgegebenen literariſchen Nachlaſſes von K. L. v. Knebel durfte nur Varnhagen als Herausgeber genannt werden. Der Name Heine's, welcher in dem preußiſchen Miniſterial-Erlaſſe vom 14. November noch gefehlt hatte, wurde zuerſt in einer großherzoglich heſſiſchen Specialverordnung vom ſelben Monat der Liſte der übrigen geächteten Schriftſteller angefügt, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß ſeine Schriften hinfort nur nach ſpeciell eingeholter Erlaubnis verkauft werden dürften. In Preußen ordnete ein Miniſterial-Reſkript vom 11. December, bei Gelegenheit des Verbotes von Heine's „Romantiſcher Schule,“ zugleich an, „daß rückſichtlich der ſämmtlichen künftigen literariſchen Erzeugniſſe des H. Heine, welcher bereits zu verſchiedenen Bücherverboten Veranlaſſung gegeben hat, und deſſen bisher erſchienene Schriften faſt ſämmtlich bedenklichen Inhalts ſind, ſie mögen erſcheinen wo und in welcher Sprache es ſei, dieſelben Maßregeln eintreten ſollen, welche in Beziehung auf die Schriften von Gutzkow, Wienbarg, Laube, Mundt ꝛc. unter dem 14. November d. J. erlaſſen worden ſind.“ In Mecklenburg wurde kurzer Hand der geſammte Verlag der Firma Hoffmann und Campe verboten, eine Maßregel, die bis zum Jahre 1848 unverändert in Kraft blieb. Die badiſche Regierung unterſagte dem Buchhändler Löwenthal in Mannheim jeden ferneren Verlag, nahm aber von dieſer harten Verfügung ſchon nach wenigen Monaten wieder Abſtand. Menzel's fortgeſetzte Denunciationen ſchienen noch längere Zeit hindurch den deutſchen Regierungen zur Richtſchnur bei ihren Bücherverboten zu dienen. So wurde im Königreich Sachſen ein Konfiskations-Edikt über ſämmtliche Schriften des pſeudonymen Fr. Clemens (Joh. Friedr. Gerke) verhängt, nachdem Deſſen „Manifeſt der Vernunft“ im

Stuttgarter „Literaturblatte“ No. 16, vom 12. Februar 1836, unter der Überschrift: „Antichristenthum“ einer irreligiösen Tendenz bezichtigt worden war. Ja, als Menzel die Romane „Learosa, die Männerfeindin“ und „Adolar, der Weiberverächter“ von Emerentius Scävola (von der Heyden) als unsittlich schilderte — er nannte in seiner draftischen Sprache die Muse des Verfassers „ein Schwein, das sich mit einem feinen Batisttuch die Thränen trocknet,“ — erließ das preußische Ministerium nicht allein unterm 7. Oktober 1836 ein Verbot der vor etwa einem Jahre in Leipzig veröffentlichten „Learosa,“ sondern fügte gar eine Warnung an die Buchhändler vor dem bereits seit drei Jahren unter preußischer Censur bei einem Berliner Verleger erschienenen „Adolar“ hinzu. Das Verbot von Lewald's „Europa,“ welches durch den Abdruck einiger Auszüge aus Eduard Beurmann's „Vertrauten Briefen aus Berlin“ herbeigeführt worden war, wurde zwar bald zurückgenommen, als der Verlag der Zeitschrift in die Hände eines konservativen Buchhändlers überging, und auch dem Debit des Duller'schen „Phönix“ stellte sich in Preußen kein Hindernis in den Weg, nachdem Eduard Duller, ähnlich wie Lewald[429]), in seinem Blatte vom 2. December 1835 jede Sympathie mit den Tendenzen des „jungen Deutschlands“ öffentlich in Abrede gestellt und sich namentlich von der Richtung seines bisherigen Mitredakteurs Gutzkow entschieden losgesagt hatte. Besonders strenge Maßregeln wurden gegen die ausländische Presse ergriffen. Von den französischen politischen Journalen, deren sich einige, wie der „National,“ in Deutschland zahlreicher Abonnenten erfreut hatten, durften seit dem 29. December 1835 nur noch der „Moniteur,“ das „Journal des Débats,“ die „Gazette de France,“ die „Quotidienne,“ das „Journal de Paris,“ der „Renovateur“ und der „Courrier français“ (letzteres Oppositionsblatt, weil es keine Korrespondenzen aus Preußen enthielt) durch die preußischen Postanstalten unter Kreuzband bezogen und öffentlich oder in Lesezirkeln ausgelegt werden. Von den übrigen Zeitungen sollte das Postgeld wie von Briefen erhoben werden, wobei der Preis jedes Journals sich auf mindestens 500 Thaler jährlich belaufen hätte. Die in der Schweiz erscheinenden französischen Blätter durften, mit Ausnahme des „Constitutionnel Neufchatellois,“ sämmtlich nicht durch die Post bezogen werden. Von belgischen Zeitungen waren fortan nur vier, der „Moniteur belge,“ der „Lynx,“ das „Journal d'Anvers,“ und „L'Industrie,“ —von englischen fünf, die „Times,“ das „Court Journal,“ der „Courier,“ die „Morning Post“ und das „Albion,“ erlaubt.

Die schlimmste Zeit aber drohte für die in dem Bundestagsbeschlusse namhaft gemachten Hauptvertreter der jungen Literatur heranzubrechen. Durfte ihr Name nicht mehr genannt werden, sollten nicht bloß die früheren, sondern auch alle künftigen Erzeugnisse ihres Geistes verboten sein, so war ihre kaum erst begonnene literarische Laufbahn beendet, und es blieb ihnen der rohen Gewalt gegenüber Nichts übrig, als sich in den Mantel eines stolzen Schweigens zu hüllen und ihr Martyrium mit Würde zu tragen, wenn sie die kläglichere Rolle der Apostaten verschmähten und nicht durch ein Pater peccavi eine Aufhebung der ungerechten Maßregeln erbetteln wollten. Mit männlichstem Muthe ertrug Wienbarg sein hartes Geschick. Im Bewusstsein, als Priester der Schönheit und Freiheit einer großen Idee gedient und keine Zeile veröffentlicht zu haben, deren ein edler Geist sich zu schämen brauche, ließ er sich zu keiner Konzession, keinem Widerrufe, keiner Bitte und keinem Versprechen herbei. Er stellte sich auf den Boden seines guten Rechts, und ließ sich von diesem, Schritt für Schritt kämpfend, nur durch die brutale Gewalt vertreiben. Als ihm Anfangs November 1835 die Erlaubnis des ferneren Aufenthaltes in Frankfurt verweigert ward, petitionierte er nicht, wie Dr. Franz Kottenkamp, dem ein Gleiches widerfahren war, an den Frankfurter Senat, sondern er rief, auf die Unbescholtenheit seines Leumunds verweisend, wenngleich erfolglos, die Intervention der holsteinischen Gesandtschaft an. Dann wandte er sich nach Mainz, dem Herde der Buchdruckerkunst, die nun bald ihr viertes Säkularfest feierte — aber auch das goldene Mainz, die Stadt Schöffer's, Fust's und Guttenberg's, schloss dem fahrenden Literaten, dem Manne der angewandten Lettern, ungastlich die Thore. Wieder ergriff er den Wanderstab, und pilgerte gen Niederingelheim, wo die Trümmer des herrlichen Pallastes ragen, den Karl der Große mit Säulen aus Granit, Marmor und Porphyr von italiänischen Baumeistern errichten ließ, und den die Franzosen in Asche gelegt, als sie mit Schwert und Brandfackel die Pfalz verwüsteten. Aber auch in Niederingelheim vergönnte die Kreisbehörde Wienbarg kein dauerndes Asyl. Er protestierte, wie er in Frankfurt und Mainz gegen seine Ausweisung protestiert hatte, er reiste nach Darmstadt, um sich direkt bei der hessischen Staatsbehörde zu beschweren — vergebens! Grollend, aber ungebeugt, kehrte er endlich in seine Vaterstadt Altona zurück, und der „Fehdehandschuh für Schleswig-Holstein," den er später dem Dänenkönig ins Gesicht warf, die Muskete, welche er 1848 im Kampfe für sein

Vaterland als Freischärler von 45 Jahren auf den Nacken nahm, bewiesen zur Genüge, wie lügenhaft Menzel's Beschuldigung gewesen, als ihm Derselbe die echte patriotische Gesinnung abgesprochen. — Auch Gutzkow hat sich keiner feigen Fahnenflucht, keiner unwürdigen Verleugnung der mit so großem Ungestüm ausgesprochenen Grundsätze schuldig gemacht. Allerdings gab er schon in seiner „Vertheidigung gegen Menzel" (S. 34, 35 und 44) die Erklärung ab, daß er keineswegs eine Förderung des Unglaubens, sondern „eine Verbesserung des mißverstandenen Christenthums" im Sinne habe, die in erster Potenz kritisch, „eine Vermittelung mit dem Glauben durch den Zweifel," sei. Aber diese Erklärung revocierte nichts Wesentliches seiner früheren Behauptungen, und wenn der von Friedrich Daumer versuchte Nachweis, daß Wally sich „aus reiner Religiosität" getödtet, auch zu weit ging, so müssen wir doch Gutzkow beipflichten[129]), „daß ein solches Grübeln und langwieriges Denken über Religion, wie es in der problematischen Heldin vorausgesetzt wird, nur aus einem wirklichen Interesse für Religion entstehen konnte, ja, daß es Niemand Wunder nehmen sollte, wenn die Phrenologen wirklich an dem Kopfe des bewußten und leidenschaftlichen Atheisten die auffallendste Ausbildung des Organs der Gottesverehrung entdeckten." Gutzkow befand sich in einer eigenthümlichen Stellung: er hatte ein interessantes psychologisches Problem zur Grundlage eines Romans gemacht — nun sollte er sich plötzlich gefallen lassen, daß eine böswillige Denunciation ihm die Verantwortlichkeit für jede excentrische Äußerung seiner Romangestalten auflüde, als hätte er ein neues Gesellschafts-Evangelium gelehrt, dessen Katechismus die „Wally" sei. Er sah sich von seinen Freunden verlassen, seine Gesinnungsgenossen verleugneten ihn fast alle, und häuften obendrein Schmähungen und Vorwürfe auf sein Haupt, daß er sie durch seine Unvorsichtigkeit mit in Gefahr gebracht — unter diesen Umständen wählte Gutzkow das ehrenhafteste und männlichste Verfahren: er ließ die Sturmfluth der Anklagen und Verleumdungen ruhig über sein Haupt dahin brausen, er verwehrte es Keinem, sich, alle Schuld auf ihn wälzend, selbst zu salvieren; aber die Sache, um die er litt, die Idee der Religionsfreiheit und des sittlichen, politischen und socialen Fortschritts der Menschheit, behielt er fest im Auge, und suchte ihr mit ungebrochener Kraft zu dienen, wenn er auch fortan behutsamer die Mittel erwog, durch welche er ihr zum Siege verhelfen wollte. Nachdem er in Mannheim den Rest seiner Haft verbüßt, kehrte er zunächst nach Frankfurt zurück, wo er,

da sein Name einstweilen verpönt war, unter der Redaktion Beurmann's den „Telegraphen für Deutschland" gründete, dessen Verlag später, zum entschiedenen Vortheil der Verbreitung des Blattes, in die Hände Julius Campe's überging. — Die charakterloseste Rolle in der Affäre des „jungen Deutschlands" spielten Theodor Mundt und Heinrich Laube. Wenn Ersterer im Mai 1837 auf Heine's ironische Frage: „warum denn er es seiner Zeit unterlassen, in der Allgemeinen Zeitung, wie so viele Andere, eine Erklärung abzugeben, dass er gar nicht zu Jungdeutschland gehöre?" die trügerische Antwort gab[430]): „Dies wäre durchaus gegen meine Art gewesen, da ich überhaupt kein Freund von Erklärungen bin und glaube, dass bei keiner Erklärung, eine Liebeserklärung vielleicht ausgenommen, etwas Gescheites herauskommen kann," so scheint er gänzlich vergessen zu haben, wie er in seinem eigenen Journal allerdings eine solche (vorhin mitgetheilte) Erklärung in bündigster Form abgegeben, ja bei dieser Gelegenheit sich zu seiner Vertheidigung obendrein auf den Umstand berufen hatte, dass Gutzkow und Wienbarg „in ihren bisherigen Schriften und Kritiken meistentheils feindselig und vernichtend auch gegen ihn sich ausgelassen." Ein eben so angstvolles Purifikationsgelüste verrieth sich in den Schlussworten der Widmung an Varnhagen von Ense, mit welcher Mundt im Sommer 1836 den ersten Band der von ihm herausgegebenen neuen Zeitschrift „Dioskuren für Wissenschaft und Kunst" begleitete: „Die Aufforderung ist vorhanden, gerade in diesem Augenblick mit Unternehmungen solcher Art dem Charakter, dem, gegen unsere Nationalsitte, die Literatur und Kritik in den letzten Tagen anheimgefallen, wenigstens mit Darbringungen aus solcher Gesinnung, worin nichts Verheerendes wuchert, gegenüber zu treten." Während Mundt, mit einem Reste von Schamgefühl, seine Ankündigung des Übertritts und des künftigen Befehdens seiner früheren literarischen Richtung solchergestalt mit den Phrasen eines farblosen Geheimrathstils umhüllte, der fast nur noch ein kindisches Lallen zu nennen war, beeilte sich Laube, mit einem Cynismus ohne Gleichen seiner Vergangenheit Hohn zu sprechen und öffentliches Zeugnis von seiner Bekehrung abzulegen. Zunächst erließ er unterm 13. December 1835 in der „Allgemeinen Zeitung" folgende Erklärung: „Als ich Herrn Dr. Gutzkow Beiträge zu der beabsichtigten ‚Deutschen Revue' zusagte, da geschah Dies keineswegs in der Art, dass etwaige Tendenzen des sogenannten ‚jungen Deutschlands', welche die bestehende Civilisation angreifen, oder gar stören und bedrohen könnten,

durch meine Beiträge gefördert werden sollten. Im Gegentheil erklärte ich unumwunden, wie ich mit jedwedem Ultraismus der Art Nichts zu schaffen hätte, und eine eigentlich solidarische Theilnahme mir nicht zupasste. Diese Erklärung glaubte ich schuldig zu sein, da ich mich mit jenem ‚jungen Deutschland', dem ich nicht angehöre, solidarisch betroffen sehe." Auffallender noch klangen die Versicherungen, welche Laube in dem von ihm unterzeichneten Prospektus der „Mitternachtzeitung" Nr. 1, vom 1. Januar 1836, abgab. Er wolle, so hieß es in diesem traurigen Aktenstücke, nicht mehr Das sein, was er in der „Zeitung für die elegante Welt" gewesen; er wolle nicht mehr lebhaft, stürmisch bewegen, nicht mehr alle kecken Gedanken spekulierender Tugend schnell und schonungslos geltend machen; die Literatur sei ihm nicht mehr der Ausdruck politischer Wünsche; er wolle keine Partei nehmen in den jetzigen Kämpfen unserer Literaten, „dem Skandal, welcher sich tummelt mit wüster Stirn und ungewaschenen Gliedmaßen"; sein Streben gehe „seit langer Zeit" auf eine neuromantische Schule in der Literatur, aber er wolle damit keine auflösenden, zerstörenden Elemente; neue Manifestationen der Bildung seien die besten, wenn sie dem Bestehenden förderlich erscheinen, nicht wenn sie ihm nur Feindschaft verkündigen; er wolle sich zwar von der Menzel'schen Richtung fernhalten, „aber auch mit den angegriffenen Leuten, mit diesem sogenannten ‚jungen Deutschland', können wir nicht gehen. . . Nicht im dreisten Auflösen geachteter Pietätsstoffe, nicht in kecken Schlägen, in spöttischen Stößen auf bestehende Gesellschaftsbande soll die Wirksamkeit gesucht werden, das Geschichtliche ist nicht von vornherein zu negieren, sondern eine Autorität." Paraden für Heine, Hoffnungen für die jungen schönen Talente, die das Maß überschritten und Ärgernis und Nachtheil erweckt, schlossen, unter Bezugnahme auf ähnliche wilde Anfänge deutscher Dichterheroen, dies reumüthige Besserungsgelöbnis. In der That erhielt Laube, welcher zur Förderung seiner Angelegenheit persönlich nach Berlin gereist war, nach solcher öffentlich abgelegten Probe seines Gesinnungswechsels die Erlaubnis, vorläufig die Redaktion der „Mitternachtzeitung" — wenn auch nicht unter Nennung seines Namens — fortzuführen, nach einem Vierteljahr aber das Blatt zur Prüfung dem Polizei-Ministerium einzureichen, welches dann weiter verfügen werde. Laube fand sich in der „neuen Gedankenposition," wie er sein Verlassen der alten Fahne euphemistisch taufte, mit unglaublicher Schnelligkeit zurecht, und warf Denen, welche ihn hin und wieder an

sein früheres oppositionelles Streben erinnerten, mit erhabener Süffisance die Beschränktheit vor, dass sie ihm immer noch mit den „Kategorien der Julirevolution“ kämen und seinen neu gewonnenen höheren Standpunkt nach den Voraussetzungen eines verblühten Liberalismus beurtheilen wollten.

Und Heine, der geistige Vater des „jungen Deutschlands“, der Meister, welcher zuerst den Ton angegeben, der ein so vielstimmiges Echo unter den neu aufkeimenden Talenten in der Heimat fand — welche Stellung nahm er den Verfolgungen gegenüber ein, die wider ihn und seine Anhänger mit so unerwarteter Leidenschaftlichkeit losbrachen? Beschuldigte ihn doch Menzel mit deutlichen Worten, dass „von ihm der ganze Unfug ausgegangen“ sei. „Heine zuerst“, hieß es im „Literaturblatte“ vom 4. Januar 1836, „von jüdischen Antipathien verlockt, machte die Verspottung des Christenthums und der Moral, der deutschen Nationalität und Sitte, die Vorschläge, das Fleisch zu emancipieren, die liederlichen Prahlereien, die Debauchen des jungen Frankreich, das Kokettieren mit der Republik, die Affektation, an die große Revolution der Zukunft zu appellieren, zu dem fruchtbaren Thema, das seitdem die jungen Deutschen in allen Variationen durchgespielt haben.“ — In direkter Verbindung stand Heine mit keinem einzigen der genannten Schriftsteller, außer mit Heinrich Laube, der als Redakteur der „Zeitung für die elegante Welt“ die „Französischen Zustände“, den ersten Band des „Salon“ und die Abhandlungen „Zur Geschichte der neueren schönen Literatur in Deutschland“ enthusiastisch besprochen hatte, und seit dem Frühling 1833 in Korrespondenz mit dem Dichter getreten war. Es versteht sich, dass Heine mit der literarischen Richtung der jungen Autoren, die im Ganzen ein gleiches Ziel wie er selbst verfolgten und von ihm die Methode des Kampfes gelernt hatten, lebhaft sympathisierte. Auch belobte er sie öffentlich in seinem vervollständigten Buche über die romantische Schule, das Anfangs November 1835 erschien, bevor noch die Menzel'schen Angriffe ihm bekannt geworden. Er hob als charakteristisch hervor, dass die Schriftsteller des jungen Deutschlands, ganz von den Ideen der Zeit erfüllt, keinen Unterschied zwischen Leben und Schreiben machen und die Politik nimmermehr trennen wollten von Wissenschaft, Kunst und Religion, so dass sie zu gleicher Zeit Künstler, Tribune und Apostel seien. „Ja, ich wiederhole das Wort Apostel“, sagte er[431]), „denn ich weiß kein bezeichnenderes Wort. Ein neuer Glaube beseelt sie mit einer Leidenschaft, von welcher die Schriftsteller der früheren Periode keine Ahnung hatten. Es ist Dieses der Glaube an den

Fortschritt, ein Glaube, der aus dem Wissen entsprang. Wir haben die Lande gemessen, die Naturkräfte gewogen, die Mittel der Industrie berechnet, und siehe, wir haben ausgefunden, daſs diese Erde groß genug ist, daſs sie Jedem hinlänglichen Raum bietet, die Hütte seines Glückes darauf zu bauen; daſs diese Erde uns Alle anständig ernähren kann, wenn wir Alle arbeiten und nicht Einer auf Kosten der Anderen leben will; und daſs wir nicht nöthig haben, die größere und ärmere Klasse an den Himmel zu verweisen. Die Zahl dieser Wissenden und Gläubigen ist freilich noch gering. Aber die Zeit ist gekommen, wo die Völker nicht mehr nach Köpfen gezählt werden, sondern nach Herzen." Heine nannte bei dieser Gelegenheit Laube, Gutzkow, Wienbarg und Gustav Schlesier als die ausgezeichnetsten Chorführer der neuen Literatur. Vor Allen rühmte er Laube, „das große flammende Herz," das unter den Schriftstellern der jüngsten Zeit am glänzendsten hervorleuchte. „Heinrich Laube," schrieb er, „ist für Deutschland von einer socialen Bedeutung, deren ganzes Gewicht jetzt noch nicht ermessen werden kann. Er hat alle guten Eigenschaften, die wir bei den Autoren der vergangenen Periode finden und verbindet damit den apostolischen Eifer des jungen Deutschlands. Dabei ist seine gewaltige Leidenschaft durch hohen Kunstsinn gemildert und verklärt. Er ist begeistert für das Schöne eben so sehr wie für das Gute; er hat ein feines Ohr und ein scharfes Auge für edle Form; und gemeine Naturen widern ihn an, selbst wenn sie als Kämpen für noble Gesinnung dem Vaterlande nutzen. Dieser Kunstsinn, der ihm angeboren, schützte ihn auch vor der großen Verirrung jenes patriotischen Pöbels, der noch immer nicht aufhört, unseren großen Meister Goethe zu verlästern und zu schmähen." — „In dieser Hinsicht," fuhr Heine fort, „verdient auch ein anderer Schriftsteller der jüngsten Zeit, Herr Karl Gutzkow, das höchste Lob. Wenn ich Diesen erst nach Laube erwähne, so geschieht es keineswegs, weil ich ihm nicht eben so viel Talent zutraue, noch viel weniger weil ich von seinen Tendenzen minder erbaut wäre; nein, auch Karl Gutzkow muſs ich die schönsten Eigenschaften der schaffenden Kraft und des urtheilenden Kunstsinnes zuerkennen, und auch seine Schriften erfreuen mich durch die richtige Auffassung unserer Zeit und ihrer Bedürfnisse; aber in Allem, was Laube schreibt, herrscht eine weitaustönende Ruhe, eine selbstbewusste Größe, eine stille Sicherheit, die mich persönlich tiefer anspricht, als die pittoreske, farbenschillernde und stechend gewürzte Beweglichkeit des Gutzkow'schen Geistes." Nicht minder anerkennend spricht sich Heine zwei

Jahre ſpäter in einem Briefe an Julius Campe über Gutzkow aus. Er nennt ihn „den beſten Journaliſten," und fügt hinzu[432]): „Gutzkow iſt das größte Talent, das ſich ſeit der Juliusrevolution aufgethan, hat alle Tugenden, die der Tag verlangt, iſt für die Gegenwart ganz wie geſchaffen; Der wird mir noch viele Freude machen, nicht eben direkte Freuden, ſondern indirekte, indem er meinen Feinden alles mögliche Herzeleid verurſachen wird. Ich möchte den Göttern ein Dankopfer bringen, daſs ſie den Gutzkow erfunden haben. Wenn er nur nicht ſo irreligiös wäre! Das heißt, wenn ihm der heilige Schauer, den uns die großen Männer, die Repräſentanten des heiligen Geiſtes einflößen, nicht ganz fremd wäre! Der hat nicht einmal Ehrfurcht vor mir — aber ſo muſs er ſein, ſonſt könnte er ſein Tagewerk nicht vollenden." — „Ich liebe ihn ſehr," heißt es ſchon mit einiger Reſerve in einem anderen Briefe[433]), „aber auch ihn ſoll der Teufel holen, nur in gelinderer Manier und mit dem gehörigen Reſpekt; denn er iſt ein ſehr vornehmer Sünder. Nergelt die ganze Welt und provociert überall Feindſchaft, ſelbſt da, wo mit ruhigem Abwarten uud mit drei Gran Geduld die wichtigſte Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft zu erwarten ſtand." Später geſtaltete ſich Heine's Urtheil über Gutzkow immer ungünſtiger, und wenn er ihn einſt in einem Briefe an Laube nicht ohne treffenden Witz einen „mauvais coucheur" genannt[434]), ſo ſprach er ihm nachmals alles Gemüth ab, und ſchrieb ſeinem Verleger, der ſich beklagt hatte, daſs Gutzkow's Bücher geringen Abſatz fänden und von der Menge wenig geleſen würden[435]): „Das hätten Sie gar nicht nöthig gehabt mir zu ſagen, Das weiß ich. Lieber Campe, wenn man kein Herz in der Bruſt hat, kann man nicht für die große Menge ſchreiben."

Die erſte zuverläſſige Kunde von der literariſchen und polizeilichen Hetzjagd, die unter Wolfgang Menzel's Führung wider die junge Literatur in Scene geſetzt worden, empfing Heine Mitte November 1835 in Boulogne ſur Mèr, wohin er ſich ſchon im Auguſtmonat begeben, durch einen ausführlichen Bericht Heinrich Laube's. Die Einmiſchung des Bundestages war damals noch unbekannt. Mit richtigem Scharfblick entdeckte jedoch Heine ſofort die Gefahr, welche für die Sache der Preſsfreiheit aus dem Umſtande erwachſen muſſte, daſs Menzel die Tendenzen der jungen Literatur als politiſch bedrohlich dargeſtellt. Er beeilte ſich daher, ſeinem Freunde Laube, den er damals noch vertrauensvoll „jenen Fechtern" beigeſellte, „die nur in der Arena ſterben", die Poſition anzudeuten, durch welche nach ſeiner An-

ſicht die Würde der Literatur zu retten und der ſchlimmſte Theil des herandrohenden Verhängniſſes vielleicht noch abzuwenden ſei. „Ich beſchwöre Sie,“ ſchrieb er[436]), „bei Allem, was Sie lieben, in dem Kriege, den das junge Deutſchland jetzt führt, wo nicht Partei zu faſſen, doch wenigſtens eine ſehr ſchützende Neutralität zu behaupten, auch mit keinem Worte dieſe Jugend anzutaſten. Machen Sie eine genaue Scheidung zwiſchen politiſchen und religiöſen Fragen. In den politiſchen Fragen können Sie ſo viel' Konceſſionen machen, als Sie nur immer wollen, denn die politiſchen Staatsformen und Regierungen ſind nur Mittel; Monarchie oder Republik, demokratiſche oder ariſtokratiſche Inſtitutionen ſind gleichgültige Dinge, ſolange der Kampf um erſte Lebensprincipien, um die Idee des Lebens ſelbſt, noch nicht entſchieden iſt. Erſt ſpäter kommt die Frage, durch welche Mittel dieſe Idee im Leben realiſiert werden kann, ob durch Monarchie oder Republik, oder durch Ariſtokratie, oder gar durch Abſolutismus, — für welchen letzteren ich gar keine große Abneigung habe. Durch ſolche Trennung der Frage kann man auch die Bedenklichkeiten der Cenſur beſchwichtigen; denn Diskuſſion über das religiöſe Princip und Moral kann nicht verweigert werden, ohne die ganze proteſtantiſche Denkfreiheit und Beurtheilungsfreiheit zu annullieren; hier bekömmt man die Zuſtimmung der Philiſter . . . Sie verſtehen mich, ich ſage: das religiöſe Princip und Moral, obgleich Beides Speck und Schweinefleiſch iſt, Eins und Dasſelbe. Die Moral iſt nur eine in die Sitten übergegangene Religion (Sittlichkeit). Iſt aber die Religion der Vergangenheit verfault, ſo wird auch die Moral ſtinkicht. Wir wollen eine geſunde Religion, damit die Sitten wieder geſunden, damit ſie beſſer baſiert werden, als jetzt, wo ſie nur Unglauben und abgeſtandene Heuchelei zur Baſis haben.“ Auch als Heine Anfangs Januar 1836 in der „Nürnberger Zeitung“ die erſte Nachricht von dem Verbot ſeiner ſämmtlichen Schriften las, konnte er ſich ſchwer entſchließen, an den Ernſt der unerhörten Maßregeln zu glauben. „Die ganze Verfolgung des ‚jungen Deutſchlands‘ nehme ich nicht ſo wichtig,“ ſchrieb er an Campe[437]). „Sie werden ſehen: viel Geſchrei und wenig Wolle. Sollte ich wirklich auf eine Proſkriptionsliſte geſtellt ſein, ſo glaube ich, daſs man nur Demarchen von meiner Seite verlangt, um mich davon zu löſen. Es iſt nur auf Demüthigungen abgeſehen. Das Unerhörte, das Verbot von Büchern, die noch nicht geſchrieben ſind, darf Preußen nicht wagen, zu dem öffentlichen Unwillen käme da noch das Ridikül. Ich laſſe mich nicht ver-

blüffen und bin der Meinung: je keckere Stirne man bietet, je leichter laſſen ſich die Leute behandeln. Angſt iſt bei Gefahren das Gefährlichſte. Im Bewuſſtſein, ſeit vier Jahren Nichts gegen die Regierungen geſchrieben, mich, wie es notoriſch iſt, von dem Jakobinismus geſchieden zu haben, kurz, bei gutem loyalen und royalen Gewiſſen, wie ich bin, werde ich nicht ſo feige ſein, die jungen Leute, die politiſch unſchuldig ſind, zu desavouieren, und ich habe im Gegentheil gleich eine Erklärung nach der ‚Allgemeinen Zeitung' geſchickt, die vielleicht ſchon gedruckt iſt, worin ich erkläre, daſs ich gar keinen Anſtand genommen hätte, an der ‚Deutſchen Revue' mitzuarbeiten." Der Abdruck dieſer Erklärung, in welcher Heine, einer redaktionellen Andeutung zufolge, ſich günſtig für jenes projektierte Journal ausſprach, das „von der Tugend denunciert, von der Polizei unterdrückt worden" ſei, wurde jedoch von der Cenſur beanſtandet[438]), während die Veröffentlichung der devoten Purifikations-Erklärungen Laube's, Varnhagen's und der preußiſchen Univerſitätsprofeſſoren G. Ulrici, Gans, Hotho, Roſenkranz und Trendelenburg natürlich nicht das geringſte Hemmnis fand[439]). „Sollte," hieß es am Schluſſe des obigen Briefes von Heine an ſeinen Verleger, „die preußiſche Regierung ſich wirklich zu jenem proſkribierenden Wahnſinn verleiten laſſen, ſo glaube ich weit leichter, als irgend Jemand, ihre Dekrete eludieren zu können; ich glaube ausgezeichnet genug zu ſchreiben, daſs ich nöthigenfalls meinen Namen vom Titelblatte fortlaſſen dürfte. Und nun laſſt uns in ſchwierigen Zeiten eben ſo viel Gelaſſenheit zeigen, wie bei unſeren Gegnern ſtürmiſche Wuth zum Vorſchein kömmt." Denſelben unerſchrockenen, ſelbſtbewuſſten Geiſt athmet auch das Schreiben, welches Heine unterm 28. Januar 1836 an den Bundestag richtete, und welches er gleichzeitig in deutſchen und franzöſiſchen Blättern abdrucken ließ[440]). Die nach Frankfurt geſandte Originalſchrift lautete: „An die hohe Bundesverſammlung. Mit tiefer Betrübnis erfüllt mich der Beſchluſs, den Sie in Ihrer 31ſten Sitzung von 1835 gefaſſt haben. Ich geſtehe Ihnen, meine Herren, zu dieſer Betrübnis geſellt ſich auch die höchſte Verwunderung. Sie haben mich angeklagt, gerichtet und verurtheilt, ohne daſs Sie mich weder mündlich noch ſchriftlich vernommen, ohne daſs Jemand mit meiner Vertheidigung beauftragt worden, ohne daſs irgend eine Ladung an mich ergangen. So handelte nicht in ähnlichen Fällen das heilige römiſche Reich, an deſſen Stelle der deutſche Bund getreten iſt; Doktor Martin Luther, glorreichen Andenkens,

durfte, verſehen mit freiem Geleite, vor dem Reichstage erſcheinen, und ſich frei und öffentlich gegen alle Anklagen vertheidigen. Fern iſt von mir die Anmaßung, mich mit dem hochtheuern Manne zu vergleichen, der uns die Denkfreiheit in religiöſen Dingen erkämpft hat; aber der Schüler beruft ſich gern auf das Beiſpiel des Meiſters. Wenn Sie, meine Herren, mir nicht freies Geleit bewilligen wollen, mich vor Ihnen in Perſon zu vertheidigen, ſo bewilligen Sie mir wenigſtens freies Wort in der deutſchen Druckwelt und nehmen Sie das Interdikt zurück, welches Sie gegen Alles, was ich ſchreibe, verhängt haben. Dieſe Worte ſind keine Proteſtation, ſondern nur eine Bitte. Wenn ich mich gegen Etwas verwahre, ſo iſt es allenfalls gegen die Meinung des Publikums, welches mein erzwungenes Stillſchweigen für ein Eingeſtändnis ſtrafwürdiger Tendenzen oder gar für ein Verleugnen meiner Schriften anſehen könnte. Sobald mir das freie Wort vergönnt iſt, hoffe ich bündigſt zu erweiſen, daſs meine Schriften nicht aus irreligiöſer und unmoraliſcher Laune, ſondern aus einer wahrhaft religiöſen und moraliſchen Syntheſe hervorgegangen ſind, einer Syntheſe, welcher nicht bloß eine neue literariſche Schule, benamſet das junge Deutſchland, ſondern unſere gefeiertſten Schriftſteller, ſowohl Dichter als Philoſophen, ſeit langer Zeit gehuldigt haben. Wie aber auch, meine Herren, Ihre Entſcheidung über meine Bitte ausfalle, ſo ſein Sie doch überzeugt, daſs ich immer den Geſetzen meines Vaterlandes gehorchen werde. Der Zufall, daſs ich mich außer dem Bereich Ihrer Macht befinde, wird mich nie verleiten, die Sprache des Haders zu führen; ich ehre in Ihnen die höchſten Autoritäten einer geliebten Heimat. Die perſönliche Sicherheit, die mir der Aufenthalt im Auslande gewährt, erlaubt mir glücklicherweiſe, ohne Beſorgnis vor Miſsdeutung Ihnen, meine Herren, in geziemender Unterthänigkeit die Verſicherungen meiner tiefſten Ehrfurcht darzubringen. Heinrich Heine, beider Rechte Doktor.“ Die geſchnörkelte Kurial-Reverenz des Schluſsſatzes abgerechnet, welche in einer Eingabe an den Bundestag nicht fehlen durfte, und über welche ſich Heine, zur Schadloshaltung für den ihm durch die Umſtände auferlegten Zwang, in einem Briefe an ſeinen Verleger hinlänglich luſtig macht, kann man dem Dichter das Zeugnis nicht vorenthalten, daſs ſein Schreiben den männlichſten Ton athmete und Nichts weniger als ein Widerruf oder ein Preisgeben der jungen Schriftſteller war, die in ſo große Bedrängnis gerathen. Im Gegentheil ſcheint uns, daſs den vom Bundestag angeordneten Verfolgungen

nicht leicht ein treffenderer Einwand entgegen geſtellt werden konnte, als die Bemerkung, daſs die Schriften des „jungen Deutſchlands“ aus derſelben Anſchauung hervorgegangen, die ſeit lange von den gefeiertſten Dichtern und Denkern verkündet worden ſei. Auch die Berufung auf Luther und die von Demſelben erkämpfte Denkfreiheit in religiöſen Dingen entſprach durchaus den uns bekannten Entwicklungen über die Bedeutung der Reformation in Heine's Aufſätzen „Zur Geſchichte der Religion und Philoſophie“ wie den oben mitgetheilten Bemerkungen in dem Briefe an Heinrich Laube, welche deutlich genug den Grund erkennen ließen, weſshalb er ſich ſo gern „in der proteſtantiſchen Befugnis verſchanzte,“ und, ſo herzlich das Wort ihn auch lachen machte, doch einen ſehr ernſthaften Sinn in der Äußerung ſeines Freundes Enfantin ſah, der ihn „den erſten Kirchenvater der Deutſchen“ genannt[441]). Denes Schreiben an den Bundestag hatte offenbar vor Allem den Zweck, auf die auswärtige Preſſe und durch den Rückhall ihrer Stimme auf Deutſchland zu wirken; es war alſo nur ein muthwilliger Scherz, wenn Heine ſich angeblich von dem höflichen Tone ſeines Briefes einen günſtigen Einfluſs auf die Frankfurter Verſammlung verſprach, deren Maßregeln er immer noch für wenig mehr als für einen blinden Schreckſchuſs nahm. „Auf jeden Fall,“ ſchrieb er an Campe[442]), „habe ich es für nöthig gehalten, die alten Perücken ein bischen zu ſtreicheln, und mein kindlich ſiruplich ſubmiſſer Brief wird wohl eine gute Wirkung hervorgebracht haben. Der Bundestag wird gerührt ſein. Jeder behandelt ihn wie einen Hund, und da wird ihm meine Höflichkeit, meine feine Behandlung um ſo wohler thun. ‚Messeigneurs!‘ ‚Vos Seigneuries!‘ Das iſt ihm noch nicht geboten worden. ‚Seht,‘ wird er ſagen, ‚da iſt einmal ein Menſch, welcher menſchlich fühlt, welcher uns nicht wie einen Hund behandelt! Und dieſen edlen Menſchen haben wir verfolgen wollen! haben wir für irreligiös, für unmoraliſch erklärt!‘ Und ſechsunddreißig Taſchentücher werden von bundestäglichen Thränen benetzt werden. — Preußen ſcheint ebenfalls zur Beſinnung zu kommen, und der Repräſentant der Intelligenz ſieht wohl ſchon ein, wie das Verbieten zukünftiger Bücher aufs lächerlichſte blamiert. Aber auch hier ſoll mildeſt nachgewirkt werden, und ich hoffe zwar keinen Adlerorden, aber doch vernünftige Einſicht von Berlin zu erlangen.“

In der That begann die preußiſche Regierung bald einzulenken und etwas mildere Saiten gegen die verfehmten Schriftſteller aufzuziehn. Schon

unterm 16. Februar 1836 erließ das königliche Miniſterium des Innern und der Polizei die Erklärung, daſs die Abſicht der gegen Heine, Gutzkow, Wienbarg, Laube und Mundt angeordneten Maßregeln „nicht dahin gehe, die Benannten von jeder ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit abzuhalten. Denſelben könne vielmehr nachgegeben werden, ihre literariſchen Produkte auch ferner mit diesſeitiger Cenſur unter ihren Namen drucken und erſcheinen zu laſſen. Das Verbot der literariſchen Erzeugniſſe jener Schriftſteller, ſowie deren Ankündigung, Kritik oder ſonſtige Erwähnung beſchränke ſich mithin auf die ohne diesſeitige Cenſur außerhalb der preußiſchen Staaten ſchon erſchienenen oder künftig noch erſcheinenden Schriften jener Individuen.“ In ähnlicher Weiſe erklärten auch andere deutſche Regierungen, wie Sachſen und Baiern, daſs in ihren Staaten nur diejenigen Schriften verboten ſein ſollten, welche nicht mit inländiſcher — d. h. ſächſiſcher, bairiſcher ꝛc. — Cenſur gedruckt ſeien oder künftig gedruckt würden. Bei ſtrenger Aufrechterhaltung dieſer vexatoriſchen Beſtimmungen wären alſo die Verleger genöthigt geweſen, die Druckmanuſkripte der betreffenden Autoren der Reihe nach an ein paar Dutzend Cenſurbehörden zu verſenden, um in den verſchiedenen deutſchen Staaten das Imprimatur oder die Verkaufserlaubnis zu erbitten. In Wirklichkeit aber geſtaltete ſich die Praxis bald dahin, daſs ſtillſchweigends oder ausdrücklich die Aufſicht in dieſen Angelegenheiten vorzugsweiſe der preußiſchen Regierung übertragen ward, und daſs auch in den übrigen deutſchen Staaten für erlaubt galt, was in Preußen die Cenſur paſſiert oder nachträglich dort die Verkaufsgenehmigung erlangt hatte. Nur Öſterreich, das von jeher ſeine eigenen Normen zur Überwachung und Niederhaltung der freien Preſſe befolgte, ſchloſs ſich von dieſer toleranteren Maßregel aus, obwohl wir aus den Tagebüchern Varnhagen's ſehen, daſs der Fürſt Metternich ſich von Dieſem ein Gutachten über die Tendenzen des „jungen Deutſchlands“ ſchicken ließ, das aber, wie Varnhagen vorausſah, Nichts an den einmal beſchloſſenen Verfolgungen änderte[443]). Die förmliche Aufhebung des Verbotes der Schriften des „jungen Deutſchlands“ fand übrigens auch in Preußen erſt im Sommer 1842 ſtatt.

Heine wollte ſich zu keinen unwürdigen Konceſſionen erniedrigen; vor Allem wollte er ſich der Schmach nicht fügen, daſs man ihn anwies, ſeine Schriften für das halbe Deutſchland von einem einzigen Cenſor, dem Hofrath Zohn in Berlin, prüfen zu laſſen. Schon Anfangs Februar 1836 ſprach er ſeinem Verleger den Wunſch aus, ein Buch, das natürlich die

häklichen Fragen der Politik und Religion nicht herausfordernd berühren ſollte, ohne Verzug als dritten „Salon“-Band mit ſeinem vollen Autornamen herauszugeben, „als ob gar Nichts paſſiert ſei.“ „Ich glaube,“ ſchrieb er an Campe [444]), „es wäre ſogar ſehr klug, für folgende Publikationen, dem Publiko zu zeigen, daſs die Drohniſſe nicht in Anwendung kommen, und dann kann man ſpäter auch etwas Gepfeffertes unter eigenem Autornamen drucken. Thut man es jetzt nicht, ſo iſt es ſpäter vielleicht unmöglich. Einen neuen Namen annehmen hat auch ſein Miſsliches, iſt eine demüthigende Konceſſion; für dieſen Fall müſſte ich den Namen meiner Mutter annehmen, und da derſelbe etwas vornehmer klingt, könnte man mich bitter miſsverſtehen. Aufſchieben die Herausgabe iſt auch nicht räthlich; ich glaube, das Publikum erwartet jetzt eben ein Buch von mir und freut ſich, wenn wir uns nicht banghoſig ducken.“ — „Ich will,“ heißt es in dem nächſten Briefe [445]), „Ihrem Verlangen gemäß, dieſem Buche einen beſondern Titel geben. Wie gefällt Ihnen der Titel: ‚Das ſtille Buch?‘ Gefällt Ihnen dieſer Titel nicht, ſo können Sie es ‚Märchen‘ titulieren. Die Hauptſache aber iſt, daſs dieſes Buch gar keiner Cenſur, und am allerwenigſten einer preußiſchen Cenſur, unterworfen wird. Nie werde ich mich der preußiſchen Cenſur unterwerfen, um ein Buch erſcheinen laſſen zu dürfen; Dieſes iſt indirekter Verkauf, dieſe filzige Regierung will mich für mein eignes wohlerworbenes Geld, für das Honorar meines Verlegers, kaufen. Hier iſt ein Ehrenpunkt. Können Sie alſo das Buch nicht ohne Cenſur drucken, ſo möge es ungedruckt bleiben; ſind Sie aber überzeugt, daſs es keiner ignobeln Cenſur bedarf, und wollen Sie es ohne Dergleichen drucken, ſo ſchicken Sie es gleich in die Preſſe . . . Die Preußen haben hierher an die ‚Revue des deux mondes‘ geſchrieben, daſs ſie dieſelbe verbieten werden in Deutſchland, wenn ich Aufſätze darin gäbe, die nicht in ihrem Sinne geſchrieben; noch in kleinlich anderer Weiſe kontreagieren ſie mich in meiner literariſchen Thätigkeit; ſie haben die Abſicht, mich entweder zu ruinieren oder zum Schurken zu machen — Letzteres wird ihnen nicht gelingen . . . Auch die neue Auflage des ‚Buches der Lieder‘ ſowie die dritte Auflage der ‚Reiſebilder‘ werde ich unterlaſſen, im Fall eine preußiſche Cenſur ſich darein miſchen möchte. Ich vertrete in dieſem Augenblick den letzten Fetzen deutſcher Geiſtesfreiheit.“ Über die Mittheilung Campe's, daſs er das in Rede ſtehende Manuſkript, welches zufällig ſchneller, als der darauf bezügliche Brief, in Hamburg ein-

getroffen war, ſofort nach Berlin zur Cenſur geſchickt, gerieth Heine in die höchſte Aufregung. „Ihr Brief,“ antwortete er[446]), „hat mich in eine Beſtürzung verſetzt, die mir noch den Kopf betäubt. Eine Sache ſteht jedoch klar in meinem Kopfe: ich werde nicht die deutſche Preſſe an Preußen verrathen, ich werde meine Ehre nicht um Buchhonorar verkaufen, ich werde auch nicht den geringſten Makel meinem ſchönen, reinen Namen anheften, ich werde mich nicht der preußiſchen Cenſur unterwerfen! Ich habe gethan, was ein Mann thun durfte, wenn er ein reines Gewiſſen hat; mehr darf ich nicht thun. Ich will eben mein Gewiſſen rein behalten. Ich hoffe, daſs Sie bereits dringendſt Anſtalten getroffen, mein Manuſkript wieder zurück zu erhalten. Iſt Dieſes noch nicht geſchehen, ſo thun Sie es gleich. Das Buch ſoll, wenn Sie es nicht ohne preußiſche Cenſur drucken können, gar nicht gedruckt werden. Ich bin krank vor Gram. Ich ſehe ein, daſs auch die Partei der Gemäßigten eine geſchlagene iſt. Ich werde jetzt ... ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thun werde! Zu allererſt rette ich meine Ehre. Ich verſtehe hier keinen Spaß, Campe, und ich hoffe, ich erlange bald mein Manuſkript.“ Herr Campe entſprach auf der Stelle einem ſo beſtimmt geäußerten Verlangen, und Heine erörterte ſein Benehmen bei dieſem Vorfalle in einem für die „Allgemeine Zeitung“ geſchriebenen Aufſatze, deſſen Abdruck aber wieder auf Cenſurhinderniſſe ſtieß[447]). — Über ein Jahr verging, bevor der dritte Band des „Salon“ erſchien, nachdem Heine endlich erlaubt hatte, daſs das Manuſkript zur Cenſur nach Gießen geſandt würde. Der dortige Cenſor Dr. Adrian, Verfaſſer der „Bilder aus England“ und Herausgeber eines Rheiniſchen Taſchenbuchs, verzögerte Monate lang das Imprimatur, und gab inzwiſchen eine Notiz in den „Phönix,“ daſs Heine's Buch mit heſſiſcher Cenſur in Gießen gedruckt werde. „Die Abſicht dieſer Inſinuation liegt nicht tief,“ ſchrieb Campe an Heine[448]). „Die Notiz ging in andre Blätter über, und könnte ſo die Konfiskation des Ganzen zur Folge haben.“ In der That wurde der dritte „Salon“-Band, welcher nur die „Elementargeiſter“ und die „Florentiniſchen Nächte,“ zwei politiſch und religiös völlig unverfängliche Produktionen, enthielt, ſofort in Preußen und Baiern verboten. Der gegen Menzel gerichteten Vorrede des Buches verweigerte Dr. Adrian gänzlich die Druckerlaubnis. Sie wurde daher, weil der Verfaſſer großes Gewicht darauf legte[449]), nachträglich mit dem Titel „Über den Denuncianten“ als beſondere Broſchüre veröffentlicht, nachdem das Manuſkript wieder Monate

lang von einer Censurbehörde zur andern gewandert war, bis endlich eine nachsichtige Hand das Imprimatur ertheilte. Es war Heine's Absicht, durch seine öffentlich gegen Menzel erhobene Anschuldigung der persönlichen Feigheit Diesen auf die Mensur zu treiben. Denselben Zweck verfolgte er auch mit der Einsendung einer Zeitungsnotiz an Campe, die in Nr. 172 des „Mitternachtsblattes" vom 27. Oktober 1837 gedruckt ward, und die besagte, dass Menzel Stuttgart werde verlassen müssen, wenn er zur Restitution seiner verlorenen Ehre nicht endlich seinen natürlichen Widerwillen gegen das ihm von Heine vorgeschlagene Rettungsmittel überwinde[450]). „Er muss von allen Seiten dazu getrieben werden," schrieb Letzterer seinem Verleger[451]); „ich werde mich diesmal mit dem größten Vergnügen schlagen; gilt es doch einen Verräther zu züchtigen, wenigstens durch einzujagende Furcht ... Tinte fließt auf jeden Fall — Er selber freilich, hoffe ich, kommt auf die Mensur, und ich versichere Sie, ich schieße nicht in die blaue Luft." Aber so wenig Menzel für seine ehrlose Verleumdung Gutzkow's Diesem die geforderte Satisfaktion hatte geben wollen, und so dickfellig er die Züchtigung eingesteckt, welche ihm bei anderer Gelegenheit der Stuttgarter Buchhändler Franckh in Gestalt einer Ohrfeige appliciert hatte: so fruchtlos blieb auch der Versuch Heine's, den Denuncianten der jungen Literatur vom Fechtboden der Journalistik, wo den Angegriffenen auf seinen Betrieb der Mund geknebelt und die Hand gefesselt war, zu einem Renkontre im stillen Wald zu verlocken, um dort als Mann von Ehre mit seiner Person für sein Wort einzustehn.

Schon bei Abfassung der „Florentinischen Nächte," die zuerst in Nr. 83 bis 92 und 114—125 des Stuttgarter „Morgenblattes" vom 6.—16. April und 12.—25. Mai, und gleichzeitig in französischer Übersetzung in der „Revue des deux mondes" vom 1. Mai 1836, veröffentlicht wurden, empfand Heine mit Unmuth den Druck einer verschärften polizeilichen Überwachung, der hinfort auf all' seinen Arbeiten lasten sollte. „Aus dieser zweiten florentinischen Nacht," schrieb er an Lewald[452]), „werden Sie vielleicht ersehen, dass ich nöthigenfalls, wenn Politik und Religion mir verboten werden, auch vom Novellenschreiben leben könnte. Ehrlich gesagt, Dergleichen würde mir nicht viel Spaß machen, ich finde dabei wenig Amüsement. Man muss aber Alles können in schlechten Zeiten." Weit bitterer lauten die Klagen des Dichters in den Briefen an seinen Verleger[453]): „Ich bin mit der Füllung des Buches in den allerschrecklichsten Nöthen, nicht als

ob's mir an Manuſkript fehle — aber die Angſt vor Cenſur — auch das Unſchuldigſte iſt jetzt bedenklich — ich bin jetzt einer der unglücklichſten Schriftſteller. Dreimal habe ich die Vorrede zu dem dritten Salontheile bis zur Mitte geſchrieben und dreimal vernichtet — was hilft mir ſchreiben, wenn mir's nicht gedruckt wird . . . In der That, bei der wüthenden Cenſur, die mir auch die harmloſeſten Gedanken ſtreicht, kann ich nur reine Phantaſiearbeiten drucken laſſen, und leider habe ich Nichts der Art fertig . . . Sie kennen, liebſter Campe, die bittere Stimmung, worin mich die Nothwendigkeit verſetzt, jeden Gedanken, den ich denke, im Kopfe gleich zu cenſieren; zu ſchreiben, während das Cenſurſchwert an einem Haare über meinem Kopfe hängt — Das iſt, um wahnſinnig zu werden! Ich kann oft in der Nacht nicht ſchlafen, wenn ich denke, wie in der ‚Romantiſchen Schule' und im zweiten Salontheil meine Gedanken gemordet worden, und wie ich jetzt gar mit halber Zunge ſtammeln ſoll, ich, der ich ſonſt wie ein Mann geſprochen. Ich habe in der letzten Zeit viele Tauſende durch Unglück verloren und grämte mich um alles Geld nicht ſo ſehr, als um jene Literaturſchmerzen." — Man hat eine gewiſſe ernſthafte Wahrheit in den Scherzworten Heine's finden wollen, mit denen er nach der Februarrevolution von 1848 ausrief[484]): „Ach, ich kann nicht mehr ſchreiben, denn wir haben keine Cenſur! Wie ſoll ein Menſch ohne Cenſur ſchreiben, der immer unter Cenſur gelebt hat? Aller Stil wird aufhören, die ganze Grammatik, die guten Sitten. Schrieb ich bisher etwas Dummes, ſo dachte ich: nun, die Cenſur wird es ſtreichen oder ändern, ich verließ mich auf die gute Cenſur — aber jetzt — ich fühle mich ſehr unglücklich, ſehr rathlos! Ich hoffe auch immer, es iſt gar nicht wahr und die Cenſur dauert fort." Wenn auch unleugbar der Stil des Dichters dem langjährigen Kampfe mit der Cenſur und der Nothwendigkeit, im Arſenal ſeines Witzes nach immer neuen Waffen zu ſuchen, um die Streichwuth des gedankenmordenden Rothſtifts zu eludieren, manche feingeſchliffene Wendung, manche blumenumhüllte ſcharfe Spitze verdankt, ſo war doch dieſer Kampf ein geiſtig aufreibender und von moraliſch verderblichen Folgen. Wo das freie Wort geknechtet und dem Dichter und Denker das unverhüllte, offenherzige Ausſprechen ſeiner Gedanken verwehrt iſt, da wird über kurz oder lang auch die Form der Dichtung und Proſa aufhören, das entſprechende Ausdrucksgewand eines würdigen Inhalts zu ſein. Zweideutigkeit der Rede und Geſinnung, ein künſtliches Zongleurſpiel mit Worten und Begriffen

treten an die Stelle der einfach edlen Sprache der Überzeugung, wie wir es bei Heine und seinen Leidensgenossen oft aufs betrübsamste wahrnehmen. Klagt doch auch Gutzkow bei späterem Rückblick auf jene wüste Verfolgungszeit[458]), daſs die gehässige Polizeikontrolle, welche seit den Proskriptionsmaßregeln wider das junge Deutschland als Wächter über seine Feder gestellt wurde, ihn zehn Jahre hindurch gezwungen, sich in Allem, was er ferner schrieb, gleichsam gegen sich selber zu verwahren, und ihn eine Zeitlang den Faden seines inneren Selbstbewusstseins im Literaturlabyrinthe fast verlieren ließ! Auch den schärfsten Überwachungsdekreten des Bundestags konnte es freilich nicht gelingen, den Geist freier Forschung und ernster Beschäftigung mit den Interessen der Menschheit, der unser Jahrhundert charakterisiert, auf die Dauer aus Kunst und Wissenschaft zu verbannen; aber es wurde eine Zeitlang gefährlich, mit offenem Visier für Freiheit und Menschenwohl zu kämpfen, und das hoffnungsmuthige Vertrauen auf eine bessere Zukunft der Völker, welches den Produktionen der jungen Literatur, bei allem Mangel an künstlerischer Reife, eine so anregende Wirkung verliehn hatte, war auf Jahre hinaus eingeschüchtert und geknickt worden.

Der so stürmisch erklungene Ruf nach religiöser und politischer Reform sollte jedoch nicht spurlos verhallen. Die von den Schriftstellern des jungen Deutschlands in dreisten Paradoxen feuilletonistisch in die Welt geschleuderten Anklagen gegen die Religionsanschauung der Vergangenheit gestalteten sich in den wissenschaftlichen Untersuchungen von Strauß und Feuerbach zu einer gründlichen Revision der Akten des Christenthums vor dem Richterstuhle historischer Kritik, — eine theoretische Arbeit, die in der freireligiösen Bewegung der vierziger Jahre ihre praktische Fortsetzung fand. Der Kampf um politische Freiheit wurde nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV. von Herwegh, Dingelstedt, Hoffmann von Fallersleben, Freiligrath, Prutz, Hartmann, Meißner, Beck mit erneuter Begeisterung wieder aufgenommen, und auch Heine schmetterte von Zeit zu Zeit die gellenden Fanfaren seiner Spottlieder in den Chorus jener politischen Dichtung, die so rüstig den Sturz des absolutistischen Systemes vorbereiten half. Gutzkow und Laube aber machten, als das Unwetter der Denunciationen und Verfolgungen sich etwas verzogen hatte, in gewandter Metamorphose die Schaubühne zum Rednerstuhl, von welchem herab sie in ihren Dramen mit wirkungsvoller Sprache den unaufhaltsamen Sieg der Humanitätsgedanken des Jahrhunderts verkündeten.

# Sechstes Kapitel.

## Schriftstellernöthen.

Ruhe herrschte wieder im literarischen Deutschland. Wolfgang Menzel und der Bundestag hatten die Gesellschaft gerettet. Die vorlauten Anklagen gegen Staat und Kirche waren einstweilen verstummt, nicht weil man sie als grundlos widerlegt oder sie durch Einführung besserer Zustände überflüssig gemacht hätte, sondern weil man die mißzufriedenen Tadler des herkömmlichen, durch jahrhundertealten Bestand geheiligten Unfugs überhaupt nicht mehr zu Worte gelangen ließ. Todtenstille des Friedhofs waltete auf dem jüngst so geräuschvollen Kampfplatze der Literatur, und tiefer blickende Geister fühlten sich bei dem unheimlichen Treiben der Reaktion, die jeden Ruf nach Reform gewaltsam erstickte, von ängstlicher Sorge für die Zukunft ergriffen. Varnhagen schrieb am 12. Juni 1836 in sein Tagebuch: „Wir leben von und in Einrichtungen, die wir mißbilligen. Das ist eine große Verkehrtheit, deren Nachtheile stündlich ausbrechen und einmal das größte Verderben herbeiführen müssen. Der Staat und die Einzelnen sind hier in gleichem Falle. Niemand kann Dies ändern; denn wer die Einsicht hat, entbehrt der Macht, wer die Macht hat, der Einsicht. Verwahrloster, unbeseelter, geistleerer war unser Zustand 1806 nicht, als jetzt. Wir haben keine Richtung, keinen Zweck, keinen Willen. Wir leben vom Ertrag früherer Kraft und früheren Geistes und ärgern uns, daß diese noch so stark fortleben, obwohl wir umkommen und in Nichts zerfallen müßten, gelänge' es uns, diese Nachwirkungen aufzuheben. Wir leben wie im Schlaf

ohne Bewusstsein und Licht, das leibliche Leben kann dabei trefflich gedeihen und sich erholen, und erwacht vielleicht ausgeruht zu herrlichen neuen Arbeiten. Aber der Himmel wende unterdessen jeden Überfall ab, jeden Feind, jede Gefahr! Auch manche gefährliche Krankheit entwickelt sich vorzugsweise im Schlaf."

In solchen Zeiten eines faulen, nur durch brutale Gewaltmaßregeln erzwungenen Friedens pflegt alles giftige Gewürm, das sich sonst feige verkroch, mit frecher Bosheit jede aufsprießende Saat freier Gedanken zu benagen und die Früchte der Zukunft im Keim zu verderben. Denunciationen, Schmähungen, gehässige Verleumdungen wuchern pilzartig in den Tagesblättern empor, und finden dort eine um so fruchtbarere Statt, je sicherer ihre Urheber darauf zählen können, dem Angegriffenen das Recht der Vertheidigung durch Polizeichikanen geschmälert, wo nicht völlig entzogen zu sehn. Auch Heine sollte bald genug erfahren, dass seinen Gegnern zur Verdächtigung und Entstellung seiner Intentionen die uneingeschränkteste Pressfreiheit zu Gebote stand, während ihm selbst keine berichtigende Darlegung seiner Ansichten gestattet war. Die Redaktion der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" musste ein Mal über das andere erklären, dass der Abdruck dieser oder jener Auseinandersetzung des Dichters über literarische Angelegenheiten von der Censur beanstandet worden sei, und das Manuskript der Vorrede zum dritten „Salon"-Bande, in welcher sich Heine, bei nothgedrungener Umgehung jeder Diskussion religiöser und politischer Fragen, ausschließlich mit der Person Wolfgang Menzel's beschäftigte, hatte erst nach neunmonatlicher Pilgerfahrt von einer Censurstelle zur andern mit Angst und Mühe das Licht der Öffentlichkeit erblickt. Schlimmer noch erging es dem „Schwabenspiegel", der, als Nachwort für die „Neuen Gedichte" geschrieben, in Darmstadt nicht das Imprimatur erlangen konnte, und nun als Beitrag zu dem von Gutzkow im December 1838 herausgegebenen „Jahrbuche der Literatur" erschien, aber von dem Censor in Grimma derartig verstümmelt ward, dass der Verfasser in einer öffentlichen Erklärung die Autorschaft ablehnen zu müssen glaubte[486]). Der „Schwabenspiegel" verdankt seine Entstehung einem seltsamen Umstande, der auf die kleinlichen Zänkereien der damaligen Literaturkoterien ein grelles Schlaglicht wirft. Die Weidmann'sche Buchhandlung in Leipzig hatte, auf Chamisso's Vorschlag, den achten Jahrgang des „Deutschen Musenalmanachs" mit dem Porträt Heine's zu schmücken beschlossen. Obschon dieser Jahrgang so

wenig wie die früheren irgend einen poetiſchen Beitrag aus Heine's Feder enthielt, genügte doch die bloße Beigabe ſeines unſchuldigen Porträtbildes, die ſchwäbiſchen Dichter in corpore zur Deſertion aus dem Muſenalmanach für 1837 zu veranlaſſen. Guſtav Schwab, welcher die früheren Jahrgänge in Gemeinſchaft mit Chamiſſo herausgegeben, zog ſich mit einer pomphaften Erklärung von der Mitredaktion zurück, und Heine konnte ſich den Scherz nicht verſagen, dieſen echten Schwabenſtreich zum Thema eines humoriſtiſchen Kappriccios zu machen. Die feindſeligen Angriffe gegen den Dichter mehrten ſich von Jahr zu Jahr, und von ſeinen Freunden beſaßen nur wenige, wie Lewald, Laube, Kühne und O. L. B. Wolff den Muth, hin und wieder einmal in der ſervilen Preſſe jener Zeit ein Wort zu ſeinen Gunſten zu reden oder ein ſkandalöſes Geklätſch über ſeine Privatverhältniſſe zu berichtigen. Er muſſte es zu ſeinem Schmerz erleben, daſs ſogar einer ſeiner älteſten Univerſitätsfreunde, jener Jean Baptiſt Rouſſeau, der ihn einſt als Student in ſchwärmeriſchen Sonetten beſungen, jetzt als kurfürſtlich heſſiſcher Titular-Hofrath in das Menzel'ſche Horn ſtieß, und die Probenummer des von ihm herausgegebenen Journales „Der Leuchtthurm" im Januar 1836 mit einem Aufſatz über Heine's „Romantiſche Schule" eröffnete, der an ſchimpfender Roheit faſt noch des Stuttgarter Peter von Amiens Heerpredigten wider das junge Deutſchland übertraf. Heine mochte wehmüthig an ſeine vor dreizehn Jahren ausgeſprochene Prophezeiung zurückdenken, daſs es „ganz gegen Brauch und Herkommen und ganz gegen das Weſen der gewöhnlichen menſchlichen Natur ſei, wenn der Sonettenſänger ſich nicht in der Folge einmal das Vergnügen mache, das von ihm ſo ſchön bekränzte Haupt mit niedlichen Kothkügelchen zu bewerfen"[451]), als er ſich von dem alten Freunde jetzt dem deutſchen Publikum als ſataniſchen Erbfeind des Glaubens, der Zucht und des Vaterlandes geſchildert ſah. „Unfähig, ſeiner böſen Zunge einen Zaum anzulegen", hieß es in dieſem Dokumente in Grimm verwandelter Freundſchaft, „vermöchte er eine Bosheit, eine Zote, die ihm gerade in die Feder fährt, nicht zu unterdrücken, und wenn er wüſſte, daſs er die ſündigſte und verruchteſte Läſterung des Heiligſten damit beginge. Und ſo ſehen wir ihn, einen wahrhaft großen Dichter, der die Kraft hätte, uns, ein neuer Dante, aus ſeiner Hölle in ein liebeglühendes Paradies aufzuflügeln, in der Laſterſtadt an der Seine ſich abquälen, den Schmutz und die Grimaſſe und den witzigen Teufelsdreck Voltaire's noch zu überbieten. Wie der Spötter Arouet ſchändet er

nicht nur, was lebt; auch mit Dem, was todt und ehrwürdig, treibt er seine Unzucht. Die Haupttendenz dieses Buches ist, die christliche Religion zu beschimpfen. Das Christenthum stände auf schwachen Füßen, wenn ein Gutzkow'scher Roman und Heine'sche Verse es umzuwerfen vermöchten. Aber da, abgesehen vom Glaubenspunkte, unser ganzes europäisches Staatengebäude auf dem christlichen Fundamente ruht, so greifen die Gotteslästerer nicht nur Das, was der Erde Leben und dem Menschen Trost giebt, die Religion, sondern auch die gesammte sociale Ordnung in ihrem Innersten an. Durch das Evangelium ward die Welt ein Gottesgarten; mit den Heine-Wienbarg'schen Lehren würde sie ein großes Bordell." Der emphatische Schluß des giftgeschwollenen Pamphlets lautete: „Und an diese Pariser Venus glaube auch du nur, du verblendeter, verirrter, untergehender Heine; aber hüte dich, deinen Glauben auch der besseren Masse des edlen deutschen Volks aufdrängen zu wollen: es peitscht ihn mit Ruthen von der Schwelle seiner Wohnungen, in denen zu jeder Zeit nur Ehre und Treue, Scham und Sitte, Glauben und Religion Zutritt fanden. Schimpfe auf dein Vaterland, lästere seine geachteten Männer, verspotte unsere Religion — aber hüte dich zu wähnen, daß du dir durch diese Mittel Achtung erwirbst! Das sagt dir ein alter Freund, der dich immer wie einen Bruder geliebt, immer für deine Ehre in die Schranken getreten ist."

Die Angriffe von Menzel, Rousseau und Konsorten trugen indeß so sehr das Gepräge einer grellen Übertreibung, daß sie den Widerspruch des denkenden Lesers unwillkürlich herausfordern und durch ihre schlecht verhohlene tendenziöse Ungerechtigkeit den größten Theil der beabsichtigten Wirkung verfehlen mußten. Wer den ganzen Bau der Gesellschaft, wie Heine und seine Geistesgenossen, auf einer wesentlich neuen Weltanschauung zu fundieren gedachte, konnte nicht eben erstaunt sein, wenn die konservativen Vertheidiger des Bestehenden sich ihrer Haut nach Kräften wehrten und dabei nicht immer die redlichsten Mittel in Anwendung brachten. Weit empfindlicher berührten den Dichter die ästhetischen Inkriminationen, welche in seinen letzten Schöpfungen zugleich einen künstlerischen Rückschritt nachzuweisen bemüht waren, und ihm nicht allein das Volkstribunat streitig machten, sondern auch seinen Lorberkranz antasteten. Hatte doch selbst Wolfgang Menzel noch in seiner Besprechung der Aufsätze „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland" die glänzende Pracht der Phantasie hervorgehoben, mit welcher Heine sich in den Gedanken von dem

Untergange des Chriſtenthumes poetiſch verſenkt und dieſen in wahrhaft grandioſen Bildern ausgemalt. Auch Alexander Jung hatte ſeine polemiſchen „Ausſtellungen über Heinrich Heine," die manchen herben Tadel ſeiner politiſchen und religiöſen Richtung enthielten, mit dem Bekenntnis geſchloſſen[458]): „„Es giebt eine Ehrenrettung für Heine, wonach ihm eine eben ſo glänzende als einflußreiche Stellung gebührt, eine Ehrenrettung, die alles Das wieder aufwiegt, was Heine an Deutſchland gefehlt und verbrochen hat. Nämlich die — daſs man ſich überzeugt, Heine müſſe in allem bis dahin Vorliegenden ſeiner Werke nur als Dichter betrachtet und beurtheilt werden, als Dichter, wie er in der That noch nie dageweſen iſt, wie ihn wohl nicht leicht eine Nation wieder erzeugen wird. Alle die einzelnen Schriften Heine's bilden dann nur die, oft wunderbar genug in einander gefügten Theile eines großen Natur- und Volksgedichts, deſſen Übergänge oft eben ſo ſchroff als kunſtreich, eben ſo kühn als wohlgefällig, eben ſo tragiſch-ernſt als burlesk-komiſch erſcheinen. Wie man der Natur und dem Volk eine Phantaſie zuſchreiben muſs, deren ewige Unruhe, deren ewig gährende und gebärende Tiefe den ſinnigen Reiſenden namenlos feſſelt, belehrt und ergötzt, erſchreckt und entzückt, mit kindlichſter Naivetät und entſetzlicher Grauſamkeit, mit ſüßeſter Schwärmerei und geſpenſtiſchem Spuk, mit Empörung aller Elemente und milder Verſöhnung eines ſchönen Abends oder einer lieblichen Sage, mit Gemeinheit und Hoheit, mit gellendem Miſston und ſchmelzendem Locken: — alſo der Geſang, den unſer Dichter anſtimmt. Überlaſſt euch ihm ſo, und ihr müſſt ihm Alles verzeihen, auch wo er euch auf das empfindlichſte verwundet, und er weiß euch, ſelbſt nach dem wildeſten Ausbruch des Sturms und der Verzweiflung, doch nicht länger das deutſche Herz zu verbergen, und ihr ruht an ſeiner Bruſt, und es iſt Stille, aber freilich nur wieder Stille des Meers, deſſen Schweigen nicht lange währt, denn unten wühlt es dumpf, und ſchon ſtehen die weißen Wogen wieder auf, und ſo immer und immer fort wie Ebbe und Fluth. Dieſe Vorliebe für das Meer iſt bei Heine charakteriſtiſch. Sie iſt nur die andere Seite ſeiner Liebe zum Volk. Es enthält dieſe Liebe zum Meere in ihm etwas wahrhaft Rührendes, dieſer Zug zum Unendlichen hin, dieſe Sehnſucht nach einem Jenſeits, dieſe Reiſeluſt, dieſes Ziehen nach der Ferne und Fremde, dieſer Durſt nach der kühlenden Tiefe, dieſes vielleicht unbewuſſte Verlangen, nach einem ſolchen Bade wieder rein und erneut zu werden. Bemerkt nur, wie ſelbſt da, wo Heine im Übermuth oder Schmerz

seines Humors auch die tollste Teufelsfratze euch darstellt, überall doch das zart und fein gebildete Ohr des Gottes durchblickt; und wo ihr geneigt seid, ihn als politischen Schriftsteller, als Volksvertreter, oder gar als Philosophen und Religiosen gewähren zu lassen, und er schlägt euch dann Schnippchen und er verliert sich in episodische Darstellungen, die oft das Frivolste und Gemeinste bieten: da verändert nur sofort eure Stellung, die sein Gedicht, wie ein Gemälde, fordert, und es strahlt euch der Wunderglanz seiner Poesie entgegen, und in ihr ist dann eben so wenig Etwas noch fad oder gemein, als in dem Leben oder in der Natur, wenn ihr beide als Ganze betrachtet." In ähnlicher Weise räumte Melchior Meyr in seinem Büchlein „Über die poetischen Richtungen unserer Zeit" die bezaubernde Wirkung der Heine'schen Lieder ein, wenn man diese unmittelbar, von keinem gegnerischen Standpunkt befangen, in sich aufnehme, während sie, nach sittlichem Maßstab gemessen, auf einer ziemlich niedrigen Stufe ständen. — Jetzt aber erschien nach und nach in Journalen der verschiedensten Richtung eine Reihe von kühlen, anscheinend leidenschaftslosen Beurtheilungen der Heine'schen Poesie, welche diese als in unaufhaltsamer Dekadenz begriffen darstellten und sie jedes neuen Aufschwungs für unfähig erklärten. Eine Abhandlung von Dr. Mises (Gustav Theodor Fechner) über „Heine als Lyriker" in den „Blättern für literarische Unterhaltung," Jahrgang 1835, Nr. 182—185, sprach den Liedern des Dichters allen Verstand ab; es sei Nichts in ihnen enthalten, als „die Quintessenz der Poesie, rein herausdestilliert aus den Gegenständen; nichts Holziges, nichts Klümperiges, nicht Fettiges und Mehliges ist mit übergegangen, obwohl manches feine, flüchtige, wohlschmeckende Gift. Soll Das dein alleiniges Getränk sein, so bist du verloren an Leib und Seele; Verstand, Vernunft und Moral verfaulen, und bloß die Phantasie bleibt als ein luftiges Gespenst übrig, das nun von der ganzen unendlich reichen Welt auch bloß noch das phantastische Element als Speise verträgt und genießt und das Übrige als grobe Masse verwirft, weil es keinen gesunden Magen mehr hat, es zu verdauen und in sich zu verkörpern." Eine leichtsinnige Libertinage der Empfindungen wird als der Grundzug dieser Gedichte bezeichnet, die nicht aus dem Herzen kämen, sondern aus einer Phantasie, welcher die Tugend eben so viel werth sei wie das Laster, wenn sie ihr nur gleiche poetische Dienste leiste. Zum Schlusse wird von Heine gesagt: „Man sieht ihn unaufhaltsam sich der Auflösung nähern, die zuletzt auch seine Glanz-

ſeite verdirbt. Schon ſeine letzten Poeſien zeigen den Fortſchritt zu dieſem Endpunkte an. Er iſt darin zu ſeinem eigenen Nachahmer herabgeſunken, und vom Troſs der Übrigen nicht mehr verſchieden. Früher hat er einen würzigen Wein ausgeſchenkt, möge er die Hefe nun für ſich behalten. Wir haben ſogar genug an Dem, was wir von jenem gekoſtet, und wollen kein neues Faſs mehr, auch wenn er eins darzubringen hätte. Seine Poeſie iſt ein Individuum, was nur einmal zu leben die Berechtigung hatte, keine Gattung, die immer neue Individuen zeugen ſoll.“ Ein ſo hartes und liebloſes Urtheil muſſte den Dichter um ſo tiefer verletzen, je mehr demſelben eine gewiſſe Wahrheit zu Grunde lag, und je häufiger ſich fortan gleichlautende Stimmen in der deutſchen Preſſe vernehmen ließen. Theodor Mundt hatte in dem Einleitungsaufſatze ſeines „Literariſchen Zodiakus“: „Über Bewegungsparteien in der Literatur“ Heine geradezu verloren gegeben und die Behauptung aufgeſtellt, „bei dem beſſeren Theile des deutſchen Publikums ſei der Ekel an ihm bereits ſo groß geworden, daſs man ſeine Vernichtung der Zeit überlaſſen könne.“ Alexander Jung nahm freilich in ſeinen oben erwähnten „Ausſtellungen“ keinen Anſtand, Heine noch immer für einen der bedeutendſten Schriftſteller Deutſchlands zu erklären; aber auch er warf Demſelben doch vor, daſs er in den Frohndienſt einer ephemeren Literatur getreten ſei, und daſs er anfange, von den großen Gaben, die ihm verliehen, einen unwürdigen, gewiſſenloſen Gebrauch zu machen: „Er theilt zwar immer noch mit, aber doch nur kleine Portionen, Schüſſeln, ausgerieben mit Aſa fötida zu pikantem Reiz für ſchlaffe, überſättigte Magen, langweiligen Bericht über Hexen- und Kobold-Märchen, Anekdoten und Auszüge aus Büchern, ein willkürlich zuſammengerafftes Geſpinnſt, ein wahrer Alterweiberſommer, der ſich über ganze Seiten fortſchleicht.“ Die feindſeligſte Kritik der Heine'ſchen Schriften aber lieferte Guſtav Pfizer zu Anfang des Jahres 1838 in das erſte Heft der von ihm mit Wolfgang Menzel und Friedrich von Kölle begründeten „Deutſchen Vierteljahrsſchrift.“ Trotz der erkünſtelten Ruhe des Stils und der anſcheinend objektiven Haltung, war dieſer achtzig Großoktavſeiten umfaſſende Aufſatz, ſeinem ganzen Inhalte nach, kaum etwas Anderes, als ein Echo der Menzel'ſchen Denunciationen und ein ziemlich unwürdiger Racheakt für die malitiöſe Strophe, mit welcher Heine in ſeiner Parodie des Tannhäuſerliedes[188]) die ſchwäbiſche Dichterſchule bedacht hatte. Franz Dingelſtedt wies in einer maßvollen Entgegnung in Nr. 71—75 der „Mitternachtzeitung“ vom 3. bis 10. Mai 1838 die animoſen Ungerechtigkeiten

Pfizer's in gebührende Schranken zurück, und Heine ſelbſt verwahrte ſich bald darauf im „Schwabenſpiegel“ mit Recht gegen das perfide Verfahren, verſtümmelte Sätze aus den heterogenſten Schriften eines Autors zuſammen zu ſtellen, um Demſelben jede beliebige Geſinnung oder Geſinnungsloſigkeit aufzubürden[460]). Obſchon Heine durch eine im „Journal des Débats“ abgedruckte Erklärung vom 7. Oktober 1835 gegen die Behauptung, daſs er Jude ſei, proteſtiert[461]), und in ſeiner Broſchüre „Über den Denuncianten“ jede ihm angedichtete Sympathie für die Synagoge mit der beißenden Bemerkung abgefertigt hatte, daſs „man ſich nicht an die überwelken Reize der Mutter wende, wenn Einem die alternde Tochter nicht mehr behage“[462]), verſchmähte es doch Guſtav Pfizer nicht, die von Menzel ausgeheckte Verdächtigung wieder aufzuwärmen: „Heine's Religionshaſs entſtamme ſeiner jüdiſchen Abkunft, er ſei entweder ein Emiſſär des Judenthums, der ſich ins chriſtliche Lager geſchlichen, um Zwietracht zu ſäen und Unheil zu ſtiften, oder er wolle einen Groll gegen ſeine Stammgenoſſen befriedigen, indem er, dem doch der Name des Juden noch anhafte, durch ſeine Läſterungen und Blasphemien gefliſſentlich den Zorn der Chriſten gegen die Juden neu aufreize; die Juden, welche ihn bei dem Kampfe um ihre Emancipation insgeheim immer noch als Bundesgenoſſen betrachteten, könnten alſo, wenn ſie ihre Sache nicht aufs höchſte gefährden wollten, nichts Beſſeres thun, als den läſternden Spötter zweier Religionen völlig verleugnen.“ Als ob ſie Das nicht ſchon bei Gelegenheit der Menzel'ſchen Anklagen und der bundestäglichen Verfolgungsbeſchlüſſe wider das junge Deutſchland in bündigſter Weiſe gethan hätten! „Wem, der Heine's ganze Tendenz nur irgend kennt,“ hatte Dr. S. Weil in ſeiner Broſchüre „Das junge Deutſchland und die Juden“ gefragt, „kann es einfallen, ſeine Verſpottung des Chriſtenthums und der Moral ‚jüdiſchen Antipathien‘ zuzuſchreiben? Wie Voltaire im Judenthum die Mutter des Chriſtenthums, ſo haſſt ja offenbar Heine im Chriſtenthum nur die Tochter des Judenthums. Nicht was jenes von dieſem unterſcheidet, ſondern was es mit ihm gemein hat, reizt ihn ſo ſehr gegen dasſelbe. Daſs beide Religionen eine Sittlichkeit anerkennen, die ‚das Fleiſch nicht emancipieren will‘, daſs ſie den Pantheismus verwerfen, und Gott nicht in der Natur, ſondern über derſelben ſehen, Das iſt es ja, warum er in Verſen und Proſa beide, am bitterſten aber das Judenthum, verſpottet. Darum ſind ihm, eben wie dem römiſchen Kaiſer Claudius und vielen klügeren Römern der alten Zeit,

Chriſten, ja ſelbſt Deiſten — Juden, und er belegt ſie ſpöttiſch mit dieſem Namen. Und Das hätten ihn jüdiſche Antipathien gelehrt? . . . Heine iſt ein Pantheiſt, Neander ein frommer proteſtantiſcher Chriſt, Börne hat ſich neulich im ‚Reformateur‘ gewiſſermaßen für den Katholicismus ausgeſprochen. Heine haſſt alles poſitiv Religiöſe, Börne fühlt ſich dazu hingezogen, Neander iſt davon durchdrungen. Alle Drei ſind jüdiſchen Urſprungs. Wie mag ein Mann wie Menzel von dieſen drei Richtungen gerade die pantheiſtiſche auf Rechnung des Judenthums ſtellen?“ — Eben ſo bemerkte Berthold Auerbach in ſeiner geiſtvollen Abhandlung „Das Judenthum und die neueſte Literatur“: „Das Chriſtenthum iſt ihm (Heine) ein längſt antiquiertes Inſtitut, und das Judenthum eine verweſte ſchmutzige Pflanze, die er nur wieder zerreiben will, um Juden und Chriſten damit zu ärgern; er kann für die rehabilitation de la chair, ſeinen neuen Kult, keine Spiritualiſten, wie er die Chriſten, und keine Deiſten, wie er die Juden nennt, brauchen; wie er überhaupt keine Menſchen will, deren Streben innere ſittliche Vervollkommnung erzweckt. Die Religion des Judenthums wie des Chriſtenthums ſtehen beide unter derſelben Fahne des Gegenkampfes gegen ſenſualiſtiſche Extravaganzen . . . Sollten aber wohl Menzel und Konſorten wirklich glauben, alles Antichriſtliche ſei jüdiſchen Urſprungs? Waren denn Voltaire, Diderot, d'Alembert, Helvetius, Holbach und alle die Encyklopädiſten ehemalige Juden? Oder haſſten ſie nicht vielmehr Juden und Judenthum, weil ſie Alles haſſten, was nicht mit dem Geiſte des radikalen Zweifels inficiert war? War Friedrich II. von Preußen ein Jude? und doch ſchrieb er die Vorrede zu Fleury's Kirchengeſchichte, in welcher Alles zuſammengedrängt iſt, was das achtzehnte Jahrhundert gegen das Chriſtenthum vorbrachte . . . Wenn man aber ja der Judenchriſten erwähnen will, warum erwähnt man nicht auch eines Neander und jener unzähligen Schar gläubiger Miſſionäre, die mit apoſtoliſchem Eifer das Evangelium verkünden? oder warum erwähnt man nicht eines Hitzig, Gans, Leo, Mayer, O. L. B. Wolff, Julius Moſen ꝛc. ꝛc.? Dies könnte wohl genugſam darthun, daſs der Judgeborne dennoch allen Phaſen deutſcher Nationalbildung ſich anſchließen kann.“ — Der edle Gabriel Rieſſer, welcher im erſten Heft ſeiner „Jüdiſchen Briefe“ den von Guſtav Pfizer dem Judenthume hingeworfenen Fehdehandſchuh in tapferſter Weiſe aufnahm, wies zugleich nach, daſs Heine ſeit ſeinem Übertritte zum Chriſtenthum niemals von den Juden als einer der Ihrigen anerkannt, ſondern vielmehr ſtets von

ihnen verleugnet und bekämpft worden sei. Die einzige scheinbare Ausnahme bildete die Aufnahme seines Porträts und einer Charakteristik seines schriftstellerischen Wirkens in die „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte“ (Dritte Lieferung; Stuttgart, Fr. Brodhag, 1835). Aber die Herausgeber dieses Unternehmens — Heine's alter Freund, der Graf Eugen Breza, welcher Landbote am polnischen Reichstage von 1831 gewesen und seit dem Falle Warschau's nach Paris emigriert war, und Dr. Richard Otto Spazier — waren Beide, sowohl ihrem Bekenntnis wie ihrer Geburt nach, Christen, und es mochte Heine Nichts weniger als erwünscht sein, auch von ihnen zu einer Zeit, wo er sich so nachdrücklich als Vorkämpfer der „protestantischen Denkfreiheit“ gebärdete, wieder an seine jüdische Abstammung erinnert zu werden, ja seine ganze schriftstellerische Eigenthümlichkeit vorwiegend aus den Einflüssen des Judenthums abgeleitet zu sehen.

Fast gleichzeitig mit dem parteilichen Angriffe Pfizer's in der „Deutschen Vierteljahrsschrift,“ aber von einem weit höheren Standpunkte aus, unterzog Arnold Ruge in den „Hallischen Jahrbüchern“ die Tendenz der Heine'schen Schriften einer vorurtheilslos prüfenden Kritik[463]). Wenn Heine dieselbe als eine „Todtschlagkritik“ ansah[464]), so beweist dies Urtheil nur von Neuem, wie empfindlich er gegen jeden, auch den gerechtesten Tadel war, und wie ungern er sich öffentlich über seine Fehler belehren ließ. Ruge erkannte ihn ausdrücklich als eine Macht an, die nicht zu ignorieren sei, und wenn er ihm nicht bedingungslos huldigte, sondern neben den glänzenden Vorzügen seines Talentes auch den wunden Fleck desselben hervorhob, so geschah Dies augenscheinlich in der wohlwollenden Absicht, ihn zu höherem Fluge anzuspornen. „Die Heine'sche Poesie und Schriftstellerei,“ sagte er, „hat Bedeutung nicht nur als Ausdruck irgend einer verschimmelten und im Winkel versteckten Richtung, sie ist bei dem Fortschritt unserer Zeit betheiligt und darum eine weitverbreitete Gemüthsangelegenheit, ihre kritische Beleuchtung aber nichts Geringeres, als ein Spiegel der heutigen Bildung, vor dem sie erschrecken oder sich putzen mag.“ Ruge zeigt nun, wie Heine, nach der unklaren Romantik seiner ersten Jugendgedichte, schon in den Liedern der „Heimkehr“ und in den „Reisebildern“ durch seinen befreienden Witz der Dichter der neuesten Zeit geworden sei: „Mit ihm lebt in der Poesie eine Emancipation von den alten Autoritäten auf, er bringt einen heilsamen Sauerteig in den faulen Haufen, er formuliert die Nichtigkeit der Zeit, er stört die Ruhe der selbstgenügsamen Positivisten, er ist ein

kritiſcher Dichter. Nicht in Grundſätzen und Geſetzen, vielmehr in ihrer Auflöſung durch Witz und Kritik ſtellt ſich ihm die Befreiung dar. Heine's nirgends betheiligter, nur kritiſcher Geiſt goutiert die Dogmen der deutſchen Revolutionärs nur darum nicht, weil ſie nicht die Revolution (die Auflöſung, die Kritik) ſelber ſind. Der Witz iſt Herr überall, wo er es werden kann, und er hat Recht, ſo weit er die Welt gewinnt. Was ihm verfällt, Das iſt verloren; was reelle Macht hat, Dem kommt er nicht bei, Dem folgt er, wie der Sklave in der Komödie ſeinem Herrn. Daſs der Witz ſich an Alles macht, iſt ſeine Empörernatur, daſs er nicht Alles beſiegt, iſt ſeine Sklavenrolle; der ſiegende Witz kommt nach dem ernſthaften Freiheitskampf, der reſultatloſe iſt der ohnmächtige Troſt über die Zähheit einer dauernden Sklaverei, die der Witz nicht praktiſch ſtürzt, von der er nur in ſeiner Phantaſie ſich befreit. Aber man beſinnt ſich über die Berechtigung des Witzes, wenn man auch Anfangs von ihm überraſcht wurde, und dieſe Poeſie fordert zuletzt die Freiheit im Ernſt, weil ſie ſie nur im Spiel erreicht. Eben dieſe Beſinnung, zu der ſie anregt, denn jeder Witz iſt die Beſinnung über eine Abſurdität, erſcheint als ihr Wurm, der ſie von innen heraus verzehrt, oder als die ernſthafte Befreiung, in der dies Spiel mit ſeinen zügelloſen Strudel untergeht. Heine iſt ein Widerſacher der trüben deutſchen Romantik von 1813 und 1815; die Hegel'ſche Philoſophie und der franzöſiſche Eſprit haben ihn in die Lehre genommen, und er ſucht nun den ſentimentalen, ſchwerfälligen, trübſeligen, religiösverdumpften deutſchen Geiſt zu verarbeiten und zu verbauen. Es weht in der That Frühlingsluft in ſeinen Schriften. Er hat Recht gegen die Zeit, die er ironiſiert. Der Askeſe, der Romantik und dem Chriſtenthum ſetzt er die heitere Freiheit entgegen." In den Schlusskapiteln ſeiner Abhandlung kommt Ruge, bei Gelegenheit der Heine'ſchen „Witz- und Pointenpoeſie," die eine Komödierung und Traveſtierung des ganzen Weltlaufs ſei, auf den Unterſchied von Witz und Humor, und damit auf die Achillesferſe des Dichters, zu ſprechen. Er macht Demſelben zum Vorwurf, daſs er, ſtatt des Humors, der für das Wahre ſei und den verborgenen Kern des Wahren auch in der beſchränkten Geſtalt hege und pflege, häufig zu malitiöſen Schlusswitzen greife, die ſich gegen das Wahre richten und unpoetiſch ſeien, da ſie jedesmal der eigenen Empfindung die proſaiſche gemeine Welt entgegen halten. Das heiße aber Nichts anders, als die Poeſie deprecieren und den verſtändigen gemeinen Zuſtand gegen die geiſtige Erfüllung, Be-

geisterung, Berauschung als den selbstbewussten und wahren behaupten. So verfalle er in einen falschen Realismus, der sich den Geist, welchen die Materie erzeugt, zu leicht aus den Augen rücken lasse: „Überall wo Heine sich über den wahren Sinn der Realität täuscht, fällt er aus der Poesie heraus, und glücklich wenn er nur in die Prosa, wenn er nicht über und über in den Koth fällt. Dies Unglück begegnet ihm bei aller Richtigkeit seines Princips: der wahre Mensch sei die wahre Realität. Das wahre Princip richtet ihn aber auch von tiefen Stürzen wieder auf, sobald ihm der edlere Sinn des Realismus aufgeht." „Mit all' seinen Fehlern," schloss Ruge seine kritischen Aperçus, „darf man ihn immer zu den Befreiern des neunzehnten Jahrhunderts zählen; und eine spätere Zeit wird seine universelle Komödie, seinen Übermuth mitten in dem tauben Philisterthum unserer Zeit ernster nehmen und höher anschlagen, als seine Zeitgenossen es vermögen. Niemand verurtheilt sich selbst." In einem Nachtrage zu diesen Betrachtungen erläutert Ruge noch schärfer die Bedeutung der Heine'schen Poesie und die gesteigerten Anforderungen, welche die Zeit an den Dichter stelle: „Heine war im Recht, als er im Anfang seiner Laufbahn mit seiner Harlekinspritsche den alten Ungeist blinder und hohler Begeisterung für alles mögliche wieder eroberte deutsche Unwesen überwand. Ihr sagt, er war frivol und kannte kein anderes Interesse, als das der Frivolität. Ja, er war und er ist frivol; aber wenn er die Welt frivol nimmt, ist es nicht die Welt, die ihn frivol gemacht? Ihr sagt, dieser Mensch treibt seinen Spott mit dem Heiligen; aber wenn nun vorher das Heilige seinen Spott mit ihm getrieben? Wenn er sich in eine Zeit versetzt sah, wo die Heiligthümer profan und die Priester Heuchler und Komödianten waren — wie dann? Niemand ist witzig, ohne dass ihm Einer Gelegenheit giebt, es zu sein; Niemand frivol, wenn die Heiligthümer nicht leer, die geistige Welt nicht hohl und das Herz nicht ohne Nahrung ist. Es ist seine Schuld, allerdings! aber es ist auch sein Schicksal. Sein Dämon ist sein Witz. Aber es wäre sehr voreilig, wenn man ihn nun sogleich beim Wort nehmen wollte, und jeden Witz für Ernst, jeden Ernst für Witz hielte, die Fähigkeit aber, seine eigne und die Tragödie seiner nichtswürdigen Zeit zu empfinden, ihm nicht zutraute. Es wäre ungerecht. Kein Mensch verfällt dem leeren Witz und der Verzweiflung an dem Idealen, ohne im Gefühl seiner Leerheit sogleich auch die Sehnsucht nach wahrer Erfüllung zu empfinden. Heine hatte lange Nichts anders getrie-

ben, als die Verhöhnung alles Deſſen, was nicht mit Händen zu greifen iſt — da trat die Julirevolution ein, und er gehörte zu Denen, die nun an die Freiheit glaubten. Aber Realiſt, wie er war, drehte er dieſem Glauben gar bald wieder den Hals um. Er ſah, wie Ludwig Philipp ‚die beſte Republik‘ zu kehren und zu wenden wuſſte, und nun war er wieder für lange Zeit vom Idealismus kuriert: man darf ſagen, er warf ſich weg. Unterdeſſen darf man auch in ſeinen neueſten Schriften nur ſuchen, um überall Spuren der alten Sehnſucht, die bei ſeiner Flucht nach Paris an den Tag gekommen war, zu entdecken; und es muſs zugegeben werden, daſs er Urſach hatte, Realiſt zu ſein. Wenn er nun ſagte: ‚Ich gebe meinen Witz für die Freiheit. Ich gebe ihn in ihren Dienſt. Gebt mir Freiheit, aber die ganze, reelle Freiheit, und ſie wird meine Religion ſein. Ihr könnt es nicht; gut, ſo bleiben wir Sklaven mit einander; ich wenigſtens will nicht zu Denen gehören, die ſich darüber täuſchen. Und ihr ſelbſt, glaubt mir's nur, ihr thätet wohl, es eben ſo zu machen, wie ich. Reißt einen Witz, ſo ſieht man doch, daſs ihr es merkt, wo man euch bei der Naſe hat.‘ Es zeigt ſich nur, daſs er von der deutſchen Freiheit darum Nichts glaubt, weil er ſie kennt und durchſchaut. Wäre nun die politiſche Freiheit eine Sache, wie ein Juwel oder ein ſchönes Schloſs, wäre ſie nicht vielmehr eine Form der menſchlichen Geſellſchaft und des menſchlichen Denkens und Thuns, die fortdauernd in der Bildung begriffen iſt, ſo müſſte man dem Realismus, der in proſaiſchen Zeiten verzweifelt, frivol und blaſiert wird, Recht geben. Gleichgiltigkeit, Schlaffheit, Blaſiertheit, Frivolität ſind Produkte ſklaviſcher Zuſtände und eines praktiſch und politiſch verwahrloſten Volksgeiſtes; wo aber die Freiheit auch nur theoretiſch, in Philoſophie und Poeſie, verwirklicht iſt, liegt ſchon eine Bürgſchaft für totale Befreiung vor. Der Realiſt iſt in der Täuſchung, wenn er die Theorie, den ewigen Mutterſchoß der Weltgeſtaltung, für unfruchtbar hält, weil noch nicht alle Formen menſchlicher Entwürdigung aufgehoben ſind. Die Wahrheit und der befreiende Gedanke iſt allemal hinter den Dingen verborgen, und Heine hat 1830 ſelbſt erlebt, daſs die Idee Alles vermochte gerade zu einer Zeit, als er ihr Nichts zutraute, — daſs alſo ein zündender Gedanke Millionen Herzen entflammte. Alle dieſe Herzen waren Idealiſten; wenn aber der Idealismus allgemein iſt, ſo iſt er eine Macht und eine Realität, auch für den äußerſten Zweifler. Das empfand damals unſer Witzdichter. Aber auch in Deutſchland hat Heine die Erfahrung machen können. Es

verſteht den zweckloſen Witz nicht mehr, es will die Narrenkappe los ſein; und ſelbſt im Politiſchen, wo die Satire ſo ſehr am Platze iſt, ahnet man ſchon die Gewitter, die, ſtatt mit Gelächter, mit Donner und Blitz die Luft erſchüttern werden. Aus dieſem Grunde muſs jetzt eine frivole Poeſie und Literatur, ſelbſt wenn ſie unter der Firma der politiſchen Satire Glück macht, ſich immer gefallen laſſen, dem befreienden Luftzuge unſerer Zeit nur zu dienen und eine untergeordnete Rolle zu ſpielen. Sie ſelbſt hat die Luft gereinigt und dem neuen Odem der Freiheit die Stätte bereitet; ſie ſelbſt, die herzlos ſcheinende Frivolität, war nur die Sehnſucht nach der Religion, die jetzt wieder die Welt mit lyriſchem Feuer und mit energiſchem Thatenmuth erfüllt.“ „Heine's Fehler beſteht darin,“ heißt es an einer andern Stelle dieſes trefflichen Aufſatzes, „daſs er bei der Kritik des hohlen Idealismus, der hohlen Begeiſterung für die abgetragenen Kleider der Zeit, in denen die Prieſter und Deſpoten einhergehn und der ‚elenden‘ Menſchheit aufs Haupt treten, das Kind mit dem Bade ausſchüttet. Seine Realität, die er der ‚hohlen Idee‘ entgegenſetzt, iſt ſelbſt hohl und morſch, ſie iſt die gemeine, geiſtloſe Welt. Seine Freiheit, die er aus der ‚kalten Heuchelei‘ rettet, iſt eben ſo kalt, als ſie. Erſt der Spott, der den Witz von ſeiner Empörung gegen Vernunft und Freiheit zurückbrächte, wäre die wirkliche Befreiung, die nun auch ihn und ſein Publikum nicht mehr kalt ließe. Der Menſch ließe ſich mit dem Wahren erfüllen und Herz und Seele von ihm bewegen: es wäre ein Umſchlagen der Komödie in die Begeiſterung, man könnte ſagen in die Religion, um damit die hinreißende Gewalt der beſeelenden Idee und den Übergang zur That unter dem Einfluſs dieſer Gewalt zu bezeichnen.“

Solche Ermahnungen zu einem ernſthafteren Erfaſſen der Zeitfragen fielen jedoch einſtweilen bei Heinrich Heine auf einen ungünſtigen Boden. Seine Betheiligung an den politiſchen und religiöſen Kämpfen der Gegenwart hatte ihm von allen Seiten nur Haſs und Verfolgung eingebracht, ſelbſt die Parteigenoſſen hatten ihn miſsverſtanden und verdächtigt, es war jetzt eine Müdigkeit über ihn gekommen, die ihm ſelber manchmal wie ein Zeichen herannahenden Alters erſchien[465]). „Ich wollte einſt die Hellebarden brechen,“ ſeufzte er in der Einleitung zu „Shakſpeare's Mädchen und Frauen“[466]), „womit man euch die Gärten des Genuſſes verſperrt. Aber die Hand war ſchwach und die Hellebardiere lachten und ſtießen mich mit ihren Stangen gegen die Bruſt, und das vorlaut großmüthige Herz ver-

ſtummte aus Scham, wo nicht gar aus Furcht.“ — „Wie beneide ich Ihre Einſamkeit,“ ſchrieb er an Laube[467]), „ich, der ich verdammt bin, in dem wildeſten Strudel der Welt zu leben, und nicht zu mir ſelber kommen kann, und betäubt bin von den ſchreienden Tagesnöthen, und müde bin wie ein gehetzter Stier, ich will nicht ſagen wie ein Hund — Wie ſehne ich mich nach einer ruhigen deutſchen Feſtung, wo eine Schildwache vor meiner Thür ſtünde und Niemanden herein ließe, weder meine Geliebte noch die übrigen Qualen — mit Leidenſchaft lechze ich nach Stille!“ — „Von Natur neige ich mich zu einem gewiſſen Dolce far niente,“ geſtand er in den Briefen an Auguſt Lewald über die franzöſiſche Bühne[468]), „und ich lagere mich gern auf blumigen Raſen, und betrachte dann die ruhigen Züge der Wolken und ergötze mich an ihrer Beleuchtung; doch der Zufall wollte, daſs ich aus dieſer gemächlichen Träumerei ſehr oft durch harte Rippenſtöße des Schickſals geweckt wurde, ich muſſte gezwungenerweiſe Theil nehmen an den Schmerzen und Kämpfen der Zeit, und ehrlich war dann meine Theilnahme, und ich ſchlug mich trotz den Tapferſten. Aber, ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken ſoll, meine Empfindungen behielten doch immer eine gewiſſe Abgeſchiedenheit von den Empfindungen der Anderen; ich wuſſte, wie ihnen zu Muthe war, aber mir war ganz anders zu Muthe, wie ihnen; und wenn ich mein Schlachtroſs auch noch ſo muthig tummelte und mit dem Schwert auch noch ſo gnadenlos auf die Feinde einhieb, ſo erfaſſte mich doch nie das Fieber oder die Luſt oder die Angſt der Schlacht; ob meiner inneren Ruhe ward mir oft unheimlich zu Sinne, ich merkte, daſs die Gedanken anderörtig verweilten, während ich im dichteſten Gedränge des Parteikrieges mich herumſchlug, und ich kam mir manchmal vor wie Ogier, der Däne, welcher traumwandelnd gegen die Sarazenen focht.“ Wohl riethen ihm Laube und mancher andere Freund, nach Deutſchland zurück zu kehren, da es ihm doch nicht gelingen wollte, in Frankreich ein tieferes geiſtiges Verſtändnis ſeines literariſchen Strebens zu finden und in der fremden Atmoſphäre heimiſch zu werden; aber Heine lehnte ſolche Einladungen aufs beſtimmteſte ab, und zwar aus höchſt ehrenhaften Gründen. „Ihre Frage in Betreff einer Rückkehr nach Deutſchland hat mir ſehr weh gethan,“ ſchrieb er an Laube[469]); „denn ungern geſtehe ich, daſs dieſes freiwillige Exil eines der größten Opfer iſt, die ich dem Gedanken bringen muſs. Ich würde bei meiner Rückkehr eine Stellung einnehmen müſſen, die mich allen möglichen Miſsdeutungen ausſetzen könnte. Ich will auch den Schein des

Unwürdigen vermeiden. Soviel ich weiß, kann keine Regierung mir Etwas anhaben, ich bin von allen Umtrieben des Jakobinismus entfernt geblieben; von allen Seiten kommen mir freundliche Stimmen ans Ohr durch die Diplomaten, mit denen ich in Paris sehr gut stehe — aber alles Dieses sind Gründe, die mich von einer Heimkehr viel eher abhalten, als dazu anreizen. Hierzu kommt noch die Erbitterung der deutschen Jakobiner in Paris, die, wenn ich nach Hause ginge, um wieder deutsches Sauerkraut zu essen, hierin den Beweis des Vaterlandsverrathes sehen würden. Bis jetzt können sie mich doch nur durch Muthmaßungen verleumden; bis jetzt habe ich doch der Verleumdung noch keine Fakta in die Küche geliefert." In ähnlichem Sinne betont Heine in seinen damaligen Briefen an Campe[470]) den Umstand, daß sein Streben kein politisch revolutionäres, sondern mehr ein philosophisches sei, wo nicht die Form der Gesellschaft, sondern ihre Tendenz beleuchtet werde. „Alle Republikaner," spottet er, „grollen mir wegen meiner monarchistischen Grundsätze — und, spaßhaft genug! meine gnädigen, allerhöchst beschränkten deutschen Königlein verfolgen mich wegen gefährlicher Principien . . . Die politische Aufregung hat sich so sehr, seit drei Jahren, bei mir gelegt, daß ich wahrhaftig jetzt keine Konzessionen zu machen brauche, und daß es nur gilt, mich vor dem Verdacht zu schützen, als wäre ich von außen bekehrt worden, als habe man mich durch Geld oder Schmeichelei gewonnen — Gott weiß, daß ich weder durch das Eine noch durch das Andere dahin geleitet werden könnte, auch nur eine Silbe gegen meine innere Gesinnung zu schreiben. Es ist nicht hinreichend, ehrlich zu sein, man muß sich auch vor dem Verdacht der Unehrlichkeit hüten." Einige Monate früher — Anfangs August 1837 — schrieb er seinem Bruder Maximilian[471]): „Du bist der Einzige von Allen, der mich schweigend verstehen kann, und dem ich nicht nöthig habe weitläuftig auseinander zu setzen, wie alle Bekümmernisse meines Lebens nicht durch eigene Schuld entstanden sind, sondern sich als nothwendige Folge meiner socialen Stellung und meiner geistigen Begabung erklären lassen. Du weißt, daß die Größe des Charakters und des Talentes in unserer Zeit nicht verziehen werden, wenn man ob dieses Verbrechens sich nicht durch eine Unzahl kleiner Schlechtigkeiten die allerhöchste und allerniedrigste Verzeihung erkaufen will! . . . Obgleich die deutschen Demagogen das Gerücht verbreiten, ich sei von den Regierungen gekauft, so kann ich dir doch bei dem Leben aller Derer, die ich liebe, beschwören, daß ich nie einen Sou nehmen wollte, selbst wenn ich

in der größten Bedrängnis war. Und jetzt ist es gar unmöglich, daſs ich eine so klägliche Handlung beginge — genug davon!"

Heine sollte die Bitterkeiten des Exils bis zur Hefe kosten. Er hatte die Rolle eines Volkstribunen mit so viel Geräusch übernommen, daſs es nicht eben zu verwundern stand, wenn die deutschen Flüchtlinge, welche seit dem Hambacher Feste und dem Frankfurter Aprilattentate in größerer Anzahl, als früher, nach Paris kamen, in ihm, wie in Börne, einen geistigen Führer der revolutionären Bewegung zu finden erwarteten. Sie gedachten ihre kleinen Konspirationen zum Umsturz der heimischen Throne auf fremder Erde fortzusetzen, und als Heine, auf dessen Unterstützung sie wesentlich gerechnet, sich sehr kühl und ablehnend zu ihren Bestrebungen verhielt, rächten sie sich, wie wir sahen, durch allerlei hämische Intrigen, vor Allem durch Verdächtigung seines Charakters und durch Ausbreitung des Gerüchtes, daſs er die Fahne der Freiheit verlassen. Börne schürte das Feuer, indem er in seinen „Briefen aus Paris" und im „Reformateur" scharfe Angriffe gegen Heine drucken ließ, den er eines zweideutigen Diplomatisierens und feigen Lavierens zwischen den Parteien beschuldigte. Die Pariser Korrespondenten deutscher Zeitungen, meistens politische Flüchtlinge, schrieben in ihre Berichte allerhand Klatschereien, die Heine, der Sachlage nach, nicht berichtigen konnte, wenn er sich nicht mit Hinz und Kunz in allen erdenklichen Journalen herumbeißen wollte. Diese Nergeleien verstimmten ihn so tief, daſs er eine Zeitlang allen Deutschen seine Thür verschloſs und seine Wohnungsadresse möglichst geheim hielt. Schon im September 1835 klagte er in einem Briefe an Laube[412]): „Seit zwei Jahren kommt mir aus dem Vaterlande nie viel Erfreuliches, und die Deutschen, die mir in Paris zu Gesicht gekommen, haben wahrlich mich vor Heimweh geschützt. Lumpengesindel, Bettler, die da drohen, wenn man ihnen Nichts giebt, Hundsfötter, die beständig von Ehrlichkeit und Vaterland sprechen, Lügner und Diebe — doch Das brauche ich Ihnen nicht zu sagen; aus Ihrem Briefe ersah ich, daſs Sie von selbst mich beklagten ob des saubern Personals, das sich mir hier als deutsche Landsmannschaft präsentiert. Poignées de main habe ich den schmutzigen Gesellen nie geben können, und jetzt versage ich ihnen sogar den Anblick meines Antlitzes." Trotz dieses ungünstigen Urtheils über die Mehrzahl seiner deutschen Landsleute in Paris, das sich mit den Jahren eher verschärfte als milderte, ließ sich Heine nicht abhalten, viele derselben mit Wohlthaten zu überhäufen. Seine Börse war Nothleidenden immer

geöffnet, er verbürgte ſich oft mit bedeutenden Summen für ihm nur oberflächlich bekannte Perſonen, er lieh ihnen Hunderte von Franks ohne die mindeſte Ausſicht, je einen Centime wieder zu erhalten, und wir könnten mehr als ein Beiſpiel anführen, daſs er bedürftigen Landsleuten, deren Verlegenheiten er errieth, unaufgefordert in der diskreteſten Weiſe Geldmittel anbot, oder ſeinen Einfluſs aufwandte, ihnen Arbeit und Brot zu verſchaffen. So berichtet Kertbeny aus eigener Erfahrung; ſo erzählte uns der ſchwäbiſche Naturdichter Niklas Müller aus Stuttgart, der als Buchdrucker in der Cotta'ſchen Officin beſchäftigt geweſen und im Frühjahr 1838 nach Paris kam, daſs er von Heine, an welchen er keinerlei Empfehlungen beſaß, aufs freundlichſte empfangen und theilnehmend nach ſeinen Subſiſtenzmitteln befragt worden ſei. Auf die Klage, daſs es ihm bisher nicht gelungen, einen Platz in einer Druckerei zu erhalten, ging Heine ſofort mit ihm zu dem Chef einer großen franzöſiſchen Bilderdruckerei, und vermittelte ihm durch ſeine warme Fürſprache ein gut ſalariertes Engagement. Als Herr Müller nach ſeiner Rückkehr in die Heimat dem ihm befreundeten Guſtav Schwab einen Beſuch machte, behandelte ihn Dieſer mit der empörendſten Kälte und betrachtete ihn faſt als einen verlorenen Menſchen, weil er in ſeinen Briefen nach Hauſe mit innigem Dankgefühl der Zuvorkommenheiten erwähnt hatte, mit welchen der verketzerte Feind der Schwabendichter ihn überhäuft. Im Allgemeinen jedoch machte Heine die trübe Erfahrung, daſs ſeine Gutherzigkeit von gewiſſenloſen Induſtrierittern aufs ſchamloſeſte mißbraucht wurde, und daſs er für alle Wohlthaten, die er ſeinen Landsleuten erwies, meiſt nur den ſchmählichſten Undank erntete, wie er denn auch bei Gelegenheit darüber klagt, daſs unter allen Schelmen, die ihm die Taſche geleert, ſich nur ein einziger Franzoſe befand[473]). Von dem wohlthätigen Sinne des Dichters und ſeiner Bereitwilligkeit, Nothleidenden zu helfen, wiſſen uns Alle, die mit ihm in nähere Berührung gekommen, trotz ſolcher ſtets wiederholten Enttäuſchungen, manches rührende Beiſpiel zu berichten. Ein junger Maler, Benoit, den er nur im Café kennen gelernt, geſtand ihm eines Tages, daſs er ohne Mittel ſei, ein angefangenes Porträt zu vollenden. Heine ſandte ihm am folgenden Morgen 300 Franks, mit der Bitte, ſich keineswegs mit ſeinem Bilde zu übereilen. Ein junger, viel Talent verrathender Dichter war in Verzweiflung, daſs er Soldat werden müſſe, ohne durch Bezahlung eines Stellvertreters dieſem Looſe entgehen zu können. Gérard de Nerval theilte Heine das Unglück des von Beiden gekannten Jünglings mit. Sofort

rief Heine den Verzweifelnden herbei, ſetzte ſich mit ihm in einen Fiaker und ſtellte ihn einem Bankier ſeiner Bekanntſchaft vor, der nach Mittheilung der Sache bereitwillig die tauſend Franks vorſchoſs, deren der junge Poet bedurfte, um ſich einen Stellvertreter zu verſchaffen. Dieſen von Schmidt-Weißenfels mitgetheilten Erinnerungen fügen wir einen von Meißner erzählten Vorfall aus ſpäterer Zeit hinzu. Im Winter 1847, dem letzten Jahre der Julimonarchie, berichtete ein Zeitungsblatt, daß ein verarmter, bruſtkranker Muſiker, Namens Gallien, eine Bittſchrift eingereicht, worin er den König erſuchte, im Treibhauſe des Luxembourg auf einem Orangerietopfe, wo der Pomeranzenbaum eben ausgegangen ſei, wohnen zu dürfen. So werde er wenigſtens ein ruhiges, warmes Obdach haben und im Stande ſein, die Partitur einer Oper zu beendigen, nach deren Verkauf er das Treibhaus wieder zu verlaſſen gedenke. Heine kannte den phantaſtiſchen Bittſteller, aber Derſelbe war ihm ſeit Jahren aus den Augen gekommen. Kaum hörte er von ſeiner Noth, als er ſich, trotz ſeiner damals bereits ſehr ſchwachen Geſundheit, aufmachte und den Unglücklichen in ſeiner hohen, windigen Dachkammer aufſuchte. Er traf ihn im Bette, auf einem mit Noten bedeckten Lager, pfeifend und ſchreibend. „Gallien,“ redete er den Kranken an, „Sie haben eine wunderliche Bittſchrift eingebracht.“ — „Scheint ſie Ihnen ſo thöricht?“ fragte der Muſiker. „Sehen Sie ſich dieſe Dachſtube an, in welcher der Wind durch alle Löcher pfeift, dies elende Lager, und ſagen Sie ſelbſt, ob ich es nicht auf dem Orangerietopfe beſſer hätte?“ — „Aber Sie ſind nun einmal kein Pomeranzenbaum.“ — „Freilich, nicht einmal ein Holzapfelbaum. Folgt aber daraus, daſs ich abſterben ſoll? Ich frage Sie: Bin ich ein Talent?“ — „Sie wiſſen, wie ſehr mir Ihre Lieder gefallen haben.“ — „Nun, dann verdiene ich's auch, daſs man mir zum mindeſten ein wenig warme Luft nicht mißgönnt. Meinen Sie nicht, daſs der Aufenthalt im Treibhaus mir eine Reiſe nach Neapel oder Nizza erſetzen könnte? Ich verſpreche, daſs meine Oper gut wird, wenn die Regierung mir dies Aſyl gewährt.“ — „Auch mir,“ erwiderte Heine nachdenklich, „würde eine Reiſe nach Italien wohlthun — wir ſind Beide krank! Aber ich könnte nicht allein hinreiſen, und Das wäre eine theure, unerſchwingliche Sache. Ich will ſehen, ob ich Sie ſtatt meiner nach Italien ſenden kann. Leben Sie wohl! Wenn meine Bemühungen gelingen, ſollen Sie bald von mir hören.“ Er ſtieg die drei Treppen wieder hinab, und fuhr zu Thiers, um den immer noch mächtigen

Staatsmann, der ihm viele Beweise des Wohlwollens und der Hochachtung gegeben, für den armen Musiker zu interessieren. Aber Heine selbst war nicht mehr jener einflussreiche Journalist, dem man in früheren Jahren aus Rücksicht auf seine scharfe Feder manche Gefälligkeit erwiesen. Sein Fürwort blieb unbeachtet, und Gallien's Bittschrift wurde als durchaus unvernünftig bei Seite gelegt. Der arme Mann erlag im Frühjahre seinen Leiden, und Heine, der es auch an Geldunterstützungen nicht hatte fehlen lassen, war abermals einer der Wenigen, die ihn zu seiner letzten Ruhestatt geleiteten.

In der ersten Zeit kam er, wie schon erzählt worden, mit Börne und den hervorragenderen politischen Flüchtlingen aus Deutschland in häufige Berührung, zog sich aber fast gänzlich von ihnen zurück, nachdem er eingesehen, dass er ihre sanguinischen Hoffnungen und ihre auf das nächste Tagesinteresse gerichteten Bestrebungen nicht zu theilen im Stande sei. Mit Börne brach er gänzlich, seit Dieser die Ehrlichkeit seiner demokratischen Gesinnung öffentlich zu verdächtigen begann; ja, nachdem die Angriffe im „Reformateur" erschienen waren, nahm er keine gesellschaftliche Einladung mehr an, ohne sich vorher zu versichern, dass Börne nicht unter der Zahl der Gäste sei, die er dort finden würde. Als sein Onkel Henry Heine und Dessen Sohn Hermann, welcher damals in einem Geschäfte in Havre placiert war, ihn im Sommer 1836 besuchten, und in einer Gesellschaft mit Börne zusammen trafen, sprach ihnen Dieser seinen lebhaften Wunsch aus, wieder in ein freundlicheres Verhältnis zu dem von ihm so schwer beleidigten Dichter zu treten; Derselbe wies aber jeden Versöhnungsantrag mit dem Bemerken zurück, dass bei Börne's argwöhnischer Natur jedes Gespräch nur zu neuen Missverständnissen führen werde, darum habe er seit Jahren seinen Umgang vermieden und gedenke ihn auch ferner zu meiden. Mit dem ehemaligen Advokaten Joseph Savoye aus Zweibrücken, der als Komitémitglied des süddeutschen Pressvereins wegen Verbreitung revolutionärer Flugschriften zu zehnjähriger Landesverweisung kondemniert worden, und mit den übrigen nach Paris geflüchteten Verurtheilten des Landauer Hochverrathsprocesses unterhielt Heine nur einen oberflächlichen Verkehr. Öfter besuchte ihn Jakob Venedey, der, nach dem Hambacher Feste verhaftet und einem deutschen Gefängnisse entsprungen, 1835 in Paris eine ultraradikale Monatsschrift, „Der Geächtete", herausgab, welche, von der preußischen Gesandtschaft als staatsgefährlich denunciert, ihm eine fünfjährige Verbannung

nach Havre zuzog. Vergebens bemühte sich Heine, durch Vermittelung seines Gönners, des Ministers Thiers, eine Zurücknahme des über seinen Landsmann verhängten Ausweisungsdekrets zu erwirken. Erst 1840 wurde Venedey die Rückkehr nach Paris gestattet, und er erneuerte alsbald den Umgang mit dem Dichter, obschon das Verhältnis zwischen den Beiden ein sonderbar gespanntes war. Venedey — so erzählt Alfred Meißner[114]) — trug eine Unmasse Bedenken gegen Heine's Poesie und Charakter mit sich herum, und Heine ironisierte den alten Burschenschafter und hatte kaum ein Auge für sein edles Herz, seinen ehrlichen Charakter, seine noble Natur, so possierlich waren ihm seine Schwächen, die ihn fortwährend an die seiner alten Kommilitonen aus der Studentenzeit erinnerten. Insbesondere komisch war für Heine die Ängstlichkeit, das Schwanken, die gespaltene Seele voll Anhänglichkeit und Treue in dem Menschen, der von Deutschland und seinen Fürsten nur Böses empfangen. Venedey, ein alter Freund Börne's, ja, was noch mehr, ein Freund von Buonarotti und Teste, den Männern des „jungen Europa", hätte vor jedem Blutstropfen, der im Dienst seiner Überzeugungen vergossen worden wäre, zurück geschaudert, und er pflegte oftmals den Spruch zu wiederholen, dass, „wer das Schwert ziehe, auch durch das Schwert umkommen müsse." Nur protestieren, seine Meinung sagen und für sie dulden solle der Volksmann, und in diesem Sinne einer Befürwortung des passiven Widerstandes ist auch sein „John Hampden" geschrieben. So war er schon damals ein seltsames Prototyp jener Schwäche, die man oft eine edle Schwäche genannt, und die in der That vom Schicksal dazu ausersehen ist, in Zeiten des Sturmes zerrissen zu werden und zwischen beiden Parteien ein beklagenswerthes Ende zu finden. Viele Stunden täglich stand Venedey an seinem Pulte und schrieb. Außer den Berichten für die „Allgemeine Zeitung" förderte er auch vielbändige Werke politischer Gattung in die Welt. Heine fand dieselben langweilig und bespöttelte das geringe Schriftstellertalent des wohlmeinenden, aber gedankenarmen Verfassers. Zur Zeit als Lola Montez in München die ganze Presse mit ihren Abenteuern erfüllte, schrieb Venedey voll tugendsamer Entrüstung über die Schmach, dass in Deutschland eine Maitresse à la Pompadour Einfluss auf die Leitung der Staatsangelegenheiten gewinne, ein Büchlein: „Die spanische Tänzerin und die deutsche Freiheit". Auf die Frage, ob er die kleine Broschüre gelesen, antwortete Heine: „Nein. Überhaupt lese ich nur die großen Werke unseres Freundes. Die drei-, vier-, fünfbändigen sind

mir die liebſten. Waſſer in einer großen Ausdehnung, ein See, ein Meer, ein Ocean von Waſſer iſt eine ſchöne Sache — im Kaffelöffel kann ich es nicht leiden.“ Ein andermal behauptete er, der ganze Anſpruch des biederen „Kobes“ auf eine geiſtige Führerſchaft im Heere des Liberalismus beruhe darauf, daſs ſein Vater Anno dazumal in Köln auf dem Neumarkte um einen Freiheitsbaum getanzt, und die Variationen dieſes Themas entlockten ihm ein Sprühfeuer von Witzen. „Venedey“, ſagt Levin Schücking, der uns dieſe Anekdote mitgetheilt[475]), „hatte dem Dichter, ſoviel ich weiß, nie Etwas zu Leide gethan; aber ſolch eine biedere, urteutoniſche Kernnatur, mit ihrem ausgeſprochenen Antipodenthum gegen ſein ganzes Weſen, diente ihm ſo lange als Scheibe, bis ‚Atta Troll‘ all' dieſe Banderillos und Schwärmer zugeſchleudert bekam und ſie an ſeinem zottigen Bärenfell auffing.“ Auch nachdem Venedey in die Heimat zurückgekehrt und als Abgeordneter Heſſen-Homburgs in das deutſche Parlament gewählt worden war, hörte ſeine drollig ernſthafte Figur nicht auf, den kranken Dichter als beluſtigende Erinnerung zu umgaukeln, und Derſelbe ſchrieb in ſeinen letzten Lebensjahren jenes muthwillige Gedicht[476]), in welchem er der deutſchen Nation den mephiſtofeliſchen Rath ertheilt, falls ſie durchaus auf der Wahl eines Kaiſers beſtünde, ſich nicht von Geiſt und Talent blenden zu laſſen, ſondern „den dummen Kobes von Köllen“ als Karnevalskaiſer zu wählen, da ein Klotz immer der beſte Regent ſei. Venedey, der keinen Humor verſtand, hatte den geſchmackloſen Einfall, ſeinem Ärger in holprigen Verſen Luft zu machen, die er im Feuilleton der „Kölniſchen Zeitung“ abdrucken, und in denen er ſich ſogar zu der unwürdigen Androhung von Handgreiflichkeiten hinreißen ließ[477]). Gleichzeitig ſchickte er dem Dichter eine Geldſumme zurück, die er vor zwanzig Jahren von Demſelben geliehen oder, wie Heine behauptet, geſchenkt erhalten. Da Venedey die Taktloſigkeit beſaß, auf dieſe Geldaffäre öffentlich anzuſpielen, rächte ſich Heine, indem er das Bankbillett mit einem boshaft witzigen Begleitſchreiben — jedoch unter Verſchweigung von Venedey's Namen — als Beitrag zu einer mildthätigen Kollekte an Alexandre Dumas ſandte[478]).

Einer der ehrenwertheſten Deutſchen, mit welchem Heine bis an ſein Lebensende in fortgeſetztem Verkehre ſtand, war der feine Kunſtkenner und Muſikſchriftſteller Auguſt Gathy, den er ſchon bei ſeinem Aufenthalte in Hamburg kennen gelernt, und der kurz vor der Julirevolution, über welche er einen begeiſterten Bericht veröffentlichte, ſich dauernd in Paris nieder-

gelaſſen. Mit aller Schwärmerei eines kindlich treuen Gemüthes hing Gathy an dem deutſchen Dichter, den er in einer enthuſiaſtiſchen Broſchüre[479]) als „Verkünder des Völkerfrühlings“ gefeiert und zu gemeinſchaftlichem Wirken mit Börne und dem — heutigen Tags faſt vergeſſenen — Publiciſten Johannes Weitzel aufgerufen hatte, damit ſie durch die Macht ihrer Worte alle freiheitsdurſtigen Seelen im Vaterlande zur Abſtreifung der Winterfeſſeln politiſcher und religiöſer Knechtſchaft entflammten. Bei den häufigen Differenzen zwiſchen Heine und Campe ſuchte Gathy, der Beiden befreundet war, ausgleichend und verſöhnlich zu wirken, und den reizbaren Dichter, welcher nur allzu leicht hinter jeder verzögerten Beantwortung ſeiner Briefe, hinter jedem buchhändleriſchen Bedenken ſeines Verlegers eine beleidigende Intrige witterte, von übereilten Schritten abzuhalten, was ihm freilich nicht immer gelang. — Ein anderer treu ergebener Freund Heine's war der Verfaſſer der „Elſäſſer Dorfgeſchichten“ und einer volksthümlichen Geſchichte des Bauernkriegs, Alexander Weill, ein Deutſch-franzoſe, der mit vielſeitiger Gewandtheit für eine Unzahl deutſcher und franzöſiſcher Journale korreſpondierte, und deſſen mannigfache Gefälligkeiten Heine durch die brillante Vorrede vergalt, mit welcher er die erwähnten Dorfgeſchichten bei dem deutſchen Publikum einführte. Anfangs leidenſchaftlicher Republikaner und Socialdemokrat, änderte Weill ſpäter ſeine politiſchen Anſichten und wurde ein eifriger Anhänger des zweiten Kaiſerthums. — In kollegialiſchem Einvernehmen blieb Heine auch, trotz abweichender Geſinnung, mit den Pariſer Korreſpondenten der „Allgemeinen Zeitung,“ welche den verſchiedenſten politiſchen Richtungen huldigten: mit dem Baron Ferdinand von Eckſtein, einem getauften und geadelten Juden, welcher ſich nach einem abenteuernden Leben jetzt in die Beſchäftigung mit indiſchen Studien zurückgezogen hatte, gleichzeitig aber unermüdlich in diplomatiſch feinem Stile den Liberalismus bekämpfte; — mit dem Hiſtoriographen Capefigue, einem alten franzöſiſchen Legitimiſten, der mit ſorgfältigen Späheraugen jede Blöße des Bürgerkönigthumes zu erforſchen bedacht war; — mit dem Dr. Seuffert aus München, der geiſtvolle Berichte über franzöſiſche Wiſſenſchaft, Kunſt und Literatur ſchrieb, — und mit Franz Dingelſtedt, der im Herbſt 1841 nach Veröffentlichung ſeiner „Lieder eines kosmopolitiſchen Nachtwächters“ auf längere Zeit nach Paris kam. Mit deutſchen Familien pflog Heine geringen Umgang. In den vierziger Jahren beſuchte er jedoch oftmals das Haus der liebenswürdigen Baronin

Santeuwel, die in ihren Mittwochsgesellschaften alle in der Weltstadt weilenden deutschen Celebritäten bei sich zu versammeln pflegte.

Schmerzlich entbehrte Heine in der ersten Zeit seines Pariser Aufenthaltes die Möglichkeit, sich über die politischen und literarischen Zustände in der Heimat auf dem Laufenden zu erhalten. Seine ganze Kenntnis derselben musste er aus den wenigen deutschen Zeitungen schöpfen, die ihm in den französischen Cabinets de lecture zu Gesicht kamen, — meist nur die Augsburger „Allgemeine" und das „Morgenblatt." Erst im Jahre 1837 wurde diesem Journalmangel abgeholfen, als die Herren Baer und Ettinghausen ein deutsches Lesekabinett gründeten, das Heine fortan regelmäßig in den Vormittagsstunden frequentierte. Je mehr er sich von den politischen Flüchtlingen zurückzog, desto angelegentlicher erkundigte er sich bei den alten Freunden, die ihn in Paris aufsuchten, nach den deutschen Verhältnissen. Besonders das Jahr 1835 führte ihm viele Gäste aus der Heimat zu: O. L. B. Wolff, die Schwester Varnhagen's Rosa Maria Assing, die Dichterin Helmina von Chezy, welche er als Student in Berlin kennen gelernt, den jungen Schriftsteller Ludwig Bechstein aus Thüringen, und den Improvisator Langenschwarz, der kürzlich in Russland gewesen und ihm Viel von seinem Bruder Maximilian zu erzählen wusste. Im folgenden Frühjahr kehrte der geniale Musiker Ferdinand Hiller nach Paris zurück, dessen elegante Salons in der Rue Saint-Florentin ein Rendezvousplatz aller berühmten Virtuosen und Komponisten wurden. Hier traf man den Direktor des Konservatoriums Cherubini, den Violinisten Baillot, die Klavierspieler und Komponisten Chopin, Thalberg und Onslow, den gefeierten Sänger der großen Oper Adolphe Nourrit, und selten fehlte Heine in diesen anregenden Soiréen. Um dieselbe Zeit überraschte ihn August Lewald durch seinen Besuch, und wurde durch ihn bei allen Celebritäten der französischen Literatur eingeführt. Im Winter kamen Detmold und Professor Schottky, der unlängst in deutschen Zeitungen todtgesagt worden, und dem Gutzkow bereits den Nekrolog geschrieben. Heine war nicht wenig erstaunt, als der auferstandene Freund sich plötzlich in seiner Wohnung bei ihm melden ließ. Mit komischem Erschrecken herrschte er ihm die Frage zu: „Was kommen Sie als todter Mann zu mir? Machen mir nicht die Lebendigen schon genug zu schaffen? Weiß Gott, es ist mir schwer angekommen, lieber Professor, aber ich habe mich endlich doch über Ihren Tod getröstet — quälen Sie mich jetzt nicht als Gespenst!" — Sehr lästig

waren dem Dichter die Besuche der vielen literarischen Touristen, die sich in seine Häuslichkeit eindrängten, um durch seine Unterhaltung, durch Beschreibung seiner Persönlichkeit, seiner Wohnung ꝛc. Stoff zu feuilletonistischen Genrebildern zu erhaschen, deren Indiskretionen ihm unaufhörlichen Ärger bereiteten. Nicht selten geriethen sich diese Herren über die geringfügigsten Lappalien — ob das Ameublement von Heine's Zimmern luxuriös oder dürftig, ob er mit diesem oder jenem seiner Landsleute befreundet oder verfeindet sei — gegenseitig in die Haare, forderten ihn zu öffentlichen Erklärungen auf, ob Herr Eduard Beurmann, Herr Adelbert von Bornstedt oder Herr Ludwig Wihl der Wahrheit eine Nase gedreht, und beschuldigten ihn der unmännlichsten Feigheit, wenn er von diesen Fraubasereien selbstverständlich keine Notiz nahm. — Ein erfreulicheres Ereignis war ihm die Ankunft des Grafen Auersperg, des liebenswürdigen Verfassers der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", welcher den Winter 1837 — 38 in Paris verlebte und von Heine mit der auszeichnendsten Theilnahme behandelt ward. Auch der Fürst Pückler-Muskau, dessen „Briefe eines Verstorbenen" er mit ungewöhnlichem Interesse gelesen, und der ihn 1835 bei einem kurzen Besuche in der französischen Hauptstadt wiederholentlich verfehlt hatte, kam einige Jahre später wieder nach Paris und trat zu dem Dichter in ein freundschaftliches Verhältnis, das bis zum Tode Desselben in einer geistvollen Korrespondenz fortgesetzt wurde, und dessen Frucht u. A. jene Widmung der „Lutetia" war, durch welche Heine dem Gefühl geistiger Wahlverwandtschaft mit „dem romantischen Anacharsis, dem fashionablesten aller Sonderlinge, Diogenes zu Pferde, welchem ein eleganter Groom die Laterne vortrug, womit er einen Menschen suchte", beredten Ausdruck lieh. „Reisende waren wir Beide auf diesem Erdball", sagte er[480]), „Das war unsre irdische Specialität, und Diejenigen, welche nach uns kommen, und in diesem Buche den Kranz sehen, womit ich unsre beiden Namen umschlungen, gewinnen wenigstens ein authentisches Datum unsres zeitlichen Zusammentreffens, und sie mögen nach Belieben darüber glossieren, in wie weit der Verfasser der ‚Briefe eines Verstorbenen' und der Berichterstatter der Lutetia zusammen passten."

Im Sommer 1839 sollte Heine endlich auch die persönliche Bekanntschaft Heinrich Laube's machen, der in Begleitung seiner Frau fast ein Jahr lang in Paris verblieb, und dem im Exil lebenden Dichter die willkommensten Aufschlüsse über die politischen und literarischen Zustände der

Heimat gab. Laube, welcher von ihm allen französischen Schriftstellern von Ruf und Talent vorgestellt ward, machte ihn dafür wieder mit Richard Wagner bekannt, der im Herbst jenes Jahres den kühnen Einfall gehabt, als unbekannter Musikus, mit einer Frau, mit anderthalb Opern, mit einer kleinen Börse und einem furchtbar großen, furchtbar Viel fressenden neufundländischen Hunde, an Bord eines Segelschiffes von Riga nach London, von London nach Paris zu fahren, in der Hoffnung, dort Gold und Ehre zu erwerben. In Paris, wo halb Europa um den lärmenden Ruhm konkurriert, wo Alles erkauft, wenigstens bezahlt werden muß, auch das Verdienstvollste, wenn es auf den Markt und dadurch zur Geltung kommen will! Heine faltete andächtig die Hände ob dieser Zuversicht eines deutschen Künstlers. Auch sollte Wagner, trotz Meyerbeer's warmer Empfehlung, bald erfahren, wie geringe Aussicht er hatte, eine seiner Opern in Paris zur Aufführung zu bringen. Um sich die nothdürftigsten Subsistenzmittel zu verschaffen, musste er Novellen und Musikaufsätze schreiben, musste für einen Musikalienhändler Arrangements für alle Instrumente der Welt übernehmen, und schwer enttäuscht kehrte er im Frühjahr 1842 nach Deutschland zurück. Bald nach seiner Ankunft in Paris komponierte er eine für ihn angefertigte Übersetzung der Heine'schen „Grenadiere." Schon auf der stürmischen Seereise nach London hatte die Durchfahrt durch die norwegischen Scheren einen wunderbaren Eindruck auf seine Phantasie gemacht; die Sage vom fliegenden Holländer, wie er sie aus dem Munde der Matrosen bestätigt erhielt, gewann in ihm eine bestimmte, eigenthümliche Farbe, welche ihr nur die von ihm erlebten Seeabenteuer verleihen konnten. Dazu machte er in Paris die Bekanntschaft von Heine's origineller Anwendung dieser Sage in den „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski." Besonders die von Heine erfundene, echt dramatische Erlösung dieses Ahasverus des Oceans gab ihm, wie Richard Wagner in einer autobiographischen Skizze erzählt[101]), Alles an die Hand, um diese Sage zu einem Opernsujet zu benutzen. Er verständigte sich mit Heine, schrieb sich selbst das poetische Libretto, und in sieben Wochen war die ganze Oper komponiert, die in Deutschland rasch zur Anerkennung gelangen sollte.

Auch die dänischen Dichter H. C. Andersen und Oehlenschläger lernte Heine in Paris kennen. Ersterer besuchte ihn im Sommer 1833, und zum zweiten Male im Frühjahr 1843, bei welcher Gelegenheit ihm Heine das wehmüthig trübe Gedicht „Lebensfahrt" ins Album schrieb, worin sich das

Gefühl ſeiner zunehmenden Vereinſamung in der Fremde mit rührendem Klageton ausſprach:

Ein Lachen und Singen! Es blitzen und gaukeln
Die Sonnenlichter. Die Wellen ſchaukeln
Den luftigen Kahn. Ich ſaß darin
Mit lieben Freunden und leichtem Sinn.

Der Kahn zerbrach in eitel Trümmer,
Die Freunde waren ſchlechte Schwimmer,
Sie gingen unter, im Vaterland;
Mich warf der Sturm an den Seineſtrand.

Ich hab' ein neues Schiff beſtiegen.
Mit neuen Genoſſen; es wogen und wiegen
Die fremden Fluthen mich hin und her —
Wie fern die Heimat! mein Herz wie ſchwer!

Und Das iſt wieder ein Singen und Lachen —
Es pfeift der Wind, die Planken krachen —
Am Himmel erliſcht der letzte Stern —
Wie ſchwer mein Herz! die Heimat wie fern!

So ehrenwerth Heine den Charakter Anderſen's fand, ſo beluſtigend wirkte auf ihn die abſtoßende äußere Erſcheinung des däniſchen Dichters und Deſſen geckenhafte Eitelkeit. „Er kam mir vor wie ein Schneider," erzählte er einige Jahre ſpäter einem ihn beſuchenden Deutſchen[482]), „und er ſieht auch wirklich ganz ſo aus. Er iſt ein hagerer Mann mit einem hohlen, eingefallenen Geſichte und verräth in ſeinem äußeren Anſtande ein ängſtliches, devotes Benehmen, wie die Fürſten es lieben. Daher hat Anderſen auch bei allen Fürſten eine ſo glänzende Aufnahme gefunden. Er repräſentiert vollkommen die Dichter, wie die Fürſten ſie gern haben wollen. Als er mich beſuchte, hatte er ſeine Bruſt mit einer großen Tuchnadel geſchmückt; auf die Frage, was er denn eigentlich da vor ſeiner Bruſt ſitzen habe, antwortete er mir mit einer ungemein ſalbungsreichen Miene: ‚Das iſt ein Geſchenk, welches die Kurfürſtin von Heſſen mir zu verleihen die Gnade hatte'." — Oehlenſchläger verbrachte den Winter 1844—45 in Paris. Eines Abends las er bei Koreff mit ſchlechter Deklamation und mit prononciert däniſchem Accente ſein neueſtes Trauerſpiel vor. Heine rächte ſich für die ausgeſtandene Ohrenmarter, indem er nach

beendeter Vorleſung, ſtatt des erwarteten Lobes, mit treuherzigſter Miene bemerkte: „Wahrhaftig! hätte ich mir doch niemals vorgeſtellt, daſs ich ſo gut Däniſch verſtünde[483])!“

Von Heine's Freunden in Deutſchland waren, ſeit er nach Frankreich ausgewandert, viele geſtorben. Zuerſt Ludwig Robert und ſeine Frau, die im Juli 1832 bei einem Beſuche in Baden-Baden faſt gleichzeitig der Cholera erlagen; dann die ihm Theuerſte von Allen, Rahel, nach deren am 7. März 1833 erfolgtem Tode er an Varnhagen ſchrieb[484]): „Ach, ich fühle jetzt die Bedeutung jener römiſchen Worte: ‚Leben iſt Kriegführen.‘ So ſtehe ich nun auf der Breſche und ſehe, wie die Freunde rings um mich her fallen. Unſere Freundin hat immer wacker geſtritten und hat wohl einen Lorber verdient. Ich kann in dieſem Augenblick vor Weinen nicht ſchreiben — ach! wir armen Menſchen, mit Thränen in den Augen müſſen wir kämpfen. Welch ein Schlachtfeld dieſe Erde!“ Das lebhafteſte Intereſſe nahm Heine an der Veröffentlichung von Rahel's Briefen. „Es war,“ ſagt er in der Vorrede zur zweiten Auflage des „Buches der Lieder“[485]), „eine große That von Auguſt Varnhagen, daſs er, alles kleinliche Bedenken abweiſend, jene Briefe veröffentlichte, worin ſich Rahel mit ihrer ganzen Perſönlichkeit offenbart. Dieſes Buch kam zur rechten Zeit, wo es eben am beſten wirken, ſtärken und tröſten konnte. Das Buch kam zur troſtbedürftig rechten Zeit. Es iſt, als ob die Rahel wuſſte, welche poſthume Sendung ihr beſchieden war. Sie glaubte freilich, es würde beſſer werden, und wartete; doch als das Warten kein Ende nahm, ſchüttelte ſie ungeduldig den Kopf, ſah Varnhagen an, und ſtarb ſchnell — um deſto ſchneller auferſtehen zu können. Sie mahnt mich an die Sage jener anderen Rahel, die aus dem Grabe hervorſtieg und an der Landſtraße ſtand und weinte, als ihre Kinder in die Gefangenſchaft zogen.“ Um die nämliche Zeit wurde Heine durch die Nachricht von dem Tode ſeines Oheims Simon von Geldern in Düſſeldorf ſchmerzlich erſchüttert. Im Auguſt 1838 ſtarb ſein alter Freund Moſes Moſer, am 5. Mai 1839 Eduard Gans, am 22. Januar 1840 Roſa Maria Aſſing, und am 25. Auguſt desſelben Jahres ſein „treuer Waffenbruder“ Karl Immermann. Beim Heimgange von Varnhagen's Schweſter ſchrieb Heine an Dieſen[486]): „Ich habe die Hingeſchiedene ſehr gut gekannt, ſie zeigte mir immer die liebreichſte Theilnahme, war Ihnen ſo ähnlich in der Beſonnenheit und Milde, und obgleich ich ſie nicht allzu oft ſah, ſo zählte ich ſie doch zu den Vertrauten, zu dem heimlichen Kreiſe,

wo man sich versteht, ohne zu sprechen — Heiliger Gott, wie ist dieser Kreis, diese stille Gemeinde, allmählich geschmolzen seit den letzten zehn Jahren! Einer nach dem Andern geht heim — Unfruchtbare Thränen weinen wir ihnen nach — bis auch wir abgehn — Die Thränen, die alsdann für uns fließen, werden nicht so heiß sein, denn die neue Generation weiß weder, was wir gewollt, noch was wir gelitten! Und wie sollten sie uns gekannt haben? Unser eigentliches Geheimnis haben wir nie ausgesprochen, und werden es auch nie aussprechen, und wir steigen ins Grab mit verschlossenen Lippen! Wir, wir verstanden einander durch bloße Blicke, wir sahen uns an und wussten, was in uns vorging — diese Augensprache wird bald verloren sein, und unsere hinterlassenen Schriftmäler, z. B. Rahel's Briefe, werden für die Spätgeborenen doch nur unenträthselbare Hieroglyphen sein — Das weiß ich, und daran denk' ich bei jedem neuen Abgang und Heimgang."

Während so die Verbindung mit der Heimat immer lockerer und hauptsächlich nur noch durch die vereinzelten Besucher aus Deutschland unterhalten ward, knüpfte sich mehr und mehr ein freundschaftlich gesellschaftlicher Verkehr zwischen dem deutschen Dichter und den hervorragenden französischen Schriftstellern an. Bei Diesen galt Heine zwar Anfangs für einen halben Franzosen, so lange sie ihn nur noch aus den für die „Revue des deux mondes" ausgewählten Fragmenten der „Reisebilder" oder aus seinem von saint-simonistischen Einflüssen inspirierten Buche „De l'Allemagne" kannten; je mehr ihnen aber im persönlichen Umgange ein tieferes Verständnis seines Wesens aufging, desto deutlicher sahen sie ein, dass unter der eleganten, an französische Grazie erinnernden Form sich ein eigen gearteter Geist verberge, der dem Boden einer andern Nation entwachsen und ein glänzender Repräsentant deutscher Gefühls- und Denkweise sei. Es war ein Zeichen hoher Achtung, dass sich ihm nicht allein die Salons literarischer Berühmtheiten an den fest stehenden Empfangsabenden erschlossen, sondern dass ihnen der Besuch Heine's und der von ihm empfohlenen Fremde auch im intimen Verkehr des Familienlebens oder in der zurückgezogenen Stille ihres Arbeitszimmers jederzeit willkommen war. „Dies ist in Frankreich nicht leicht," bemerkt Heinrich Laube, der durch Heine's Empfehlung bei allen Notabilitäten von Paris die zuvorkommendste Aufnahme fand; „der französische Schriftsteller ist sehr karg mit seiner Zeit, und namentlich Ausländer interessieren ihn wenig. Einer Heine'schen Anfrage aber zeigten sie sich Alle zugänglich, selbst

Victor Hugo, dessen Schwulst und Bombast dem Spotte Heine's näher lagen, als der Verehrung. So lange die gegenseitige Abneigung nicht schriftlich und grell manifestiert worden, verdecken die französischen Autoren die inneren Antipathien recht geflissentlich und zeigen sich freundlichst als Männer von Welt, die Höflichkeit einschiebend als einen Wall von Blumen. Davon hatte auch Heine Viel gelernt, und sein artiger Umgang mit französischen Poeten, deren Poesien ihm gar nicht zusagten, verrieth keinen Zug des rücksichtslosen deutschen Schriftstellers." Unerklärlich waren den Franzosen die vielfachen Klatschereien über Heine's Privatleben und die kleinlichen Herabsetzungen seines Ruhmes in deutschen Journalen. Als Alexandre Dumas von diesen Dingen hörte, rief er verwundert aus: „Dann sind ja die deutschen Literaten noch miserabler, als die dortige Presse! Wenn Deutschland von Heine Nichts wissen will, so adoptieren wir ihn gern als den Unsern; aber Heine liebt Deutschland leider mehr, als es verdient." Auch Jules Janin erzählte an Weill, der uns diesen Ausspruch berichtet[487]), daß Heine den Franzosen gegenüber Deutschland stets mit dem lebhaftesten Eifer vertheidige. Anfangs Mai 1837 durchlief sogar eine Notiz die französische und die deutsche Presse, wonach Heine um deutscher Interessen willen ein Duell mit einem jungen französischen Gelehrten ausgefochten. Der Streit begann, Pariser Blättern zufolge[488]), in einem Café, wo einige Franzosen beleidigende Bemerkungen über deutsche Manieren machten. Heine fühlte sich, obwohl jene Bemerkungen keine persönliche Beziehung auf ihn hatten, dadurch als Deutscher verletzt, und rächte sich, indem er einen der Franzosen schwer insultierte. Dieser forderte Genugthuung. Es wurden von jeder Seite zwei Pistolenschüsse gewechselt, dann traten die Sekundanten ins Mittel, und die Gegner trennten sich nach Austausch der gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen. Nach all' diesen Berichten scheint Heine, den seine Feinde in Deutschland beständig des „Franzosenthums" und des verrätherischen Abfalls vom Vaterlande bezichtigten, bei den Franzosen in einem ganz anderen Lichte gestanden zu haben. Die Schriftsteller, mit denen er am häufigsten verkehrte, waren Alexandre Dumas, Jules Janin, Théophile Gautier, Alfred de Vigny, die Historiker Mignet und Thierry, und die von ihm besonders hochgeschätzte George Sand, „der größte Dichter in Prosa, den die Franzosen besitzen." Aber auch mit Victor Hugo, Thiers, Custine, Béranger, Alfred de Musset, Philarète Chasles, Fréderic Soulié, Granier de Cassagnac, Eugène Sue,

Léon Gozlan, mit dem Musiker Hector Berlioz und dem Sänger Roger, mit Emile de Girardin und seiner geistvollen Gemahlin Delphina Gay, sowie mit der als Schriftstellerin unter dem Namen Daniel Stern bekannten Gräfin d'Agoult pflog er von Zeit zu Zeit freundlichen Umgang. Sein brillanter Witz machte ihn überall zum gern gesehenen Gesellschafter; „denn," sagt Gautier in einer Studie über den Dichter[489]), „wenn er verschwenderisch mit seinem Gelde und mit seiner Gesundheit war, so war er es mehr noch mit seinem Geiste. Obschon er des Französischen durchaus mächtig war, machte es ihm zuweilen Spaß, seine Sarkasmen unter einer germanisierenden Aussprache zu verstecken, zu deren Wiedergabe man sich jener seltsamen Klangmalerei hätte bedienen müssen, durch welche Balzac in seiner ‚Comédie humaine' die barocke Redeweise des Barons von Nucingen markiert; die komische Wirkung war in solchen Fällen unwiderstehlich — es war Aristophanes, der in der Manier Eulenspiegel's sprach." Börne erzählt in den nach seinem Tode gedruckten Ergänzungen seiner Briefe aus Paris einen solchen Scherz, den er, ohne die witzige Pointe zu merken, auf Unkosten von Heine's mangelhafter Kenntnis der französischen Aussprache setzt[490]). Er und Heine waren Trauzeugen bei der Vermählung ihres gemeinschaftlichen Freundes, des Dr. Sichel, und mussten als Solche die Protokolle des Civilstands- und des Kirchenbuches unterschreiben. Als der Sekretär Heine frug, wie sein Name zu schreiben sei, antwortete Derselbe: „Avec une Hache" („Mit einem Beil!"), statt zu sagen: „Mit einem Asch" („H"). Das nachfolgende Zeugnis Laube's[491]) ergänzt diese Berichte: „Heine sprach gerade nicht besonders gut Französisch, weil er in guter Stimmung und bei frischem Gedächtnis sein musste, wenn ihm die fremde Sprache leicht fließen sollte. Aber er sprach charakteristisch. Wie er sich im Deutschen immer genau die überraschenden und treffenden Ausdrücke hervorsuchte, so hatte er sich auch im Französischen vorbereitet. Der schlagende Ausdruck war ein immerwährendes Studium Heine's. Tagelang prüfte und fragte er: wie drückt man diesen Begriff, jenes Wort am besten im Französischen aus? ‚Ich hab's!' rief er eines Tages, bei mir eintretend, — ‚ich hab's! Les élèves de Charles muss man Karlsschüler übersetzen.' Mit dieser simplen Entdeckung hatte er sich tagelang beschäftigt. Aber gerade dadurch war er eindrucksvoll bei den Franzosen. Die Ausfüllphrasen wurden gleichgültig, weil die entscheidenden Punkte trefflich zum Vorschein kamen. Er war ihnen wie

ein Geſicht, von welchem man nur die prächtigen Augen ſieht und beachtet. Übrigens war er in guter Stimmung vollkommen befähigt, ein inhaltsvolles Geſpräch mit den begabteſten Franzoſen ſo zu führen, daſs er ganz wie ihres Gleichen erſchien. Ich habe Das einmal bei einem Morgenbeſuche erfahren, zu welchem uns George Sand annahm, obwohl ſie eben erſt aus dem Bette aufgeſtanden war. Sein Verhältnis zu ihr war ein ſehr freundſchaftliches. Sie war Heine's frivolen Wendungen fremd, aber ſie hatte Achtung vor ſeinem Geiſte. Es fanden ſich zu dieſem Lever allmählich recht verſchiedene, aber lauter intereſſante Perſonen ein: der Muſiker Chopin, damals Günſtling der Sand, der Schauſpieler Boccage, ein geiſtvoller Mann, ein Rochefoucauld (Soſthène) mit Traditionsgedanken des franzöſiſchen Adels, und endlich Lamennais. Zwiſchen ihm und der Sand gab es ein innerliches Bündnis religiöſen Sinnes. Er überſah ihre ſinnlichen Bedürfniſſe, ſie überſah ſeine kirchlichen Anknüpfungen und Wünſche. Das ehrliche, religiöſe Herz war ihnen gemeinſchaftlich, ihr beiderſeitiges Verhältnis zu Heine war der freie Geiſt, welchen ſie ihm Beide zutrauten, und welchen Heine an jenem Morgen gegen Lamennais faſt miſsbrauchte, — zu meinem Erſtaunen miſsbrauchen konnte, denn es gehörte dazu eine volle Beherrſchung der franzöſiſchen Sprache. Er hatte mir zugeflüſtert, daſs Lamennais einmal nahe daran geweſen, Papſt werden zu können, und daſs es den geſellig ſchüchternen Mann in Verlegenheit ſetzen werde, wenn das Geſpräch nach dieſer Richtung hingeleitet würde. Dies that Heine, und zwar in den mannigfaltigſten ſarkaſtiſchen Wendungen. An jenem Morgen ſprach er Franzöſiſch, wie ich es nie wieder von ihm gehört; ein Beweis, wie ſehr er Menſch der Stimmung war und wie viel Vorbereitetes zerſtreut in ihm lag, was bei erhöhter Stimmung zu einer mächtigen Wirkung geſammelt werden konnte. Im Grunde war es mit ſeiner deutſchen Rede nicht viel anders. Kopfweh war ſeine immer wiederkehrende Noth. Er glich oft einer hyſteriſchen Frau, die ewige Kriſen in Migräne durchmacht. Da ſprach er dann abgebrochen und wüſt, die Sätze nur halb fertig, die nothwendigſten Worte oft mühſam ſuchend. Man meinte eine verdrießliche Unfähigkeit vor ſich zu haben. Hunderten von deutſchen Beſuchern hat er damit den widerwärtigſten Eindruck gemacht, denn Geringſchätzung Anderer, Ungezogenheit vielfältigſter Art fehlten ſelten dabei; wohl aber fehlte Alles, was man human nennt. Und derſelbe Menſch war in der nächſten Stunde ein ganz Anderer. Körperlich wohler und gut angeregt von den

Gegenſtänden des Geſprächs, oder auch nur von den Sprechenden, denen er ſchmeicheln oder die er bekämpfen wollte, entwickelte er eine Suada voll Inhalt, Raſchheit und Lebendigkeit. Seine Stimme war Tenor, weich und angenehm, wenn er guter Laune war. Er konnte dann fein ſchmeicheln und ſo liebenswürdig ſein, wie er's mit Franzoſen war, auch mit denen, die ihm gleichgültig waren." Auch Arnold Ruge hebt die Gewandtheit hervor, mit welcher Heine ſich aller Feinheiten der franzöſiſchen Sprache zu bedienen und aufs ſchlagfertigſte durch einen glücklichen Witz jeden Einwand zu widerlegen verſtand[402]). Einmal ſagte ein Franzoſe zu ihm: „Mit dem Rationalismus kann ich mich befreunden, aber den Atheismus begreife ich nicht." „Er iſt doch ſehr leicht zu verſtehen," antwortete Heine; „l'athéisme est le dernier mot du théisme" („der Atheismus iſt das letzte Wort des Deismus"). Das „letzte Wort" hat im Franzöſiſchen einen Anklang von „letztem Willen". Ein andermal ſtörte ihn bei Lektüre der Zeitungen in einem Leſekabinette ein alter franzöſiſcher Herr, der ſich fortwährend mit lautem Geräuſch räuſperte. Heine rief ärgerlich: „Hſch! hſch!" Dies nahm der Räuſperer übel, trat heran und fand ſich beleidigt. „Oh, Sie waren's mein Herr?" entſchuldigte ſich Heine mit artigſter Verwunderung. „Um Verzeihung! Ich glaubte, es wäre ein Hund!" Der alte Herr verneigte ſich und gab ſich mit der Erklärung zufrieden. —

Auch mit manchen hervorragenden Geiſtern anderer Nationalität trat Heine während ſeines Pariſer Aufenthaltes in freundſchaftlichen Verkehr. Der geiſtvolle ungariſche Publiciſt Graf Aurel Deſſewffy, einer der geachtetſten Führer der altkonſtitutionellen Partei und entſchiedener Gegner Koſſuth's, war bei ſeinen häufigen Beſuchen in Paris in ein näheres Verhältnis zu dem deutſchen Dichter getreten, bei welchem er durch ſeinen Landsmann, den genialen Muſiker Franz Liſzt, eingeführt worden war, der mit Heine nicht allein einen anregenden perſönlichen Umgang, ſondern längere Jahre auch eine lebhafte Korreſpondenz unterhielt. Bei ſeinem leidenſchaftlichen Intereſſe für die Sache Polens knüpfte Heine Anfangs Beziehungen zu manchen bedeutenden Mitgliedern der polniſchen Emigration an; die vielen Zänkereien und Spaltungen zwiſchen den Parteiführern ließen ihn aber bald ſich von den meiſten derſelben zurückziehen, und nur mit Theodor Morawski, dem Staatsſekretär der auswärtigen Angelegenheiten zur Zeit der Erhebung von 1831, blieb er in herzlichem Einvernehmen. Beſonders häufig ſah man ihn im Hôtel der Fürſtin Chriſtina

von Belgiojoſo, jener edlen italiäniſchen Patriotin, die dem Streben für die Befreiung ihres Vaterlandes vom Joche der Fremdherrſchaft ſo heldenmüthige Opfer brachte, und der Heine bei ihrer Abreiſe nach Rom im Jahre 1848, in ſcherzhafter Anerkennung ihres Muthes, nach dem Tode zu erſcheinen verſprach, wenn die Atome ſich dann noch zu manifeſtieren vermöchten. Als die öſterreichiſche Regierung die in der Lombardei liegenden Güter der Fürſtin, welche ſogar ein Freikorps in Livorno gelandet hatte, um es vor Mantua in das piemonteſiſche Lager zu führen, mit Beſchlag belegte, und die edle Verbannte in größter Dürftigkeit zu Tſcherkieſch in Kleinaſien lebte, intereſſierte ſich Heine aufs theilnehmendſte für das Geſchick ſeiner Freundin. Er forderte den Grafen Auerſperg, der ihn im Jahre 1853 wieder beſuchte, dringend auf, ſich mit Mignet, an den er ihm eine warme Empfehlung ausſtellte, über die Mittel zur Linderung der traurigen Lage der lombardiſchen Emigration zu bereden. Aber ſo gern auch Beide den Wünſchen Heine's, eine vermittelnde Interceſſion in dieſer humanen Angelegenheit zu übernehmen, entſprochen hätten, mußten ſie ſich doch bald darüber verſtändigen, daß unter den damaligen Verhältniſſen an keinen Erfolg eines derartigen Schrittes zu denken ſei. Erſt zwei Jahre ſpäter wurde die Beſchlagnahme der Güter aufgehoben und der Fürſtin die Rückkehr in ihre Heimat geſtattet.

Wir haben ſchon früher der vielen flatterhaften Liebesverhältniſſe gedacht, welche Heine in Paris anknüpfte und meiſtens raſch wieder löſte. Eines dieſer Verhältniſſe ſollte ſich jedoch nach mannigfachen Schwankungen zu einem dauernden Bündnis geſtalten, das dem Dichter alle Segnungen einer befriedeten Häuslichkeit gewährte. Die erſte Andeutung ſeiner leidenſchaftlichen Liebe zu Mathilde Crescence Mirat findet ſich in einem Briefe an Lewald vom 11. April 1835. Heine entſchuldigt ſein langes Stillſchweigen mit dem Umſtande, daß er zu der Zeit, als er den letzten Brief ſeines Freundes erhielt, „bis an den Hals in einer Liebesgeſchichte ſaß," aus der er ſich noch nicht herausgezogen. „Seit Oktober," fährt er fort[403]), „hat Nichts für mich die geringſte Wichtigkeit, was nicht hierauf unmittelbar Beziehung hatte. Alles vernachläſſige ich ſeitdem, Niemand ſehe ich, und höchſtens entfährt mir ein Seufzer, wenn ich an die Freunde denke . . . Und Das iſt Alles, was ich Ihnen heute ſagen kann; denn die roſigen Wogen umbrauſen mich noch immer ſo gewaltig, mein Hirn iſt noch immer ſo ſehr von wüthendem Blumenduft betäubt, daß ich nicht im Stande bin,

mich vernünftig mit Ihnen zu unterhalten. Haben Sie das Hohe Lied des Königs Salomo gelesen? Nun, so lesen Sie es nochmals, und Sie finden darin Alles, was ich Ihnen heute sagen könnte.“ Acht Wochen später heißt es in einem Briefe an Campe[494]): „Seit vier Monaten ist mein Leben so stürmisch bewegt, namentlich in den drei letzten Monaten schlagen mir die Wogen des Lebens so gewaltig über den Kopf, daſs ich kaum an Sie denken, viel weniger Ihnen schreiben konnte. Ich Thor glaubte, die Zeit der Leidenschaft sei für mich vorüber, ich könnte niemals wieder in den Strudel rasender Menschlichkeit hinein gerissen werden, ich sei den ewigen Göttern gleichgestellt in Ruhe, Besonnenheit und Mäßigung — und siehe! ich tobte wieder wie ein Mensch, und zwar wie ein junger Mensch. Jetzt, Dank meiner unverwüstlichen Gemüthskraft, ist die Seele wieder beschwichtigt, die aufgeregten Sinne sind wieder gezähmt, und ich lebe heiter und gelassen auf dem Schlosse einer schönen Freundin in der Nähe von Saint-Germain, im lieblichen Kreise vornehmer Personen und vornehmer Persönlichkeiten. Ich glaube, mein Geist ist von aller Schlacke jetzt endlich gereinigt; meine Verse werden schöner werden, meine Bücher harmonischer... Das weiß ich: vor allem Unklaren und Unedlen, vor Allem, was gemein und müffig ist, habe ich in diesem Augenblick einen wahren Abscheu.“ Wieder zehn Wochen später schrieb er aus Boulogne an seinen Freund Laube[495]): „Den Überbringer Ihres Briefes habe ich leider nicht sehen können, da ich mich auf dem Lande befand, bei Saint-Germain, auf dem Schlosse des schönsten und edelsten und geistreichsten Weibes, — in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Thörichtste zu lieben — begreifen Sie, wie Das einen Menschen quälen muſs, der stolz und sehr geistreich ist?“ Bei seiner Rückkehr nach Paris nahm Heine sofort das Verhältnis zu Mathilden wieder auf, er bezog mit ihr ein hübsch eingerichtetes Logis, und stellte sie seinen Freunden als Madame Heine vor, obschon er, der Dichter der freien Liebe, vorläufig weder daran dachte, die weltlichen Formalitäten bei Schließung einer bürgerlichen Ehe zu erfüllen, noch die Sanktion der Kirche für dieselbe nachzusuchen. Solche Ménages parisiens, die in den Augen der französischen Welt fast legitimiert sind, darf man billigerweise nicht nach deutschem Maßstab beurtheilen. Ehen dieser Art sind in Paris, namentlich bei Künstlern, ungemein häufig; die Geliebte genießt alle Rechte einer legitimen Gattin, und nur die vertrautesten Freunde wissen, daſs der bürgerliche Kontrakt und der Priestersegen fehlt. „Unter

dem Worte ‚Weib‘,“ bemerkt Heine einmal in einem Briefe an Campe, wo er von diesem Verhältnisse spricht[496]), „verstehe ich etwas Edleres, als eine durch Geldmäkler und Pfaffen angekuppelte Ehefrau;“ und ein andermal schreibt er an Lewald: „Mathilde ist eine gute Hausfrau geworden, trotz ihrer tollen Laune, und unser Ehestand ist eben so moralisch wie der beste in Krähwinkel.“ Auch fand er keinen Grund, seine Wahl zu bereuen. Eine theilnehmende Genossin seines höheren Geisteslebens, seiner schriftstellerischen Arbeiten, hatte er niemals in Mathilden gesucht; er hatte, wie uns Meißner erzählt[497]), einen wahren Horror vor der gelehrten und starkgeistigen Frau, dem Blaustrumpf und dem Verstandesweibe. — Mathilde fesselte ihn durch ihr harmloses Geplauder, ihre oftmals wechselnde aber stets heitere Laune und ihr treffliches Herz. Sie war eine hübsche Brünette mit vollen, stattlichen Formen, mit einem runden freundlichen Antlitz, das von schwarzen Haaren umrahmt war, und mit munter blitzenden Schwalbenaugen; aber der Witz, den man darin las, verbleichte etwas vor der kleinen Stirn und dem starken Munde, so daſs die Physiognomie den Eindruck jener gutmüthigen und harmlosen Charaktere machte, welche entweder für jede Kleinigkeit sich lebhaft zu interessieren, oder für Nichts auf der Welt eine innige Theilnahme zu fühlen pflegen[498]). Daſs seine Frau Nichts von seinen Schriften verstand, war für ihn ein Triumph, mit dem er gern etwas kokettierte. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daſs die Bewunderung des Dichters Nichts mit ihrer Liebe zu schaffen hatte. Wie sonst wohl Fürsten ihren Stand verbargen und in Jäger- oder Hirtentracht sich um die Huld eines Mädchens bewarben, um zu sehen, ob sie ihrer persönlichen Eigenschaften wegen geliebt werden könnten, so verschwieg Heine bei seiner Frau seine geistigen Anwartschaften und war entzückt, sich doch geliebt zu wissen, und zwar — parcequ'il est bien! wie es in der zärtlichen Kunstsprache der Pariserinnen heißt. „Es ist als ein Hauptvorzug an Mathilden zu rühmen,“ sagte er scherzend zu Lewald[499]), „daſs sie von der deutschen Literatur nicht das Geringste weiß, und von mir und meinen Freunden und Feinden kein Wort gelesen hat.“ — „Die Leute sagen,“ fügte Mathilde dann wohl hinzu, „daſs Henri ein geistreicher Mann sei und sehr schöne Bücher geschrieben; ich merke aber Nichts davon, und muſs mich begnügen, es aufs Wort zu glauben.“ Zuweilen sprach sie freilich davon, daſs sie mit der Zeit auch Deutsch lernen wolle, und ein in Paris lebender Flüchtling hatte, wie Meißner berichtet, wirklich den Versuch gemacht, ihr die Elementarbegriffe der deut-

schen Grammatik beizubringen. Dabei hatte sich aber gezeigt, dass sie zur Erlernung der Sprache Schiller's und Goethe's völlig unfähig sei. Sie hatte es nach einem halbjährigen Studium kaum dahin gebracht, einen deutschen Satz auszusprechen. „Nehmen Sie Platz!" war die eingelernte Formel, mit welcher sie Landsleuten ihres Gemahls ein Fauteuil anzuweisen pflegte, worauf sie ob der plumpen Anstrengung und der Schwierigkeit der Sache jedesmal in ein herzliches Lachen ausbrach. Ein einziges Mal hatte sie neugierig einen Blick in die französische Ausgabe der „Reisebilder" geworfen, „aber," so erzählt Heine lachend in einem Briefe an Lewald[300]), „kaum hatte sie eine Seite drin gelesen, als sie blass wie der Tod wurde, an allen Gliedern zitterte und mich um Gotteswillen bat, das Buch zu verschließen. Sie war nämlich auf eine verliebte Stelle gestoßen, und, eifersüchtig wie sie ist, will sie auch nicht einmal, dass ich vor ihrer Regierung einer Andern gehuldigt haben sollte; ja, ich musste ihr versprechen, dass ich hinfüro auch keine Liebesphrasen an erfundene Idealgestalten in meinen Büchern richten wolle." — „Für Frau Mathilde," sagt Meißner[301]), „war also Heine nicht der große Poet, der er der übrigen Welt war; er war ihr aber, was alle Welt leugnete, der beste, herzlichste, aufrichtigste Mann. Mit Thränen in den Augen hat sie mir oft, die lächelnde Französin, einzelne Züge ihres Henri erzählt, die der rührendste Beweis seltener Herzensgüte waren. Geistreiche Einfälle, Witze und geniale Streiche ihres Mannes hat sie sich nie gemerkt, sie wusste nichts Dergleichen, es ging mit der Minute an ihr vorüber. Über ihn selbst wird sie heute eben so Wenig zu erzählen wissen, wie ein Kind, das in seiner Nähe gelebt, aber sie wird sich unermesslich allein, hilflos und verlassen fühlen und einzig in der Erinnerung leben." — „Heine hatte die größte Freude an ihrem naiven fröhlichen Naturell," berichtet Heinrich Laube[302]), „und hat diese Freude an ihr nie verloren. Stets, bis zu seinem letzten Athemzuge, hat er sich glücklich gepriesen in ihrem Besitze, und er selbst hatte immer etwas Naives und Kindliches, wenn er von ihr erzählte und sie schilderte. In keinem andern Verhältnisse habe ich ihn so viel' kleine liebenswürdige Züge und Wendungen enthüllen sehen, welche aus seinen besten Gedichten wie mit Kindesaugen hervorblicken. Er war durchaus lieb und gut und fein und liebenswürdig mit seiner sogenannten ‚kleinen Frau.' Es war sehr drollig, wenn sie fragte, ob es denn wahr wäre, dass ihr Henri ein berühmter Dichter sei? Heine war aber doch darauf bedacht, sie auch systematisch in Kenntnissen und Bil-

dung weiter zu bringen — er gab sie 1839 in ein Pensionat, und besuchte sie nur Sonntags. Eines Sonntags nahm er uns mit. Die jungen Pensionärinnen hätten einen kleinen Ball, und wir sollten seine ‚kleine Frau' tanzen sehen. Sie war bei Weitem die größte unter allen, tanzte aber zum Entzücken ihres Mannes mädchenhaft und graciös wie der kleinste Backfisch. Wie glücklich war er damals, wie unbefangen im Zauberkreise seiner Neigung! Jede Stufe der fortschreitenden Schulbildung, besonders in Geographie und Geschichte, gab ihm Stoff zu lustigen Betrachtungen. Daß sie die Reihe der ägyptischen Könige jetzt besser auswendig wußte, als er selbst, und daß sie ihn belehrt habe über den wunderlichen Vorfall mit der wollespinnenden Lucretia, fand er reizend über die Maßen." In den ersten Jahren störte ihn manchmal das allzu lebhafte und unruhige Temperament seiner französischen Frau. „Wir leben Beide sehr glücklich," schrieb er im Januar 1837 an Lewald [503]), „d. h. ich habe weder Tags noch Nachts eine Viertelstunde Ruhe. Ich war immer der Meinung, daß man in der Liebe besitzen müßte, und habe immer Opposition gebildet gegen die Entsagungspoesie; aber das Platonische hat auch sein Gutes; es verhindert Einen nicht, am Tage zu träumen und des Nachts zu schlafen, und jedenfalls ist es nicht sehr kostspielig." — „Wir leben eingezogen und so halb und halb glücklich," heißt es in einem Briefe an denselben Freund vom 18. Oktober desselben Jahres; „diese Verbindung wird aber ein trübes Ende nehmen; es ist deßhalb heilsam, Dergleichen vorher zu wissen, um nicht vom dunklen Augenblick bezwungen zu werden." Mit der Zeit wurden solche Störungen immer seltener, Heine lernte sich in das Naturell seiner Frau mehr und mehr einleben, und was ihn Anfangs häufig verstimmt hatte, diente ihm später nur noch zur Belustigung. „Fortwährend," so erzählt Meißner [504]), „neckte er Mathilden, und stellte sich, wenn sie dabei war, als ob er von ihren Grillen und Launen zu leiden hätte. Es ergötzte ihn dann ihr kleiner, aber rasch aufwallender Zorn, der nicht furchtbarer war, als der eines Kanarienvogels. Da gab es eine kleine possierliche Komödie, bis Mathilde ihr Mißverständnis merkte und Beide sich unter Lachen umarmten." — „Meine Frau," schrieb er einmal im Jahre 1843 seinem Bruder Maximilian [505]), „ist ein gutes, natürliches, heiteres Kind, launisch wie nur irgend eine Französin sein kann, und sie erlaubt mir nicht, in melancholisches Träumen, wozu ich so viel Anlage habe, zu versinken. Seit acht Jahren liebe ich sie mit einer Zärtlichkeit und Leidenschaft, die

aus Fabelhafte grenzt. Ich habe seitdem schrecklich viel Glück genossen, Qual und Seligkeit in entsetzlichster Mischung, mehr als meine sensible Natur ertragen konnte." — „Haben Sie schon eine echte Pariser Grisette gesehen?" frug er 1847 den ihn besuchenden deutsch-ungarischen Schriftsteller Kertbeny. „Rund, drall, ewig heiter, liebenswürdig, treu und ehrlich? Sie müssen durchaus keinen deutschen Begriff mit in das Bild mischen, sonst beschmutzen Sie es. Mathilde ist nicht leidenschaftlich, aber auch nicht sentimental; sie ist durch und durch gut, keine Geliebte im lyrischen Sinne, aber eine Freundin, wie es eben eine Französin nur sein kann. Ich geniere sie nun auch nie; sie kann gehen und kommen, wie sie will; sie bleibt oft den ganzen Tag aus, besonders des Sommers, und dann ist sie wieder tagelang wie ein Engel um mich." Auch an der Frömmigkeit seiner Gattin, die von erzkatholischer Familie war, nahm der selbst so freigeistige Dichter keinen Anstoß. Mathilde hatte in ihrem mit Nippsachen geschmückten Zimmer ein Krucifix und einen kleinen Jesus von Wachs; sie betete viel, und ging täglich schön geputzt zur Messe, wie sie es von Hause aus gewohnt war. Heine störte sie nie in diesen Gebräuchen. „Es ist sehr gut," sagte er in seiner humoristischen Weise [806]), „wenn die Frauen einer positiven Religion anhängen. Ob bei den Frauen evangelischer Konfession mehr Treue zu finden, lasse ich dahingestellt sein. Jedenfalls ist der Katholicismus der Frauen für den Gemahl sehr heilsam. Wenn sie einen Fehler begangen haben, behalten sie nicht lange den Kummer darüber im Herzen, und sobald sie vom Priester Absolution erhielten, sind sie wieder trällernd aufgeheitert und verderben sie ihrem Manne nicht die gute Laune oder Suppe durch kopfhängerisches Nachgrübeln über eine Sünde, die sie sich verpflichtet halten, bis an ihr Lebensende durch gräulige Prüderie und zänkische Übertugend abzubüßen. Auch noch in andrer Beziehung ist die Beichte hier so nützlich: die Sünderin behält ihr furchtbares Geheimnis nicht lange lastend im Kopfe, und da doch die Weiber am Ende Alles ausplaudern müssen, ist es besser, sie gestehen gewisse Dinge nur ihrem Beichtiger, als daß sie in die Gefahr gerathen, plötzlich in überwallender Zärtlichkeit oder Schwatzsucht oder Gewissensbissigkeit dem armen Gatten die fatalen Geständnisse zu machen." — Heine war, wie schon diese Scherzworte errathen lassen, nicht eifersüchtig, und hatte gewiß auch keine Ursache, es zu sein; dennoch war sein ironischer Geist unerschöpflich in Anspielungen auf die Unbeständigkeit und Untreue „jener lieblichen Geschöpfe, die wir anbeten und die uns verrathen." Als

er im Herbst 1836 mehre Monate im südlichen Frankreich verlebte, und Mathilde bei ihrer Mutter in Paris zurückgeblieben war, stickte die in weiblichen Handarbeiten sehr geschickte Frau einen großen, schönen Teppich, den Heine seinem Freunde Lewald zum Geschenk bestimmte. „Durch diese mühsame und langwierige Arbeit," schrieb er in dem witzigen Begleitbriefe [507]), „hat sie mir bewiesen, daſs sie während meiner Abwesenheit sehr fleißig und also auch treu war. An Freiern hat es ihr unterdessen gewiſs eben so wenig gefehlt, wie der seligen Penelope, die ihrem heimkehrenden Gatten ein weit zweideutigeres Zeugnis ihrer Treue überlieferte. Oder glauben Sie wirklich, daſs diese Madame Ulysses des Nachts das Gewebe wieder aufgetrennt, woran sie des Tags gesponnen? Dieses hat sie dem Alten weisgemacht, als Dieser sich wunderte, warum er gar kein Werk ihrer Hände vorfand; die Saloppe hat Tag und Nacht mit ihren Freiern verbracht und nur Intrigen gesponnen." Ein andermal erinnerte er Meißner mit humoristischem Behagen an die von Herodot berichtete Geschichte des erblindeten Königs Pheron von Ägypten, der nach einem Spruche des Orakels, um wieder sehend zu werden, sich mit dem Wasser einer Frau waschen sollte, die zeitlebens ihrem Manne treu geblieben. Er wusch sich täglich mit dem Wasser einer Andern, blieb aber zehn Jahre lang blind, bis er endlich die Augen im Urin einer Tänzerin aus der Vorstadt badete und nun sofort sein Gesicht wieder erhielt. Heine scherzte viel über diese Geschichte, und nannte sie einen Beweis, daſs eine treue Frau von jeher die größte Seltenheit gewesen sei. „Aber," fügt Meißner mit Recht hinzu [508]), „Dies waren nur Blitze einer mit Gegensätzen spielenden Natur, oder vielmehr: ich glaube, Heine sah in seiner Frau selbst jenes Kind der Vorstädte, das er treuer erfunden, als die ehrsamsten Bürgerdamen. Wenn ich Alles überblicke, Alles erwäge, möchte ich glauben, daſs der Poet seine Mathilde mehr geliebt, als jedes andere Wesen auf Erden. Auf seinem Krankenlager, unter den ärgsten Schmerzen, waren seine Gedanken fortwährend darauf gerichtet, ihre Ehre vor der Welt zu wahren, und sie für den Rest ihrer Tage sicher zu stellen. Es war sein ewiger Schmerz, daſs er in den Tagen seines Glückes zu wenig gewirthschaftet und Nichts zurückgelegt, und er suchte nach Kräften das Versäumte nachzuholen. Nur für sie strengte er noch seine letzten Kräfte zur Arbeit an, und jeder Artikel seines Testaments giebt Zeugnis von einer Sorgfalt, die sich über das Grab hinaus erstreckte. Sie war seine Puppe, die er zierlich anzukleiden liebte, in Seide und Spitzen

hüllte, die er gern mit dem Schönsten geschmückt hätte, was in Paris zu finden war. Er schickte sie spazieren, schickte sie in Theater und Koncerte, lächelte, so oft sie ihm entgegen kam, und hatte für sie nur Bonmots und kosende Worte. An seinen Geistesprocessen hat sie nie Theil genommen, von seinen Kämpfen hat sie nie Etwas gewusst, aber sie hat nur durch ihn gelebt und ist ihm zwanzig Jahre lang treulich zur Seite gestanden." —

Im Allgemeinen hatte der Zustand von Heine's Gesundheit sich in Frankreich erheblich gebessert. Die stereotypen Klagen über nervösen Kopfschmerz wurden seltener in seinen Briefen, und die allsommerlichen Badereisen nach Boulogne, Dieppe, Havre oder Granville, bei welchen er die Bretagne und Normandie nach allen Richtungen durchstreifte, hatten einen kräftigenden und erfrischenden Erfolg. Nur im Sommer 1836 wurde er auf der Reise nach Boulogne von der Gelbsucht befallen, und kehrte deßhalb von Amiens sofort wieder nach Paris zurück. Zur Herstellung seiner Gesundheit von den Ärzten nach dem Süden geschickt, wollte er von Marseille nach Neapel reisen, litt aber bei der Abfahrt noch im Hafen Schiffbruch, und als er darauf nach der spanischen Küste hinüber zu fahren beschloss, bekam das Schiff einen Leck und musste umkehren. Heine nahm diese wiederholten Unfälle für ein böses Omen, und zog es vor, die Provence zu durchwandern, da der Aufenthalt in Marseille ihm nicht zusagte. „Das Geräusch der schachernden Seestadt," schrieb er an Campe [508]), „wirkt peinigend auf meinen Körper; Marseille ist Hamburg ins Französische übersetzt, und ich kann Letzteres jetzt auch in der besten Übersetzung nicht vertragen." Gegen Weihnachten traf er wieder in Paris ein, und eine Reise mit Mathilden durch die Bretagne im folgenden Frühjahr vertilgte die letzten Spuren der Krankheit. Seine äußere Erscheinung war um diese Zeit jugendlicher und gesünder, als je zuvor; seine vollen Wangen waren rosig gefärbt, seine früher so schmächtigen Formen ründeten sich, ja ein leichtes Embonpoint machte sich bemerkbar und ließ ihn die scherzende Befürchtung aussprechen, er werde bald wie ein Bürgermeister aussehen. Es giebt mehrere Bilder von ihm aus dieser Periode. Das erste, von Ary Scheffer, soll etwa aus dem Jahre 1833 stammen, und ist uns nie zu Gesicht gekommen. Es ist, wie Alfred Meißner berichtet [509]), ein schöner Kopf, aber sehr unähnlich den späteren Porträts. Die Bezeichnung: „mit langem Haar, ohne Halstuch" lässt es als möglich erscheinen, dass hier vielleicht eine Verwechselung mit dem von Tony Johannot gezeichneten Bilde vor-

liegt, das in der weichen Manier Scheffers gehalten ist und den Chamisso'schen Musenalmanach für 1837 zierte. Dies ist allerdings, trotz der sorgfältigen Ausführung, mehr ein träumerisch idealer Johanneskopf, als ein Porträt H. Heine's. Der untere Theil des Gesichtes und der entblößte Hals sind viel zu lang; die griechische Nase ist ohne die leichteste Krümmung, der saftige Mund zeigt in den Winkeln nicht die leiseste Andeutung einer satirischen Falte; das Haar fällt weich und seiden fast bis auf die Schultern herab. Das offene Hemd mit breit überfallendem Kragen wird unterhalb des Halses durch eine feine Brustnadel zusammen gehalten. Noch unähnlicher ist ein bei F. Paterno in Wien erschienenes, 1838 von Jul. Giere gezeichnetes Kniestück in faltigem Mantel, den die linke Hand über dem zugeknöpften Rocke unten zusammenfasst. Ein Brustbild von Fr. Pecht, das 1840 in Paris gezeichnet und neuerdings in einer lithographischen Nachbildung von P. Rohrbach bei E. H. Schroeder in Berlin veröffentlicht ward, mag schon eher den Zügen Heine's in jener Periode entsprechen, wo er, um uns seines eigenen Ausdrucks zu bedienen, im Zenith seines Fettes stand; doch ist die Ähnlichkeit eine todte, verdrießlich geistlose. Dunkler Rock, helle Weste. Ein schwarzseidener Shawl in doppelter Windung um den Hals geschlungen und vorn in eine Schleife geknüpft, deren Enden breit herunter hängen. Langes Haar, zu beiden Seiten des vollen Gesichtes glatt herabfallend, leicht gekräuselt auf dem Scheitel und einen Theil der faltenlosen Stirn verdeckend. Die kleinen Augen matt und ausdruckslos, mit zu schwungvoll gerundeten Brauen. Die Nase leicht gebogen und an der Spitze etwas schlaffer gesenkt, als auf dem Oppenheim'schen Bilde. Der Mund üppig, mit vollen Lippen und schmerzlich scharf markierten Winkeln. Die Wangen pausbäckig rund; das volle Kinn unten in eine Fettfalte auslaufend. Durchaus verzeichnet ist das Steindruck-Porträt, welches die von Arnold Ruge (Leipzig, Verlagsbureau, 1847) herausgegebene Sammlung: „Die politischen Lyriker unserer Zeit" begleitete. Ein von Cäcilie Brandt angefertigtes Bild des Dichters in Nr. 25 der Diezmann'schen „Blätter aus der Gegenwart", Jahrgang 1843, stammt nach Angabe des Redakteurs aus früherer Zeit, kann aber niemals dem Original ähnlich gewesen sein. Alle diese Porträts sind en face aufgenommen, und lassen die fast weiblich feinen Züge minder charakteristisch hervortreten, als die Profilbilder, unter welchen die kürzlich nach einem Gipsabgusse des französischen Bronce-Medaillons gefertigte Photographie

(Hamburg, Hoffmann und Campe) vor allen übrigen weitaus den Vorzug verdient.

Die äußere Erscheinung Heine's war stets geschmackvoll und sauber. Seine Röcke waren nach der letzten Mode, doch trug er die Kleider nachlässig, offen hängend, nicht mit der Sorgfalt eines fashionablen Dandy. Dabei wusste er sich über die herrschenden Moden genaue Rechenschaft zu geben. So war es äußerst ergötzlich, ihn einst drei Silberhäkchen an dem breiten Sammtkragen seines Überrockes mit Wärme gegen George Sand vertheidigen zu hören, welche dieselben als geschmacklos angriff und behaupten wollte, dass kein Mensch sich so trüge. Heine konnte triumphierend auf mehre der anwesenden Herren deuten, die eben solche Röcke anhatten, welche gerade damals sehr in Gebrauch waren[311]). — Seine Wohnung trug durchaus nicht jenen Stempel eines künstlerischen Luxus, wie ihn die französischen Schriftsteller lieben. Er hatte in seinen Zimmern keine geschnitzten Möbel, keine kostbaren Teppiche, keine Statuen und Gemälde. Man glaubte sich bei ihm in einem schlichten deutschen Bürgerhause zu befinden, wo die Absicht, jeden Schein des Excentrischen zu vermeiden, sich aufs deutlichste aussprach. Ein hübsch gemaltes weibliches Porträt von Lämmlein, das jene Juliette darstellte, deren der Dichter im Eingange des „Atta Troll" gedenkt, war der einzige Kunstgegenstand, dem man dort begegnete. — Überaus mäßig war Heine im Genuss berauschender Getränke. Selbst in seiner tollsten Studentenzeit hat ihn nie Jemand betrunken gesehen. Grog, Punsch und alle starken Spirituosen verabscheute er, selbst vom Weine pflegte er nur zu nippen, und mit Recht durfte er auf die Bemerkung Levin Schücking's, dass er, trotz seiner Liebe zum Rhein, niemals ein rechtes Rhein- und Weinlied gedichtet, die scherzende Erwiderung geben[312]): „Hab' ich nicht? Es mag wahr sein. Ich habe nie den Wein besungen; da sehen Sie nun gleich, wie ich verleumdet werde, und welch ein moralischer Poet ich bin." Desto größeres Gewicht legte Heine auf eine gute Mahlzeit, und mit behaglichster Gourmandise sah man ihn oftmals bei Véry oder Véfour sich in die Geheimnisse der Speisekarte vertiefen. „Dies Essen ist so gut, dass es verdiente, knieend eingenommen zu werden," sagte er einmal zu Arnold Ruge, als Dieser mit ihm in dem berühmten Restaurant des Palais-royal dinierte; und als die Mahlzeit beendigt war, rief er aus: „Nun fühle ich mich besser!" Ein andermal traf ihn in der Provinz ein befreundeter Engländer, als er eben an der

Table d'Hôte über die Verdienste eines köstlichen Aalgerichtes mit sich zu Rathe ging. Er sah äußerst glücklich aus, und antwortete dem Engländer, der ihn nach dem Grund seiner Heiterkeit fragte: „Wie darf Sie Das überraschen! War jemals ein Mensch unglücklich, während er gut aß?"

Heine war niemals ein guter Wirthschafter gewesen, und Mathilde verstand so wenig, wie er selbst, haushälterisch mit dem Gelde umzugehn. Die häufigen Villeggiaturen zur Frühjahrszeit auf den Dörfern in der Umgegend von Paris, die allsommerlichen Badereisen, bei welchen er sich ebenfalls meistens von seiner Frau begleiten ließ, der oftmalige Wohnungswechsel und die so reichlich gewährten Unterstützungen an hilfesuchende Freunde oder Bekannte verschlangen bedeutende Summen, die zu den Einkünften des Dichters in keinem rechten Verhältnisse standen. Von seinem Onkel Salomon empfing er seit seiner Übersiedelung nach Paris eine Jahresrente von 4000 Franks; was er durch literarische Arbeiten erwarb, belief sich in der ersten Zeit auf Wenig mehr, als jährlich im Durchschnitte 3000 Franks, so daß seine gesammte Jahreseinnahme reichlich 7000 Franks oder circa 2000 Thaler betrug; gewiß eine kärgliche Revenue für einen Schriftsteller von verschwenderischen Gewohnheiten, der in Paris im Foyer der vornehmen Gesellschaft lebte! Es kann uns daher nicht Wunder nehmen, daß er sich in unaufhörlichen Geldverlegenheiten befand und beständig auf Mittel sann, seiner Finanznoth abzuhelfen. Die Bekanntschaft mit dem Baron James von Rothschild, in dessen Familie er gleich bei seiner Ankunft in Paris durch einen Empfehlungsbrief seines reichen Oheims eingeführt war, brachte ihn auf den Gedanken, sich in allerlei gewagte Börsenspekulationen einzulassen, bei welchen ihn zuweilen nur die Freundschaft des Fürsten der Millionäre vor allzu empfindlichem Schaden behütete. Es cirkulierten übrigens unzählige Anekdoten, welche, wenn auch nur der geringste Theil davon wahr sein sollte, den Beweis liefern, daß der deutsche Dichter sein stolzes Selbstgefühl als Repräsentant geistiger Mächte dem Goldkönig gegenüber aufs rühmlichste bewahrte und Demselben Nichts weniger als schmeichelte[813]). Die Kapacität des Barons James erstreckte sich bekanntlich nur auf Finanzoperationen; für Kunst und Poesie hatte er geringes Verständnis, und seine cynische Verachtung der Söhne des Genius sollte ihm mehr als einmal fatale Verlegenheiten bereiten. Balzac hat ihn in mehreren seiner Romane als Baron Nucingen unsterblich lächerlich gemacht, und schlimmer noch erging es ihm mit

Horace Vernet, als er sich einst von dem großen Schlachtenmaler porträtieren lassen wollte. Der Baron fand den geforderten Preis von 150 Louisd'or zu hoch und begann zu feilschen. Vernet steigerte jetzt ärgerlich seine Forderung auf 200, dann auf 300 Louisd'or, und schrie endlich außer sich: „Fünfhundert Louisd'or oder — gratis!" und malte auf seinem berühmten Bilde: „Die Wegnahme der Smala Abdelkader's", den Baron in Gestalt jenes fliehenden Juden im Vordergrunde des Gemäldes, der, ohne sich um das Gemetzel zu bekümmern, nur sein Kästchen mit Gold und Edelsteinen zu retten sucht. „Was thu' ich mit all' den faulen Schriftstellern und Künstlern?" rief der Baron einmal verächtlich aus; „wenn ich will, kauf' ich sie dutzendweis." — „Wohl möglich," antwortete Heine; „aber wie werden Sie es anfangen, wenn Sie sie gekauft haben, sie mit einem guten Verdienst wieder los zu werden? Denken Sie an Horace Vernet!" — Eines Abends kam das Gespräch auf das in Paris so schmutzige und trübe Wasser der Seine. Der Baron erzählte, daſs er den Fluſs in der Nähe seiner Quelle beobachtet habe, und daſs sein Wasser dort klar und hell wie Krystall sei . . . „Ihr Herr Vater soll auch ein sehr rechtschaffener Mann gewesen sein, Herr Baron," warf Heine trocken dazwischen. Die Anwesenden bissen sich auf die Lippen — der Baron verstand nicht. — „Herr Doktor," rief er ihm einmal bei Tische zu, „Sie sind doch ein Gelehrter, sagen Sie mir, warum dieser Wein Lacrymae Christi heiſst." — Übersetzen Sie nur!" antwortete Heine; „Christus weint, wenn reiche Juden solchen Wein trinken, während so viel' arme Menschen Hunger und Durst leiden." — Rothschild bewohnte, wie man weiſs, jenen neuen, ganz im Renaissancestile erbauten Pallast, auf dessen Ausschmückung er Millionen verwandt hatte. Er glaubte sehr geistreich zu sein, indem er jeden Besuchenden fragte: „Comment trouvez-vous mon chenil?" — „Wissen Sie daſs chenil Hundehütte heiſst?" flüsterte ihm Heine ins Ohr. — „Nun, was ist?" fragte Rothschild. — „Und daſs Sie der Bewohner dieses chenil sind? Wenn Sie so schlecht von sich denken, verschweigen Sie es wenigstens." — In seinen Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung" spottet Heine gelegentlich über das „Unglück" Rothschild's, so viel Geld zu besitzen. „Es wimmelt in der Welt von Philanthropen," scherzt er[114]), „es giebt Thierquälergesellschaften, und man thut wirklich sehr Viel für die Armen. Aber für die Reichen, die noch viel unglücklicher sind, geschieht gar Nichts. Überreichthum ist vielleicht schwerer

zu ertragen, als Armuth. Jedem, der sich in großer Geldnoth befindet, rathe ich, zu Herrn von Rothschild zu gehen; nicht um bei ihm zu borgen (denn ich zweifle, daß er etwas Erkleckliches bekömmt), sondern um sich durch den Anblick jenes Geld-Elends zu trösten. Der arme Teufel, der zu Wenig hat und sich nicht zu helfen weiß, wird sich hier überzeugen, daß es einen Menschen giebt, der noch weit mehr gequält ist, weil er zu viel Geld hat, weil alles Geld der Welt in seine kosmopolitische Riesentasche geflossen, und weil er eine solche Last mit sich herumschleppen muß, während rings um ihn her der große Haufe von Hungrigen und Dieben die Hände nach ihm ausstreckt." — „Wie geht es Ihnen?" frug Heine einst den Baron. „Ich bin verrückt," antwortete Dieser. „Ehe Sie nicht Geld zum Fenster hinauswerfen," sagte der Dichter, „glaube ich es nicht." Der Baron fiel ihm aber seufzend in die Rede: „Das ist eben meine Verrücktheit, daß ich nicht manchmal Geld zum Fenster hinauswerfe." — So sehr Heine, nach seiner gewohnten Art, im persönlichen Umgange mit Herrn von Rothschild seinen Witz an Demselben übte, und ihn seine geistige Überlegenheit empfinden ließ, so fein und zartfühlend war sein Verkehr mit der Dame des Hauses, deren mildthätigen Sinn er oftmals zur Unterstützung bedrängter Landsleute in Anspruch nahm, wenn seine eigene Kasse erschöpft war, und der er als Zeichen seiner Hochachtung das schöne Gedicht „Die Engel" in ein Exemplar des „Atta Troll" schrieb[515]). Die vielfachen Zuvorkommenheiten, welche der Baron ihm erwiesen, suchte Heine gelegentlich nach Kräften durch die That zu vergelten, indem er z. B. durch seine Intervention das Erscheinen einer von Friedrich Steinmann verfassten Geschichte des Hauses Rothschild verhinderte, die sehr scharfe und ungerechte Invektiven enthielt. Julius Campe zahlte, auf Andringen Heine's, welcher ihm die Erstattung aller Unkosten aus eigener Tasche garantierte, dem Verfasser das geforderte Honorar, ließ aber die Schmähschrift niemals das Licht der Öffentlichkeit erblicken[516]).

Gerade zur Zeit, als die Verfolgungen über das „junge Deutschland" herein brachen, durch welche auch Heine seine Schriftsteller-Existenz so bedrohlich gefährdet sah, sollten ihn noch mancherlei andere Unglücksfälle betreffen. Ein Freund, für den er gutgesagt und bei dem er Gelder deponiert hatte, brachte ihn um mehre tausend Franks und versetzte ihn dadurch in die peinlichste Lage. Vor Ärger und Aufregung erkrankte der Dichter an der Gelbsucht, und als der reiche Onkel Salomon, den er um Beistand

angerufen, nur mit Vorwürfen antwortete und ihn bei seinen Zahlungsnöthen im Stiche ließ, schrieb er Demselben von seinem Krankenbette aus einen herben Klagebrief, welcher den einstweiligen Abbruch aller Beziehungen zwischen Oheim und Neffen zur Folge hatte. „Mit meinem Oheim, dem Millionär, habe ich mich unlängst auf bitterste überworfen; ich konnte seine Schnödigkeit nicht länger ertragen," meldete er im November 1836 einem Freunde, und in einem Briefe an Campe vom 10. Mai des folgenden Jahres schrieb er[817]): „Mit meinem Oheim Salomon Heine stehe ich sehr schlecht, er hat mir vorig Jahr eine schreckliche Beleidigung zugefügt, wie man sie im reiferen Alter schwerer erträgt, als in der leichten Jugendzeit. Es ist schlimm genug, daß dieser Mann, der, wie ich höre, Institute stiftet, um herutergekommene Schacherer wieder auf die Beine zu bringen, seinen Neffen mit Weib und Kind in den unverschuldetsten Nöthen lungern läßt." Ein Vierteljahr später ermahnt er seinen zum Besuch in Hamburg anwesenden Bruder Maximilian aufs eindringlichste, den Verleumdungen, welche im Hause des Onkels von klatschhaften Zungen über ihn vorgebracht werden möchten, keinen Glauben zu schenken. „Zur Zeit," sagt er[818]), „als ich durch Krankheit und unverschuldetes Unglück bis zur äußersten Bitterkeit gestimmt war, schrieb ich an Onkel in einem Tone, der ihm eher Mitleiden als Zorn einflößen mußte, und der dennoch nur seinen Zorn erregte. Das ist all sein Klagegrund gegen mich! Denn die paar tausend Franks, die ich ihm koste, berechtigen ihn schwerlich zur Klage, ihn, den Millionär, den größten Millionär von Hamburg, dessen Generosität . . . genug davon! Du weißt, daß ich diesen Mann immer wie meinen Vater geliebt habe, und nun mußte ich . . . genug davon! Am meisten schmerzt mich die Meinung der Welt, die sich die Härte meines Oheims nicht anders erklären kann, als durch irgend eine schlechte Handlung, die man in meiner Familie mir etwa vorwirft und im Publikum verschweigt . . . ach! wenn ich schlechte Handlungen begehen wollte, ich stünde gut mit der ganzen Welt und . . . genug davon!" Schon ehe der Bruder ihm rieth, den Zorn des Oheims durch ein versöhnliches Entgegenkommen zu beschwichtigen, hatte H. Heine dem Letzteren einen gehorsamen, ganz aus der Seele geflossenen Versöhnungsbrief geschrieben, der jedoch keine Wirkung gethan. „Ist Onkel Heine so edel, so großmüthig, wie du mir immer rühmst," antwortete der Dichter seinem Bruder; „ist er dieser außerordentlich edle, große Mensch, so geb' ich ihm ja Gelegenheit, es zu beweisen . . . Ich werde ihm mit dem

zunächſt abgehenden Dampfboote ſchreiben. Der Gedanke ſchon an dieſen Brief erregt allen Mißmuth meiner Seele. Bei Gott, nicht Onkel, ſondern ich habe Grund zur Klage, ich bin wie geſchunden von den ſchneidendſten Beſchuldigungen, und ich ſoll um Verzeihung bitten! Es giebt keine Opfer, welche ich für dieſen Mann zu bringen nicht bereit wäre, und hätte er mir noch zehnmal mehr Kummer verurſacht, ich hätte es gewiß längſt verziehen, aber es iſt grauſam hart, daß ich das himmelſchreiende Unrecht, das er an mir begeht, verſchweigen ſoll. Ich bin kein falſcher Menſch, ſagt mein ſeliger Vater, und kann nur reden, wie ich es wirklich fühle.“ In der That ſchloß er dieſem Briefe an ſeinen Bruder ein ſtolz-demüthiges Schreiben an dem Oheim bei, das folgendermaßen lautete: „Havre de Grâce, den 1. September 1837. Lieber Onkel! Mit Verwunderung und großem Kummer erſehe ich aus den Briefen meines Bruders Max, daß Sie noch immer Beſchwerde gegen mich führen, ſich noch immer zu bitteren Klagen berechtigt glauben; und mein Bruder, in ſeinem Enthuſiasmus für Sie, ermahnt mich aufs dringendſte, Ihnen mit Liebe und Gehorſam zu ſchreiben, und ein Mißverhältnis, welches der Welt ſo viel Stoff und Skandal bietet, auf immer zu beſeitigen. Der Skandal kümmerte mich nun wenig, es liegt mir Nichts daran, ob die Welt mich ungerechterweiſe der Liebloſigkeit oder gar der Undankbarkeit anklage, mein Gewiſſen iſt ruhig und ich habe außerdem dafür geſorgt, daß, wenn wir Alle längſt im Grabe liegen, mein ganzes Leben, mein ganzes reines, unbeflecktes, obgleich unglückliches Leben, ſeine gerechte Anerkennung findet. Aber, lieber Onkel, es liegt mir ſehr viel daran, die Unliebe, womit jetzt Ihr Herz wider mich erfüllt iſt, zu verſcheuchen, und mir Ihre frühere Zuneigung zu erwerben. Dieſes iſt jetzt das ſchmerzlichſte Bedürfnis meiner Seele, und um dieſe Wohlthat bitte ich und flehe ich mit der Unterwürfigkeit, die ich immer Ihnen gegenüber empfunden, und deren ich mich nur einmal im Leben entäußert habe, nur einmal, und zwar zu einer Zeit, als die unverdienteſten Unglücksfälle mich grauenhaft erbitterten, und die widerwärtigſte Krankheit, die Gelbſucht, mein ganzes Weſen verkehrte, und Schreckniſſe in mein Gemüth traten, wovon Sie keine Ahnung haben. Und dann habe ich Sie nie anders beleidigt, als mit Worten, und Sie wiſſen, daß in unſerer Familie, bei unſerem aufbrauſenden und offenen Charakter, die böſen Worte nicht Viel bedeuten, und in der nächſten Stunde, wo nicht gar vergeſſen, doch gewiß bereut ſind. Wer kann Das beſſer wiſſen als Sie, lieber Onkel, an

deſſen böſen Worten man manchmal ſterben könnte, wenn man nicht wüſſte, daſs ſie nicht aus dem Herzen kommen, und daſs Ihr Herz voll Güte iſt, voll Liebenswürdigkeit und Großmuth. Um Ihre Worte, und wären ſie noch ſo böſe, würde ich mich nicht lange grämen, aber es quält mich aufs gramvollſte, es ſchmerzt mich, es peinigt mich die unbegreifliche, unnatürliche Härte, die ſich jetzt in Ihrem Herzen ſelbſt zeigt. Ich ſage unnatürliche Härte, denn ſie iſt gegen Ihre Natur, hier müſſen unſelige Zuflüſterungen im Spiel ſein, hier iſt ein geheimer Einfluſs wirkſam, den wir Beide vielleicht nie errathen, was um ſo verdrießlicher iſt, da mein Argwohn Jeden in Ihrer Umgebung, die beſten Freunde und Verwandte verdächtigen könnte — Mir kann dabei nicht wohl werden, mehr als alle andere Unglücke muſs mich dieſes Familienunglück bedrücken, und Sie begreifen, wie nothwendig es iſt, daſs ich davon erlöſt werde. Sie haben keine Vorſtellung davon, wie ſehr ich jetzt unglücklich bin, unglücklich ohne meine Schuld; ja, meinen beſſeren Eigenſchaften verdanke ich die Kümmerniſſe, die mich zernagen und vielleicht zerſtören. Ich habe tagtäglich mit den unerhörteſten Verfolgungen zu kämpfen, damit ich nur den Boden unter meinen Füßen behalten kann; Sie kennen nicht die ſchleichenden Intrigen, die nach den wilden Aufregungen des Parteikampfes zurückbleiben und mir alle Lebensquellen vergiften. Was mich noch aufrecht erhält, iſt der Stolz der geiſtigen Obermacht, die mir angeboren iſt, und das Bewuſſtſein, daſs kein Menſch in der Welt mit weniger Federſtrichen ſich gewaltiger rächen könnte, als ich, für alle offene und geheime Unbill, die man mir zufügt. — — Aber ſagen Sie mir, was iſt der letzte Grund jenes Fluches, der auf allen Männern von großem Genius laſtet? Warum trifft der Blitz des Unglücks die hohen Geiſter, die Thürme der Menſchheit, am öfteſten, während er die niedrigen Strohkopfdächer der Mittelmäßigkeit ſo liebreich verſchont? Sagen Sie mir, warum erntet man Kummer, wenn man Liebe ſäet? Sagen Sie mir, warum der Mann, der ſo weichfühlend, ſo mitleidig, ſo barmherzig iſt gegen fremde Menſchen, ſich jetzt ſo hart zeigt gegen ſeinen Neffen?“ Wie Maximilian Heine erzählt, gab ihm der Oheim, welcher bei Lektüre dieſes Briefes mehrmals ärgerlich von ſeinem Lehnſtuhl in die Höhe geſchnellt war, das Schreiben zurück, und tobte und murrte mehrere Tage lang, mit dem beſtändigen Refrain: „Nichts will ich für ihn thun!“ Endlich jedoch gelang es dem Bruder, eine Verſöhnung zu Stande zu bringen, und als Salomon Heine im September des nächſten Jahres zur Hochzeit eines

Neffen auf einige Tage nach Paris kam, bezeigte er sich überaus huldreich gegen den Dichter und Dessen Frau, und erhöhte die Jahresrente Desselben auf 4800 Franks, mit dem Versprechen, daſs die Hälfte dieser Rente nach dem Tode H. Heine's auf seine Wittwe übergehn solle.

Inzwischen hatte sich Letzterer durch die Weigerung des Oheims, ihm in seinen außerordentlichen Finanznöthen beizustehen, zwei Jahre lang in steigender Geldverlegenheit befunden. In dieser mißlichen Lage, die ihn zu Demüthigungen mancher Art nöthigte, war ihm sogar der Einfall gekommen, seinen alten Freund Moser, welchem er vor fünf Jahren auf so verletzende Art jeden Verkehr aufgekündigt, um ein Darlehen von 400 Thalern anzusprechen. Das seltsame Schreiben ist aus Avignon, den 8. November 1836, datiert und lautet der Hauptsache nach, wie folgt[519]: „Wird dich der Brief, den du heute von mir empfängst, erfreuen, obgleich die Veranlassung Nichts weniger als erfreulich ist? Wirst du verstehen, daſs dieser Brief der höchste Beweis ist, den ich dir von der Zuversicht meiner Freundschaft geben konnte? Wirst du ihn sogar als ein Zeugnis von großer Sinnesart betrachten? Ich glaub' es, und deſshalb schreib' ich dir, zwar betrübten Gemüthes, aber ohne Widerstreben, ja sogar mit der wehmüthigen Freude, daſs ich doch endlich wieder einmal dazu komme, dir wirklich einen Brief zu schreiben, und heute meine hohe Gebieterin, die Göttin der Trägheit, mich nicht daran verhindern darf. Gedacht hab' ich freilich genug an dich, und als ich unlängst in Paris todkrank darniederlag, und in schlafloser Fiebernacht alle meine Freunde musterte, denen ich wohl die Exekution meines letzten Willens anvertrauen dürfte: da fand ich, daſs ich deren keine zwei auf dieser Erde besitze, und nur allein auf dich, vielleicht etwa auch auf meinen Bruder Max, glaubte ich rechnen zu dürfen. Und deſshalb wende ich mich auch heute an dich, und der Freund, dem ich Jahre lang nicht geschrieben habe, erhält heute einen Brief von mir, worin ich Geld von ihm verlange . . . Was jedoch meine Solvabilität betrifft, so muſs ich dir zu gleicher Zeit sagen: meine Geschäfte stehen in diesem Augenblicke so schlecht, daſs nur ein Thor oder ein Freund mir jetzt Geld leihen würde." Im weiteren Verlauf seines Briefes deutet Heine in der Kürze an, wie er sich mit dem reichen Oheim ganz überworfen, wie seine französischen Freunde ihn durch ihren liebenswürdigen Leichtsinn in großen Geldschaden gebracht, wie Andere ihn exploitiert, und wie die deutschen Regierungen ohne Anklage und Urtheil, so zu sagen, seine Feder konfisciert, ihn seines

literariſchen Eigenthums beraubt hätten. „Aber,“ ſo ſchließt er ſeine Klagen, „es iſt dieſen Leuten nur gelungen, mich finanziell zu ruinieren. Ich weiß nicht, theurer Moſer, ob ich dir noch ſo viel werth bin, wie ehemals; ich weiß nur, daſs ich ſeitdem von meinem inneren Werthe Nichts verloren habe. Wäre Dieſes der Fall, ſo befände ich mich heute nicht in ſchmerzlicher Geldnoth, wenigſtens würde ich zu ganz anderen Leuten, als zu dir, meine Zuflucht nehmen. Glaube nicht, was man von mir ſagt, urtheile immer nach meinen Handlungen. Keiner Notiz, die nicht mit meinem Namen unterſchrieben iſt, darfſt du Glauben ſchenken. Ich werde angefeindet und verleumdet zugleich von Chriſten und Juden; Letztere ſind gegen mich erboſt, daſs ich nicht das Schwert ziehe für ihre Emancipation in Baden, Naſſau oder ſonſtigen Krähwinkelſtaaten. O der Kurzſichtigkeit! Nur vor den Thoren Rom's kann man Karthago vertheidigen. Haſt auch du mich miſsverſtanden? — Ich ſchreibe dir dieſe Zeilen aus Avignon, der ehemaligen Reſidenz der Päpſte und der Muſe Petrarca's; ich liebe Dieſen eben ſo wenig wie Jene; ich haſſe die chriſtliche Lüge in der Poeſie eben ſo ſehr wie im Leben. Leb wohl und hilf deinem Freunde H. Heine.“

Die Geldnoth Heine's war nicht allein durch zahlreiche Notizen der Pariſer Korreſpondenten für deutſche Blätter bekannt geworden, ſondern auch der Dichter ſelbſt hatte in der Vorrede zum dritten „Salon“-Bande des materiellen Elends gedacht, in welches ihn die Beſchlüſſe des Bundestags durch Beraubung ſeiner Erwerbsmittel zu ſtürzen drohten. Mit berechtigtem Unmuth warf Gutzkow den Deutſchen vor, daſs ſie in einer Zeit bitterer Verfolgung, wo die Literatur ihre Geburten, ſo zu ſagen, mit Angſt auf öffentlicher Straße ablegen müſſe, Nichts für ihre Schriftſteller thäten, denen ſie doch ſo viel Genuſs und Anregung verdankten. „Lebte Jean Paul noch unter uns,“ meinte er[320]), „und hätte durch irgend einen Nachtrag zu den ‚Dämmerungen‘ ſeine bairiſche Penſion verſcherzt, ihr würdet ſie ihm nicht gezahlt haben . . . Freilich, wir Deutſche ſind nur poetiſch bis zu einem gewiſſen Grade. Daſs wir nun auch denken ſollten: Wie viel Liebes und Gutes hat nicht Heine geſchrieben, wie rührend iſt ſein Scherz, wie drollig ſein Pathos, wie lächerlich ſind ſeine Thränen, wie wunderlich und anziehend alle ſeine Gebärden! Und daſs wir nun, ſtatt Goethen und Schillern und Leſſingen ein Denkmal aus Stein zu ſetzen, es ſo machten, wie die Franzoſen mit Berryer, und Heinen ein Landgut kauften, oder ſo, wie die Engländer mit Walter Scott, und ihm ſeine

Schulden bezahlten — dazu werden wir zeitlebens zu ungeschickt sein. Niemand würde uns hindern, ihm bei einem Pariser Hause so lange eine Pension auszumachen, bis das polizeiliche Interim abgelaufen und dem Staate genuggethan wäre. Aber noch keinen rothen Heller werden die Deutschen zusammenbringen." — Unter diesen Umständen kann es nicht allzu sehr überraschen, daß Heine in seiner materiellen Bedrängnis sich zu einem Schritte entschloß, der ihm hart genug ankommen mußte, und der ihm von seinen Gegnern aufs schlimmste ausgelegt worden ist. Er nahm nämlich seine Zuflucht zu einer jährlichen Unterstützungs-Pension aus Staatsmitteln, zu „jenem großen Almosen, welches das französische Volk an so viele Tausende von Fremden spendete, die sich durch ihren Eifer für die Sache der Revolution in ihrer Heimat mehr oder minder glorreich kompromittiert hatten und an dem gastlichen Herde Frankreichs eine Freistätte suchten." Unter den Männern, welche auf dieser Pensionsliste figurierten, befanden sich Exulanten aus allen Weltgegenden, Flüchtlinge aus Griechenland und San Domingo, Armenien und Bulgarien, aus Spanien und Polen, hochklingende Namen von Baronen, Grafen, Fürsten, Generälen und Exministern, Priestern und Volksmännern, eine Aristokratie von Berühmtheiten des Talentes und des Unglücks. Aus derselben Kasse des Ministeriums der äußern Angelegenheiten, aus welcher der Exkönig von Schweden Oberst Gustavsson, Godoy der „Friedensfürst," und der verdienstvolle Geschichtschreiber Augustin Thierry ihre Jahrgehalte bezogen, empfing auch der deutsche Dichter die verlangten Hilfsgelder, welche ihm als eine „allocation annuelle d'une pension de secours" zuerkannt, und in Monatsraten von 400 Franks regelmäßig bis zum Jahre 1848 ausgezahlt wurden. Die Anweisung dieser Unterstützungsgelder auf die geheimen, keiner öffentlichen Kontrolle ausgesetzten Fonds findet ihre genügende Erklärung in dem Wunsche der französischen Regierung, sich nicht durch Namensnennung ihrer Pensionäre, unter welchen sich in Dürftigkeit gesunkene Männer und Frauen des höchsten Ranges befanden, einer lieblosen Indiskretion schuldig zu machen. „Vielleicht auch wollte sie," wie Heine in einer öffentlichen Erklärung über diese Hilfsgelder andeutet[321]), „nicht ostensibel einen Mann unterstützen, der den deutschen Gesandtschaften immer ein Dorn im Auge war, und dessen Ausweisung bei mancher Gelegenheit reklamiert worden." Irgendwelche Verpflichtungen der französischen Regierung gegenüber hat Heine durch Annahme dieser Unterstützung weder über-

nommen, noch ist dafür jemals der geringste Dienst von ihm begehrt worden. Nachdem Guizot am 29. November 1840 an die Spitze des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten getreten war, ließ er dem deutschen Dichter die Fortsetzung seiner Pension notificieren, und die Audienz, in welcher Dieser sich dafür bei dem Minister bedankte, ist die einzige Berührung, in welche er je mit Demselben gekommen. Eine andere Frage ist, ob Heine sich nicht moralisch verpflichtet fühlte, eine Regierung, von welcher er eine ansehnliche Geldunterstützung bezog, fortan in seinen Büchern und Journalkorrespondenzen mit einiger schonenden Rücksicht zu behandeln. Und es kann nicht geleugnet werden, daſs in seinen Aufsätzen für die „Allgemeine Zeitung“ aus dem Anfang der vierziger Jahre allerdings eine minder schroffe Befehdung der Politik Ludwig Philipp's und seiner Räthe vorwaltet, als in früheren Berichten. Zu einer offenen Vertheidigung der gouvernementalen Akte ließ er sich freilich niemals herbei, und so durfte die Redaktion jener Zeitung mit Grund erklären, daſs er seine Pension in keinem Falle für Das, was er schrieb, empfangen habe. Sie hatte aber geringes Recht, gleichzeitig die Insinuation hinzuzufügen, als ob Heine vielmehr „für Das, was er nicht schrieb,“ bezahlt worden sei; denn sie wusste sehr gut, daſs unter den bestehenden Verhältnissen kein scharfer Angriff Heine's auf das Regierungssystem Ludwig Philipp's in ihrem Blatte gedruckt worden wäre. Der schlaue König hatte nämlich schon vor dem 29. November den damaligen Censor der „Allgemeinen Zeitung“ in Augsburg zum Officier der Ehrenlegion ernannt, und Dieser strich seitdem unbarmherzig jedes missliebige Wort in den Berichterstattungen über französische Zustände. Zudem konnte Heine sich nicht verhehlen, daſs eine allzu feindselige Kritik der Regierungsmaßregeln Ludwig Philipp's und seiner Minister voraussichtlich die Ausweisung des unbequemen Korrespondenten aus Paris zur Folge haben würde. Gegen solche Vexationen hätte ihn allerdings die Erwerbung des französischen Bürgerrechtes geschützt, und in einer ängstlichen Stunde hatte er einst die Formalitäten erfüllt, welche den Ausländer in Stand setzen, nöthigenfalls die Naturalisation ohne Zögerung zu erlangen. Aber vor dem definitiven Akt hegte er immer eine unüberwindliche Scheu. „Es war,“ sagt er[522]), „der närrische Hochmuth des deutschen Dichters, der mich davon abhielt, auch nur pro Forma ein Franzose zu werden. Es war eine ideale Grille, wovon ich mich nicht losmachen konnte. In Bezug auf Das, was wir

gewöhnlich Patriotismus nennen, war ich immer ein Freigeiſt, doch konnte ich mich nicht eines gewiſſen Schauers erwehren, wenn ich Etwas thun ſollte, was nur halbwegs als ein Losſagen vom Vaterlande erſcheinen mochte . . . Es wäre für mich ein entſetzlicher, wahnſinniger Gedanke, wenn ich mir ſagen müſſte, ich ſei ein deutſcher Poet und zugleich ein naturaliſierter Franzoſe. Ich käme mir ſelber vor wie eine jener Miſsgeburten mit zwei Köpfchen, die man in den Buden der Jahrmärkte zeigt. Es würde mich beim Dichten unerträglich genieren, wenn ich dächte, der eine Kopf ſinge auf einmal an, im franzöſiſchen Truthahnpathos die unnatürlichſten Alexandriner zu ſkandieren, während der andere in den angebornen wahren Naturmetren der deutſchen Sprache ſeine Gefühle ergöſſe . . . Nein, der Steinmetz, der unſre letzte Schlafſtätte mit einer Inſchrift zu verzieren hat, ſoll keine Einrede zu gewärtigen haben, wenn er dort eingräbt die Worte: ‚Hier ruht ein deutſcher Dichter.‘“ — Der zufällige Umſtand, daſs der gröſsere Theil des Publikums erſt im Frühjahr 1848 durch die Enthüllungen der „Revue retrospective“, welche aus den Archiven der Juli-Regierung die Rechnungen des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten während der Geſchäftsführung Guizot's veröffentlichte, von der Unterſtützungspenſion Heine's Kunde erhielt, hat Viel dazu beigetragen, die Sache in einem widerwärtigen Lichte erſcheinen zu laſſen. In Wahrheit machte der Dichter, von welchem man doch nicht verlangen konnte, daſs er ohne triftigen Grund öffentliche Rechenſchaft über ſeine Einnahmequellen ablege, Freunden und Bekannten gegenüber niemals ein Hehl daraus, daſs er jene Unterſtützung bezöge; Kertbeny, der ihn im Februar und März 1847 wiederholt beſuchte, erzählt ſogar [523]), daſs Heine dieſelbe als ein Zeichen hervorhob, wie man in Frankreich ſelbſt den fremden Schriftſteller zu achten wiſſe, während man in Deutſchland den Landsmann zu Grunde gehen laſſe.

Der Verſuch zweier Stuttgarter Buchhändlerfirmen (Hallberger und Scheible), durch Vermittelung Auguſt Lewald's Unterhandlungen mit Heine über den Verlag einer Geſammtausgabe ſeiner Werke anzuknüpfen, bewog den Dichter, im April 1837 einen Kontrakt mit Julius Campe abzuſchließen, wonach er Dieſem für eine Pauſchalſumme von 20,000 Franks das Recht der Ausbeutung ſeiner ſämmtlichen Schriften auf elf Jahre verkaufte. Bei dem Beſuche Heine's in Hamburg im Herbſt 1843 wurde dieſer Kontrakt durch einen neuen erſetzt, welcher dem Dichter außerdem eine jährliche, nach ſeinem Tode auf ſeine Wittwe vererbende Leibrente ſicherte,

die für die nächsten vier Jahre 200, von 1848 an aber 1200 Mark Banko betragen sollte, und seit Anfang 1853 auf 1500 Mark Banko erhöht ward. Durch diesen Verkauf einer künftigen Gesammtausgabe seiner Werke, deren Erscheinen er nicht mehr erleben sollte, sah Heine sich mindestens für die nächste Zeit von seinen finanziellen Bedrängnissen erlöst, er konnte seine Schulden, welche die bedenkliche Höhe von 20,000 Franks erreicht hatten[324]), vollständig berichtigen und einer sorgloseren Zukunft entgegen sehn. Auch von anderer Seite kamen ihm gerade jetzt mancherlei ehrenvolle Anträge zu gut honorierten literarischen Arbeiten. Für den dritten Jahrgang der von August Lewald in Cotta'schem Verlage herausgegebenen „Allgemeinen Theater-Revue" schrieb er im Frühling 1836 auf dem Dorfe Coudry bei Le Plessi in der Nähe von Fontainebleau jene geistvollen Briefe über die französische Bühne, welche Anfangs 1838 abgekürzt auch in französischer Version in der „Revue musicale du 19e siècle" erschienen, und 1840 im vierten „Salon"-Bande wieder abgedruckt wurden. Flüchtigere Arbeiten sind die Vorrede Heine's zu einer, von der Brodhag'schen Buchhandlung in Stuttgart veranstalteten, deutschen Prachtausgabe des „Don Quixote" mit Tony Johannot'schen Illustrationen, und die Erläuterungen zu „Shakspeare's Mädchen und Frauen," welche den Text zu einer, im Verlage des Pariser Buchhändlers Delloye erschienenen, Galerie ziemlich werthloser englischer Stahlstiche bildeten, und dem Dichter mit der ansehnlichen Summe von 4000 Franks honoriert wurden. Der Briefwechsel mit Campe giebt Zeugnis davon, daß Heine sich, trotz all' seines Poetenleichtsinns, auf Geschäftsangelegenheiten recht wohl verstand, und Laube bemerkt mit Recht[325]), daß von seiner Familie und seiner Jugendzeit her ein positiver Kaufmannsrest in ihm verblieben war. Nicht bloß in seiner sauberen, kaufmännisch festen Handschrift prägte sich Dies aus; nein, auch in Geldfragen war er genau, er berechnete Auflagen und Honorare sehr pünktlich; er machte mit Behendigkeit Überschläge, er spekulierte, unter klassenmäßiger Eintheilung und Abtheilung des Publikums, auf Leser und auf Käufer, er that sich Etwas zu Gute auf seine literarische Geschäftskenntnis. Aber nach allen Vorbereitungen der Ziffern war doch ein Windstoß der öffentlichen Meinung, war irgend eine höhere Wendung der Dinge hinreichend, diesen ganzen Ziffernbau wie ein Kartenhaus umzublasen. Der Poet und der Gentleman sprangen dann in ihm auf und ließen jeglichen Streit um Geldvortheile ohne Beachtung.

Der großartige Aufschwung, welchen das Journalwesen seit der Juli-

revolution in Frankreich nahm, erweckte insbesondere Heine's Aufmerksamkeit. Er hatte den Organismus der Presse jahrelang gründlich studiert und glaubte ihren Geheimnissen endlich tiefer, als irgend ein Anderer, auf die Spur gekommen zu sein. Nun wollte er es im reichen Erwerb den Franzosen gleichthun, welche den eigenen Boden pflügten und von ihm mit goldenen Früchten gelohnt wurden, die dem armen Eingewanderten niemals reifen wollten. Er schmeichelte sich, eine Kombination erfunden zu haben, durch welche eine von ihm in Paris herauszugebende deutsche Zeitung alle bestehenden Blätter übertreffen und den sichersten Erfolg haben würde. „Sie werden," schrieb er an Lewald [826]), „bei dem Gerüchte, dass ich hier eine ‚Pariser Zeitung' herausgebe, gewiss das Richtige gedacht haben, nämlich dass ich einestheils viel Geld gewinnen will, um meine Kriege zu führen, anderestheils, dass ich in diesem Kriege eine formidable Bastion aufzurichten denke, von wo aus ich meine Kanonen am besten spielen lassen kann." Die Zeitung sollte weniger auf den Absatz in Paris, als auf Abonnenten in Deutschland berechnet sein und Diesen die Lektüre der französischen Zeitungen entbehrlich machen. Während die Pariser Artikel der heimatlichen Blätter häufig von schlechtgewählten, unzuverlässigen Korrespondenten mitgetheilt oder gar im Redaktionsbüreau fabriciert wurden, sollte Heine's Zeitung täglich eine große Anzahl gut kontrollierter Originalkorrespondenzen aus der französischen Hauptstadt bringen. Um die enorme Stempelgebühr zu umgehen, welche den Preis der Zeitung für die Abonnenten jährlich um 18 Franks vertheuert hätte, sollte letztere zwar in Paris redigiert, aber in einem deutschen Grenzorte, etwa in Kehl, gedruckt werden, wodurch zugleich ihr Einlass in deutschen Staaten minder Schwierigkeit fände. Mehr noch, als auf den Talisman seines Namens und auf die Ressourcen seines Talentes, rechnete Heine auf die Hilfsquellen, die ihm seine Kenntnis des Annoncenbetriebs böte. Durch seine Bekanntschaft mit dem Eigenthümer eines angesehenen Annoncenbüreaus hoffte er den Inseratenraum seiner Zeitung rasch mit gut bezahlten Anzeigen zu füllen, welche den größten Theil der Unkosten decken würden. Ein vermögender Freund hatte sich bereit erklärt, für die Ausführung des Unternehmens das nöthige Kapital von 150,000 Franks herzugeben, wenn Heine sich für den Erfolg glaube verbürgen zu können. Das Wichtigste schien dem Dichter die Erlangung einer bestimmten Zusicherung zu sein, dass man seiner Zeitung in den preußischen Staaten ungehinderten Eingang ge-

ſtatten werde. Er hoffte, hier keinem entſchiedenen Miſswollen zu begegnen, da er in den letzten Jahren ſich faſt gänzlich den politiſchen Kämpfen der Zeit ferngehalten. „Mit den Regierungen,“ ſchrieb er an Lewald[327]), „habe ich Frieden gemacht (die Hand, die man nicht abhauen kann, muſs man küſſen), und nicht mehr auf dem politiſchen, ſondern auf dem literariſchen Felde werde ich jetzt meinen Flamberg ſchwingen . . . Schon ſeit Jahr und Tag trag' ich mich mit jenem Projekte, aber die Miſsverſtändniſſe mit den deutſchen Behörden machten die Ausführung unmöglich. Mit demüthigen Eingaben bei der preußiſchen Regierung wollte ich nicht kommen, Das erlaubte mein Selbſtgefühl um keinen Preis, und es muſſte die Stunde ruhig erwartet werden, wo jene Regierung von ihren Vorurtheilen zurückkehren würde und ich ſie mit Würde anreden dürfte. Die Stunde hat geſchlagen.“ Heine rechnete nämlich darauf, durch Vermittelung Varnhagen's unſchwer die gewünſchte Zuſicherung von Seiten der preußiſchen Regierung zu erlangen. Er ſchrieb zu dieſem Ende unterm 12. Februar 1838 einen Brief an den früheren Geſandten am franzöſiſchen Hofe und damaligen preußiſchen Staatsminiſter von Werther, welchem er vor einigen Jahren, kurz nach dem Erſcheinen der famoſen Vorrede zu den „Franzöſiſchen Zuſtänden,“ in Beſorgnis einer Ausweiſung aus Paris ſeine Aufwartung gemacht, um ihn zu verſichern, daſs er keineswegs ſo feindlich gegen die preußiſche Regierung geſinnt ſei, wie in den Journalen behauptet werde. Der Baron Werther hatte ihm damals wohlwollend den Rath ertheilt, Varnhagen von Enſe zum Vertrauten dieſer Angelegenheit zu machen, deſſen Verwendung es leicht fallen werde, eine honette Verſtändigung zwiſchen Heine und der preußiſchen Regierung zu vermitteln. Aus Furcht, daſs eine ſolche Handlung ihn „nach unten kompromittieren,“ ihm von der Volkspartei als Servilismus ausgelegt werden möchte, hatte Heine es zu jener Zeit aber doch vorgezogen, die Abgabe weiterer Erklärungen zu unterlaſſen[328]), und ſein Ehrgefühl hatte ihn ſpäter in der Periode bundestäglicher Verfolgungen der jungdeutſchen Schriftſteller vor allen Transaktionen mit den heimiſchen Machthabern bewahrt. Jetzt glaubte er, nachdem der Sturm politiſcher Aufregung ſich etwas verzogen, ſchon eher eine Annäherung wagen zu dürfen, ohne dabei der Gefahr des Miſsverſtändniſſes oder dem Verlangen allzu demüthigender Konceſſionen ausgeſetzt zu ſein. Er ſtellte in dem erwähnten Schreiben an den Miniſter von Werther die Anfrage, ob man dem Debit einer deutſchen Zeitung, die er in Paris

herauszugeben gedenke, in Preußen kein Hindernis in den Weg legen werde, falls dieſe Zeitung ſich jeder parteilichen Animoſität gegen die Maßregeln der preußiſchen Regierung enthalte. Gleichzeitig ſchrieb er an Varnhagen, den er um Beförderung des Briefes an den Baron Werther bat[330]): „Sollten Sie Etwas mehr thun wollen, ſollte es Ihnen nicht unpaſſend ſein, ihn in dieſer Angelegenheit auch zu ſprechen, ſo dürfen Sie ihm alle möglichen Garantien (die ſich nämlich mit der Ehre vertragen) in meinem Namen verſprechen. Ich unterſchreibe, Sie wiſſen Das längſt, Alles, was mir Ihre Einſicht diktiert . . . In Betreff der Garantien, die ich der preußiſchen Regierung für ihre Begünſtigung geben kann, bemerke ich Folgendes: Wie ich es ſeit der Juliusrevolution immer gethan habe, mit Überzeugung gethan habe, werde ich auch hinfüro dem monarchiſchen Princip huldigen. Dieſes wird ohne zweideutiſche Verklauſulierung, wie wir ſie bei den ſüddeutſchen Konſtitutionellen ſehen, ſtattfinden — denn, wie Sie, lieber Varnhagen, wohl öfters gemerkt haben, ich bin kein Enthuſiaſt für das deutſche Ständeweſen, und nur um meine Popularität bei der liberalen Menge, die mich für einen erkauften Servilen halten würde, nicht einzubüßen, habe ich mich gegen die konſtitutionelle Affenkomödie nicht ganz von Herzen ausgeſprochen. Jedoch unlängſt, in einer Reihe Artikel, die Sie in Lewald's Theaterrevue finden, habe ich meine Antipathie in dieſer Beziehung nicht ganz verbergen können. In beſagten Artikeln werden Sie ebenfalls keine allzu große Vergötterung der Franzoſen finden. Ich will alle Nachrichten aus Preußen nur aus Zeitungen, welche die preußiſche Cenſur paſſiert, entlehnen; ſollte man mir aber erlauben, Privatkorreſpondenzen aus Preußen zu drucken, ſo werde ich in der Wahl der Korreſpondenten nie das Mißfallen der Regierung riskieren. Die Intereſſen der altpreußiſchen Provinzen ſind mir eben ſo unbekannt wie gleichgültig, und es koſtet mir keine Überwindung, hierüber entweder ganz zu ſchweigen oder nur die Meinungen Anderer zu referieren. Anders iſt es mit den Rheinprovinzen. Hier iſt der Vogel zu Hauſe, dieſer Boden iſt mir nicht ganz gleichgültig, und es iſt mir eben ſo ſehr Bedürfnis wie Pflicht, mich über die heimatlichen Vorgänge frei auszuſprechen. Hier muſs mir das uneingeſchränkte Wort geſtattet ſein. Aber die preußiſche Regierung kann ſicher ſein, daſs bei der jetzigen Lage der Dinge, in Betreff der Rheinlande, alle meine Sympathien auf Seiten Preußens ſind, daſs ich nie die Verdienſte Preußens um dieſes Baſtardland verkenne, das erſt durch Preußen für Deutſchland wiederge-

gewonnen und zu deutſcher Art und Weiſe erhoben wird — denn Ihnen, dem Landsmann, darf ich es wohl ohne Scheu ſagen, daſs unſre Landsleute nie Charakter beſeſſen, nie ein Volk waren, ſondern nur ein zuſammen gelaufener Haufen, den jeder Rabuliſt regieren kann, deſſen Frechheit durch Nachgiebigkeit nur geſteigert wird, aber kleinlaut zu Kreuze kriecht, wenn man ſtrenge Maßregeln entgegen ſetzt — ſie ſind weder Deutſche noch Franzoſen, ſie haben nur die Fehler der Erſtern, Brutalität namentlich, ohne die Tugenden der Letzteren zu beſitzen, am allerwenigſten die franzöſiſche Menſchlichkeit — mit einem Worte, ſie ſind Belgier. Wie Dieſe den Holländern gegenüber, ſo ſtehen den Preußen gegenüber meine Landsleute; ich liebe die Holländer nicht, aber ich habe Achtung für ſie, ſie haben Charakter, ſie beſitzen Volkswürde, ſie führten die Revolution aus, welche die Belgier nur beginnen konnten, und wie einſt ihre Republik, ſo wiſſen ſie auch jetzt ihren König zu vertheidigen. Ich bin der Meinung, daſs in der erzbiſchöflichen Sache die preußiſche Regierung viel zu milde Maßregeln nimmt; hier helfen keine Palliative, ſondern durchgreifende Operationen, wodurch zwar das Übel im Momente ſehr grell ſich äußern wird, aber für die Zukunft gehoben werden kann. Es iſt ein Glück vielmehr, daſs dieſes Übel jetzt, in der Stillzeit, wo Preußen Alles wagen darf, ſich zeigt; ſpäter, in unruhiger Zeit, iſt größere Gefahr zu befürchten und die Rheinlande könnten dadurch für Deutſchland verloren gehn. Dr. Kolb hat einmal in der ‚Allgemeinen Zeitung‘ berichtet, wie beſtimmt ich mich über dieſen Verluſt gegen die deutſchen Revolutionäre im Jahr 1832 ausgeſprochen, nämlich mit den Worten: ‚Ihr Lumpen habt Nichts zu verlieren, wenn die Franzoſen die Rheinlande nehmen, ich aber verliere drei Millionen Leſer.‘“ — In ähnlichem Sinne ſchrieb Heine ſeinem Freunde Lewald über dies an den Miniſter von Werther gerichtete Geſuch[330]): „Ganze Unparteilichkeit habe ich verſprochen — ſind die Leute klug, ſo verſtehen ſie, daſs ich nicht Mehr verſprechen durfte, aber Mehr erfüllen werde. Denn in Betreff der wichtigſten politiſchen Fragen brauche ich nur dem eignen Willen zu folgen, um den preußiſchen Intereſſen zu willfahren, und Preußen wird, wenn es in der jetzigen Stellung beharrt oder gar fortſchreitet, in mir einen Alliierten finden und die Beförderung meines Journals als ſeinen Vortheil erkennen.“ — Obſchon der preußiſche Staatsminiſter Heine's Geſuch und Varnhagen's Befürwortung desſelben aufs freundlichſte entgegen nahm[331]), konnte er doch die

gewünſchte Zuſicherung nicht unbedingt ertheilen. Unter dieſen Umſtänden gab Heine, welcher das ihm zur Verfügung geſtellte fremde Kapital, bei ſo ſchwankender Stellung zur preußiſchen Regierung, nicht aufs Spiel ſetzen wollte, das Zeitungsprojekt auf, wiewohl er ſich Anfangs noch mit dem Gedanken einer Umwandlung desſelben in eine illuſtrierte Monatsſchrift: „Paris und London“ trug[332]). „An der preußiſchen Regierung“, ſchrieb er Varnhagen, „räche ich mich — durch Schweigen. Ich hatte vor, meinem Landsmann Görres recht ordentlich den Kopf zu waſchen und ihn nebſt ſeinen Spießgeſellen in ihrer ſcheußlichſten Blöße darzuſtellen — aber ich ſchweige“. Auch Ludwig Wihlt erzählt[333]), daſs Heine die Abſicht gehegt, anläßlich der auf die Miſchehen bezüglichen Kölner Wirren, welche der preußiſchen Regierung Ausgangs der dreißiger Jahre durch Aufreizung der Katholiken Seitens der römiſchen Kurie ſo große Mißhelligkeiten bereiteten, gegen Joſeph Görres und Deſſen „Athanaſius“ zu ſchreiben. Er wollte ſich den boshaften Spaß machen, bei dieſer Gelegenheit einige Stellen aus einer vergeſſenen Jugendſchrift von Görres wieder abzudrucken, worin Dieſer das Chriſtenthum als eine überlebte Inſtitution dargeſtellt, unterließ aber die Ausführung ſeines Vorhabens, als er vernahm, daſs Gutzkow bereits mit einer ſcharfen Abfertigung des ultramontanen Kampfhahns der katholiſchen Kirche beſchäftigt ſei[334]). Es war übrigens mehr als ein bloßer Scherz, wenn Heine ſich an der preußiſchen Regierung für die ungenügende Begünſtigung ſeines Zeitungsprojektes dadurch zu rächen drohte, daſs er über wichtige Lebensfragen des preußiſchen Staates ein ſchmollendes Stillſchweigen beobachte. Subjektive Intereſſen und Liebhabereien ſpielten von jeher eine hervorragende Rolle bei ſeiner politiſchen Schriftſtellerei. Er dachte in erſter Linie immer an ſein perſönliches Schickſal, wenn von einer Umgeſtaltung der Staatsformen die Rede war, und wenn man ihm ſolchen Egoismus vorwarf, ſagte er wohl lachend[335]): „Dies iſt ja natürlich, und weil natürlich, iſt es auch richtig. Thäten Dies alle Politiker, ſo entſtünde nicht ſo viel Abſtraktes, Künſtliches und Gemachtes, was keinen Beſtand hat. Man ſoll naiv ſein als Politiker wie als Poet. In der Philoſophie ſoll ſich das Bedürfnis der Denker ausdrücken, im Staate aber das Bedürfnis der Menſchen“. Trotz ſeiner Vorliebe für die monarchiſche Staatsverfaſſung fehlte es ihm keineswegs an der Definition einer Republik, die erſtrebt werden könnte, aber er zeigte ſpöttiſch auf die jetzt lebende Menſchheit, welche noch hundert Gewohnheiten der abſoluten Königszeit im

Blute trage. Wie viel' Aderläſſe, Häutungen und Blutumwandlungen müſſten da noch vorübergehen, namentlich in Betreff der Eitelkeit! Die Republik werde und müſſe die Eitelkeit auch befriedigen, aber die Eitelkeit werde einen veränderten Inhalt haben. Dieſe Veränderung gerade werde den Menſchen ſehr ſauer. „Und beſonders dir!“ rief ihm Laube zu, welcher häufig ſolche Geſpräche mit ihm führte. „Freilich!“ entgegnete Heine; „ausgezeichneten Menſchen wird eine Veränderung immer am ſauerſten. Die Mittelmäßigkeit iſt am leichteſten zu ändern, weil ihre Eigenſchaften an und für ſich verwiſcht ſind“.

Auch mancherlei andere literariſche Pläne, mit denen Heine ſich in dieſer Zeit beſchäftigte, ſind nicht zur Ausführung gediehen. Weder die Charakteriſtik Grabbe's, an welche er, nach einer brieflichen Mittheilung an Lewald vom 10. April 1837, bereits Hand gelegt, noch der glänzend illuſtrierte belletriſtiſche Almanach, welchen er im folgenden Jahre als den „brillanteſten Keepſake, den je die deutſche Welt geſehen“, herausgeben wollte[836]), haben jemals das Licht erblickt. Eben ſo wenig gelang der Verſuch, für den vierten „Salon“-Band das einſt mit ſo viel Eifer begonnene Jugendwerk, den „Rabbi von Bacharach“, zu vollenden, und Heine beſchönigte den fragmentariſchen Abdruck der vielbeſprochenen Novelle mit der lakoniſchen Bemerkung, daſs der Schluſs „ohne Verſchulden des Autors verloren gegangen“. Daſs ihn wiederholt der Ehrgeiz quälte, neben dem Ruhme des Lyrikers auch den Lorber des dramatiſchen Dichters zu erringen, wird uns von Mundt, Laube und Schmidt-Weißenfels beſtätigt[837]). Wir bezweifeln jedoch die Richtigkeit der von Letzterem mitgetheilten Erzählung, wonach Heine wirklich ein Luſtſpiel vollendet und durch Vermittelung Gérard de Nerval's, welcher auch einzelne deutſch abgefaſſte Scenen des Stückes überſetzt, daſſelbe der Direktion des Odéon oder des Théatre français eingeſandt hätte. Mißmuthig über die verweigerte Aufführung ſeiner Arbeit, habe der Verfaſſer ſein Manuſkript den Kaminflammen übergeben. Authentiſcher jedenfalls ſind die bis auf den heutigen Tag, wo nicht auf immer, durch Schuld der Familie dem Publikum vorenthaltenen „Memoiren“ des Dichters, an welchen er ſeit dem Jahre 1837, mit wiederholten Unterbrechungen, fleißig arbeitete. Heine betrachtete dieſe Memoiren als ſein wichtigſtes und bedeutendſtes Werk. „Ich bin nicht geneigt“, ſchrieb er an Campe im Frühling des genannten Jahres[838]), „einen kurzen dürren Lebensabriſs zu geben, ſondern ein großes Buch, vielleicht mehre Bände, welche den Schluſs der Geſammtausgabe bilden ſollen und die ganze Zeit-

geſchichte, die ich in ihren größten Momenten mitgelebt, umfaſſen, ſammt den markanteſten Perſonen meiner Zeit, ganz Europa, das ganze moderne Leben, deutſche Zuſtände bis zur Julusrevolution, die Reſultate meines Aufenthaltes im Foyer der politiſchen und ſocialen Revolution, das Reſultat meiner koſtſpieligſten und ſchmerzlichſten Studien, das Buch, das man ganz eigens von mir erwartet". Und im Herbſte 1840 heißt es in einem Briefe an denſelben Freund: „Selbſt wenn ich heute ſtürbe, ſo bleiben doch ſchon vier Bände Lebensbeſchreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und ſchon ihres hiſtoriſchen Stoffes wegen, der treuen Darſtellung der myſteriöſeſten Übergangskriſe, auf die Nachwelt kommen". Leider hat auch Herr Maximilian Heine in den kürzlich von ihm veröffentlichten Erinnerungen an ſeinen Bruder jede beſtimmte Erklärung über die Wahrheit der ſeither niemals widerrufenen Angabe vermieden, daſs die „Memoiren" nebſt dem übrigen handſchriftlichen Nachlaſſe des Dichters von der Familie Desſelben der öſterreichiſchen Regierung verkauft und in den geheimen Archiven der kaiſerlichen Hofbibliothek eingeſargt worden ſind.

Abgeſehen von dieſer, dem Urtheil des Publikums unterſchlagenen Arbeit, läſſt ſich nicht leugnen, daſs ſeit Mitte der dreißiger Jahre die Produktionskraft Heine's ſichtlich erlahmte. Er ſelbſt ſchien Dies mitunter zu verſpüren. „Ich habe", ſchrieb er im Oktober 1839 an Guſtav Kühne[439]), „überhaupt nicht viel Vertrauen mehr zu meiner Poeſie — nämlich zur verſificierten. Mein Lebensalter, und vielleicht unſere ganze Zeit, iſt den Verſen nicht mehr günſtig und verlangt Proſa". In der That iſt die Anzahl der Gedichte, welche Heine von 1834 bis 1841 geſchrieben, außerordentlich gering; höchſtens daſs ihm hin und wieder noch eine treffliche Romanze gelang. Aber auch in den Proſaſchriften zeigt ſich eine Abnahme der ſchöpferiſchen Geſtaltungskraft, die um ſo auffallender zu Tage tritt, je weniger hier ein großer Gedankengehalt Erſatz für die Armuth der Erfindung gewährt. Die „Florentiniſchen Nächte", welche auch bei den Franzoſen beſonderes Glück machten, und die Aufſätze über die franzöſiſche Bühne ſind die einzigen glänzenden Zeugniſſe, daſs die Flamme des Genius in dieſer trübſeligen Periode dem Dichter nicht erloſchen war, ſondern unter dem Aſchenregen und Staub politiſcher Verfolgungen, literariſcher Zänkereien und materieller Tagesſorgen immer noch fortglomm. Vielleicht konnte ſie hell wieder empor leuchten, wenn ein günſtiger Windzug einmal den Staub und Schmutz jener Widerwärtigkeiten hinweg blies, deren Druck ſein reiz-

bares Gemüth ſo ſchwer belaſtete und ihn mehr als einmal das ſtolze Gleichgewicht männlicher Würde faſt verlieren ließ. Die öffentlichen und geheimen Katzbalgereien mit literariſchen Gegnern und mit ſeinem Freund und Verleger Julius Campe, in denen Heine ſich ſelbſt bis zum Abdruck klatſchhafter Privatbriefe vergaß[340]), die unmotivierten galligen Schmähungen gegen Gutzkow und Deſſen vermeintliche Satelliten, bewieſen zur Genüge die krankhaft bittere Stimmung, in welche die Vereinſamung des Exils den Dichter allmählich hinabzerrte, und welche nicht dadurch gebeſſert ward, daß er, im Gefühl ſeinen Feinden im Gebrauch der Waffen weit überlegen zu ſein, einmal ſpöttiſch ausrief[341]): „Mögen ſie ſich immerhin einbilden, ich fürchte ſie — ein Centner Arſenik fürchtet ein Loth Grünſpan!“

Die Spuren ſolcher maßloſen Verbitterung trägt vor Allem Heine's Denkſchrift über Ludwig Börne. In dieſem Buche entlädt ſich ein ſeit Jahren angehäufter Groll des Poeten wider die einſeitig politiſchen Revolutionäre, als deren typiſcher Repräſentant ihm Börne entgegen trat. Die erſte perſönliche Begegnung der beiden Männer in Frankfurt am Main, zur Zeit als Heine nach München reiſte, um die Redaktion der „Annalen“ zu übernehmen, war eine ſehr herzliche geweſen, und nach der Julirevolution hatte Börne eine Zeitlang den lebhaften Wunſch gehegt, in Gemeinſchaft mit dem Verfaſſer der „Reiſebilder“ ein politiſches Journal, etwa in der Schweiz, herauszugeben, oder mit ihm eine Korreſpondenz zu führen, die als eine eigene Art von Quartalſchrift veröffentlicht werden ſollte[342]). Aber Heine hatte geringe Luſt zu ſolchen Dingen; er zog es vor, ſeine Kriege allein und auf eigene Hand zu führen. „Willkommen in Paris!“ rief ihm Börne entgegen, als Heine ihn am 26. September 1831 im Hôtel de Caſtille wiederſah[343]). „Das iſt brav! Ich bin überzeugt, die Guten, die es am beſten meinen, werden bald Alle hier ſein. Hier iſt der Konvent der Patrioten von ganz Europa, und zu dem großen Werke müſſen ſich alle Völker die Hände reichen“. Und nun entwickelte er dem Dichter ſeine republikaniſchen Ideen, ſeine aus den Pariſer Briefen bekannte Wuthpolitik, und ſuchte nach Kräften, Einfluß auf Heine's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit zu gewinnen. Das grämliche, miſstrauiſch ausholende Weſen, welches zum Theil aus der zunehmenden Schwerhörigkeit Börne's entſpringen mochte, übte auf Heine von vornherein eine eben ſo abſtoßende Wirkung, wie Heine's diplomatiſche Zurückhaltung und witzige Frivolität das Unbehagen Börne's erweckte. Gleich nach der erſten Unter-

haltung ſchrieb Letzterer ſeiner Freundin Madame Wohl, an welche die Briefe aus Paris gerichtet ſind, daſs Heine „keine Seele“ habe, daſs ihm „Nichts heilig“, daſs er nach den Berichten Anderer „grenzenlos eitel“ und „gemein liederlich“ ſei. Die folgenden Briefe wiederholen mit geſteigerter Schärfe dies abſprechende Urtheil, daſs „Heine herzlos, ſeine Unterhaltung geiſtlos, ſein Ernſt immer affektiert“ ſei, daſs er „kein vernünftiges Wort rede“, und entweder „keinen Eifer für die gute Sache habe oder denſelben verberge, was er doch bei ihm, dem Gleichgeſinnten, gewiſs nicht zu thun brauche“. Börne führt in ſeinen Briefen an Madame Wohl[444]) förmlich Tagebuch über alle Klatſchereien, die ihm in Betreff Heine's zu Ohren gekommen. Er verfolgt ihn, er horcht ihn aus, er moraliſiert: — „Der arme Heine wird chemiſch von mir zerſetzt, und er hat gar keine Ahnung davon, daſs ich im Geheim beſtändig Experimente mit ihm mache... Ich ſammele Alles, was ich von Anderen über ihn höre, und ich ſelbſt über ihn beobachte... Ich komme beſtimmt mit ihm früher oder ſpäter öffentlich in Streit, und da kann ich es benutzen.“ Eine Zeitlang aßen Beide zuſammen in einem Reſtaurant, wo viele deutſche Handwerker verkehrten. Zwiſchen der Suppe und dem Rindfleiſch kam regelmäßig eine ſchmutzige Subſkriptionsliſte den Tiſch herunter. Aus früheren Lebensverhältniſſen, als gelernter Kaufmann, war Heine gewohnt, ſich bei Namensunterſchriften ſehr ſchwierig finden zu laſſen; da ſollte nun alle Tage vermittelſt einer Adreſſe ein Fürſt vom Throne geſtoßen, oder es ſollte durch Geldzeichnungen für hundert kleine politiſche Zwecke gewirkt werden, und immer ſeinen Namen unter all dies ungewaſchene Zeug zu ſetzen, war ihm höchſt unangenehm. Gern hätte er die von rauhen Proletarierfäuſten beſchmutzten Subſkriptionsbögen unter ſeinen glacierten Händen durchſchlüpfen laſſen, aber einige Terroriſten paſſten auf und drohten nicht undeutlich mit der Guillotine, die vielleicht über Nacht die Ordnung des Tages werden konnte. Beſonders ärgerte ihn, daſs Börne, der kränkliche Menſch, ſolch einen fanatiſchen Königsfreſſer ſpielte, es ſo ernſt mit der Revolutionspropaganda nahm, und jede Tollheit, die Einer aufs Tapet brachte, mit unterſchrieb. Heine war in Verzweiflung. Er wartete ſeine Gelegenheit ab, und als ihm eines Tages auch eine Adreſſe vorgelegt wurde, die ſich in heftigen Ausdrücken gegen das politiſche Verfahren des Papſtes in der Romagna ausſprach, rief er ſpöttiſch: „Was ihn der Papſt anginge!“ und zog ſich von dem Umgange mit den exaltierten Leuten zurück[445]). Aber Heine ſollte fortan keine Ruhe haben vor den Anfeindungen

der Radikalen. Börne vor Allen ließ es ihn bitter entgelten, daß er jede Aufforderung zu gemeinſchaftlicher Thätigkeit von der Hand wies und ſeine eigenen Wege ging. Im ſechſten Bande der „Briefe aus Paris“ griff Börne ihn öffentlich an, er beſchuldigte ihn daſelbſt in einer Kritik der „Franzöſiſchen Zuſtände“ der politiſchen Apoſtaſie, der feigen und zweideutigen Hinneigung zu ariſtokratiſchen Tendenzen, ja, er deutete ſelbſt auf Beſtechung hin[846]). Die Folge war ein offener Bruch, den die Zwiſchenträger nur noch erweiterten und unheilbar machten. Heine ſollte Drohungen ausgeſtoßen haben; Börne, wie immer tapfer bis zum Drolligen, bemühte ſich, ſeine Furchtloſigkeit recht gefliſſentlich zur Schau zu ſtellen. Je mehr ihn Heine zu vermeiden ſuchte, deſto emſiger bot Börne Alles auf, daß ſie ſich begegnen mußten. Er kundſchaftete die öffentlichen Orte aus, wo er Heine treffen konnte, er lauerte ihm auf in Leſekabinetten und Reſtaurants, und ſeine Umgebung hatte Mühe, ihn von dieſer förmlichen Hetzjagd auf die Perſon des Dichters zurück zu halten. Später begegneten ſie ſich noch mehrmals in Soiréen, welche die Mutter des Komponiſten Hiller gab. Börne nahm es übel, wenn Madame Wohl, von Heine angeredet, Dieſem nicht den Rücken kehrte. „Wie Sie mit meinem Feinde ſprechen können, begreif' ich nicht“, ſagte er unwillig zu ſeiner Freundin, die nicht wußte, wie ſich hier zu gleicher Zeit Börne und dem geſelligen Anſtande willfahren ließe[847]). Im „Reformateur“ ſetzte Börne nach dem Erſcheinen von Heine's Buch „De l'Allemagne“ ſeine Angriffe gegen Denſelben noch giftiger fort[848]), er ſprach ihm jeden Charakter ab, wie er denn auch einmal äußerte[849]): „Es iſt Heine ganz einerlei, ob er ſchreibt: Die Republik iſt die beſte Staatsform, oder die Monarchie. Er wird immer nur Dasjenige wählen, was in dem Satze, den er eben ſchreiben will, einen beſſeren Tonfall macht“. Und hiemit kommen wir auf den eigentlichen Kern der Differenz zwiſchen den beiden Männern, die aus einem tief inneren Gegenſatze ihrer Naturen hervorging. Börne war ein durchaus einſeitiger Politiker, alle Fragen des Jahrhunderts beſchränkten ſich für ihn auf eine revolutionäre Änderung der Staatsform. Gegen die Beſchäftigung mit philoſophiſchen Fragen beſaß er eine unüberwindliche Abneigung. Von dem Weſen der Kunſt hatte er, wie ſchon ſeine dramaturgiſchen Abhandlungen verrathen, einen ſehr oberflächlichen Begriff; ſie dünkte ihn nur dann von Werth, wenn ſie ſklaviſch in den Dienſt einer beſtimmt abgegrenzten Partei trat; ja, er betrachtete ſie geradezu als Etwas, das er gleichfalls nach Belieben

erlernen könne, und wie er einmal der Politik etwas überdrüſſig wird und ihm die Cenſur etwas ſchärfer, als gewöhnlich, auf die Finger ſieht, will er ſich auf die Kunſt, aufs Romanſchreiben und Novellendichten verlegen! Heine's Kunſt-Intereſſe ſchien ihm mit den politiſchen Intereſſen des Tages ganz unvereinbar. In dem Umſtande, daſs Derſelbe gleich nach ſeiner Ankunft in Paris einen Bericht über die Gemäldeausſtellung ſchrieb, ſah Börne einen Beweis ſeines Indifferentismus für die heilige Sache der Menſchheit, er zieh ihn des bloß artiſtiſchen Spieles mit politiſchen Grundſätzen, und als er einſtmals in Heine's Schriften einen Widerſpruch entdeckt haben wollte, begnügte ſich Dieſer mit der ironiſchen Antwort[880]: „Sie irren ſich, Liebſter, Dergleichen findet ſich nie in meinen Büchern, denn jedesmal, ehe ich ſchreibe, pflege ich vorher meine politiſchen Grundſätze in meinen früheren Schriften wieder nachzuleſen, damit ich mir nicht widerſpreche und man mir keinen Abfall von meinen liberalen Principien vorwerfen könne". So weit es ſich um eine nur politiſche Wirkſamkeit handelte, war Börne vollkommen im Rechte, zu verlangen, daſs die Wortführer der liberalen Oppoſition ſich über ein feſt geſchloſſenes Parteiprogramm verſtändigten; hier galt es, mit gegebenen Faktoren zu rechnen, um die Anſprüche von heute und morgen zu befriedigen. Heine aber war vor Allem Poet; die politiſchen Fragen, ſo lebhaft ihn dieſelben intereſſierten, bildeten in ſeinen Augen doch immer nur einen Theil der Fortſchrittsaufgabe, welche dem Jahrhundert geſtellt war, und der Genius in ihm empörte ſich gegen eine Beſchränkung auf beſtimmt formulierte Intereſſen des Augenblicks, welche in ihrer praktiſchen Nüchternheit jede künſtleriſche Behandlung ausſchloſſen. Börne ging unleugbar zu weit, wenn er deſshalb in puritaniſchem Eifer Heine jede Ehrlichkeit der Geſinnung abſprach, wenn er ihm ein bloßes Liebäugeln mit der Freiheit, ein nur äſthetiſches Behagen an der Revolution vorwarf, und ſpöttiſch meinte, die „ſpartaniſchen Suppen der Freiheit" würden Demſelben nicht ſonderlich ſchmecken. Gewiſs nicht; denn Heine begehrt die freieſte Entwicklung der Individualität, er will keine „ſpartaniſchen Suppen", ſondern „Auſtern und Rheinwein für Alle". Und Das iſt zwiſchen dieſen Männern der Unterſchied: Börne verlangt Judenemancipation, Aufhebung der Cenſur und eine republikaniſche Staatsverfaſſung — Heine verlangt eine neue Welt, eine wiedergeborene Menſchheit. Gutzkow, der ſonſt im Ganzen für Heine's Richtung geringe Sympathie beſitzt, hebt, bei Gelegenheit einer Abweiſung der Börne'ſchen Angriffe im „Reformateur", den inneren Gegenſatz beider

Naturen treffend hervor. „Börne und Heine“, sagt er[881]), „Beide haben eine Tendenz nach jenem Bilde, unter welchem sie von der Freiheit träumen. Börne wird aus Sehnsucht ein Verzweifelter, Heine aus Sehnsucht ein Übermüthiger. Börne rettet das Übrige, während er Eines aufgeben muß; Heine wirft Alles hin, er krankt an demselben Schmerze. Börne hält sich an Gott und giebt den Menschen auf. Heine klammert sich an den Menschen und scheidet sich von Gott. Börne will die moralische und religiöse Weltordnung kultivieren, bis wir in andern politischen Verhältnissen sind. Heine will, ehe wir nicht zu demselben Ziele sind, auch alles Übrige preisgeben. Börne, dem der deutsche Adler an der Leber frisst, ist kein Prometheus. Heine ist es; denn Heine flucht den Göttern, wie Prometheus. Börne glaubt früher zu seinem Ziele kommen zu können, als Heine; denn Börne lässt der Welt, was sie hat, nur will er ihren politischen Zustand verändern. Heine will ihr noch den Glauben nehmen. Börne hat nur Einen, Heine hat sie Alle gegen sich. Börne leidet an einer Einseitigkeit; Heine an einer Ungerechtigkeit. Börne glaubt, die einzige Frage der Zeit wäre die der Könige. Heine rächt sich gleichsam an den Gärten, Besitzungen, an dem ehrlichen Namen des Mannes, der ihm seine Tochter nicht geben will. Wenn Börne an seinem Ziele wäre, vielleicht würde er dann erst die andern socialen Meinungen, welche nicht zur Politik gehören, angreifen. Wenn Heine es wäre, vielleicht würde er gegen Börne's Frivolität schreiben, vielleicht eingestehen, daß er früher die Erde und den Himmel nur verwüstet hätte, beinahe um zu sagen: ‚Wenn ihr uns das Eine vorenthaltet, nun, so werde euch auch das Andere benommen!‘ Diesmal ist es Börne, welcher Heinen der Frivolität anklagt, aber es ist ein großer Leichtsinn, das Jahrhundert nur auf die konstitutionelle Frage zu reducieren. Börne schneidet für unsere Zeit die Spekulation ab, wenn er die theologische Debatte in die Vergangenheit verweist und von den Untersuchungen über das Christenthum wie von einer antiquierten und verbrauchten Maxime spricht. Börne tödtet die Keime künstlerischer Ausbildung, mit deren Blüthe vielleicht die nächste Zukunft unseres Vaterlandes bedacht ist, wenn er eben so von den Bestrebungen, über die Schönheit neue Bestimmungen festzusetzen, geringschätzig redet.“ Und Das hatte Börne in seinen Aufsätzen über Heine's Schriftstellerei in bedenklicher Weise gethan. Wie er früher in seinen Tagebuchblättern aus Soden den Dichterlorber Goethe's angetastet, weil die kleinen Ministereitelkeiten des achtzigjährigen Greises ihm die un-

ſterbliche Größe des Genius verdeckten, ſo bildet auch in ſeiner Beſprechung der „Franzöſiſchen Zuſtände“ und in den „Reformateur“-Artikeln die „poetiſche Charakterloſigkeit“ Heine's das Hauptthema ſeiner Anklagen. Mit der widerſinnigen Diſtinktion zwiſchen „Dichter“ und „Charakter“, welche vom Troſſe der Radikalen als ein willkommenes Stichwort zur Herabwürdigung aller poetiſchen Beſtrebungen benutzt wurde, denen keine einſeitig politiſche Tendenz zu Grunde lag — mit dieſer willkürlichen Unterſcheidung haben Börne und ſeine Nachfolger in die moderne Literatur eine bedauerliche Verwirrung gebracht, an deren Folgen unſere dichteriſche Produktion und äſthetiſche Kritik zum Theil heute noch kranken. Börne, der rein politiſche Agitator, mochte unter dem friſchen Eindrucke der Julirevolution mit Fug behaupten: „Daſs man jetzt arbeitet, iſt nicht mehr Sache des Schriftſtellers, ſondern des Bürgers“. Aber es war ein ſchädlicher Deſpotismus, dieſen Maßſtab des politiſchen Kämpfers auch für künſtleriſche Erzeugniſſe als allein gültig hinzuſtellen, den Werth derſelben nur nach ihrem praktiſchen Nutzen für die Sache des Liberalismus zu bemeſſen, und das innerſte Weſen dichteriſchen Schaffens war bedroht, wenn Börne's irrthümliche Anſicht über die Kunſt, wie es den Anſchein hatte, zu allgemeinerer Geltung kam. Von dieſem Geſichtspunkte betrachtet, läſſt ſich der Denkſchrift Heine's über Börne ein berechtigtes Motiv nicht abſtreiten. Nur machte ſich Heine die Sache doch allzu bequem, wenn er auf die Frage: „Was verſteht man unter dem Wort Charakter?“ die pfiffige Antwort gab[382]): „Charakter hat Derjenige, der in den beſtimmten Kreiſen einer beſtimmten Lebensanſchauung lebt und waltet, ſich gleichſam mit derſelben identificiert, und nie in Widerſpruch geräth mit ſeinem Denken und Fühlen. Bei ganz ausgezeichneten, über ihr Zeitalter hinausragenden Geiſtern kann daher die Menge nie wiſſen, ob ſie Charakter haben oder nicht, denn die große Menge hat nicht Weitblick genug, um die Kreiſe zu überſchauen, innerhalb derſelben ſich jene hohen Geiſter bewegen. Ja, indem die Menge nicht die Grenzen des Wollens und Dürfens jener hohen Geiſter kennt, kann es ihr leicht begegnen, in den Handlungen derſelben weder Befugnis noch Nothwendigkeit zu ſehen, und die geiſtig Blöd- und Kurzſichtigen klagen dann über Willkür, Inkonſequenz, Charakterloſigkeit. Minder begabte Menſchen, deren oberflächlichere und engere Lebensanſchauung leichter ergründet und überſchaut wird, und die gleichſam ihr Lebensprogramm in populärer Sprache ein für alle Mal auf öffentlichem Markte proklamiert

haben, Dieſe kann das verehrungswürdige Publikum immer im Zuſammenhang begreifen, es beſitzt einen Maßſtab für jede ihrer Handlungen, es freut ſich dabei über ſeine eigene Intelligenz, wie bei einer aufgelöſten Charade, und jubelt: ‚Seht, Das iſt ein Charakter!‘“ So drehte Heine den feindlich auf ihn gerichteten Spieß gleichſam um: Börne hatte ihm Charakterloſigkeit vorgeworfen — Heine warf Jenem dafür Charakterborniertheit vor. „Nazareniſche Beſchränktheit“ nennt er dieſelbe an einer anderen Stelle[883]), und giebt dazu folgende Erläuterung: „Ich ſage nazareniſch, um mich weder des Ausdrucks ‚jüdiſch‘ noch ‚chriſtlich‘ zu bedienen, obgleich beide Ausdrücke für mich ſynonym ſind und von mir nicht gebraucht werden, um einen Glauben, ſondern um ein Naturell zu bezeichnen. ‚Juden‘ und ‚Chriſten‘ ſind für mich ganz ſinnverwandte Worte, im Gegenſatz zu ‚Hellenen‘, mit welchem Namen ich ebenfalls kein beſtimmtes Volk, ſondern eine ſowohl angeborne als angebildete Geiſtesrichtung und Anſchauungsweiſe bezeichne. In dieſer Beziehung möchte ich ſagen: alle Menſchen ſind entweder Juden oder Hellenen, Menſchen mit ascetiſchen, bildfeindlichen, vergeiſtigungsſüchtigen Trieben, oder Menſchen von lebensheiterem, entfaltungsſtolzem und realiſtiſchem Weſen. Börne war ganz Nazarener, ſeine Antipathie gegen Goethe ging unmittelbar hervor aus ſeinem nazareniſchen Gemüthe, ſeine ſpätere politiſche Exaltation war begründet in jenem ſchroffen Ascetismus, jenem Durſt nach Märtyrthum, der überhaupt bei den Republikanern gefunden wird, den ſie republikaniſche Tugend nennen, und der von der Paſſionsſucht der früheren Chriſten ſo wenig verſchieden iſt.“ Die Ausführung dieſes Gedankens, die Schilderung der kunſt- und genußfeindlichen politiſchen Einſeitigkeit von Börne's magerem Nazareuerthum, im Gegenſatze zu Heine's „fettem Hellenismus“, bildet das Hauptthema des Heine'ſchen Buches. Das Bild, welches von Börne entworfen, und die Stelle, welche ihm in der Literaturgeſchichte angewieſen wird, ſind zwar in folgenden Worten ziemlich richtig bezeichnet[884]): „Er war ja weder ein Genie, noch ein Heros; er war kein Gott des Olymps. Er war ein Menſch, ein Bürger der Erde, er war ein guter Schriftſteller und ein großer Patriot“ — aber das Beſtreben, durch verdunkelnde Herabwürdigung des Gegners den eigenen Ruhm in ein helleres Licht zu ſetzen, ſchimmert überall hervor, und es iſt nicht zu verwundern, daß Heine, der bei Lebzeiten Börne's auf alle Angriffe Desſelben geſchwiegen, durch dies unedle Todtengericht den verſöhnungsloſen Haß der radikalen Partei auf ſein Haupt herab be-

ſchwor. Selbſt die witzigen Äußerungen Börne's, welche Heine Demſelben in den Mund legt, dürften keineswegs alle als authentiſch zu betrachten ſein, wenn ſie auch durchſchnittlich treffend im Geiſte des Mannes, den ſie charakteriſieren ſollen, erdacht ſind. So finden ſich u. A. die Scherze über den feſſelnden Einfluſs des kürzlich angeſchafften Porzellanſervice, welche als „ein ſprechendes Beiſpiel von Börne's Humor“ angeführt werden[555]), mit geringer Änderung in einer ungedruckten Stelle der „Reiſebilder,“ die wir auf S. 158 dieſes Bandes aus dem Original-Brouillon mitgetheilt. Vergebens ſuchte Laube, welchem der Dichter das Manuſkript ſeines Buches über Börne zu leſen gab, Dieſen von der Veröffentlichung eines Pamphletes zurückzuhalten, das den Zwieſpalt der Kräfte im liberalen Heerlager ſo thöricht zum Beſten aller Feinde der Freiheit enthüllte. Er rügte es vor Allem, daſs Heine durchaus negativ verfahren ſei, daſs er ſeine ſcharfe Befehdung der politiſchen Revolutionäre und ihrer puritaniſchen Tendenzen durch kein poſitives Gegengewicht eigner Ideen geadelt. Er ertheilte ihm dem verſtändigen Rath[556]): „Setze wenigſtens mitten in dieſe Invektiven hinein einen Berg, welcher deine höheren und weiteren Anſchauungen der Welt erhebend darſtellt, und die Polemik vor und hinter demſelben als eine leichte Zuthat erſcheinen läſſt, die ſich durch dein perſönliches Bedürfnis, hiſtoriſch vollſtändig zu ſein, hiſtoriſch aufzuräumen, erklärt und entſchuldigt.“ Dies leuchtete dem Dichter ein, er verſprach, den „Berg“ zu errichten, ſchob aber nur die Freiheits-Hymnen aus Helgoland zwiſchen dem erſten und dritten Buche ein. So wohlfeil hatte Laube ſich freilich den „Berg“ nicht vorgeſtellt.

Es liegen uns mehrfache Zeugniſſe vor, daſs Heine die Veröffentlichung ſeiner Denkſchrift über Börne in ſpäterer Zeit ernſtlich bedauerte. Adolf Stahr, Moritz Hartmann und Alfred Meißner berichten gleichlautende Äußerungen des Dichters, daſs nicht bloß der eingewurzelte Gegenſatz ihrer Naturen, ſondern auch gemeine Zwiſchenträgereien, Verleumdungen und Hetzereien von politiſchen Flüchtlingen wie von Deutſchland her ihn mit Börne entzweit, die Erbitterung zwiſchen den ehemaligen Freunden ſyſtematiſch genährt, und ihn zur Abfaſſung des unſeligen Buches veranlaſst hätten. „Börne“, ſagte er eines Tages zu Meißner[557]), „war ein Ehrenmann, ehrlich und überzeugt, aber ein ingrimmiger, verdrießlicher Menſch, ſo Das, was der Franzoſe un chien hargneux nennt. Was ich über ihn geſchrieben, iſt wahr, Deſſen ungeachtet geſtehe ich, daſs ich es nicht geſchrieben zu haben wünſchte, oder es gern wieder zurücknähme. Es iſt immer eine bedenkliche Sache, eine gehäſſige

Wahrheit gegen einen Autor auszuſprechen, der einen großen Leſerkreis und ein Heer von Anhängern beſitzt. Goethe war ein kluger Mann. Er hatte gewiſs manches Bedenken gegen Schiller, aber er hütete ſich wohl, irgend eins auszuſprechen, um nicht die Begeiſterung einer ganzen Zeit gegen ſich zu kehren."

Die Rache der Anhänger Börne's blieb nicht lange aus. Zuerſt ſchrieb Gutzkow, der ſich im „Telegraphen" bereits wiederholentlich an dem Dichter der „Reiſebilder" gerieben, Demſelben in der Vorrede ſeiner Biographie Börne's einen geharniſchten Abſagebrief. Faſt die geſammte deutſche Preſſe ſtimmte in das vernichtende Urtheil ein, und die Freundin Börne's, deren perſönliche Ehre in dem Heine'ſchen Buche aufs frivolſte verletzt worden war, ſorgte dafür, daſs all' dieſe entrüſteten Stimmen, im Verein mit zahlreichen gehäſſigen Äußerungen Börne's über Heine in den an ſie gerichteten Privatbriefen, zu einem beſonderen Büchlein zuſammengeſtellt[558]), weitere Publicität erhielten. Ein Jahr verſtrich. Heine glaubte den Skandal, welchen ſein Buch erregt, ſchon vergeſſen, er ſtand eben im Begriff, eine Reiſe in das Pirenäenbad Cauterets anzutreten, als am 14. Juni 1841 Herr Salomon Straus, der Gemahl der beleidigten Dame, ihm plötzlich an der Ecke der Rue Richelieu und der Rue St. Marc mit injuriierenden Worten in den Weg trat. Heine gab dem vor Aufregung zitternden Manne ruhig die Adreſſe ſeiner Wohnung, mit dem Beſcheid, daſs, „wenn man mit ihm zu ſprechen habe, man wohl noch einige Wochen bis zu ſeiner Rückkehr warten könne, indem man ſchon zwölf Monate ihm Nichts geſchenkt." Während des Dichters Abweſenheit von Paris wurde in deutſchen Journalen das Märchen ausgeſprengt, als ſei er bei jener Begegnung von Herrn Straus thätlich inſultiert worden, und habe ſich, ſtatt Genugthuung zu fordern, eiligſt aus dem Staube gemacht. Auf die Nachricht von dieſer ſchnöden Erfindung kehrte Heine früher, als beabſichtigt, nach Paris zurück, und ſandte durch ſeine Freunde Therophile Gautier und Alphonſe Royer Herrn Straus ſofort ein Kartell zu. Nach langen und peinlichen Verhandlungen zwiſchen den beiderſeitigen Zeugen[559]) fand das Duell endlich am Morgen des 7. September im Thale von Saint-Germain ſtatt. Auf Verlangen Heine's waren Piſtolen gewählt; die Entfernung war auf dreißig Schritte, mit zwanzig Schritten Barrière, feſtgeſetzt. Ein reicher Gutsbeſitzer aus der Vendée, Herr Teſſier de Molo, und der Korreſpondent der „Allgemeinen Zeitung" Dr. Heinrich Scuffert waren Heine's Zeugen, während der berühmte Arzt und Republikaner Raſpail und Anton Hamberg Herrn Straus

ſekundierten. Außer dem Dr. med. Schuſter aus Hannover, den man als Arzt hinzugezogen, war noch der deutſche Literat Eduard Kolloff zugegen, welcher bei den vorausgegangenen Unterhandlungen als Bevollmächtigter des Herrn Straus fungiert hatte. Heine brach, als er ſeinen Platz einnahm, einen Zweig von dem Baume, unter welchem er ſtand. „Ich ſtellte mich damit," ſagte er zu Alfred Meißner, als ſpäter einmal auf dies Duell die Rede kam, „gleichſam unter den Schutz der Oreade. Wir Poeten ſind ein abergläubiſches Volk." Herr Straus hatte den erſten Schuſs. Seine Kugel ſtreifte die Hüfte des Dichters und ſchwärzte die Knochenhaut, ohne jedoch eine ernſtliche Verletzung zu bewirken. Heine, an welchen jetzt die Reihe kam, ſchoſs in die Luft. Es lag ihm nur daran, daſs das Duell vor ſich gehe — damit war der Ehre genug gethan. Obſchon Herr Straus die nach ſolchem Duell üblichen Höflichkeiten unterließ, gab doch Heine der Gemahlin Desſelben ſpäter in einem Briefe an Dr. L. Wertheim [560]) die bündigſte Ehrenerklärung, und traf zugleich die Verfügung, daſs in der Geſammtausgabe ſeiner Werke die jene Dame betreffenden Stellen ſeines Buches über Ludwig Börne nicht wieder abgedruckt werden ſollten. Aber von Seiten der beleidigten Frau und ihres Gatten wurde der Krieg nicht eingeſtellt. Wenigſtens blieb Heine feſt überzeugt und glaubte Beweiſe dafür zu haben, daſs ihm auch in ſpäterer Zeit von dieſer Seite her beſtändige Ungelegenheiten bereitet wurden. Nach Herausgabe des „Wintermärchens" erſchien im „National" ein kurzer Paragraph, worin es ungefähr hieß: „Heine habe ein Gedicht, ‚Deutſchland', publiciert; der freien Partei könne aber Heine nicht mehr dienen, er, der Lamennais einen prêtre abominable genannt, und in der ‚Augsburger Zeitung' ſo oft über die Republikaner geſpottet". Heine war wüthend, und wollte ſich mit Armand Marraſt, dem Redakteur der Zeitung, ſchlagen. Arnold Ruge bot ſeine Vermittelung an, und Marraſt erklärte ärgerlich, an die dreißig Frankfurter Juden hätten ihn überlaufen und nicht eher geruht, bis ſie ihn bewogen, jene Notiz in den „National" zu ſetzen. Er berichtigte dieſelbe, nach Ruge's Belehrung, etwa dahin [561]): „Heine habe ein gutes Gedicht gemacht, mit welchem die Oppoſition vollkommen zufrieden ſei, was er ſonſt auch geſündigt haben möge." Auf dieſelbe Frankfurter Quelle führte Heine die zahlloſen, ſein Privatleben verunglimpfenden Notizen in deutſchen und franzöſiſchen Blättern zurück [562]). „Mein Leben war ſchön," klagte er einmal gegen Alfred Meißner, „ich war der Lieblingspoet der Deutſchen ge-

worden und wurde ſogar gekrönt wie ein deutſcher Kaiſer zu Frankfurt. Mädchen in weißen Kleidern ſtreuten mir Blumen, o es war ſchön! Warum muſſte ich doch meinen Heimweg durch die Judengaſſe nehmen, die, wie Sie vielleicht wiſſen, vom Römer nicht gar weit entfernt iſt! Als ich ſie auf meinem Triumphzuge durchſchreite, geht ein häßliches Weib mir quer über den Weg und droht mir, als wolle ſie mir Unglück weisſagen. Ich ſtutze vor der Geſtalt, fahre einen Schritt zurück, und mein Kranz, mein prächtiger Kranz fällt in den Staub dieſer unreinen Gaſſe. Weh mir! ſeitdem klebt ein fataler Geruch an meinem Lorber, ein Geruch, den ich nicht wegbringen kann! Schade um den ſchönen, ſchönen Kranz!"

Vor dem Duelle mit Salomon Straus war Heine darauf bedacht geweſen, die Zukunft Mathildens für alle Fälle zu ſichern. Nachdem er gegen Ausſtellung eines Reverſes, worin er ſich verpflichtete, die etwa aus ſeiner Ehe hervorgehenden Kinder im katholiſchen Glauben zu erziehen, den für die kirchliche Einſegnung von Miſchehen erforderlichen erzbiſchöflichen Dispens erlangt, hatte er ſich am 31. Auguſt 1841 in der Kirche St. Sulpice mit der in Freud' und Leid erprobten Lebensgefährtin trauen laſſen, die ſeit Jahren an ſeiner Seite weilte und von ihm ſelbſt wie von Anderen ſtets als ſeine Gattin geehrt und betrachtet worden war. Wie Meißner erzählt, lud er zu ſeiner Hochzeit nur ſolche Freunde ein, die gleichfalls in freien Liebesbündniſſen lebten, um ſie durch ſein Beiſpiel zu bewegen, auch wie er dieſen letzten Schritt zu thun; nach der Tafel forderte er ſie in einer humoriſtiſchen Anrede ſogar direkt dazu auf. Zwei Tage ſpäter entwarf er ein Teſtament und ſetzte Mathilden zu ſeiner Univerſalerbin ein. „Ja, lieber Freund," ſcherzte er in einem Briefe an Heinrich Laube, „ich lebe jetzt im ernſthafteſten Eheſtand; ich treibe Monogamie." Und an Auguſt Lewald ſchrieb er eben ſo humoriſtiſch [803]): „Daſs ich einige Tage vor dem Duell, um Mathildens Poſition in der Welt zu ſichern, in die Nothwendigkeit verſetzt war, meine wilde Ehe in eine zahme zu verwandeln, werden Sie erfahren haben. Dieſes eheliche Duell, welches nicht eher aufhören wird, bis Einer von uns Beiden getödtet, iſt gewiſs gefährlicher, als der kurze Holmgang mit Salomon Straus aus der Frankfurter Judengaſſe!" Um dieſelbe Zeit bezog Heine ein neues, elegant eingerichtetes Logis, Rue du Faubourg Poiſſonnière Nr. 46. „Ich wohne ſehr hübſch," meldete er ſeinen Freunden in Deutſchland, „und es ſieht ſehr gut bei mir aus; man möchte kaum glauben, bei einem deutſchen Dichter zu ſein."

# Siebentes Kapitel.

## Die politische Tendenzpoesie.

Die Gemüthsverbitterung und geistige Ermüdung, welche sich in Heine's Briefen und Schriften gegen Ende der dreißiger Jahre kundgab, und welche, wie wir sahen, durch persönliche Unannehmlichkeiten mancher Art — durch politische Verfolgung, literarische Angriffe, Geldbedrängnisse und ein zeitweiliges Zerwürfnis mit dem reichen Oheim — gesteigert ward, hatte jedoch, neben diesen subjektiven Ursachen, noch einen allgemeineren Grund, der in den Zeitverhältnissen und ihrer Rückwirkung auf die Stimmung des Dichters lag. Die Julirevolution hatte weder in Frankreich, noch in Deutschland die erwarteten Früchte getragen. Das „Bürgerkönigthum", an welches sich Anfangs so stolze Hoffnungen geknüpft, war binnen weniger Jahre zu einem trügerischen Gaukelspiel mit den Interessen und Freiheiten des Volkes herabgesunken, in welchem der von usurpatorischen Begierden gestachelte König mit intriganter Schlauheit den Widerstand der Kammer zu überlisten und die Zügel der Gewalt autokratisch an sich zu reißen suchte. Das Regierungssystem des Justemilieu, das die Franzosen achtzehn Jahre lang geduldig ertrugen, war nicht dazu angethan, dem konstitutionellen Regimente, wie es hier zur Erscheinung kam, Achtung oder gar Bewunderung zu verschaffen. Voll demüthiger Unterwürfigkeit gegen das Ausland, seit dem Verrath an Polen jeden Augenblick bereit, den Drohungen Rußlands oder Englands die Ehre Frankreichs und die königliche Würde zu opfern, blieb das Streben Ludwig Philipp's und seiner Minister im eigenen Lande unablässig

darauf gerichtet, die Volksrechte zu ſchmälern, die Freiheit der Preſſe, des Aſſociations- und Verſammlungsrechtes zu beſchränken, die öffentliche Meinung durch mit ſchamloſer Dreiſtigkeit geübte Wahlbeſtechungen zu fälſchen, und es war im Grunde nur die feige Angſt der beſitzenden Klaſſen vor jeder Störung des Weltfriedens und vor einem Siege der neu auftauchenden ſocialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Lehren, was die Bourgeoiſie an den Julithron kettete. — In Deutſchland waren die Hoffnungen auf eine freiere Geſtaltung des politiſchen Lebens, welche die Julirevolution erweckt hatte, faſt noch ſchneller, als in Frankreich, erloſchen. Die hie und da unternommenen Verſuche, die Kraft des Volkes zu einer entſcheidenden geſchichtlichen That zu ſpornen, liefen, wie das Hambacher Feſt oder die Erſtürmung der Frankfurter Hauptwache auf eine ohnmächtige Farce hinaus, und boten den reaktionären Staatsmännern des Bundestags einen willkommenen Vorwand zu erneuten Demagogenverfolgungen und zu gewaltſamer Unterdrückung der ſchwachen Anfänge des Konſtitutionalismus in den ſüddeutſchen Ländern. Die Bewegung der Geiſter flüchtete ſich daher faſt ausſchließlich in die Literatur, wo das ſubjektive Freiheitsgelüſte der jungdeutſchen Autoren ſich in einer rückſichtsloſen Kritik der beſtehenden Staats- und Geſellſchaftsverhältniſſe geltend machte, ohne dabei über die abſtrakte Forderung einer Wiedergeburt des modernen Lebens hinaus zu gelangen. Sowohl die politiſchen wie die literariſchen Beſtrebungen der dreißiger Jahre entbehrten zudem jeder nationalen Grundlage, ſie wurzelten nicht im allgemeinen Bewuſſtſein des Volkes, ſondern ſie entſprangen dem auflodernden Freiheitsbedürfnis weniger einzelnen Männer, deren Enthuſiasmus ſich am Feuer der Juliſonne entzündet hatte. Sowohl der in der Luft ſchwebende kosmopolitiſche Liberalismus Börne's und der Mitglieder des rheinbairiſchen Preſsvereins, wie die zerſetzende, frivole Kritik, durch welche Heine und die übrigen Schriftſteller des jungen Deutſchlands die religiöſe, ethiſche und ſociale Baſis der alten Geſellſchaft ſyſtematiſch untergruben, lehnten ſich an franzöſiſche Muſter an, und vermochten nur langſam eine Umgeſtaltung der öffentlichen Meinung in Deutſchland zu bewirken. Hieraus erklärt ſich zum Theil die ſtumpfe Gleichgültigkeit, mit welcher die brutalen Gewaltmaßregeln der deutſchen Regierungen zur Unterdrückung jedes politiſchen Fortſchritts auch in dieſem Zeitraume noch von der großen Maſſe des Volkes ertragen wurden.

Erſt ſeit dem Jahre 1840 trat allmählich ein Umſchwung dieſes lethargiſchen Zuſtandes ein. Der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's IV.

brachte, trotz ernster Mahnungen, zwar weder die endliche Erfüllung des vor einem Vierteljahrhundert dem preußischen Volke feierlich gegebenen Versprechens einer freien Konstitution, noch wurde das Joch der Censur in erheblicher Weise gelüftet; aber es zeigte sich doch bald, daß die im verflossenen Jahrzehnt ausgestreute Saat politischer und religöser Aufklärung im Ganzen auf einen fruchtbaren Boden gefallen war. Die Überzeugung von der Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform unserer öffentlichen Zustände, die bis dahin nur in einzelnen Köpfen geglüht und dort oft seltsam visionäre Träume erzeugt hatte, drang in das Bewusstsein, wenn nicht der Volksmassen, so doch der Mehrzahl der gebildeten Stände ein, und verbreitete sich von dort aus in immer weiteren Kreisen. Es war nicht mehr die Willkür des genialen Subjektes, das die Freiheit übermüthig als ein Privilegium für die Elite der Geister in Anspruch nahm, sondern in ernster, gemeinsamer Arbeit begann sich die liberale Partei mit dem Ausbau des vorhandenen Staatslebens und mit seiner planmäßigen Verbesserung zu beschäftigen. Den theoretischen Anregungen Rotteck's und Welcker's auf dem Gebiete der Staatswissenschaft und den begeisterten Reden der Landtagsabgeordneten in der badischen Kammer entsprachen die Bestrebungen Ruge's und Echtermeyer's in den Hallischen und Deutschen Jahrbüchern, die Erfordernisse des Zeitgeistes philosophisch zu begründen und den preußischen Staat, als den Staat des Protestantismus und der Intelligenz, in das Vordertreffen des politischen und religiösen Befreiungskampfes zu drängen. „Gesinnung", „Charakter" wurden die Stichworte, nicht nur des öffentlichen Lebens, sondern auch der Wissenschaft und der Kunst. Vor Allem die poetische Literatur machte diese Wandlung mit, sie wurde der beredte Ausdruck der veränderten Zeitstimmung. Die unbestimmten Anklagen gegen die Gesellschaft nahmen in der politisch-socialen Tendenzdichtung der vierziger Jahre eine immer konkretere Gestalt an. Aus Heine's thron- und altarerschütterndem Gelächter, aus der umsturzlustigen Polemik des „jungen Deutschlands", aus Platen's und Lenau's Polengedichten, jenen Sterbeflüchen einer zertretenen Nation, erwächst eine Liedersaat der bedeutungsvollsten Art. Die politische und nationale Freiheit wird mit einem Male das Schiboleth unsrer gesammten Poesie. Für jedes Leiden der Menschheit findet der Dichter das Wort, er stellt die Diagnose der großen Zeitkrankheit und sucht das Heilmittel dafür auf, er will Arzt und Erlöser, Entsühner und Vergelter sein für jede Schmach, welche bis dahin in stummer

Resignation erduldet ward. Selbst in dem lichtscheuen Staate Metternich's pflanzt Anastasius Grün in seinen hoffnungsvollen „Spaziergängen" vor den Thoren der Hofburg das Reformbanner auf; Karl Beck wirft in seinen „Liedern vom armen Manne" der geldstolzen, herzlosen Bourgeoisie den Fehdehandschuh vor die Füße; Hartmann und Meißner tragen im alten Hussitenlande abermals „Kelch und Schwert" den aus dem Schlafe gerüttelten Völkern als Schlachtpanier vor und lassen die Ziskatrommel durchs Land gehn; Niklas Becker's Strophen vom „freien deutschen Rhein" donnern den Kriegsgelüsten der Franzosen die patriotische Antwort zu; von der Elbe herab schallt das Lied „Schleswig-Holstein meerumschlungen" durch die deutschen Gauen und weckt überall Sympathie und Begeisterung für den Bruderstamm im Norden; auch der Jude fordert in Beck's und Creizenach's elegischen Dichtungen seine Menschenrechte; Herwegh's Lieder entflammen die Jugend zu solcher Kampfeslust, daß sie mit dem Poeten kaum mehr frägt, wo Feinde sind, „die Feinde kommen mit dem Wind;" — Alles, was Geist und Talent besitzt, wird in den Strudel der politischen Poesie hinein gerissen: Freiligrath reibt sich den Wüstensand aus den Augen, und ruft seinem Volke als „Guten Morgen!" sein „Glaubensbekenntnis" zu; Dingelstedt vertauscht den ehrsamen Schulmeisterbakel mit dem Horn des kosmopolitischen Nachtwächters; Hoffmann steigt vom Professorskatheder herab, um als lustiger Rath der Freiheit sarkastische Gassenhauer zu jodeln; Prutz geißelt in seiner „Politischen Wochenstube" mit aristophanischem Witz die Kindesnöthen der Jungfrau Germania; der zarte Frauendichter Emanuel Geibel sucht der Harfe, die sonst nur von Liebesaccorden erklang, ernsthafte „Zeitstimmen" zu entlocken; selbst der Aristokrat pur-sang, der junge Graf Strachwitz, lenkt sein Musenroß in die politische Arena und läßt seinen Sarras, wie weiland Junker Eppelin, auf den Rücken der zahmen und furchtsamen Spießbürger tanzen. Die Signalfeuer der Freiheit flackerten gleichsam von allen Höhen des deutschen Parnasses, eine ungestüme Erwartung pochte in den Herzen der Jugend, als sollte morgen der langersehnte Frühlingstag der Menschheit anbrechen und die Welt in ein Paradies verwandeln...

Wenn nur — ja, wenn nur das wirklich erreichte Maß des politischen Fortschritts nicht in so schnödem Widerspruche gestanden hätte mit den warmblütigen Hoffnungen der Poeten, der Landtagsredner und der liberalen Professoren! Da saß ein Romantiker auf dem preußischen Throne, der,

voll Geist und unruhiger Schaffenslust, voll irrlichterierender Begeisterung für Kunst und Wissenschaft, schon als Kronprinz die Erwartung erregt hatte, daſs sich an seinen Namen eine „neue Ära“ knüpfen werde, und der sich, um Herwegh's bekanntes Wort zu gebrauchen, nun völlig unfähig erwies, das Sphinxräthsel der Zeit zu lösen. Überall die schroffsten, unvermittelten Gegensätze, überall vielverheißende Anregungen, die ohne Resultat, großartige Entwürfe, die unausgeführt blieben! Ein ehrgeiziges Trachten nach Hebung des politischen Ansehens und der nationalen Größe, und dabei die kläglichste Abhängigkeit von russischem Einfluſs! Ein lüsternes Buhlen um Volksgunst und Beifall der Menge, während die gerechtesten Wünsche des Volkes verachtet, das Petitionsrecht verkümmert, die Freiheit der Presse und Rede durch erbitterte Verfolgung illusorisch gemacht wurden. Heute gnädiger Empfang Herwegh's im königlichen Schlosse und Versicherung: „Wir wollen ehrliche Feinde sein!“ — morgen Ausweisung des gefeierten Dichters mit Gendarmeneskorte bis zur preußischen Grenze und Verbot seiner noch ungeschriebenen Zeitung. Heute die peremptorische Erklärung vor dem vereinigten Landtage: „Nie soll ein beschriebenes Blatt Papier sich zwischen mich und mein Volk drängen!“ — ein Jahr später die Eröffnung der konstituierenden Nationalversammlung durch den König in eigner Person. Heute ein begehrliches Blinzeln nach der deutschen Kaiserkrone — morgen Zurückweisung derselben, weil sie nicht von den Fürsten, sondern von den Vertretern des Volkes geboten wird. Und so in allen übrigen Verhältnissen dasselbe ohnmächtige Schwanken, die gleiche charakterlose Inkonsequenz! Hier die Beendigung der Kölner Wirren durch zuvorkommende Nachgiebigkeit gegen die katholischen Prälaten, dort, nach Weise seines Vorgängers, die Einzwängung des protestantischen Geistes in das Prokrustesbette der Union, die strenge Sonntagsfeier und Kirchenzucht, und der Versuch, die freireligiöse Entwicklung auf jegliche Art zu hemmen. Ein abenteuerlicher Dombau in Berlin begonnen und nicht vollendet; Mendelssohn-Bartholdy von Leipzig herübergelockt zur Einrichtung eines Konservatoriums, einer Schule für Musik und Darstellungskunst, die niemals ins Leben trat; Tieck und Rückert, Schelling und Cornelius in die preußische Residenz berufen, um der Poesie, bildenden Kunst und Wissenschaft, der Himmel weiß, welchen Aufschwung zu geben, von dem in Wirklichkeit hinterdrein Nichts zu verspüren war; eine Aufführung der „Antigone“ anspruchsvoll in Scene gesetzt, während Raupach und Charlotte Birchpfeiffer das Repertoire der

Hofbühne beherrſchten! Man wollte eine glanzvolle Periode des nationalen Fortſchritts inaugurieren, aber Alles ſollte künſtlich, nach der vorgezeichneten Schablone allerhöchſten Beliebens, fabriciert werden. Unbequemen Fragern — vide Johann Jakoby — wurde mit dem Knebel der Preßgeſetze das vorlaute Maul geſtopft; der Humor — vide Ludwig Walesrode — muſſte auf der Bank der Angeklagten ſeine ſcherzhaften Randgloſſen gegen die hochnothpeinliche Auslegung des Staatsanwaltes in Schutz nehmen. Die „Deutſchen Jahrbücher“ wurden durch den langen Arm des Berliner Kabinettes in Sachſen unterdrückt, wohin ſie ausgewandert, um den preußiſchen Cenſurchikanen zu entrinnen, dem geiſtvollen Verfaſſer der „Kritik der evangeliſchen Geſchichte der Synoptiker“ ward die venia legendi entzogen, dem Dichter der „Politiſchen Wochenſtube“ der Aufenthalt in Jena verweigert und das Halten öffentlicher Vorträge über die Literatur der Gegenwart nur unter der Bedingung geſtattet, daſs in denſelben von der Hauptſache, von der Wechſelbeziehung zwiſchen Literatur und Politik, keine Rede ſei. Es war ein tragikomiſches Schauſpiel, dies impotente Liebäugeln der Herrſchergewalt mit dem Zeitgeiſte, und dabei dieſe zitternde Angſt vor ſeinen neuen Ideen; auf der einen Seite der herablaſſend gütige Verkehr mit den Leuchten der Menſchheit, mit den Koryphäen der Kunſt und Wiſſenſchaft, mit Humboldt und Tieck und mit der romantiſch begeiſterten Bettina, auf der andern die Purifikation der Univerſitäten von freiſinnigen Elementen, die emphatiſche Verkündigung des „chriſtlichen Princips der oberen Leitung“ und der Fortbildung des öffentlichen Rechtes mit dem Blick „rückwärts in die Vergangenheit“. Und dieſe politiſchen Dichter, deren Lieder, trotz Cenſur und Verkaufsverbot, von Lippe zu Lippe ſchwebten, welche Verfolgungen hatten ſie auszuſtehn, wie wurden ſie von Ort zu Ort, von Land zu Land ins Exil gehetzt! Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, Dingelſtedt, Freiligrath, Moritz Hartmann, Alfred Meißner, Karl Beck — nicht Einer, dem bei der Rückkehr in die Heimat ein anderes Loos gewinkt hätte, als Unterſuchung, Ausweiſung oder Kerkerhaft!

Heine, in ſeiner verbitterten Stimmung, hatte zunächſt nur Augen für die Schattenſeite dieſes Bildes. Er theilte nicht den fröhlichen Hoffnungsmuth ſeiner neuen Liedgenoſſen, er ſah in ihren begeiſterten Geſängen nur hohle Rhetorik und ein Pathos, dem es an jedem reellen Gegenſtande gebrach. Die politiſchen Flüchtlinge in Paris, deren Treiben er ſeit der Julirevolution aus nächſter Nähe beobachtet, hatten ihm von dem Geiſt und den möglichen Erfolgen der deutſchen Freiheitskämpfer einen gar zu ungünſtigen

Begriff beigebracht. „Gesinnung", „Charakter" — waren diese Stichworte der neuen politischen Bewegung und ihrer geräuschvollen Tendenzpoesie nicht dieselben Trümpfe, die schon Börne und sein Anhang gegen den Dichter ausgespielt, wenn sie ihm das Schlimmste hatten nachsagen wollen? Was bedeutete der ganze Lärm? Waren nicht die verheißungsvollen Blüthen der Julirevolution vom Wurme des Verderbens zernagt worden, ehe sie Früchte angesetzt? War nicht auf die lustig emporsprießenden Keime der jungdeutschen Literatur ein giftiger Mehlthau gefallen, welcher die ganze Aussaat wieder vernichtet hatte? Und sprach die geringste Wahrscheinlichkeit dafür, daß die deutschen Gewalthaber, welche gegen die Stimme der Volkstribunen so lange taub geblieben, ihr jetzt plötzlich ein geneigtes Ohr leihen würden? Heine schüttelte den Kopf zu all' diesen Fragen, der Idealismus der Jugend, welcher bei ihm von jeher durch einen ätzenden Verstand kontrolliert worden, war in alle Winde verflogen, um einen pessimistischen Realismus als Hefe zurück zu lassen, er glaubte an keinen Auferstehungstag der Menschheit mehr, oder wenigstens hoffte er nicht mehr, dessen Morgenroth zu erleben. Schon seine Denkschrift über Börne hatte von dieser geistigen Müdigkeit Zeugnis abgelegt; bedenklicher noch starrt uns die politische Blasiertheit aus den Korrespondenzen entgegen, welche er seit dem Februar 1840 wieder einige Jahre lang für die „Allgemeine Zeitung" schrieb, und welche er später in den „Vermischten Schriften" unter dem Titel „Lutetia" gesammelt. Als Dokumente zur Beurtheilung der Zeitgeschichte sind diese Aufsätze von geringem Werth. Die parlamentarische Periode des Bürgerkönigthums, wie Heine diesen Abschnitt der Regierungszeit Ludwig Philipp's benennt, hat weitaus nicht die Wichtigkeit, welche der Verfasser ihr beilegt, und, was schlimmer, der Standpunkt des Beurtheilers ist weder unbefangen, noch hoch. Es ist, trotz alles gelegentlich hervorbrechenden Hasses des Poeten gegen den feigen Krämergeist der herrschenden Bourgeoisie, doch eben der Standpunkt dieses selben Spießbürgerthums, welcher in Heine's Korrespondenzen dem Regierungssysteme des Juste-milieu das Wort redet, in Ludwig Philipp und Guizot die Erhalter des Friedens und der Ordnung sieht, und von den unheimlichsten Ängsten vor einem Siege des Kommunismus gequält wird. Ja, die finsteren Schatten und grellen Streiflichter, welche die zur fixen Idee gewordene Überzeugung des Dichters, daß dem Weltreiche des Kommunismus die Zukunft gehöre, in seine sonst ziemlich farblosen Berichte wirft, sind fast das Einzige, was

dieſen Schilderungen Heine's aus den vierziger Jahren ein phantaſtiſch anziehendes Gepräge verleiht. Er ſpricht von den Kommuniſten als von der „einzigen Partei in Frankreich, die eine entſchloſſene Beachtung verdiene," er vergleicht ſie mit der kleinen Gemeinde der Chriſten in Rom zur neroniſchen Zeit, ſie erſcheinen ihm als „die prädeſtinierten Knechte, womit der höchſte Weltwille ſeine ungeheuren Beſchlüſſe durchſetzt", und es dünkt ihn für den Kommunismus „ein unberechenbar günſtiger Umſtand, daſs der Feind, den derſelbe bekämpft, bei all' ſeiner Macht in ſich ſelber keinen moraliſchen Halt beſitzt." „Die heutige Geſellſchaft," ſagt er[864]), „vertheidigt ſich nur aus platter Nothwendigkeit, ohne Glauben an ihr Recht, ja ohne Selbſtachtung, ganz wie jene ältere Geſellſchaft, deren morſches Gebälke zuſammen ſtürzte, als der Sohn des Zimmermanns kam. Die Propaganda des Kommunismus beſitzt eine Sprache, die jedes Volk verſteht; die Elemente dieſer Univerſalſprache ſind ſo einfach, wie der Hunger, wie der Neid, wie der Tod. Das lernt ſich ſo leicht." Die politiſchen Einzelkriege der Völker ſind dem beſorgten Gemüthe des Dichters nur der erſte Akt, gleichſam das Vorſpiel, des herandrohenden großen Spektakelſtücks: „Der zweite Akt iſt die europäiſche, die Welt-Revolution, der große Zweikampf der Beſitzloſen mit der Ariſtokratie des Beſitzes, und da wird weder von Nationalität noch von Religion die Rede ſein: nur ein Vaterland wird es geben, nämlich die Erde, und nur einen Glauben, nämlich das Glück auf Erden. Werden die religiöſen Doktrinen der Vergangenheit ſich zu einem verzweiflungsvollen Widerſtand erheben, und wird etwa dieſer Verſuch den dritten Akt bilden? Wird gar die alte abſolute Tradition nochmals auf die Bühne treten, aber in einem neuen Koſtüm und mit neuen Stich- und Schlagwörtern? Wie würde dieſes Schauſpiel ſchließen? Ich weiß nicht, aber ich denke, daſs man der großen Waſſerſchlange von Albion am Ende das Haupt zertreten und dem Eisbären des Nordens das Fell über die Ohren ziehen wird. Es wird alsdann nur einen Hirten und eine Herde geben, ein freier Hirt mit einem eiſernen Hirtenſtabe und eine gleichgeſchorene, gleichblökende Menſchenherde! Wilde, wüſte Zeiten dröhnen heran, und der Prophet, der eine neue Apokalypſe ſchreiben wollte, müſſte ganz neue Beſtien erfinden, und zwar ſo erſchreckliche, daſs die älteren Johanneiſchen Thierſymbole dagegen nur ſanfte Täubchen und Amoretten wären. Die Götter verhüllen ihr Antlitz aus Mitleid mit den Menſchenkindern, ihren langjährigen Pfleglingen, und vielleicht zugleich auch aus

Beſorgnis über das eigene Schickſal. Die Zukunft riecht nach Suchten, nach Blut, nach Gottloſigkeit und nach ſehr vielen Prügeln. Ich rathe unſern Enkeln, mit einer ſehr dicken Rückenhaut zur Welt zu kommen.“ Von den literariſchen Vertretern des Kommunismus flößte beſonders Proudhon dem deutſchen Dichter gewaltigen Reſpekt ein. Meißner theilt in ſeinen „Erinnerungen“ ein intereſſantes Geſpräch hierüber mit. Am 7. April 1847 beſuchte er mit Heine das alljährliche Bankett, welches am Sterbetage Fourier's von den Anhängern Desſelben im Saal Valentino gefeiert ward. Begeiſterte Toaſte wurden „dem Genius Fourier's, des Offenbarers menſchlicher Geſchicke und der friedlichen Begründung der Einheit unter allen Völkern und Menſchen,“ — „der Auferſtehung des ſterbenden Polen,“ — „dem Ende des Kriegs auf der Erde,“ — „der allmählichen Emancipation des Weibes,“ — „der unſichtbaren Kirche der Todten“ dargebracht. Beim Verlaſſen des Saales erblickte Heine draußen im Gedränge einen unterſetzten Mann, mit einem vollen, heiteren Geſicht, breiter, rundgewölbter Stirn und einer blauen Brille vor den Augen. „Sehen Sie ſich Den an!“ flüſterte er raſch ſeinem Freunde zu. — „Waren Sie denn auch drinnen?“ frug Einer den Mann mit der blauen Brille. — „Nein,“ erwiderte Dieſer kurz. „Ich kam nur ſo vorüber und blieb ſtehen, weil es wie ein Auflauf ausſah. Ach, es iſt dasſelbe Lied bei allen Sektierern! Gelobt ſei Jeſus Chriſt, der uns von der Sünde erlöſt hat, gelobt Saint-Simon, durch den wir das Leben begriffen haben, gelobt ſei Fourier, der uns die ſocialen Geſetze geoffenbart! Poſſen! Wer wird endlich einmal ausrufen: ‚Lob und Ehre dem geſunden Menſchenverſtande, der Keinen anbetet?‘“ Der Mann mit der blauen Brille zuckte die Achſeln und entfernte ſich langſam. — „Wer iſt dieſer Herr?“ frug Meißner. — „Wer er iſt?“ antwortete Heine, und ein aufgeregtes Leben blitzte über ſein Geſicht. „Monſieur Proudhon nennt er ſich unter den Menſchen. Eigentlich iſt es ein Dämon. Ich bin innerlich erquickt, wieder einmal einem Solchen zu begegnen. Ich werde lebensüberdrüſſig, wenn ich Nichts als Geſchäftsleute und Alltagsmenſchen um mich ſehe. Dies einzige Wort von ihm thut mir wohl nach ſo viel' ſchönen, aber flauen Tiraden. Er hat Recht, vollſtändig Recht!“ — „Wer iſt der Menſch?“ wiederholte Meißner mit einer noch höher geſpannten Neugier ſeine Frage. — „Immer ſagen Sie: der Menſch!“ verſetzte Heine. „Sie haben ja gehört, daſs Das kein Menſch iſt, trotz ſeiner blauen Brille. Er iſt das zerſtörende Princip in Geſtalt eines

Staatsphiloſophen, zum Übermaße noch bevorzugt mit den Darſtellungsmitteln eines Dichters. Victor Hugo ſcheint ihm die Macht ſeiner Antitheſe abgetreten und Alexandre Dumas ſeine heitere Phantaſie geborgt zu haben. Der furchtbare Ernſt der Sache iſt elegant und ſinnvoll drapiert und ſieht das Barfüßergewand deutſcher Trockenheit mit dem Standesſtolze eines Ariſtokraten an. Dieſe Werke, oder, um die Polizeiſprache zu reden, dieſe Brandſchriften, leſen ſich wie Romane! Sie gehen hier in Frankreich von Hand zu Hand, man amüſiert ſich dabei, und Niemand merkt, daſs beim Umſchlagen der Blätter Drachenzähne herausfallen, die eines Tages prächtig aufgehen und eine geſegnete Ernte geben werden." — Heine blieb dem aus ſchaudernder Angſt und dämoniſcher Schadenfreude gemiſchten Intereſſe für den Kommunismus bis an ſein Ende getreu. Noch in der, zehn Monate vor ſeinem Tode geſchriebenen Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der „Lutetia" ſagte er[665]): „Nur mit Schreck und Grauſen denke ich an die Epoche, wo dieſe finſteren Bilderſtürmer zur Herrſchaft gelangen werden; mit ihren ſchwieligen Händen werden ſie erbarmungslos alle Marmorſtatuen der Schönheit zerbrechen, die meinem Herzen ſo theuer ſind; ſie werden all jenes phantaſtiſche Spielzeug und Flitterwerk der Kunſt zertrümmern, das der Poet ſo ſehr geliebt; ſie werden meine Lorberhaine fällen und dort Kartoffeln pflanzen; die Lilien, welche nicht ſpannen, noch arbeiteten, und doch ſo herrlich gekleidet waren wie König Salomo in all' ſeiner Pracht, ſie werden dann ausgerauft aus dem Boden der Geſellſchaft, falls ſie nicht etwa die Spindel zur Hand nehmen wollen; die Roſen, dieſe müßigen Bräute der Nachtigallen, wird das gleiche Loos ereilen; die Nachtigallen, dieſe unnützen Sänger, werden fortgejagt, und ach! mein ‚Buch der Lieder' wird dem Gewürzkrämer dienen, um daraus Düten zu drehen, in die er Kaffe ſchütten wird oder Schnupftaback für die alten Weiber der Zukunft. Ach! ich ſehe dies Alles voraus, und mich beſchleicht unſägliche Trauer, wenn ich an den Untergang denke, mit dem das ſiegreiche Proletariat meine Verſe bedroht, die ins Grab ſinken werden mit der ganzen alten romantiſchen Welt. Und dennoch, ich bekenne es offen, übt dieſer ſelbe Kommunismus, der all' meinen Intereſſen und Neigungen ſo feindlich iſt, einen Zauber auf meine Seele, deſſen ich mich nicht erwehren kann; zwei Stimmen erheben ſich zu ſeinen Gunſten in meiner Bruſt, zwei Stimmen, die ſich nicht wollen geſchweigen laſſen, die im Grunde vielleicht nur diaboliſche Anreizungen ſind — aber wie Dem auch ſei, ſie beherrſchen

mich, und keine exorcierende Gewalt vermag sie zu bezwingen. Denn die erste dieser Stimmen ist die Stimme der Logik. ‚Der Teufel ist ein Logiker!‘ sagt Dante. Ein schrecklicher Syllogismus hält mich umstrickt, und wenn ich den Satz nicht widerlegen kann, ‚daſs alle Menschen das Recht haben, zu essen‘, so bin ich genöthigt, mich auch all' seinen Konsequenzen zu unterwerfen. Indem ich daran denke, laufe ich Gefahr, den Verstand zu verlieren, ich sehe alle Dämonen der Wahrheit mich triumphierend umtanzen, und zuletzt ergreift eine hochherzige Verzweiflung mein Gemüth, und ich rufe aus: Sie ist seit lange gerichtet, verurtheilt, diese alte Gesellschaft. Geschehe ihr, wie recht ist! Werde sie zertrümmert, diese alte Welt, wo die Unschuld zu Grunde ging, wo die Selbstsucht so herrlich gedieh, wo der Mensch ausgebeutet ward durch den Menschen! Mögen sie von Grund aus zerstört werden, diese übertünchten Gräber, wo die Lüge und die schreiende Unbill thronten! Und gesegnet sei der Gewürzkrämer, der einst aus meinen Poesien Düten machen wird, um Kaffe oder Taback hinein zu schütten für die armen biederen alten Weiber, die sich in unserer jetzigen ungerechten Welt vielleicht solche Annehmlichkeiten versagen mussten — fiat justitia, pereat mundus! — Die zweite der gebieterischen Stimmen, die mich bestricken, ist noch mächtiger und dämonischer als die erste, denn es ist die Stimme des Hasses, des Hasses, den ich einer Partei widme, deren furchtbarster Gegner der Kommunismus, und die aus diesem Grunde unser gemeinsamer Feind ist. Ich rede von der Partei der sogenannten Nationalitäts-Repräsentanten in Deutschland, jener falschen Patrioten, deren Vaterlandsliebe nur in einer einfältigen Abneigung gegen die Fremde und gegen die Nachbarvölker besteht, und welche Tag für Tag ihre Galle namentlich über Frankreich ausschütten. Ja, diese Überbleibsel oder Nachkömmlinge der Teutomanen von 1815, die nur ihr altes Kostüm ultradeutschthümlicher Narren modernisiert haben und sich die Ohren ein wenig stutzen ließen — ich habe sie all' meine Lebtage verabscheut und bekämpft, und jetzt, wo das Schwert der Hand des Sterbenden entfällt, fühle ich mich getröstet durch die Überzeugung, daſs der Kommunismus, der sie zuerst auf seinem Wege findet, ihnen den Gnadenstoß geben wird; und sicherlich wird es kein Keulenschlag sein, sondern durch einen einfachen Fußtritt wird der Riese sie zertreten, wie man ein elendes Gewürm zertritt. Das wird sein Debüt sein. Aus Haſs gegen die Verfechter des Nationalismus könnte ich fast Liebe zu den Kommunisten fassen. Es sind wenigstens keine Heuchler.

welche immer die Religion und das Chriſtenthum auf den Lippen führen; die Kommuniſten haben freilich keine Religion (kein Menſch iſt vollkommen), die Kommuniſten ſind ſogar Atheiſten (was gewiß eine große Sünde iſt), aber als Hauptdogma bekennen ſie den abſoluteſten Kosmopolitismus, eine weltallgemeine Liebe für alle Völker, ein gütergleiches Brüderſchaftsverhältnis zwiſchen allen Menſchen, den freien Bürgern dieſer Erde. Dies Fundamentaldogma iſt dasſelbe, welches einſt das Evangelium gepredigt, ſo daſs im Geiſt und in der Wahrheit die Kommuniſten weit chriſtlicher ſind, als unſere ſogenannten deutſchen Patrioten, dieſe bornierten Verfechter einer exkluſiven Nationalität." —

Im Ganzen laſtet auf den Korreſpondenzberichten Heine's für die „Allgemeine Zeitung" in den vierziger Jahren nicht bloß das äußerliche Joch der Cenſur, ſondern mehr noch der Alpdruck eines inneren Zwanges. Heine war niemals im eigentlichen Sinne ein politiſcher Schriftſteller geweſen; aber als er unter dem friſchen Eindrucke der Julirevolution ſeine „Franzöſiſchen Zuſtände" ſchrieb, beſeelte ihn noch die Überzeugung, als Volkstribun der Sache der Freiheit zu dienen; — nachdem er den Glauben eingebüßt, daſs letztere in nächſter Zukunft zum Siege gelangen werde, fehlte ſeinen Korreſpondenzen das leitende Motiv, und er erfand für ſeine bunt zuſammen gewürfelten Berichte jenes „ſouveräne Feuilleton", in welchem Politik und Wiſſenſchaft nur noch einem frivolen Tagesbedürfniſſe den Unterhaltungsſtoff liefern. Die Schilderungen der „Lutetia" ſind reich an amüſanten Koncertberichten, witzigen und pikanten Perſonalien, kunſtvoll geſchnitzten Porträts und phantaſtiſchen Arabesken; aber Heine iſt in einer ſeltſamen Täuſchung befangen, wenn er für den politiſchen Theil ſeiner Korreſpondenzen „ein ſolides Verdienſt" in Anſpruch nimmt und ſein Werk als „ein daguerreotypiſches Geſchichtsbuch" charakteriſiert[666]), „worin jeder Tag ſich ſelbſt abkonterfeite, und das auf jeden Fall dem ſpäteren Hiſtoriographen als eine Geſchichtsquelle dienen kann." Bei der Zuſammenſtellung dieſer Aufſätze in Buchform hat der Verfaſſer ſich übrigens nicht darauf beſchränkt, einzelne Ausdrücke und Wendungen ſtiliſtiſch zu verbeſſern, und die von der Redaktion der „Allgemeinen Zeitung" oder von der Cenſurbehörde unterdrückten Stellen aus dem Gedächtniſſe oder nach den Brouillons zu ergänzen, ſondern es ſind manche ganz neue Abſchnitte hinzugefügt, und andererſeits manche Ausdrücke und Urtheile weggelaſſen, an die Heine aus dem einen oder anderen Grunde nicht gern erinnern

wollte. Es sind dies namentlich politische Prophezeiungen, die sich als unrichtig erwiesen hatten, oder herbe Äußerungen über Louis Napoleon, deren Wiederabdruck unter dem ehernen Scepter des mittlerweile zur Herrschaft gelangten Abenteurers von Straßburg und Boulogne allerdings für den in Paris lebenden Schriftsteller nicht ganz gefahrlos war[307]).

Das Buch über Börne und die Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung" zogen dem Dichter immer bestimmtere Vorwürfe des politischen Gesinnungswechsels, der feigen Abtrünnigkeit von der Sache des Fortschritts zu. Diese Anklagen verschärften sich, als Heine Anfangs Januar 1843 in der wieder von Laube übernommenen „Zeitung für die elegante Welt" mit einem humoristischen Epos hervortrat, das auf den ersten, flüchtigen Blick fast wie eine Verhöhnung der in Deutschland seit Kurzem so eifrig gepflegten liberalen Zeitideen erscheinen konnte. Dennoch hatte man Unrecht, dem Sommernachtstraume „Atta Troll" die Ausdeutung zu geben, als lenke der Verfasser mit diesem Gedichte mehr und mehr in die Bahn eines politischen Renegatenthumes ein. Wenn wir die geistige Entwicklung Heine's mit unparteilichem Auge überblicken, so werden wir im Gegentheil einsehen, daſs „Atta Troll" der würdige, schmerzlich selbstbewusste Abschluſs jener romantischen Zeitepoche war, aus welcher der Dichter hervorgegangen, und mit welcher er durch geheime Sympathien des Herzens so innig zusammenhing. Als Romantiker, nicht als Soldat oder Verschwörer, hatte er der Freiheit gedient. Sie war ihm ein gefesseltes Königskind, das er aus dem Kerker befreien, dem er als Herold auf schön geschmücktem Zelter voranreiten wollte, wenn sie an der Spitze ihrer Getreuen den Einzug in ihr Reich hielt, strahlend in Götterkraft und Herrlichkeit. Aber der goldne Jugendtraum war entflogen. Die Genossen, mit denen er kämpfen sollte, waren keine himmelstürmende Titanen mit heiterem Götterblick und übermüthig lächelndem Munde, sondern ernste, schweigsame Gesellen, die mit puritanisch finsterer Miene den Kopf schüttelten, wenn er jauchzend das federgeschmückte Barett in die Luft warf, die verächtlich auf sein goldgesticktes Wams und seinen wallenden Reiherbusch blickten, die sein lustiges Lied nach dem trockenen Nützlichkeitsmaßstab kritisierten, und ihm mit kalter Logik zu beweisen suchten, daſs er nach gemeinschaftlichem Plane mit ihnen konspirieren und handeln müsse, wenn es ihm wirklich daran gelegen sei, die gefangene Prinzessin der Gewalt ihrer Kerkermeister zu entreißen. Vor Allem aber, bedeuteten sie ihn, sehe die Freiheit ganz

anders aus, als das Bild, welches er sich in seinen Träumen von ihr gemacht; sie sei eigentlich gar keine schöne Prinzessin, die mit ihrem Huldlächeln etwaigen Ritterdienst oder süßen Minnegesang lohne, sondern eine verständige Hausmutter, die für all ihre Kinder mit gleicher Treue und Gerechtigkeit sorge, keine Purpurgewänder noch sonstigen Flitterstaat zu vertheilen habe, sondern ihr ganzes Volk in das gleichförmige Ehrengewand der Arbeit kleiden werde. Dem Dichter erbebte das Herz in der Brust, als er solche Reden vernahm. Wie eine graue, farblose Wüste schien sich die Welt der Zukunft vor ihm aufzuthun, wenn diese nüchternen Puritaner ihr Reich auf Erden begründeten, in welchem für die Kunst und die Schönheit keine Stätte mehr war, wo alle hervorragenden Häupter abgemäht worden, und nur noch die werkeltäglichste Nützlichkeit ihr geistloses Räderwerk klappern ließ. Heine hatte so Unrecht nicht, gegen die Anschuldigung der Inkonsequenz zu protestieren — nicht er, sondern die Zeit und ihr Urtheil über ihn, hatte sich verändert. Er glaubte heute noch „der entschiedenste aller Revolutionäre und keinen Fingerbreit von der graden Linie des Fortschritts gewichen zu sein“ [666]); für die Freiheit, wie er sie verstand, für die Befreiung des Individuums aus den Banden des Vorurtheils und veralteter Satzung, hatte er von jeher gestritten, und wollte er heute noch streiten mit denselben Waffen des Hasses und der Leidenschaft, des lächelnden Humors und des vernichtenden Spottes. Wie Proteus, hatte der Feind oftmals eine andere Gestalt angenommen, aber Heine hatte ihm in jeder beizukommen und ihm, wenn nicht den Todesstreich, so doch empfindliche Wunden zu versetzen gewusst. Erst war es ein vorwiegend literarischer Kampf gewesen. Heine hatte die innere Hohlheit und Unwahrheit des romantischen Kunstwesens aufgedeckt, und dabei auch jener idealeren Kunstwelt nicht geschont, die von unsern unsterblichen Meistern nach hellenischem Vorbild auf deutschen Boden hingezaubert worden; er hatte mit erbarmungsloser Schärfe den Widerspruch enthüllt, in welchem diese ganze „Kunstperiode“ zu dem dürftigen, rings zerklüfteten, kraft- und schönheitslosen Leben der Gegenwart stand. Neue Ideale, neue Götter, eine von Grund aus neue Gesellschaft hatte er gefordert, er hatte die Julisonne als das Morgenroth eines neuen Menschheitsfrühlings begrüßt, er hatte in dem Saint-Simonismus die Elemente einer neuen Gesellschaftsreligion zu finden gehofft, in den Männern des „jungen Deutschlands“ die Apostel der neuen Weltordnung gepriesen, und dann hatte er all' diese vielverheißenden Anfänge

politiſcher, religiöſer und ſocialer Auferſtehung kläglich zuſammen brechen ſehn, und ſollte ſich nun beſcheiden, mit dem Troſſe der Liberalen in Deutſchland für eine parlamentariſche Staatsverfaſſung zu agitieren, deren praktiſcher Werth ihm in Frankreich ſehr zweifelhaft geworden war, oder er ſollte gar in dem kleinen Freibeuterkorps der Republikaner Sappeurdienſte thun, um alle Throne in die Luft ſprengen und jenen kommuniſtiſchen Arbeiterſtaat zimmern zu helfen, in welchem er nur eine andere und vielleicht ſchlimmere Form der Knechtſchaft ſah. War die ganz einſeitige politiſche Richtung, in welche plötzlich die deutſche Literatur verfiel, war die über Nacht aufgeblühte Tendenzpoeſie eines Herwegh, Hoffmann von Fallersleben und Dingelſtedt — denn nur Dieſe waren bis jetzt als politiſche Dichter aufgetreten — nicht von einer erſchreckenden geiſtigen Armuth, im Vergleiche mit dem brillanten Feuerwerk vielſeitigſter Anregungen, welche das „junge Deutſchland“ vor wenigen Jahren der Welt zum Beſten gab? Heine machte die treffende Bemerkung[569]), daſs „dieſe Künſtler, welche die Freiheit ſelbſt und die Befreiung zu ihrem Stoffe gewählt, meiſt von beſchränktem, gefeſſeltem Geiſte, bornierte Naturen ſeien, Philiſter, denen der Zopf unter der rothen Mütze hervorlauſche,“ und daſs „die wahrhaft großen Dichter immer die großen Intereſſen ihrer Zeit anders als in gereimten Zeitungsartikeln aufgefaſſt.“ Dieſer allgemeine Freiheitsrauſch ohne thatſächlichen Hintergrund kam ihm wie ein halber Wahnſinn vor, und das ſpöttiſche Begrüßungsgedicht an Dingelſtedt „bei des Nachtwächters Ankunft zu Paris“[570]) war nur eine weitere Ausführung der kurz vorher an Herwegh gerichteten Strophen:

Herwegh, du eiſerne Lerche,
Mit klirrendem Jubel ſteigſt du empor
Zum heiligen Sonnenlichte!
Ward wirklich der Winter zu nichte?
Steht wirklich Deutſchland im Frühlingsflor?

Herwegh, du eiſerne Lerche,
Weil du ſo himmelhoch dich ſchwingſt,
Haſt du die Erde aus dem Geſichte
Verloren — Nur in deinem Gedichte
Lebt jener Lenz, den du beſingſt.

Heine, der von jeher Alles, was ihn unvernünftig, verkehrt und abgeſchmackt dünkte, der Lächerlichkeit preisgab, meinte auch jetzt nur ein unbe-

ſtreitbares Recht der Kritik zu üben, wenn er den Widerſpruch aufdeckte, der zwiſchen den begeiſterten Phraſen der Tagesdichter und der unfreien Wirklichkeit beſtand. Zugleich glaubte er im Intereſſe der Kunſt gegen die Einſeitigkeit und Beſchränktheit proteſtieren zu müſſen, in welche dieſe geſinnungstüchtige Tendenzpoeſie die ganze literariſche Produktion zu ſtürzen drohte. „Die Oppoſition,“ ſagte er in der einige Jahre ſpäter geſchriebenen Vorrede zum „Atta Troll“ [571]), „verkaufte ihr Leder und ward Poeſie. Die Muſen bekamen die ſtrenge Weiſung, ſich hinfüro nicht mehr müßig und leichtfertig umherzutreiben, ſondern in vaterländiſchen Dienſt zu treten, etwa als Marketenderinnen der Freiheit oder als Wäſcherinnen der chriſtlich-germaniſchen Nationalität. Es erhub ſich im deutſchen Bardenhain ganz beſonders jener vage, unfruchtbare Pathos, jener nutzloſe Enthuſiasmusdunſt, der ſich mit Todesverachtung in einen Ocean von Allgemeinheiten ſtürzte, und mich immer an den amerikaniſchen Matroſen erinnerte, welcher für den General Jackſon ſo überſchwänglich begeiſtert war, daß er einſt von der Spitze eines Maſtbaums ins Meer hinabſprang, indem er ausrief: ‚Ich ſterbe für den General Jackſon!‘ Ja, obgleich wir Deutſchen noch keine Flotte beſaßen, ſo hatten wir doch ſchon viele Matroſen, die für den General Jackſon ſtarben, in Verſen und in Proſa. Das Talent war damals eine ſehr mißliche Begabung, denn es brachte in den Verdacht der Charakterloſigkeit. Die ſchelſüchtige Impotenz hatte endlich nach tauſendjährigem Nachgrübeln ihre große Waffe gefunden gegen die Übermüthigen des Genius; ſie fand nämlich die Antitheſe von Talent und Charakter. Es war faſt perſönlich ſchmeichelhaft für die große Menge, wenn ſie behaupten hörte: Die braven Leute ſeien freilich in der Regel ſehr ſchlechte Muſikanten, dafür jedoch ſeien die guten Muſikanten gewöhnlich Nichts weniger, als brave Leute, die Bravheit aber ſei in der Welt die Hauptſache, nicht die Muſik. Der leere Kopf pochte jetzt mit Fug auf ſein volles Herz, und die Geſinnung war Trumpf. Ich erinnere mich eines damaligen Schriftſtellers, der es ſich als ein beſonderes Verdienſt anrechnete, daß er nicht ſchreiben könne; für ſeinen hölzernen Stil bekam er einen ſilbernen Ehrenbecher. — Bei den ewigen Göttern! damals galt es die unveräußerlichen Rechte des Geiſtes zu vertreten, zumal in der Poeſie. Wie eine ſolche Vertretung das große Geſchäft meines Lebens war, ſo habe ich ſie am allerwenigſten im vorliegenden Gedicht außer Augen gelaſſen, und ſowohl Tonart als Stoff desſelben war ein Proteſt gegen die Plebiscita der

Tagestribünen. . . Aber du lügst, Brutus, du lügst, Cassius, und auch du lügst, Asinius, wenn ihr behauptet, mein Spott träfe jene Ideen, die eine kostbare Errungenschaft der Menschheit sind, und für die ich selber so viel gestritten und gelitten habe. Nein, eben weil dem Dichter jene Ideen in herrlichster Klarheit und Größe beständig vorschweben, ergreift ihn desto unwiderstehlicher die Lachlust, wenn er sieht, wie roh, plump und täppisch von der beschränkten Zeitgenossenschaft jene Ideen aufgefasst werden können. Er scherzt dann gleichsam über ihre temporelle Bärenhaut. Es giebt Spiegel, welche so verschoben geschliffen sind, dass selbst ein Apollo sich darin als eine Karikatur abspiegeln muss und uns zum Lachen reizt. Wir lachen aber alsdann nur über das Zerrbild, nicht über den Gott."

So ist denn „Atta Troll" auf der einen Seite ein phantastisch zweckloser Sommernachtstraum, eine trunkene Feier der echten Poesie, die sich nimmer in den Dienst einer Tagespartei begeben kann; andererseits aber streift das kleine Bären-Epos durch seine polemische Ironisierung der herrschenden Gesinnungslyrik doch hie und da in das Gebiet jener selben Tendenzdichtung hinüber, zu welcher es einen Gegensatz bilden soll; man könnte sagen: seine Tendenz ist die Verhöhnung aller Tendenz. Dabei gerieth Heine in der Hitze seines Kampfes gegen die politische Zeitpoesie unversehens wieder in den Zauberbann der romantischen Richtung, er wurde übermannt von dem Gelüste, sich noch einmal mit den alten Traumgenossen im Mondschein zu tummeln, und so schrieb er das „letzte freie Waldlied der Romantik", den „Schwanengesang der untergehenden Periode" [512]), deren Herrlichkeit erblichen war, ohne dass die Sonne des neuen Tages schon siegreich die grauen Morgennebel durchbrochen hätte. Dies gespenstig flimmernde Hineinragen der Romantik in das frostig nüchterne Leben der Gegenwart verleiht dem Gedichte seinen eigenthümlichen Reiz; aber wir merken bald, dass es nur todte Schatten sind, die uns auf der Grenzscheide einer alten und einer neuen Weltanschauung seltsam umgaukeln. Wir haben uns noch nicht völlig von ihren Einflüssen befreit, das Gemüth sehnt sich noch zuweilen nach dem alten Traumlande der Vergangenheit zurück, aber der Verstand weist uns in die unbekannte Zukunft. Wie schonungslos der Poet auch die bombastisch sich spreizende Zeitdichtung und die bärenhaft täppische Unbeholfenheit der politisch-socialistischen Propaganda lächerlich macht, so liegt ihm doch Nichts ferner, als den Inhalt ihrer Lehren mit seinem Spotte zu verdächtigen. Es wird im Gegentheil keinem unbefangenen Leser ent-

gangen ſein, wie ſehr Heine, der Schalk, im Grunde mit all' den radikalen Umſturztheorien ſympathiſiert, und die Theologie mag von Atta Troll's Warnung „vor dem Feuerbach und Bauer“ und von ſeiner poſſierlichen Schilderung des „Schöpfers droben in dem Sternenzelte,“ der als koloſſaler Eisbär mit ſchneeweiß fleckenloſem Pelze auf dem goldnen Himmelsthrone ſitzt[873]), nicht ſonderlich erbaut geweſen ſein. Beachtenswerth iſt ferner die wunderbare Übereinſtimmung des gewählten Versmaßes mit dem Stoffe des Gedichtes. Wie der indiſche Slokas, nach A. W. Schlegel's Bemerkung, den ſchaukelnden Gang des Elephanten nachahmt, ſo erinnern die vierfüßigen reimloſen Trochäen an den Gang eines Bären; es liegt darin eine abſichtliche Monotonie, eine prätentiöſe Schmuckloſigkeit, die mit ſpaniſcher Grandezza einherſchreitet. Durch eine geiſtvolle Wendung des Schlußkapitels wurde der „Atta Troll“ Varnhagen von Enſe gewidmet. „Das gebührte Ihnen,“ ſchrieb Heine dem alten Freunde[874]), „denn Sie ſind mein wahlverwandteſter Waffenbruder geweſen, in Spiel und Ernſt. Sie haben, gleich mir, die alte Zeit begraben helfen und bei der neuen Hebammendienſt geleiſtet — ja, wir haben ſie zu Tage gefördert und erſchrecken — Es geht uns wie dem armen Huhn, das Enteneier ausgebrütet hat und mit Entſetzen ſieht, wie die junge Brut ſich ins Waſſer ſtürzt und wohlgefällig ſchwimmt!“

Mit dem wehmüthigen Scheidegruß dieſes Liedes hatte der Dichter für immer Abſchied genommen von den romantiſchen Traditionen ſeiner Jugendzeit, die ſich mit den Anforderungen der Gegenwart ſo ſchlecht vertrugen. Noch einmal hatte ihn im Brand- und Schlachtlärm des Tages „wieder eine unendliche Sehnſucht nach der blauen Blume beſchlichen,“ er hatte „die bezauberte Laute ergriffen und ein Lied geſungen, worin er ſich allen holdſeligen Übertreibungen, aller Mondſcheintrunkenheit, allem blühenden Nachtigallen-Wahnſinn der einſt ſo geliebten Weiſe hingab“[875]). Nun aber, nachdem er einem unwiderſtehlichen Drange des Herzens Genüge gethan, nachdem er in glanzvollſter Art „die alte lyriſche Schule der Deutſchen beſchloſſen“, wollte er nicht länger ein Nachzügler im Heere der Romantik ſein, der Verſtand behauptete ſein Recht, und wie geringe Befriedigung das ungeordnete Chaos der politiſchen Zuſtände in Deutſchland und der aufregende Kampf der Parteien auch ſeinem Schönheitsgefühl bieten mochten, er ſchrak nicht länger vor der Aufgabe zurück, dies Chaos poetiſch zu bewältigen und ſein Lied, gleich den anderen Dichtern, zur Waffe im Fort-

schrittskampfe der Zeit zu machen. Daſs ihm der Entschluſs dazu schwer fiel, verrathen uns die Worte eines Briefes an Varnhagen [576]): „Dieſes neue Geschlecht will genießen und sich geltend machen im Sichtbaren; wir, die Alten, beugten uns demüthig vor dem Unsichtbaren, haschten nach Schattenküſſen und blauen Blumengerüchen, entsagten und flennten, und waren doch vielleicht glücklicher, als jene harten Gladiatoren, die so stolz dem Kampftode entgegen gehen. Das tausendjährige Reich der Romantik hat ein Ende, und ich selbst war sein letzter und abgedankter Fabelkönig. Hätte ich nicht die Krone vom Haupte fortgeschmiſſen und den Kittel angezogen, sie hätten mich richtig geköpft.“ Ein unvermittelter Sprung ist jedoch in Heine's Ansichten und literarischer Entwicklung auch hier nicht vorhanden; vielmehr nahm der Poet, indem er sich jetzt für eine Zeitlang vorherrschend der politischen Dichtung zuwandte, genau die Stellung zu den Zeitfragen ein, welche seine skeptische Natur und sein realistischer Haſs gegen die unklaren, im Nebelmeer der Allgemeinheit verschwimmenden Phrasen des Liberalismus ihm anwieſen. Da er die sanguinischen Hoffnungen der Freiheitsdichter nicht theilte, da er in den öffentlichen Zuständen der Heimat nirgends die Anfänge einer neuen und beſseren Ära zu erblicken vermochte, unterließ er es durchaus, in den allgemeinen Enthusiasmus mit einzustimmen; im Gegentheil, er trug offen den kälteſten Unglauben, den schwarzblütigſten Peſſimismus zur Schau, der keine politische Befreiung für möglich hielt, so lange sich die liberale Bewegung mit schönklingenden Redensarten begnüge, die nicht den mindeſten Rückhalt in der unfreien Wirklichkeit fänden. Der Muth, mit welchem Heine in seinen satirischen Zeitgedichten aus dieſer Periode die Jämmerlichkeit der politischen Zustände in Deutschland kritisierte, die tollkühne Verwegenheit, mit welcher er in den „Lobgesängen auf König Ludwig,“ in dem „Kaiſer von China,“ in dem „Neuen Alexander“ [577]) und ähnlichen Pasquillen das frivole Spiel der Monarchen mit den Volksintereſsen brandmarkte, erhalten erſt ihre rechte Beleuchtung, wenn man sich vergegenwärtigt, daſs der Verfaſser keineswegs an eine in Bälde bevorstehende siegreiche Revolution glaubte, sondern den ganzen Freiheitsrausch für eitel Wind ansah. Er verletzte und reizte also die Gewalthaber aufs äußerſte, während er gleichzeitig der vertrauensſeligen Maſse des Volkes sehr unliebsame Wahrheiten sagte, und, nach jeder Seite hin Anstoß gebend, es vollends mit allen Parteien verdarb. Eine charakteriſtische Umwandlung vollzog sich um dieſe Zeit, wie in Heine's Gemüth, so auch auch in seiner

poetischen Produktion. Je mehr er sich isoliert fühlte in seiner hoffnungslosen Auffassung der politischen Verhältnisse, desto mehr verzerrte sich auch in seinen Gedichten das heitere Götterlächeln des Humors zu einem scharfrichterlichen Grinsen, das sich eiskalt in unsere Seele bohrt. „Atta Troll" schließt die humoristische Periode des Dichters ab; jetzt beginnt die satirische, die sich nach den abermaligen politischen Enttäuschungen des Revolutionsjahres 1848 zum cynischsten Nihilismus steigerte. Es läßt sich dieser stufenweis fortschreitenden Entwicklung logische Konsequenz nicht absprechen, aber das Resultat ist weder menschlich wohlthuend, noch ästhetisch erfreulich. Wenn Heine einmal sagte: „Ich mag Börne's Briefe aus Paris nicht lesen — Galle ist ein bitteres Getränk", so könnte man diesen Ausspruch fast mit demselben Rechte auf die Mehrzahl seiner eigenen satirischen Zeitgedichte anwenden. „Die Tendenz", „Verheißung", Der „Wechselbalg", „An Georg Herwegh, bei seiner Ausweisung aus Preußen", „An den Nachtwächter, bei späterer Gelegenheit", „Zur Beruhigung", „Verkehrte Welt", „Erleuchtung", „Unsere Marine", „Die Weber" — Alles Galle, bittere Galle in schön geschliffenen Gefäßen, Sterbeflüche der Verdammten, Hohngelächter der Dämonen der Finsternis über den Jammer einer todgeweihten, von innerer Fäulnis und Lüge verpesteten Welt!

Obschon Heine noch am 12. April 1843 seinem Bruder Maximilian geschrieben[578]): „Nach Deutschland gehe ich nie und nimmermehr zurück," und nicht lange zuvor scherzweise erklärt hatte, daß er nur unter einer Bedingung dorthin kommen werde: „wenn ihm Preußen seine Festungen ausliefere," finden wir ihn doch Ende Oktober desselben Jahres auf dem Wege nach Hamburg. Kindliche Liebe, der Wunsch, seine zweiundsiebzigjährige Mutter noch einmal wiederzusehen[579]), führte ihn nach mehr als zwölfjähriger Abwesenheit zu einem kurzen Besuch in die Heimat. Über Aachen, Köln, Münster und Osnabrück nach Hannover reisend, traf er am 1. November in Hamburg ein, wo er bis Mitte December verblieb. Im Juli des folgenden Jahres wiederholte er von Havre aus seinen Besuch, und brachte diesmal Mathilden mit, die aber durch eine plötzliche Erkrankung ihrer Mutter schon in den ersten Tagen nach Paris zurückgerufen ward, während Heine seinen Aufenthalt in Hamburg bis Ende September ausdehnte. Er verkehrte dort, außer dem Umgang mit der Mutter und Schwester und den Oheimen Henry und Salomon, besonders mit Julius Campe, mit seinem alten Freunde dem Papierhändler Michaelis, mit Ir. François Wille,

dem Redakteur der „Literariſchen und kritiſchen Blätter der Börſenhalle,“ und mit dem Gymnaſiallehrer Dr. Fuchs, einem ſarkaſtiſchen Sonderling, der ſich hauptſächlich für philoſophiſche Studien intereſſierte. Gewöhnlich kam der Dichter mit dieſen alten und neuen Freunden, denen ſich gelegentlich auch Wienbarg und ein früherer Schiffskapitän Homann aus Huſum anſchloſſen, an deſſen zutraulicher Derbheit Heine ſich baſs amüſierte, Abends im Alſterpavillon zuſammen. Er klagte bei ſeinem erſten Beſuche in Hamburg viel über ſeine abnehmende Popularität, über die philiſtröſe Ernſthaftigkeit des Publikums, die es ihm verleide, Etwas zu wagen, weil man grämlich über jeden witzigen Einfall mit ihm ins Gericht gehe und das Gold der Poeſie einzig noch auf die plumpe Bleiwage der politiſchen Geſinnung lege. Die Eindrücke ſeiner Reiſe beſchrieb er nach der Rückkehr im Wintermärchen „Deutſchland“, das ſich ſchon durch ſeinen Titel als Gegenſatz zum Sommernachtstraume „Atta Troll“ ankündigte. Es iſt Heine in dieſem Gedichte am glücklichſten gelungen, ſeiner realiſtiſchen Auffaſſung der politiſchen Verhältniſſe einen poetiſchen Ausdruck zu geben. Die beißende Satire hat hier eine moraliſche und äſthetiſche Berechtigung, weil ſie des höheren Standpunkts nicht ermangelt, von welchem aus der Dichter, wie von einem Archimedespunkte, die alte Welt aus den Angeln hebt. Sein Spott vernichtet diesmal nicht bloß um zu vernichten, ſondern um aufzuräumen mit dem Bauſchutte der Vergangenheit, um die erſtickende Luft durch ein Gewitter zu reinigen und den Nebel der politiſchen Romantik zu verſcheuchen. Die Zeit iſt freilich vorüber, wo Heine ſich über den poſitiven Werth dieſer oder jener Staatsform, dieſes oder jenes ſocialen Syſtemes den Kopf zerbrach, er läſſt es auch heute noch unentſchieden, ob Republik oder Kaiſerthum, Socialismus oder Kommunismus die beſſere Weltordnung einrichten ſollen; aber ſchon der Nachweis, daſs die vorhandenen Zuſtände in ihrer nichtswürdigen Heuchelei, in ihrem widerwärtigen Gemiſch von „gothiſchem Wahn und modernem Lug,“ völlig unhaltbar ſeien, ſchon dieſe dreiſte Beleuchtung des Zwitterweſens von mittelalterlicher Feudalwirthſchaft und chriſtlich-germaniſcher Nationalitätsſchwärmerei übte eine befreiende Wirkung. Aus dem Spotte, mit welchem Heine zugleich Manches angriff, was in Deutſchland für herrlich galt, können wir, wie Gottſchall mit Recht bemerkt[580]), einem ſatiriſchen Dichter unmöglich einen Vorwurf machen; denn an dieſe Verherrlichung hing ſich gerade damals ſo viel Forciertes und Unwahres an, daſs wenigſtens dies Anhängſel die Satire herausforderte. Selbſt die cyniſche Phantasmagorie von der Zukunft Deutſchlands wird

melodiſch übertönt durch die gewaltigen Strophen des Schlußgeſanges, in welchen der Dichter die ſtrafende Macht der Poeſie verherrlicht, aus deren „ſingenden Flammen“ es für die von ihr Verdammten keine Erlöſung giebt. Niemals aber ſprach ſich Heine deutlicher und ſelbſtbewuſſter über die welthiſtoriſche Miſſion ſeiner revolutionären Spottlieder aus, als in jener Stelle, wo der unheimliche Dämon, welcher ihm in der Mondnacht zu Köln auf Schritt und Tritt nachfolgt, auf ſein Befragen die Antwort giebt[581]):

„Ich bin kein Geſpenſt der Vergangenheit,
Kein grabentſtiegener Strohwiſch,
Und von Rhetorik bin ich kein Freund,
Bin auch nicht ſehr philoſophiſch.

„Ich bin von praktiſcher Natur,
Und immer ſchweigſam und ruhig.
Doch wiſſe: was du erſonnen im Geiſt,
Das führ' ich aus, das thu' ich.

„Und gehn auch Jahre drüber hin,
Ich raſte nicht, bis ich verwandle
In Wirklichkeit, was du gedacht;
Du denkſt, und ich, ich handle.

„Du biſt der Richter, der Büttel bin ich,
Und mit dem Gehorſam des Knechtes
Vollſtreck' ich das Urtheil, das du gefällt,
Und ſei es ein ungerechtes.

„Dem Konſul trug man ein Beil voran,
Zu Rom, in alten Tagen.
Auch du haſt deinen Liktor, doch wird
Das Beil dir nachgetragen.

„Ich bin dein Liktor, und ich geh'
Beſtändig mit dem blanken
Richtbeile hinter dir — ich bin
Die That von deinem Gedanken.“

Das „Wintermärchen“ wurde zuerſt im September 1844 am Schluſſe der „Neuen Gedichte“, und gleichzeitig in einem Separatabdrucke, veröffentlicht. Der Cenſor Hoffmann beanſtandete den Abdruck zahlreicher ſcharfer Stellen des Gedichtes; Campe wuſſte aber von dem feingebildeten Syndikus Sieveking dennoch das Imprimatur ohne Ausmerzung einer einzigen

Pointe zu erlangen. Nur ein paar allzu cyniſche Strophen wurden von dem während des Druckes in Hamburg weilenden Verfaſſer nachträglich, auf Wille's Rath, geändert. In Preußen wurde der Verkauf des Gedichtes ſofort ſtrengſtens verboten; doch diente dies Verbot, bei den damaligen Verhältniſſen des deutſchen Buchhandels, ſtatt dem Abſatze zu ſchaden, demſelben vielmehr als willkommene Reklame. Der Dichter ſelbſt freilich durfte fortan die preußiſchen Staaten nicht wieder betreten; denn an jedem Grenzorte harrten ſeiner die gemeſſenſten Verhaftsbefehle, welche alljährlich erneuert wurden. „Wegen ſolcher Unſicherheit der Wege," ſcherzte Heine in der Vorrede zum „Atta Troll", als er dieſen mit einigen Zuſätzen und Änderungen 1847 in Buchform herausgab[582]), „wird mir das Reiſen in den deutſchen Gauen ſchier verleidet, ich feiere deßhalb meine Weihnachten in der Fremde, und werde auch in der Fremde, im Exil, meine Tage beſchließen. Die wackeren Kämpen für Licht und Wahrheit, die mich der Wankelmüthigkeit und des Knechtſinns beſchuldigten, gehen unterdeſſen im Vaterlande ſehr ſicher umher, als wohlbeſtallte Staatsdiener, oder als Würdenträger einer Gilde, oder als Stammgäſte eines Klubbs, wo ſie ſich des Abends patriotiſch erquicken am Rebenſafte des Vater Rhein und an meerumſchlungenen ſchleswig-holſtein'ſchen Auſtern."

Die „Neuen Gedichte" hatten, von dem „Schwabenſpiegel" als Nachrede begleitet, urſprünglich ſchon im Jahre 1838 erſcheinen ſollen. Gutzkow aber, welcher das Manuſkript bei Campe eingeſehen, hatte dem Verfaſſer den, in einem ausführlichen Briefe motivierten, dringenden Rath ertheilt, ſeines poetiſchen Rufes willen einen großen Theil des Buches, namentlich die im Cyklus „Verſchiedene" enthaltenen erotiſchen Tändeleien, nicht wieder abdrucken zu laſſen. Heine fügte ſich damals, — wie er an Campe ſchrieb[583]), „um mit Gutzkow nicht in die peinlichſten Miſsverſtändniſſe zu gerathen." Jetzt aber wies er all' dieſen hochgeſchürzten Frauengeſtalten aus dem Jardin Mabille, der Grande Chaumière und anderen anrüchigen Vergnügungslokalen einen Platz in ſeiner neuen Liederſammlung an, und erregte dadurch abermals ſo begründeten Unwillen bei der Mehrheit des Publikums, daſs auch die geſammte Kritik faſt nur Worte des Tadels für ſolchen Miſsbrauch des poetiſchen Talentes fand, und die vereinzelten herrlichen Romanzen ganz überſah, welche doch ſelbſt hier wieder Zeugnis dafür ablegten, daſs Heine, trotz aller Verirrungen, immer noch der liebesgewaltige Zauberer ſei, welcher den Saiten der Harfe Weiſen voll unſterblichen Wohllauts zu entlocken vermöge.

# Viertes Buch.

# Erſtes Kapitel.

## Der Erbſchaftsſtreit.

Der zweimalige Beſuch Heine's in Deutſchland und der glänzende Erfolg des „Wintermärchens," deſſen unerhört kühner Ton alle gegen den Dichter erhobenen Vorwürfe eines ſervilen Geſinnungswechſels verſtummen machte, hatten in ihm aufs Neue ein lebhaftes Intereſſe für die politiſchen Kämpfe der Heimat erweckt. Manche hervorragende Stimmführer der neuen Bewegung waren Anfangs der vierziger Jahre nach Paris verſchlagen worden, und traten mit ihm in einen anregenden Verkehr. Beſonders Dingelſtedt war ihm eine liebenswerthe Erſcheinung, und Heine ſprach mit Hochachtung über ſein ſchönes Talent, welchem er jedoch nicht in der Poeſie, ſondern in der Proſa eine bedeutende Zukunft verhieß [884]). Minder erbaut war er von Herwegh's Perſönlichkeit und dichteriſcher Begabung. Das Anſehen, in welchem Dieſer bei der republikaniſchen Partei in Paris ſtand, und die Anerkennung, welche ihm ſogar in franzöſiſchen Journalen gezollt wurde, mögen freilich der Eitelkeit Heines, der in den Augen der Pariſer verdunkelt zu werden fürchtete, etwas empfindlich geweſen ſein; im Ganzen aber wird man dem Urtheil, das er über den Verfaſſer der „Gedichte eines Lebendigen" äußerte, einen prophetiſchen Scharfblick nicht abſtreiten können. „Er hat mich auch beſucht, dieſer Herwegh," ſagte Heine im Frühjahr 1847 zu Kertbeny [885]), „und hat gethan wie ein großer Dichter, der einen Kollegen zweiten Ranges einiger Worte würdigt; ich ließ ihn aber ſchön anlaufen, wie alle dieſe Größen, die nach mir gekommen; denn ich bleibe doch ein

Gott unter diesen Menschen, ich bin doch der Heine, den man sogar ins Japanesische und Malayische übersetzt — Herwegh aber hatte nur ein gewisses Pfündchen, das er sehr hübsch geprägt verausgabte, und nun ist er leer und arm, ein heruntergekommener Verschwender. Sie werden sehen, er bleibt nun ewig stumm, und wird bloß von seinem Ruhme zehren. Dann lacht Herwegh nie, und ein Poet mit einem so verbitterten Gesichte hat nicht viel Verstand, es weist Dies auf eine magere Einseitigkeit seines Lebensblickes hin." Im ungedruckten Nachlasse Heine's befindet sich noch ein („Simplicissimus" betiteltes) ursprünglich für die „Vermischten Schriften" bestimmt gewesenes, später aber durch die harmlosere „Audienz" ersetztes ***) Spottgedicht auf die lächerliche Rolle, die Herwegh 1848 bei der republikanischen Schilderhebung in Baden spielte. Für die von Arnold Ruge und Karl Marx Anfangs 1844 herausgegebenen „Deutsch-französischen Jahrbücher" lieferten sowohl Heine wie Herwegh poetische Beiträge. Als diese Zeitschrift, nach Veröffentlichung des ersten Doppelheftes, wegen differierender Ansichten der Redakteure über den Kommunismus sofort wieder einging, interessierte Heine sich lebhaft für das Fortbestehen des von Heinrich Börnstein in Paris begründeten deutschen Wochenblattes „Vorwärts," in welchem er mehrere scharfe politische Satiren abdrucken ließ. Nachdem er vergeblich Ruge zu bereden gesucht, die Führung des bisher ziemlich farblosen Journals zu übernehmen, gelang es ihm, den früheren Redakteur der „Mannheimer Abendzeitung", Ch. L. Bernays, für die Redaktion des „Vorwärts" zu gewinnen. Das Blatt nahm jetzt eine stark kommunistische Färbung an, und die schonungslosen Angriffe auf hohe Häupter, unter welchen Heine's Gedichte den ersten Rang einnahmen, hatten die Verurtheilung des Herrn Bernays zu einer mehrmonatlichen Haft in Saint-Pélagie und eine Beschwerde der preußischen Gesandtschaft zur Folge. Letztere überreichte im Auftrag ihrer Regierung Herrn Guizot eine Note, in welcher behauptet ward, es habe sich in Paris eine revolutionäre deutsche Propaganda gebildet, die aufrührerische Bücher und Journale drucken und in Deutschland vertheilen lasse und eine förmliche Revolution für Deutschland organisiere. Die französische Regierung, welche, zu freundnachbarlichem Einschreiten aufgefordert, die Sache streng untersuchen ließ, fand Nichts, als das Bestehen des radikalen deutschen Blättchens, und Herr Herr Guizot unterzeichnete am 11. Januar 1845 eine Verordnung, welche sämmtliche Mitarbeiter des „Vorwärts" binnen 24 Stunden aus Paris, binnen kürzester Zeit aus

Frankreich verwies. Heine wurde durch die irrige Annahme, daſs er naturalisierter Franzoſe ſei, Herwegh als Schweizer Bürger durch ſeinen Geſandten geſchützt; Börnſtein und Bernays wanderten nach Amerika, Marx über Brüſſel nach England aus; Ruge kehrte nach Dresden zurück. Die Abſicht, eine Reihe politiſcher Briefe über Deutſchland und über die veränderte Stimmung, welche er daſelbſt vorgefunden, gleichzeitig in deutſcher und franzöſiſcher Sprache zu veröffentlichen[887]), gab Heine in Folge dieſer neuen, ernſtlichen Bedrohung ſeines Pariſer Aſylrechtes auf.

Um dieſe Zeit trat ein Ereignis ein, das auf Heine's künftiges Lebensſchickſal den betrübendſten Einfluſs übte, die Gemüthsruhe des ungewöhnlich reizbaren Mannes aufs heftigſte erſchütterte, und, wo nicht den Keim zu der langwierigen ſchmerzvollen Krankheit legte, die ihn an ein achtjähriges Marterbrett feſſelte, ſo doch denſelben zu vorzeitig ſchneller Entfaltung und zu gewaltſamem Ausbruche trieb. Wir wiſſen, daſs die Geſundheit des Dichters ſich während ſeines Aufenthaltes in Frankreich ſehr gebeſſert hatte, und daſs er, abgeſehen von einer ernſthaften Beläſtigung durch die Gelbſucht, höchſtens einmal von leichten Unpäſslichkeiten heimgeſucht worden war, wie im Februar 1837 von der Grippe, — „dieſer charakterloſen Zuſtemilien-Krankheit, die Ludwig Philipp erfunden zu haben ſcheint, wodurch man weder leben noch ſterben kann, eine Cholera ohne Gefahr und Poeſie“[888]). Nur ein Augenleiden, von welchem er zuerſt im Herbſt 1837 während des Aufenthaltes in Havre befallen worden, war ſeitdem mehrmals in verſtärktem Grade zurückgekehrt und hatte ihm ernſtliche Beſorgniſſe eingeflößt. Das rechte Auge, deſſen Pupille Anfangs faſt bis zur Größe der ganzen Iris erweitert war, drohte zu Zeiten die Sehkraft völlig zu verlieren, der Dichter muſſte ſich oft Tage lang alles Leſens und Schreibens enthalten, und nur der trefflichen Behandlung des berühmten Augenarztes Dr. Sichel glaubte er es zu verdanken, daſs die in Ausſicht ſtehende Gefahr der Erblindung ſich ſtets von Neuem wieder verzog[889]). Da traf ihn plötzlich die Nachricht, daſs ſein Oheim Salomon Heine in Hamburg am 23. December 1844 geſtorben ſei, und daſs der Sohn und Haupterbe Karl Heine die Fortzahlung der im Teſtamente nicht ausdrücklich erwähnten Monatsrente des Dichters, die ſeit Jahren der zuverläſſigſte Poſten ſeiner Einnahme geweſen, beanſtande. Während Salomon Heine den öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten in Hamburg und Altona, ſeinen Schwiegerſöhnen oder deren Kindern, ſowie den Söhnen ſeiner übrigen Brüder

die ſplendideſten Legate ausgeſetzt, waren Heinrich Heine und Deſſen Brüder nur mit der verhältnismäßig geringen Summe von je 8000 Mark Banko bedacht. Die Form der Benachrichtigung ließ ſogar Zweifel darüber zu, ob der Sohn des Erblaſſers nicht ſelbſt an die Auszahlung dieſes Legates die willkürliche Bedingung knüpfen wolle, daſs der Dichter ſich in bündigſter Art verpflichte, niemals eine Zeile zu ſchreiben, durch welche irgend ein Mitglied der Karl Heine'ſchen Familie verletzt werden könne. Obſchon das Teſtament die Klauſel enthielt, daſs jede Unzufriedenheit mit den Beſtimmungen des Teſtators, jeder Verſuch, den Haupterben im ruhigen Beſitze des ihm Vermachten zu ſtören, für den Betreffenden den gänzlichen Verluſt jedes Anrechts auf das ihm Zugeſprochene nach ſich ziehn ſolle, war H. Heine bei der erſten Kunde von der Handlungsweiſe ſeines Vetters doch feſt entſchloſſen, ſein bedrohtes Recht auf gerichtlichem Wege geltend zu machen. „Was Sie mir," ſchrieb er ſeinem Freunde Julius Campe, den er mit der Wahrnehmung ſeiner Intereſſen betraute[500]), „von einer Teſtamentsklauſel ſagen, wodurch man wegen gerichtlicher Klage ſein Legat einbüßen könne, ſo iſt Das eitel Spiegelfechterei, wie Dergleichen bei vielen Teſtamenten vorkömmt; wäre ſie ernſthaft durchzuführen, ſo brauchte der Univerſalerbe eigentlich gar kein Legat auszuzahlen; denn wegen Chikanen muſs man doch klagen, ſonſt bekömmt man Nichts von gewiſſen Leuten; — und nun ſollte eben dieſe Klage das Reſultat haben, daſs man Nichts bekäme? Wie können vernünftige Leute ſich durch ein ſolches Dilemma des Unſinns verblüffen laſſen! Nein, liebſter Freund, mein Legat wird nicht präjudiciert durch eine Klage zur Erlangung meiner Penſion, eben ſo wenig wie letztere präjudiciert wird durch die Annahme des Legats." H. Heine vermochte durch die bündigſten Dokumente von des Oheims eigener Hand ſein Recht auf die Fortzahlung der Monatsrente zu beweiſen; auch ſtellte ihm der Komponiſt Meyerbeer ſofort ein ſchriftliches Zeugnis darüber aus, daſs Salomon Heine, als er dem Neffen durch ſeine Vermittelung die Penſion bewilligte, ſie auf Lebenszeit konſtituierte, indem ſie namentlich dazu dienen ſollte, ihn in ſeinen alten Tagen vor Nahrungsſorgen zu ſchützen und unterdeſſen ſeine Geiſtesfreiheit zu fördern[501]). Unter dieſen Umſtänden war der Dichter entſchloſſen, ſich nicht ein Haarbreit von ſeinem Rechte abzwacken zu laſſen. „So Viel werden Sie merken," ſchrieb er an Campe bei der erſten Kunde von der unedlen Handlungsweiſe ſeines Vetters und Jugendfreundes, die ihn in die ſchmerz-

lichſte Beſtürzung verſetzte[502]), „daſs ich einen Todeskampf beginnen und neben den Gerichten auch die öffentliche Meinung für mich gewinnen will, im Fall Karl Heine nicht nachgiebt. Ich will mein Recht, und müſſte ich es mit meinem Tode beſiegeln . . . Ich werde ohne Zaudern handeln, obgleich ich krank und elend bin und kaum die Feder in der Hand halten kann. Aber welch ein Unglück! Ich provocierte wahrlich Nichts. Welche Miſtkarren von Dreck — an letzteren bin ich gewöhnt — Andere ſind nicht daran gewöhnt, und bedenken ſich vielleicht, ehe ſie das Signal geben, wobei der Pöbel ein Gaudium hat. Ich bin auf Alles gefaſſt — ſeit zwei Tagen ſitzt meine Frau wie ein Marmorbild am Kamin und ſpricht kein Wort: das Unerhörte hat ſie wie verſteinert. Ich bin nie ſo entſchloſſen geweſen wie jetzt, und die klugen Leute haben eine große Dummheit begangen, daſs ſie mich nicht geſchont . . . Aufrecht erhält mich nur mein ſittliches Bewuſſtſein, die Verachtung des Schlechten und mein beleidigtes Rechtsgefühl. Letzteres will ich um jeden Preis befriedigen, und es iſt hier nicht bloß eine Geldfrage. Auf geſchmeidigen Wegen und durch die gemeinen Mittel könnte ich die Gelddifferenz wohl beſeitigen. . . E. Arago und Cremieux haben ſich unverzüglich konſultiert, ſo daſs ich den Proceſs, wenn ich ihn machen muſs, mit gutem Winde führe.“ Campe beeilte ſich, den Freund ſeiner bereitwilligſten Unterſtützung zu verſichern, rieth aber zu Vermittelungsverſuchen, „die gewiſs eher, als das ſofortige Ergreifen feindlicher Maßregeln, zum Ziel führen würden. H. Heine war entgegengeſetzter Anſicht. „Ich kenne Karl Heine beſſer,“ erwiderte er[503]), „Der iſt eben ſo ſtarrköpfig wie verſchloſſen. Auf dem Wege der Ambition kann man ihm nicht beikommen, denn er iſt in dieſer Beziehung das Gegentheil des Vaters, der der öffentlichen Meinung wie ein Höfling ſchmeichelte; Karl Heine'n iſt es ganz gleichgültig, was die Leute reden. Er hat nur drei Leidenſchaften: die Weiber, Cigarren und Ruhe. Wenn ich die Hamburger Freudenmädchen gegen ihn aufwiegeln könnte, müſſte er bald nachgeben. Seine Cigarren kann ich ihm nicht nehmen — aber ſeine Ruhe. Hier iſt die Lücke des Harniſches, die ich benutzen werde, und dazu dient mir eben der Proceſs, der nur der Rahmen ſein ſoll zu den Tribulationen, die ich aushecke: da kann ich unaufhörlich in den Zeitungen reklamieren, Memoiren ſchreiben, Gott und die Welt als Zeugen einmiſchen, bei jedem Incidenzpunkt einen Eid ſchwören laſſen more majorum — nein, Das hält er nicht aus, und er bittet mich um Gotteswillen aufzuhören — ehe ich noch den

Proceß verloren habe. Ob ich, um ihn zu gewinnen, hinreichende Beweisthümer beſitze, iſt Nebenſache, obgleich ich auch da gut verſorgt bin. Aber ich kenne zu gut die Fatalität des Ortes und der richterlichen Willkür, um auf ein Gewinnen allein zu rechnen.“ Im weiteren Verlaufe des Briefes erklärt ſich jedoch der Dichter bereit, die Vermittelung des Präſes am Handelsgericht, Dr. Adolf Halle, eines Schwagers von Karl Heine, in Anſpruch zu nehmen. Dr. Halle hatte das Teſtament Salomon Heine's abgefaſſt, und der Dichter machte ihm den Vorwurf, daſs er wenigſtens ſtillſchweigend Viel an ihm verbrochen: „Er, der jede Stunde bei meinem Oheim überwachte, mittelbar oder unmittelbar, er hätte durch ein Wort die Gefahr abwenden können. Nein, er ſtand ruhig dabei, als das Meſſer gewetzt wurde, das mich ins Herz treffen muſſte, und als ich wirklich blutend zu Boden ſank, ſchreibt er mir einen liebenswürdigen Brief, worin er die größte Theilnahme für meine Geſundheit und meine literariſche Thätigkeit ausſpricht, meine materielle Noth aber aufs feinſte umgeht, die er, wo nicht befördert (Gott bewahre mich vor einer Anklage), doch ruhig entſtehen ließ. Doch ich halte ihn für den Beſten von Allen, und ich habe kein Recht, zu fordern, daſs er mehr Herz zeige, als ihm die Natur verliehen . . . Er wird vielleicht dieſe Gelegenheit gern ergreifen, um mir ſeinen generöſen Dienſteifer zu beweiſen, und er wird gewiſs ſeinen ganzen Kredit bei Karl Heine aufbieten, um der fatalen Streitſache ſo ſchnell als möglich ein Ende zu machen. Er iſt geſcheit genug, in der Tiefe einzuſehen, daſs hier wirklich periculum in mora iſt — Wahrlich, was jetzt noch als ein unbedeutendes Fünklein glimmt, praſſelt bald in lichte Flammen auf, und unverſehens ſteht der ganze Wald in Brand, und nicht bloß die Wölfe und Füchſe, ſondern ſogar die unſchuldigſten Haſen können dabei lebendig gebraten werden. Dr. Halle hat mehr Intelligenz und Einſicht, als die Andern, er weiß auch, daſs jetzt, wo der furchtbare Tyrann todt iſt, vor dem ich zitterte, die Familie gar keine Garantie meiner Unterwürfigkeit mehr beſitzt, daſs Beſchränkung in meinen Finanzen mich mehr erbittert als zähmt, daſs ich, ſchonungslos behandelt, auch ohne Schonung handeln kann, daſs ich, zum Äußerſten gebracht, mich ganz ruhig an den Pranger ſtellen werde, aber umgeben von meiner ganzen lieben Familie, die auch am Pranger ſtehen und weit verdrießlichere Geſichter ſchneiden wird, als ich, der ich an Dergleichen ſchon etwas gewöhnt bin und mich übrigens alsdann in dem Purpurmantel meines Ruhmes verhüllen kann. Où peut-on

être mieux qu'au sein de sa famille!" Gleichzeitig erbot sich H. Heine, falls ihm die Fortzahlung der lebenslänglichen Pension von 4800 Franks, unbedingt und unverkürzt, legal zugesichert und die Hälfte derselben nach seinem Ableben seiner Frau garantiert würde, zur Ausstellung eines Reverses, worin er sein Ehrenwort gäbe, keine verletzende Zeile über Mitglieder seiner Familie zu schreiben. „Was den Revers betrifft", fügte er hinzu, „so liegt mir Wenig daran, daß Sie ihn so bindend als möglich ausstellen. Wahrlich, was ich schreibe, überliefere ich um keinen Preis einer Verwandtencensur, aber ich will gern meinen Privatgroll verschlucken und gar Nichts über das ..... pack schreiben, das sich alsdann seines obskuren Daseins ruhig erfreuen mag und seiner blöden Vergessenheit nach dem Tode sicher sei ... Ich habe im Grunde bessere Personen zu schildern, als die Schwiegersöhne meines Oheims. — So haben Sie freie Hand, und ich bitte Sie, schaffen Sie Ruhe meinem Geiste, der wirklich eine bessere Beschäftigung verdient. Ich ward durch die Geschichte in der köstlichsten Arbeit unterbrochen, und die widerwärtigsten Gelddiskussionen ertödten in mir alle Poesie. Und gar ein Proceß! Hätte ich kein Weib und übernommene Verpflichtungen, ich schmisse dem Volk den ganzen Bettel vor die Füße. Zum Unglück ist mein Wille auch so starr wie der eines Wahnsinnigen — Das liegt in meiner Natur. Ich endige vielleicht im Irrenhause." Die Unterredung Campe's mit Dr. Halle führte zu keinem Resultat, und Heinrich Heine sandte unterm 28. März 1845 seinem Verleger eine vom 29. Januar datierte, durch den Ministerresidenten der freien Städte, Herrn Viktor Rumpff, beglaubigte notarielle Vollmacht ein, worin Herr Campe zur Erhebung des Legates und zur Geltendmachung der Pensionsansprüche des Dichters auf jedem ihm gut dünkenden Wege ermächtigt ward [504]). Inzwischen hatte der so schwer in seinem Rechte und in seiner „eingewurzelten Liebe" für seinen Vetter gekränkte Mann einen letzten Versuch gemacht, den für alle Theile gleich verdrießlichen Erbschaftsstreit auf gütlichem Wege zu schlichten. „Vorgestern", bemerkte er in den die Vollmacht begleitenden Zeilen [505]), „habe ich Karl Heine den versöhnlichsten Brief geschrieben, ihn, für den Fall er beleidigt, um Verzeihung gebeten, und ihn bei aller Liebe und Freundschaft beschworen, mir direkt oder durch Sie ein Wort wissen zu lassen über seinen jetzigen Willen. Sie sehen, daß ich Alles gethan, ehe ich zum Proceß schreite; in Bezug des letzteren bin ich ganz Ihrer Meinung, mein Recht läuft mir nicht weg,

und durch Übereilung kann ich hier auf immer den Familienfrieden zerstören. Der Proceß wäre gewiß eine unauslöschliche Beleidigung. Karl Heine kann und darf ihn nicht machen. Mein Recht ist zu klar und notorisch.“ Auch sonst erwies sich der Dichter in diesem, ganz ohne sein Verschulden über ihn verhängten „Hamburger Successionskriege“ so entgegenkommend, wie möglich, gegen seinen halsstarrigen Vetter. „In der Erklärung,“ schrieb er an Campe[396]), „die Sie sich anheischig machen sollen zu drucken, um in der Presse das Ende des Handels anzukündigen, können Sie alle Schuld des Mißverständnisses auf mich schieben, die Großmuth der Familie hervorstreichen, kurz mich sakrificieren. Ich gestehe Ihnen heute offen, ich habe gar keine Eitelkeit in der Weise anderer Menschen, mir liegt am Ende gar Nichts an der Meinung des Publikums; mir ist nur Eins wichtig die Befriedigung meines innern Willens — die Selbstachtung meiner Seele.“, Das Legat wurde jetzt zwar ausbezahlt, nicht aber die Pension, obschon H. Heine fortfuhr, seinem Vetter mit den beweglichsten Worten ins Herz zu reden. „Karl Heine,“ klagt er in einem Schreiben an Campe vom 31. Oktober 1845[397]), „beharrt mit unbegreiflichster Hartnäckigkeit in seinem vorgefaßten Unrecht. Ich sage ihm in jedem Brief, daß ein Keim zu bösen Ausbrüchen zurückbleibt, so lange ich auch nur einen Schilling einbüße an der Pension, die er verpflichtet ist, im Namen seines Vaters zu zahlen, wenn ich auch, um mich in der Form nicht eigensinnig zu zeigen, für diese Auszahlung als für eine Gnadensache dankbar sein wolle, wenn sie unverkürzt und unbedingt stattfindet. Auf Bedingungen lasse ich mich jetzt gar nicht ein — meiner Autorwürde, meiner Federfreiheit, werde ich nicht das Geringste vergeben, wenn ich auch als Mensch den Familienrücksichten mich unterwürfig zeige.“ — „Aber leider“, heißt es in einem späteren Briefe[398]), „je mehr ich meinen Stolz kasteie und mich unterwürfig und flehend zeige, desto patziger und arroganter und beleidigender wird mein armer Vetter, der die Milde für Schwäche ansieht und nie begriff, daß ich gegen Jemand, den ich nicht wie ihn liebte, unbarmherzig meine ganze Stärke angewendet hätte. Ich will Ihnen keinen Vorwurf machen, daß auch Sie, wie so viele Andere, die an die Großmuth von Karl Heine glaubten, mich zu solcher Selbstdemüthigung angetrieben und an die Macht der versöhnenden Zeit appellieren hießen. Da hab' ich nun den Weg der Güte versucht, den mir die Freunde und das eigne Herz, das sich zu einem Kriege mit Karl Heine nicht entschließen konnte, so leidend angerathen; da habe ich nun meinen weicheren

Gefühlen gefolgt, während der kalte Erfahrungsverstand mir beständig in die Ohren zischte, daſs man in dieſer Welt ſelten durch Thränen und Flehen, aber durch das Schwert Etwas erlangt von den harten Geldmenſchen! Mein Schwert iſt meine Feder, und dieſes Schwert dürfte es am Ende wohl aufnehmen mit den Silberbarren und Advokatenkniffen, die meinem Vetter zu Gebote ſtehen! Dieſer beſtändige Widerſpruch, in welchem mein Gemüth und mein Verſtand ſich in jener Beziehung befanden, hat mich ein ganzes Jahr lang elend und zagend gemacht, und erſt jetzt, wo ich einſehe, daſs in Karl Heine's Bruſt kein menſchliches Herz ſchlägt, nachdem ich bei ihm gebettelt, ſtatt mein Recht zu verfechten, Alles um nicht nöthig zu haben, das Schwert zu ziehen gegen den Jugendfreund und Bruder, jetzt bleibt mir dennoch Nichts übrig als — — Ja, ich bin mit einem entſetzlichen Memoire beſchäftigt, ſeit einigen Tagen, wo die Inſolenz von Karl Heine dem Faſſe den Boden ausgetreten. Den Proceſs werde ich unterlaſſen, damit man ſehe, es iſt hier keine Geldfrage mehr — Alle Kniffe von Dr. Halle brauch' ich hier nicht zu fürchten, auf meinem eigenen Feld, wo ich Präſident bin, und keinem reichsſtädtiſchen Schlendrian ausgeſetzt. Meine Penſion achte ich für verloren, und ich ſchlage ſie in die Schanze. Ich, wie mir meine Ärzte (Dr. Roth und Dr. Sichel) aus Freundſchaft geſtanden und weil ſie wiſſen, daſs ich ein Mann bin, den der Tod nicht ſchreckt, ich habe nicht lange mehr zu leben, und meine Frau geht alsdann ins Kloſter und lebt von dem geringen Jahrgeld, das Sie ihr geben. Die Geldfrage tritt in den Hintergrund, ich bin ruhig, ſeit ich Alles gethan, was ein Menſch thun darf aus Liebe, ja Mehr, und der Genius vollbringt das aufgedrungene Tagewerk der Fatalität." Das hier erwähnte „Memoire" iſt, wenn es überhaupt geſchrieben ward, niemals gedruckt worden; um ſo eifriger jedoch Heine fortan bemüht war, durch ſchriftſtelleriſche Freunde ſeinen Erbſchaftsſtreit mit Karl Heine zur öffentlichen Debatte zu bringen, und durch die Macht der Preſſe einen ſtachelnden Einfluſs auf das Gewiſſen ſeines Vetters zu üben. Laube, Schücking und Andere kamen ſeinen Wünſchen mit mehr oder minder Bereitwilligkeit nach; vor Allem aber beſtrebte ſich der kaum einundzwanzigjährige Ferdinand Laſſalle, welcher im Januar 1846 von einem mehrmonatlichen Aufenthalte in Paris nach Berlin zurückkehrte, die dortigen Freunde des Dichters für ein planmäßiges Einſchreiten zur Vertretung ſeiner bedrohten Vermögensintereſſen zu gewinnen. Wie ſehr Derſelbe ſich das Vertrauen Heine's zu erwerben und ihm geiſtig zu imponieren

gewuſſt, ſagen uns die charakteriſtiſchen Empfehlungszeilen eines Briefes an Varnhagen [599]): „Mein Freund, Herr Laſſalle, der Ihnen dieſen Brief bringt, iſt ein junger Mann von den ausgezeichnetſten Geiſtesgaben: mit der gründlichſten Gelehrſamheit, mit dem weiteſten Wiſſen, mit dem größten Scharfſinn, der mir je vorgekommen, mit der reichſten Begabnis der Darſtellung, verbindet er eine Energie des Willens und eine Habilité im Handeln, die mich in Erſtaunen ſetzen, und wenn ſeine Sympathie für mich nicht erliſcht, ſo erwarte ich von ihm den thätigſten Vorſchub. Jedenfalls war dieſe Vereinigung von Wiſſen und Können, von Talent und Charakter, für mich eine freudige Erſcheinung, und Sie, bei Ihrer Vielſeitigkeit im Anerkennen, werden gewiſs ihr volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen. Herr Laſſalle iſt nun einmal ſo ein ausgeprägter Sohn der neuen Zeit, die Nichts von jener Entſagung und Beſcheidenheit wiſſen will, womit wir uns mehr oder minder heuchleriſch in unſerer Zeit hindurchgelungert und hindurchgefaſelt." — „Ich liebe Sie ſehr," heißt es in einem etwas ſpäteren Briefe an Laſſalle [600]); „es iſt ja nicht anders möglich, Sie quälen ja Einen ſo lange, bis man Sie liebt. . . Heut beſchränke ich mich darauf, Ihnen zu danken; noch nie hat Jemand ſo Viel für mich gethan. Auch habe ich noch bei Niemand ſo viel Paſſion und Verſtandesklarheit vereinigt im Handeln gefunden. Wohl haben Sie das Recht, frech zu ſein — wir Andern uſurpieren bloß dieſes göttliche Recht, dieſes himmliſche Privilegium — In Vergleichung mit Ihnen bin ich doch nur eine beſcheidene Fliege . . . Wie freut es mich, daſs ich mich nicht in Ihnen geirrt; aber auch Niemanden habe ich je ſo viel getraut, — ich, der ich ſo miſstrauiſch durch Erfahrung, nicht durch Natur. Seit ich Briefe von Ihnen erhielt, ſchwillt mir der Muth und ich befinde mich beſſer." Der überzeugenden Beredſamkeit Laſſalle's gelang es unter Anderm, den Fürſten Pückler zur Abfaſſung eines Schreibens an Karl Heine zu bewegen, das ein hochſinniger Appell an die Ehrenhaftigkeit des Millionärs war, welcher dem berühmten Dichter und nahen Verwandten hartherzig das Stück Brot verweigerte, auf das er durch ein nie widerrufenes Verſprechen Salomon Heine's und durch alle Geſetze der Pietät ein wohlbegründetes Recht beſaß. „Welch ein grand seigneur!" rief der Dichter aus, als Laſſalle ihm das Schreiben des Fürſten abſchriftlich mittheilte [601]). „Sein Brief iſt nicht bloß ein ſchriftſtelleriſches Meiſterſtück, ſondern auch ein bedeutſames Denkmal, bedeutſamer als es ihm ſelber dünken mag, in Bezug auf unſere ſocialen Ver-

hältniſſe und Umwälzungen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daſs dieſer Brief gedruckt werden muſs, er iſt von dem allgemeinſten Intereſſe, und die Sehenden werden wohl merken, daſs Dies nicht eigentlich ein Schreiben Pückler's iſt an A. B. in Sachen C. D., ſondern daſs hier einer der letzten Ritter der alten Geburtsariſtokratie den Emporkömmlingen der neuen Geldariſtokratie noch zuletzt eine Lektion giebt über das Thema der Ehre, und zwar zum Beſten des beleidigten Genius — Ja, die Lektion iſt ſiegreich, der chevalereske Hochſinn zeigt ſich hier auf ſeinem ſchönſten Turnierroſſe und in ſeinem fleckenloſeſten Harniſch, dem Point d'honneur und der Loyauté; das plumpe Krämerthum, ich hätte faſt geſagt das Bürgerthum, findet hier ſeine kläglichſte Niederlage, und an Verhöhnung wird es nicht fehlen, zumal von Seiten der allermodernſten Gegner der jetzigen Geldherrſchaft — Sie wiſſen, welche Leute ich meine. Der Genius freilich ſpielt hier eine trübſelige Figur; die Romantik, die er ſelber auf den Tod befehdet, tritt hier großmüthig für ihn ſelbſt in die Schranken, denn am Ende, wenn Pückler auch Fürſt in den Idealprovinzen des Geiſtes iſt, ſo iſt er es doch auch in dem preußiſchen Schleſien, und ſeine Handlungsweiſe iſt eben ſo adlig als edel." Es war Heine's Wunſch, daſs Varnhagen für die „Allgemeine Zeitung" einen von ihm mit ſeinem Namen zu unterzeichnenden Artikel ſchriebe und demſelben den Brief des Fürſten einflechte. „Es iſt gewiſs gut," bemerkte er[602]), „daſs eben die härteſten Dinge und Androhungen in jenem milden und wunderbar lindernden Stile geſchrieben werden, deſſen nur Varnhagen fähig iſt, und wodurch er eine Puiſſance geworden, die ihres Gleichen nirgends findet. Ja, Varnhagen's Stil iſt wahrlich die eiſerne Hand mit einem Handſchuh von Sammt, und der wird meinem Vetter einen Handſchlag geben, den er nicht vergiſſt bis ans Ende ſeiner Tage." Varnhagen aber rieth mit gewohnter Mäßigung von jeder provocierenden Veröffentlichung ab, er erklärte es für unſchicklich, den Brief des Fürſten drucken zu laſſen, und fand es viel geeigneter, durch Vermittelung Mendelsſohn's und anderer Berliner Freunde erneute Verſuche zu einer gütlichen Beilegung der Differenz zu unternehmen. „Denken Sie ſich," ſchrieb H. Heine Mitte Februar 1846 ärgerlich an Laſſalle[603]), „Varnhagen, der ſo erfahrene Weltmann, iſt noch ſo abergläubiſch, daſs er mir das Eiapopeia vorſingt, womit man mich ſchon vor einem Jahre ins Verderben geſungen. Ich ſoll wieder de- und wehmüthige Briefe an Karl Heine ſchreiben. Das thu' ich ja ſeit vorigen Mai, und nach jedem ſolchen Gewinſel wirft er ſich

hochmüthiger in die Bruſt. Mein erſter Plan war, als mir das Unglück paſſierte, durch das entſchiedenſte Auftreten zu imponieren und jede Drohung gleich ins Werk zu ſetzen. Dieſen Plan durchkreuzten die Freunde, die anderer Anſicht waren, die für die erweichenden Mittel waren, und indem ſie das Gegentheil thaten von Dem, was verabredet war, ſcheiterte Alles durch Inkonſequenz, und ich ſelber muſſte vom hohen Kampfroſs herabſteigen und mich auf eine flennende Schindmähre ſetzen! Durch dieſe Selbſterniedrigung habe ich den Leuten wieder den Muth eingeflößt, der ihnen ſchon abhanden kam, und der auch jetzt Reißaus nehmen wird, ſobald ſie Ernſt ſehen, ſobald ſie eine öffentliche Manifeſtation erleben, und beſtimmt fühlen, daſs man zu Dergleichen entſchloſſen ſei. Sagen Sie Das an Varnhagen, ſagen Sie ihm, die Herzen der Geldpharaone ſeien ſo verſtockt, daſs das bloße Androhen von Plagen nicht hinreichend ſei, obgleich ſie wohl wiſſen, wie groß die Zaubermacht des Autors, der ſchon vor ihren Augen ſo manches Schlangenkunſtſtück verrichtet hat — Nein, dieſe Menſchen müſſen die Plagen fühlen, ehe ſie daran glauben und ihren zähen Selbſtwillen aufgeben, ſie müſſen Blut ſehen, auch Fröſche, Ungeziefer, wilde Thiere, Van Hagel u. ſ. w., und erſt beim zehnten Artikel, worin man ihre geliebte Erſtgeburt todtſchlägt, geben ſie nach, aus Furcht vor dem noch größeren Übel, dem eigenen Tod. Wahrlich, hätte Moſes ſich mit der Güte befaſſt, mit Halbdrohen und Vernunftreden, die Kinder Iſrael ſäßen noch heute in Ägypten."

Wenn wir uns erinnern, wie bitter das Gefühl der Abhängigkeit von der launiſchen Gnade des reichen Oheims ſchon auf der Seele des Jünglings gelaſtet, wie ihn dieſe mit Unmuth ertragene Abhängigkeit durch die herben Jahre des Exils begleitet, und wie oft er die Fortdauer der ihm ſo unentbehrlichen Geldunterſtützungen durch ſchwere Demüthigung ſeines Stolzes und ſeiner Manneswürde hatte erkaufen müſſen, ſo werden wir den Zorn und die fieberhafte Aufregung begreifen, in welche ihn der am kaum geſchloſſenen Grabe Salomon Heine's heraufbeſchworene chikanöſe Streit über die Weiterzahlung einer Rente verſetzte, die ihm — eine einzige kurze Unterbrechung abgerechnet — ſeit Jahren mit niemals ſtockender Regelmäßigkeit allmonatlich zugefloſſen war. Der ſorgloſe Poet hatte es ja von jeher verſchmäht, die Launen des alten Millionärs nach Erbſchleicherart zu hätſcheln und zu ſtreicheln, er wuſſte recht wohl, daſs eine ihm feindſelige Sippſchaft von Schwiegerſöhnen und Schwägern von jeher den Oheim umlagerte, bei

welchem er gegen die boshafteſten Verleumdungen keinen Fürſprecher hatte — niemals aber war ihm die Möglichkeit in den Sinn gekommen, daſs die Familie des Onkels, daſs ſein leiblicher Vetter und Jugendfreund, deſſen Krankenbett er einſt in der furchtbaren Cholerazeit mit Gefahr des eigenen Lebens behütet, ſich zu einer ſo ungroßmüthigen Handlung erniedrigen würde, ihn plötzlich ohne jeden triftigen Grund ſeiner weſentlichſten, ſtets für ſicher gehaltenen Einnahme zu berauben. Schmerz, Zorn und Aufregung führten ſchon im Januar 1845 eine ſchlagartige Lähmung herbei, die ſich zunächſt auf die Augen warf, allmählich aber ſich über die Bruſt hinunter zog. Das linke Auge blieb ſeit dieſer Zeit völlig geſchloſſen; auch das rechte ward trüb, und das halb gelähmte Lid wollte ſich nicht freiwillig mehr heben. Zu leſen vermochte der Erkrankte gar nicht mehr; eher gelang es ihm noch, zu ſchreiben, obſchon er nur mit Mühe die jetzt groß und undeutlich aufs Papier gekritzelten Buchſtaben ſeiner einſt ſo ſchönen und regelmäßigen Handſchrift entziffern konnte. Mit dem Diktieren hatte er ſchon früher — bei Abfaſſung des Textes zu den Shakſpeare'ſchen Frauenbildern — einen Verſuch gemacht; aber er fand, daſs die prägnante Kürze und farbige Klarheit des Stils dabei verloren gehe, und die ungewohnte Anſtrengung verurſachte ihm Kopfkrämpfe[604]). „Mein Übel," ſchrieb er Ende Mai 1845 an Heinrich Laube[605]), „iſt eigentlich eine Paralyſie, welche leider zunimmt. Ich arbeite gar Nichts, kann keine ſechs Zeilen hinter einander leſen, und ſuche mich zu zerſtreuen; Herz und Magen, vielleicht auch das Gehirn, iſt geſund." Da er, aus Furcht, daſs die grellere Sonne des Südens ſeine Augen zu ſehr angreifen würde, nicht in ein Pirenäenbad zu reiſen wagte, zog er Anfangs Juni aufs Land nach Montmorency, wohin Mathilde ihn als treue Pflegerin begleitete. Die Wiederherſtellung ſeiner Geſundheit erſchien ihm als die Hauptſache, vor welcher alles Andere, ſogar ſeine Finanznöthen und die Differenzen mit ſeiner Familie, einſtweilen in den Hintergrund treten muſſte. „Ach, theurer Freund," klagte er bei der Rückkehr nach Paris ſeinem Verleger[606]), „die Unglücksfälle dieſes Jahres haben ſo ſehr mein Gemüth vertrübt, daſs ich bis heute noch auf die heiteren Stunden vergebens geharrt... Man hat ſich ſchrecklich an mir verſündigt, man hat mit unerhörter Schändlichkeit an meinem Genius gefrevelt, ich kann mir die Wunde nicht länger verleugnen, und es werden Jahre hingehen, ehe der alte Humor wieder geſund ſprudelt. Ein tieferer Ernſt, ein unklarer Ungeſtüm hat mich ergriffen, der vielleicht eigenthümlich furchtbare Ausbrüche geſtattet in Proſa und

Verſen — aber Das iſt doch nicht, was mir ziemt und was ich wollte. Einſt ſüßeſtes Leben, jetzt Verdüſterung und Todesluſt.“ In einem Briefe an Varnhagen vom 3. Januar 1846 erwähnt Heine ebenfalls, „wie entſetzlich ihm von ſeinen Sippen und Magen mitgeſpielt worden“[607]): — „Schwindet der Lähmungsdruck, der gleich einem eiſernen Reif mir die Bruſt einklemmt, ſo wird auch die alte Energie wieder flügge werden. Ich fürchte jedoch, Das wird noch lange dauern. Der Verrath, der im Schoße der Familie, wo ich waffenlos und vertrauend war, an mir verübt wurde, hat mich wie ein Blitz aus heitrer Luft getroffen und faſt tödlich beſchädigt. Wer die Umſtände erwägt, wird hierin einen Meuchelmordsverſuch ſehen; die ſchleichende Mittelmäßigkeit, die zwanzig Jahre lang harrte, ingrimmig neidiſch gegen den Genius, hatte endlich ihre Siegesſtunde erreicht. Im Grunde iſt auch Das eine alte Geſchichte, die ſich immer erneut. Ja, ich bin ſehr körperkrank, aber die Seele hat wenig gelitten; eine müde Blume, iſt ſie ein bischen gebeugt, aber keineswegs welk, und ſie wurzelt noch feſt in der Wahrheit und Liebe.“ Noch unter den letzten Krankheitspoeſien Heine's befindet ſich, außer der düſteren Phantasmagorie „Affrontenburg“, in welcher der Dichter die Erinnerungen an alles ihm durch die Familie zugefügte Leid in ein martervolles Bild zuſammen faſſt, ein kurzes, ſcharfes Gedicht, das etwa ein Jahr vor ſeinem Tode geſchrieben ward, und das mit den Strophen ſchließt:

Ach! Blutsfreunde ſind es eben,
Welche mir den Tod gegeben,
Und die ſchnöde Meuchelthat
Ward verübet durch Verrath.

Siegfried gleich, dem hörnen Recken,
Wuſſten ſie mich hinzuſtrecken —
Leicht erſpäht Familienliſt,
Wo der Held verwundbar iſt.

Im Einklange hiemit ſagt Heinrich Laube, welcher den Dichter im Frühjahr 1847 wieder beſuchte und ihm zu jener Zeit am nächſten ſtand, in ſeinem Reiſeberichte[608]): „Mich beſchäftigte neben dem kranken Freunde vor allen Dingen die Frage, woher eine ſo ungewöhnliche und unerbittliche Krankheit, die offenbar in den geheimnisvollſten Verzweigungen zwiſchen Hirn und Nerven ihren Sitz hat als eine tückiſche, raſtlos weiter kriechende Lähmung. Erreicht ſie den Lebensmittelpunkt des Gehirns, ſo entſteht der Tod. Zorn und Ärger haben die Krankheit erregt durch eine Art von Schlagfluſs. Nicht die hundert Kämpfe in Literatur und Politik haben dieſem furchtbaren Fechter das Mindeſte angethan; ein einziger Streich, welcher von ſeiner Familie ausgegangen, hat ihn zerſtört. Es wird Dies ſeiner Familie ein tiefer Vorwurf

bleiben. Heine war fünfundvierzig Jahre alt, als ihn vor zwei Jahren dieſer Streich betraf; er hatte noch Jahrzehnte ſchöpferiſcher Thätigkeit vor ſich, und um der alltäglichſten Lappalien willen ward er von mittelmäßigen Menſchen zerſtört... Die guten Bürger und ſchlechten Muſikanten mögen es nun vor der Nation verantworten, uns die geniale Dichterkraft gelähmt und getödtet zu haben aus kläglicher, trockener Schelſucht. Wenn man von den Goldſäcken und ſonſtigen Herrlichkeiten der Familie Nichts mehr wiſſen wird, dann wird man durch dieſen nun vor unſern Augen hinſterbenden Dichter den Namen Heine noch kennen und rühmen, und die literaturgeſchichtliche Mythe wird hinzuſetzen, er ſei, wie Byron, durch Nadelſtiche kleiner Verwandten vor der Zeit in den Tod geſtoßen worden."

Die Lähmung ſchlich langſam weiter, ohne in der erſten Zeit eigentliche Schmerzen zu verurſachen. Nur über „Genuß- und Lebenshinderniſſe" klagt Heine im Anfang des Jahres 1846[609]). „Ich küſſe, fühle aber Nichts dabei, ſo ſtark gelähmt ſind meine Lippen. Ganze Abende ſitze ich ſchweigend neben meiner Frau am Kamin. ‚Quelle conversation allemande!' ruft ſie dann manchmal ſeufzend aus... Auch der Gaumen und ein Theil der Zunge ſind afficiert, und Alles, was ich eſſe, ſchmeckt mir wie Erde. Dieſer Tage habe ich kaiſerlich ruſſiſche Bäder verſucht, nach der ſtrengſten Obſervanz. An Muth fehlt es mir nicht." — Die Hoffnung, durch ein perſönliches Geſpräch mit dem Vetter die obſchwebende Differenz leichter ſchlichten zu können, und der ſehnliche Wunſch, vor einer jeden Augenblick zu befürchtenden Verſchlimmerung ſeines Leidens die geliebte Mutter noch ein letztes Mal an ſein Herz zu drücken, gaben dem Dichter den Plan ein, im Frühjahr 1846 wieder nach Hamburg zu reiſen, und von dort einen Abſtecher nach Berlin zu machen, um den inzwiſchen zu großer Berühmtheit gelangten Jugendfreund Profeſſor Dieffenbach wegen ſeiner Krankheit zu konſultieren. Mit Letzterem hatte Laſſalle ſchon dieſethalb geredet, und Heine hatte geantwortet[610]): „Dieffenbach's Freundſchaft iſt für mich ein tröſtender Gedanke, ich ſage zu meiner Krankheit: nimm dich in Acht, mich gar zu ſehr zu moleſtieren, denn der heilende Gott iſt mein Freund!" Aber durfte er wagen, nach Preußen zu kommen, ohne ſich den ſchlimmſten Polizeibeläſtigungen auszuſetzen? Darüber muſſte er ſich vor Allem Gewißheit verſchaffen. Alexander von Humboldt, der bei dem König in hoher Gunſt ſtand, hatte ihn zwar bei ſeiner Anweſenheit in Paris im vorigen Jahre nicht aufgeſucht, aber ihm früher wiederholt die freundlichſte Theilnahme

bewiesen. Er schrieb also an Diesen unterm 11. Januar folgenden Brief, welcher hier zum ersten Mal aus dem in der Radowitz'schen Autographensammlung enthaltenen Originale vollständig mitgetheilt wird: „Herr Baron! Das Wohlwollen, womit Sie mich seit Jahren beehren, ermuthigt mich, Sie heute um einen Dienst anzugehen. Trübselige Familienangelegenheiten rufen mich dieses Frühjahr nach Hamburg, und ich möchte alsdann, die Gelegenheit benutzend, einen Abstecher für einige Tage nach Berlin machen, theils um alte Freunde wieder zu sehen, theils auch um die Berliner Ärzte über ein sehr bedenkliches Übel zu konsultieren. Bei einer solchen Reise, deren einziger Zweck Erheiterung und Gesundheit ist, darf ich wahrlich von keiner atra cura beängstigt werden, und ich wende mich an Sie, Herr Baron, mit der Bitte, durch Ihren hohen Einfluss mir von den resp. Behörden die bestimmte Zusicherung zu erwirken, dass ich von denselben während meiner Reise durch die königlich preußischen Staaten, wegen keinerlei Beschuldigungen, die auf die Vergangenheit Bezug haben, in Anspruch genommen werden soll. Ich weiß sehr gut, dass ein solches Gesuch keineswegs in Einklang steht mit den dortigen administrativen Bräuchen; aber in einer Zeit, die selbst etwas exceptionell ist, dürfte man sich vielleicht dazu verstehen, die alte Registratur mit einer Rubrik für exceptionelle Zeitgenossen zu bereichern. Empfangen Sie, Herr Baron, im Voraus meinen tief gefühlten Dank, und betrachten Sie meine Bitte selbst als einen Beweis der Verehrung, womit ich verharre, Herr Baron, Ihr ergebener und gehorsamer Heinrich Heine." — Die Bemühung Humboldt's war eine vergebliche, wie seine liebenswürdig offene Antwort uns belehrt: „Wenn nach einer so langen Reihe von Jahren Sie mir einmal wieder ein Zeichen des Lebens geben, wenn Sie sich meiner alten Bewunderung Ihres herrlichen, ein tiefes Naturgefühl athmenden ‚Buches der Lieder' erinnern, so darf ich nicht besorgen, dass Sie an der Aufrichtigkeit meines Dankes zweifeln, der Ihrem Vertrauen in einer so menschlichen Angelegenheit gebührt. Noch ehe ich Ihren Brief vom 11. Januar erhielt, hatte ich durch meinen geistreichen Freund Dieffenbach Kunde von Ihrem schweren physischen Leiden erhalten. Ihr Wunsch beschränkte sich auf die Erlaubnis, ohne Gefahr für Ihre persönliche Sicherheit, Berlin von Hamburg aus dieses Frühjahr auf einige Tage besuchen zu können, zu Ihrer Erholung, um hiesige Freunde einmal wieder zu sehen und Berliner Ärzte zu konsultieren. Da mir nicht unbekannt sein konnte, dass in Dem, was Sie als ‚die alte Registratur' bezeichnen, viele sehr bittere

Anklagen gegen Sie liegen, so habe ich gehofft, Ihrem Wunsche am besten zu entsprechen, wenn ich auf das zweite Motiv Ihrer Reise den größten Werth legte. Ich habe mit Wärme gehandelt und habe mir keine Art des Vorwurfs zu machen — aber es ist mir gar nicht geglückt. Die Verweigerung ist sogar so bestimmt gewesen, daſs ich, Ihrer persönlichen Ruhe wegen, Sie ja bitten muſs, den preußischen Boden nicht zu berühren. Ich glaube gegen Sie die Pflicht erfüllen zu müssen, Ihnen ganz mit der Offenheit zu schreiben, die Schriftsteller sich gegen einander schuldig sind. Empfangen Sie den Ausdruck meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und die innigsten Wünsche für die Wiederherstellung Ihrer so tief erschütterten Gesundheit." Der zurückbehaltenen Kopie dieses Briefes fügte Humboldt die charakteristische Bemerkung bei: „Meine Antwort eine vorsichtige. Der König, der für die Gedichte unverwüstliche Vorliebe hegt, fand es hart trotz der schändlichen Spottgedichte auf Preußen, ihn zurückzuweisen, da es menschlicher wäre, ihn den Arzt konsultieren zu lassen, es auch bald sichtbar würde, daſs sich hier das Publikum nicht um den alten Mann mit dem Gesichtsschmerz bekümmerte. Die Polizei wusste dem ihr fremden Zartgefühl zu widerstehen."

Heine hatte indeſs geringe Ursache, das Fehlschlagen seines Hamburg-Berliner Reiseprojektes sonderlich zu bedauern; denn im Laufe des Frühjahrs nahm seine Krankheit eine so bedenkliche Gestalt an, daſs die Ärzte den Gebrauch eines Pirenäenbades für unbedingt nothwendig erklärten. Es stellte sich bereits Empfindungslosigkeit in den Fingern und am rechten Fuße ein, auf welchem der Dichter wie gelähmt einher ging, so daſs er von seinen Ausgängen, die er, wie ein Blinder mit dem Stocke vor sich hintastend, noch allmorgenlich unternahm, sich mehr als ein Mal, auf den Arm eines Freundes gestützt, musste nach Hause geleiten lassen. Sein Zustand galt für so hoffnungslos, daſs, als er Mitte Juli die Reise nach Barèges antrat, wenige seiner Bekannten ihn wieder zu sehen erwarteten. Unterwegs wurde sein Siechthum so unerträglich, daſs er unfern von Bagnères de Bigorre den Wagen verlassen und sich auf einem Lehnsessel über das Gebirge tragen lassen musste. Ja, es verbreitete sich bald nach seiner Abreise von Paris durch einen Korrespondenzartikel der „Deutschen Allgemeinen Zeitung" das Gerücht, daſs H. Heine am 31. Juli im Glockenthale bei Thun im Kanton Bern, wohin ihn die Ärzte geschickt hätten, in Folge wiederholter Schlaganfälle seinen Leiden erlegen sei. Glücklicherweise

brachte faſt gleichzeitig die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ vom 5. Auguſt eine Originalkorreſpondenz des Dichters aus Barèges, welche den Ungrund jener Trauerkunde darthat. Heine fühlte ſich übrigens durch die falſche Todesnachricht ſehr verſtimmt, es erſchien ihm als eine zweifelhafte Freude, daſs es ihm vergönnt ſei, ſeinen eigenen Nekrolog zu leſen und bei lebendigem Leibe „komplet mythiſch zu werden,“ und er ſchrieb an Campe aus Tarbes auf der Rückreiſe nach Paris am 1. September folgenden düſteren Bericht über den vereitelten Erfolg ſeiner Badekur[611]): „Leider hat mein Zuſtand, der ſich ſeit Ende Mai bedenklich verſchlimmert, in dieſem Augenblick eine ſo ernſthafte Form angenommen, daſs ich ſelbſt erſchrecke. Während der erſten Wochen, die ich in Barèges zubrachte, hatte ich mich etwas erholt und Hoffnung geſchöpft, aber ſeitdem ging es den Schneckengang; meine Sprachwerkzeuge ſind ſo gelähmt, daſs ich nicht ſprechen kann, und eſſen kann ich nicht ſeit vier Monat, wegen der Schwierigkeit des Kauens und Schluckens und der Abweſenheit des Geſchmacks. Auch bin ich entſetzlich abgemagert, mein armer Bauch iſt kläglich verſchwunden, und ich ſehe aus wie ein dürrer einäugiger Hannibal. Traurige Symptome (beſtändige Ohnmachten) haben mich nun beſtimmt, nach Paris zurück zu eilen, und geſtern hab' ich Barèges verlaſſen. Ich bin keineswegs ängſtlich, ſondern ſehr gefaſſt, und trage, wie bisher, mit Geduld, was ſich nicht ändern läſſt und ein altes Menſchenſchickſal iſt. Meine Meinung geht dahin, daſs ich nicht mehr zu retten bin, daſs ich aber vielleicht noch eine Weile, ein oder höchſtens zwei Jahre, in einer trübſeligen Agonie mich hinfriſten kann. Nun, Das geht mich nicht an, Das iſt die Sorge der ewigen Götter, die mir Nichts vorzuwerfen haben, und deren Sache ich immer mit Muth und Liebe auf Erden vertreten habe. Das holdſelige Bewuſſtſein, ein ſchönes Leben geführt zu haben, erfüllt meine Seele ſelbſt in dieſer kummervollen Zeit, wird mich auch hoffentlich in den letzten Stunden bis an den weißen Abgrund begleiten — Unter uns geſagt, dieſer letztere iſt das wenigſt Furchtbare, das Sterben iſt etwas Schauderhaftes, nicht der Tod, wenn es überhaupt einen Tod giebt. Der Tod iſt vielleicht der letzte Aberglaube... Mein Geiſt iſt klar, ſogar ſchöpferiſch geweckt, aber nicht ſo beſeligend heiter wie in den Tagen meines Glücks. Gott verzeihe meiner Familie die Verſündigung, die ſie an mir verſchuldet! Wahrlich, nicht die Geldſache, ſondern die moraliſche Entrüſtung, daſs mein intimſter Jugendfreund und Blutsverwandter das Wort ſeines Vaters nicht in Ehren gehalten hat, Das hat mir die

Knochen im Herzen gebrochen, und ich ſterbe an dieſem Bruch. — Wie ich höre, hat meine falſche Todesnachricht meinen Vetter ſehr erſchreckt; er hatte wahrlich erſchreckende Gründe... Meine Finanzen ſind ſchlecht, dieſe Reiſe nach Barèges hat mich ſchier ausgebeutelt, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich die zunehmenden Lebenskoſten dieſen Winter erſchwinge. Selbſt indem ich die 200 Mark Banko, die ich dieſes Jahr von Ihnen zu fordern habe, bei meiner Ankunft in Paris auf Sie abgebe, bin ich noch nicht ſehr gefördert! Bloß meine Ärzte haben mir in einem Monat mehr gekoſtet! Doch genug davon, ich gerathe hier auf das Kapitel, das in jedem deutſchen Dichterleben ſo fürchterlich bitter rebaſchiert wird."

Kurz nach ſeiner Ankunft in Paris entwarf Heine ein neues, in deutſcher Sprache abgefaſſtes Teſtament, folgenden Wortlauts: „Dieſes iſt mein Teſtament, wie ich es eigenhändig zu Paris den 27. September 1846 niedergeſchrieben habe. — Obgleich ich von der Natur und vom Glücke mehr als andere Menſchen begünſtigt ward; obgleich es mir zur Ausbeutung meiner Geiſtesgaben weder an Verſtand noch an Gelegenheit gebrach; obgleich ich, aufs engſte befreundet mit den Reichſten und Mächtigſten dieſer Erde, nur zuzugreifen brauchte, um Gold und Ämter zu erlangen: ſo ſterbe ich dennoch ohne Vermögen und Würden. Mein Herz hat es ſo gewollt, denn ich liebte immer die Wahrheit und verabſcheute die Lüge. Meine Hinterlaſſenſchaft iſt daher ſehr geringfügig, und ich ſehe mit Betrübnis, daſs ich meine arme Ehefrau, die ich, weil ich ſie unſäglich liebte, auch unſäglich verwöhnte, verhältnismäßig mit ihren Bedürfniſſen in einem vielleicht an Dürftigkeit grenzenden Zuſtand zurücklaſſe. Wie Dem auch ſei, die ſpärlichen Beſitzthümer, die meinen Nachlaſs ausmachen, vermache ich meiner Ehefrau Mathilde Crescentia Heine, geb. Mirat, die, eben ſo treu wie ſchön, mir das Daſein erheitert hat. — Die Herren Sichel, Dr. med., und Mr. Mignet, secrétaire perpétuel de l'académie des sciences morales et politiques, die mir ſchon ſo viele Liebesdienſte erwieſen, beauftrage ich mit der Vertretung aller Erbſchaftsintereſſen meiner Frau, ſo wie überhaupt mit der Exekution dieſes Teſtamentes. — Meinen Verleger Julius Campe bitte ich, es dergeſtalt einzurichten, daſs die Penſion, die ich als Honorar meiner Geſammtwerke von ihm beziehe, und die er nach meinem Tode ebenfalls lebenslänglich meiner Frau auszuzahlen hat, von Derſelben hier in Paris und, wo möglich, in monatlichen Terminen bezogen werden kann. Was das Jahrgehalt betrifft, das mir mein ſeliger Oheim Salomon

Heine zugesagt, und das nach meinem Tode zur Hälfte auf meine Wittwe übergehen sollte, so bitte ich meinen Vetter Karl Heine der rührend zarten Vorliebe zu gedenken, womit sein Vater immer meine Frau behandelt hat, und ich hoffe, er wird ihr gern kleine Summen in einer Weise zusichern, die weder zu späteren Demüthigungen noch zu Kümmernissen Anlass geben kann; ich zweifle nicht, dass nach meinem Hinscheiden sein grossmüthiges Herz sich wieder der Freundschaft erinnern wird, die uns einst so innig verbunden und deren Verlust mir den tödlichsten Schmerz verursacht hat. — Obgleich ich hoffe, die Herausgabe meiner Gesammtwerke noch selber besorgen zu können, so kann ich doch nicht umhin, hier zu bestimmen, dass, stürbe ich, bevor diese Arbeit vollbracht, die Herren Drs. Hermann Detmold zu Hannover und Heinrich Laube zu Leipzig beauftragt sind, mich hier zu ersetzen, und es wäre mir genehm, wenn Letzterer, Heinrich Laube, mit einem kurzen Lebensabriss die Gesammtausgabe begleiten wollte. — Ich verordne, dass mein Leichenbegängnis so einfach sei und so wenig kostspielig, wie das des geringsten Mannes im Volke. Sterbe ich in Paris, so will ich auf dem Kirchhofe des Montmartre begraben werden, auf keinem andern, denn unter der Bevölkerung des Faubourg Montmartre habe ich mein liebstes Leben gelebt. Obgleich ich der lutherisch-protestantischen Konfession angehöre, so wünsche ich doch in jenem Theile des Kirchhofs beerdigt zu werden, welcher den Bekennern des römisch-katholischen Glaubens angewiesen ist, damit die irdischen Reste meiner Frau, die dieser Religion mit grossem Eifer zugethan ist, einst neben den meinigen ruhen können; wird mir eine solche Vergünstigung von der christlichen Barmherzigkeit der französischen Geistlichkeit bewilligt, so wünsche ich, dass man mir in der erwähnten Abtheilung des Gottesackers ein Erbbegräbnis kaufe; zeigen sich aber klerikale Schwierigkeiten, genügt mir ein Terrain der wohlfeilsten Art. — Meiner edlen und hochherzigen Mutter, die so Viel für mich gethan, so wie auch meinen theuern Geschwistern, mit denen ich im ungetrübtesten Einverständnisse gelebt, sage ich ein letztes Lebewohl. Leb wohl auch du, deutsche Heimat, Land der Räthsel und der Schmerzen; werde hell und glücklich! Lebt wohl, ihr geistreichen guten Franzosen, die ich so sehr geliebt habe! Ich danke euch für eure heitere Gastfreundschaft."

Wenige Tage nach Abfassung dieses Testamentes erhielt der Dichter von seinem Vetter Karl Heine einen liebreichen Freundschaftsbrief, worin Derselbe mit den Ausdrücken lebhaften Bedauerns über den schlechten Erfolg

der Badekur die Anzeige verband, daſs er die Auszahlung der ſtreitigen Penſion nunmehr angeordnet habe und die ganze Differenz bei einem demnächſtigen Beſuche in Paris zu beſeitigen hoffe. Dieſer Beſuch fand am 25. Februar 1847 ſtatt, und hatte das Reſultat, daſs Karl Heine ſich bereitwillig verpflichtete, die Hälfte der Jahresrente nach dem Ableben des Dichters an Deſſen Wittwe fortzuzahlen, — jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daſs weder bei Lebzeiten, noch nach dem Tode H. Heine's irgend ein Schriftſtück Desſelben publiciert würde, deſſen Veröffentlichung im Mindeſten kränkend für die Familie Karl Heine's oder für die Verwandten ſeiner Frau, einer gebornen Fould-Furtado, ſei. Karl Heine hatte es ſchon ſehr übel vermerkt, daſs der Dichter in ſeinen Korreſpondenzen für die „Allgemeine Zeitung“ ſich einige Sticheleien über die Deputierten Achille und Benoit Fould erlaubt hatte[612]), und er ſprach offen die Befürchtung aus, daſs weit ſchlimmere Angriffe gegen ihn ſelbſt und ihm nahe ſtehende Perſonen noch im Pult des Schriftſtellers ihrer Veröffentlichung harrten. Er äußerte die beſtimmte Drohung, der Wittwe Desſelben jegliche Unterſtützung entziehen zu wollen, ſo bald irgend ein derartiges Schriftſtück, geſchehe es ſelbſt wider Willen des Verfaſſers und lange nach ſeinem Tode, das Licht der Welt erblicke. Heinrich Heine war daher ängſtlich beſorgt, in ſeinen Papieren jedes herbe Wort über ſeinen Vetter und Deſſen Familie auszumerzen, im Geſpräche mit Freunden und Bekannten jede Äußerung der Klage und des Unmuths über Karl Heine zu vermeiden, und Demſelben ſogar eine Art öffentlicher Ehrenerklärung zu geben, als im Jahre 1849 das irrige Gerücht einer gänzlichen Vernachläſſigung des Kranken von Seiten ſeines reichen Verwandten die Preſſe durchlief[613]). — Am Tage nach dem Beſuche Karl Heine's fügte der Dichter dem obigen Teſtamentsentwurfe folgenden Nachtrag an: „Seitdem ich dieſes Teſtament ſchrieb, hat eine Ausſöhnung zwiſchen mir und meinem Vetter Karl Heine ſtattgefunden, und die Ausdrücke, womit ich ihm oben meine überlebende Gattin empfahl, ſind heute nicht mehr die geziemenden; denn als ich ihn geſtern in dieſer Beziehung ſprach, beſchämte er mich faſt durch den Vorwurf, wie ich nur im Mindeſten daran zweifeln konnte, daſs er nicht für meine Wittwe hinlänglich ſorgen würde, und mit der liebreichſten Bereitwilligkeit übernahm er die Verpflichtung, meiner Frau nach meinem Tode die Hälfte meiner Penſion alljährlich auszuzahlen; — ja, er verrieth hier wieder ſein ganzes edles Gemüth, ſeine ganze Liebe, und als er mir zum Pfande ſeines feierlichen Verſprechens die Hand reichte,

drückte ich sie an meine Lippen, so tief war ich erschüttert und so sehr glich er in diesem Momente seinem seligen Vater, meinem armen Oheim, dem ich so oft wie ein Kind die Hand küsste, wenn er mir eine Güte erwies. Ach, mit meinem Oheim erlosch der Stern meines Glückes! Ich bin sehr krank, und wundere mich darüber, wie ich alle diese Leiden ertrage. Trost und Stärkung finde ich allein in den Großgefühlen und unverwelkbaren Herrlichkeiten meines Bewusstseins." — In einem späteren, französisch abgefassten Testamentsentwurfe vom 10. Juni 1848 [614]) und in dem allein rechtsgültigen, am 13. November 1851 in französischer Sprache diktierten, notariell beglaubigten Testamente sprach der Dichter die weitere inständige Bitte an seinen Vetter aus, die in Rede stehende Pension seiner Wittwe nicht um die Hälfte zu schmälern, sondern ihr dieselbe unverkürzt auszuzahlen. „Denn jene Pension," bemerkt H. Heine auch in einem gleichzeitigen Briefe an seinen Verleger [615]), „war doch im Grunde nur die Rente eines Kapitals, welches mein Oheim für mich bestimmte, wie aus allen Umständen zu schließen war, da er z. B. manchmal, wenn ich ihm eine Karotte riss, mich bedrohte, mir die Summe von jenem Kapitale abzuziehen." — „Es ist mehr als wahrscheinlich," heißt es in dem betreffenden Testamentsparagraphen [616]), „dass ich nicht nöthig gehabt hätte, diesen Appell an die Freigebigkeit meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, dass er mit der ersten Schaufel Erde, die er, nach seinem Rechte als mein nächster Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er sich zur Zeit meines Abscheidens in Paris befindet, all' jene peinlichen Beklagnisse vergessen wird, die ich so sehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager gesühnt habe; er wird sich dann gewiss nur unserer einstmaligen herzlichen Freundschaft erinnern, jener Verwandtschaft und Übereinstimmung der Gefühle, die uns seit unserer zarten Jugend verband, und er wird der Wittwe seines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen lassen; aber es ist für die Ruhe der Einen wie der Andern nicht unnütz, dass die Lebenden wissen, was die Todten von ihnen begehren." Wir haben Nichts darüber erfahren, ob Karl Heine diesem Appell entsprach und seit dem Tode des Dichters die Pension von 4800 Franks unverkürzt an die Wittwe Desselben auszahlte; jedenfalls aber vermögen wir zu seiner Ehre zu berichten, dass er in seinen testamentarischen Verfügungen den Betrag jener Jahresrente auf die noch etwas höhere Summe von 5000 Franks festgestellt.

Wenn auch die Gelddifferenz endlich gehoben war, so ließ der peinliche

Erbſchaftsſtreit doch eine unheilbare Wunde im Herzen des Dichters zurück. Davon zeugen nicht allein die melancholiſchen Worte des Teſtamentes, ſondern auch zahlreiche Stellen ſeiner Briefe. „Das Vertrauen zu meiner Familie iſt dahin," ſchrieb er ſeinem Freunde Julius Campe[617]), „und Karl Heine, wie reich er auch iſt und wie liebreich er ſich mir zuwendet, ſo wäre er doch der Letzte, an den ich mich in irgend einer Lebensnoth wenden würde. Ich habe hartnäckig darauf beſtanden, daſs er mir bis auf den letzten Schilling auszahle, wozu ich mich durch das Wort ſeines Vaters berechtigt glaubte, aber wahrhaftig, ich würde auch keinen Schilling mehr von ihm annehmen. Wir haben Beide große Thorheiten begangen, aber ich bezahle ſie viel theurer, mit dem Reſt meiner Geſundheit... Liebſter Freund, es geht mir herzlich ſchlecht, obgleich ich von aller Welt in dieſem Augenblick — ausgenommen von meiner miſerabeln Sippſchaft — gehätſchelt und geſtreichelt werde. Was Letztere betrifft, ſo hat Laube's Brief in der ‚Allgemeinen Zeitung', wo er unumwunden Dieſelbe einer feigen Meuchelei bezichtigt, hier und allerorten die beiſtimmendſte Entrüſtung erregt. In Bezug Karl Heine's hat er nicht die ganze Wahrheit geſagt; ich habe nämlich keineswegs Grund, mit ihm zufrieden zu ſein. Daſs Derſelbe, während ich dem Grabe nahe ſtehe, die Verpflichtung übernommen hat, meiner Wittwe die Hälfte meiner Penſion lebenslänglich zu zahlen, iſt fürwahr keine ſo koloſſale Großmuth. Ich habe aber, ich geſtehe es, nicht mehr verlangt, da ich einſt auch von meinem Oheim keine höhere Zuſicherung empfangen, auch nicht in Anſpruch genommen, freilich damals in der Vorausſetzung, daſs ich noch lange Jahre bis in hohes Alter mich durchſchlagen und vielleicht gar mein Weib überleben würde! Ich habe nicht ohne Abſicht Sie darauf aufmerkſam machen wollen, welche Bewandtnis es hat mit der Verſöhnung, die mir Karl Heine oktroyiert, und wobei aber ſeine Börſe ganz unberührt geblieben. Da jetzt meine Bedürfniſſe, wegen der Krankheitspflege, faſt verdreifacht, da ich gar Wenig erſchreiben kann, ſo würde der Himmel mich ſogar in eine große Verlegenheit ſetzen, wenn er mir ein längeres Leben ſchenkte. Gottlob, ich werde juſt auskommen, ohne irgend eine Baſſeſſe begangen zu haben." In ſpäterer Zeit, als der Krankheitszuſtand des Dichters ſich verſchlimmerte, ließ ihm Karl Heine außerordentliche trimeſtrielle Zuſchüſſe angedeihen, die, zu gleicher Zeit mit der Penſion ausgezahlt, den Betrag derſelben faſt auf das Doppelte erhöhten. Dennoch war der Kranke genöthigt, um die Koſten ſeiner Pflege zu erſchwingen,

erhebliche Anleihen bei ſeinen Brüdern zu machen. „Meine Krankheit iſt ein goldfreſſendes Thier, nicht bloß blutſaugend,“ ſchrieb er an Campe[618]) .... „Sie wiſſen, daß Karl Heine's Großmuth kaum bis an die Waden meiner Bedürfniſſe reicht ... Mein Vetter hat unter den obwaltenden Verhältniſſen genug gethan, und von dieſer Seite kann und will ich Nichts mehr in Anſpruch nehmen. Betteln iſt eine ſehr unangenehme Sache, betteln aber und Nichts bekommen iſt noch unangenehmer, und völliges Mangelleiden wäre ſolcher Unannehmlichkeit vorzuziehen; ich habe daher auf ſolcherlei Reſſourcen ein für alle Mal reſigniert.“

Die Krankheit Heinrich Heine's hatte bereits im Frühjahr 1847 traurige Fortſchritte gemacht. Die Kälte des Winters hatte auch die Bruſt, welche im Herbſt noch nicht leidend geweſen, ſtark angegriffen, der Dichter klagte über „verflucht ſchlechte bruſtgluckſende Nächte,“ und — „hätte ich nicht Frau und Papagei,“ ſchrieb er an Heinrich Laube, welcher damals wieder nach Paris kam [619]), „ich würde (Gott verzeih' mir die Sünde) wie ein Römer der Miſere ein Ende machen!“ Gern hätte er in einem ſüdlichen Klima, in Nizza oder Neapel, Linderung ſeiner Leiden geſucht, aber der Zuſtand ſeiner Finanzen erlaubte nicht eine ſo koſtſpielige Reiſe, und er muſſte ſich deßhalb begnügen, während des Sommers abermals die erfriſchende Stille eines Landaufenthaltes in Montmorency zu genießen. Levin Schücking, Alfred Meißner, Kertbeny, Laube und andere Freunde, welche ihn in jenem Jahre beſuchten, ſchildern mit übereinſtimmender Trauer die Verwüſtungen, welche die Krankheit binnen weniger Monate angerichtet. „Da ſaß er,“ ſchreibt Laube [620]), „neben ſeiner in geſunder Körperfülle blühenden Frau, an einer Mittagstafel, die nicht für ihn mehr gedeckt war. Von einem feiſten, aus kleinen ſchalkhaften Augen Funken ſprühenden Lebemann hatte ich vor ſieben Jahren lachend Abſchied genommen — jetzt umarmte ich faſt weinend ein mageres Männchen, in deſſen Antlitz kein Blick des Auges mehr zu finden war. Damals glänzend und fein wie ein weltlicher Abbé, trug er das lange Haar glatt gekämmt, und der kaſtanienbraune Schimmer desſelben tänzelte lieblich im Strahle des Lichtes; damals war das volle Geſicht glatt wie das eines Kammerherrn, jetzt war es eingefaſſt von einem grauen Barte, weil die ſchmerzlich erregten Nerven das Schermeſſer nicht mehr ertrugen; jetzt hing das trocken gewordene Haar immer noch lang, aber verwildert, grau geſprenkelt um die hohe Stirn und die breiten Schläfe. Die feine Naſe war länger und ſpitzer, der anmuthige Mund war ſchmerzlich verzogen

geworden. Sonſt neigte er das Haupt gern ein wenig abwärts, als ſuche er muthwillig das ſchwache Fundament der wackligen Menſchenkinder zu ergründen, jetzt war es immer gewaltſam in die Höhe gerichtet, damit die Pupille des rechten Auges in die kleine noch offene Spalte zwiſchen den Lidern kommen und ſehen könne. Er trug ſein Leiden mit großer Standhaftigkeit, ja, er entwickelte kaltblütig die ſicheren Fortſchritte, die entſetzlichen Steigerungen und das ſchmerzhafte Ende desſelben, und er entwickelte dieſe Zukunft ganz in der grauſam witzigen Form, welche er in ſeinen Schriften den unangenehmſten Gegnern hatte angedeihen laſſen. ‚Gerechtigkeit muſs walten‘, ſagte er mit zuckendem Lächeln, ‚und ihr ſeht jetzt, daſs ihr mir immer Unrecht gethan, wenn ihr meinen Kopfſchmerz und meine Verſtimmung ſo oft meiner moraliſchen Unart zugeſchrieben habt. Ich war nie moraliſch. Es war ein ganz phyſiſcher Leidenskrebs, der mich immer gezwickt hat und nun zerfleiſcht.‘ Seine Krankheit hatte etwas Heimliches und Leiſes, welches an das giftige Lecken einer Schlange gemahnt: an jedem Morgen konnte plötzlich ein Hauptorgan ſeinen Dienſt verſagen. ‚Sie ſtammt eben aus dem Lebensmarke‘, ſprach er trocken vor ſich hin; ‚die Ärzte mögen mich tröſten, wie ſie wollen, ich habe Nichts zu erwarten, als ein erbärmliches Siechthum, wahrſcheinlich voller Abwechſelungen. Letzteres hat Einiges für ſich. Wenn man plötzlich taub aufwacht, ſo vergiſſt man einige Zeit, daſs man vorher ſchon blind geweſen iſt. Und was hat's für einen Zweck? Gar keinen. Zu beſſern bin ich nicht mehr, und Jehova hab' ich immer reſpektiert; er brauchte mich nicht martern zu laſſen. Höchſtens iſt dieſe Paſſionsgeſchichte eine Reklame für die Geſammtausgabe meiner Werke zum Vortheile Campe's und meiner Frau.‘“ — „Die frühere geſunde Röthe,“ ſo ergänzt Schücking dies ergreifende Bild[621]), „war von ſeinem Antlitz gewichen und hatte einer feinen Wachsbleiche Platz gemacht; fein waren alle Züge geworden, ſie waren verklärt, vergeiſtigt, es war ein Kopf von unendlicher Schönheit, ein wahrer Chriſtuskopf, der ſich mir zuwandte. Betroffen über dieſe wunderbare Veränderung und eben ſo erſchrocken, ſagte ich mir, daſs er in dem Zuſtande, worin er ſich zu befinden ſchien, nicht ſechs Wochen mehr leben könne. Und doch lebte er noch volle acht Jahre!“

## Zweites Kapitel.

### Die Matratzengruft.

An einem Januarabend des Jahres 1848 saß Ludwig Philipp allein mit zwei deutschen Staatsmännern in einem Zimmer des Tuilerienschlosses. Der Eine war der preußische Gesandte am französischen Hofe, Freiherr Heinrich von Arnim; der Andere war der hoch konservative General Joseph von Radowitz, welcher, in Sonderbunds-Angelegenheiten nach Paris geschickt, zugleich die geheime Mission hatte, den liberal gesinnten Arnim, der bei Ludwig Philipp und Guizot gleich schlecht angeschrieben stand, von seinem Posten zu verdrängen und sein Nachfolger zu werden. Der König brachte das Gespräch auf die Befestigungen von Paris und suchte den General zu überzeugen, daſs dieselben jedes Gelingen eines Volksaufstands unmöglich machten. Auf einem Tische entfaltete er die Karten und Pläne, und besprach mit steigender Lebhaftigkeit alle denkbaren Eventualitäten einer Insurrektion. Als ein Specifikum hob er hervor, daſs bei der Bewältigung eines Aufstands immer eine Abtheilung Nationalgarde vorangehen und eine Abtheilung regulärer Truppen nachfolgen müsse. „Es giebt zwei Möglichkeiten", docierte er. „Entweder die Nationalgarde ist treu; nun, dann ist Alles gut, und ihr Voranschreiten macht den günstigsten Eindruck. Oder sie wankt; dann wird sie im Rücken angegriffen und niedergeschossen." Radowitz hörte mit Andacht zu, er war von dieser Allerweltsweisheit gläubig erbaut, und wenn er auch nicht gerade die bekannten Worte gebraucht hat, daſs der Zulithron auf demantenen Säulen ruhe, so war Das doch der

Sinn seiner diplomatischen Berichte. Arnim aber war empört über eine so maßlose Zuversicht, er hatte den Eindruck, „daß Gott aufhöre, der Herr und Meister zu sein, wenn diese verruchte Selbstgewißheit nicht einen Denkzettel erhalte“, und er schrieb in einer Depesche vom 13. Februar die denkwürdigen Worte: „Die Julimonarchie ist ein Mechanismus. Er geht, weil er aufgezogen ist. Aber der Schlüssel ist verloren gegangen. Wenn die Uhr still steht, kann sie Niemand aufziehen. Und vielleicht steht sie sehr bald still.“

Arnim hatte gut geweissagt. Elf Tage später stand der künstliche Mechanismus der Julimonarchie still, und die raffinierte Schlauheit Ludwig Philipp's hatte den Sieg der Volkssache kaum um einen Tag zu verzögern vermocht.

Der rasche Umschwung der politischen Ereignisse in Frankreich kam für Heinrich Heine nicht minder überraschend, als für die übrige Welt. Er hatte sich, wie Radowitz, durch die abgefeimte Regierungskunst Ludwig Philipp's imponieren lassen, und auch jetzt schrieb er den Sturz des Königs vorherrschend dem Zufall eines plötzlichen Kriegsglückes der Republikaner zu. „Für alte Leute“, sagte er, „ist das Kriegsglück selten, Ludwig Philipp riß aus in der ersten Verwirrung der Schlacht, und so kamen wir in die Republik, ohne zu wissen, wie uns geschah.“

Anfangs Februar hatte sich Heine, um dem Geräusche der Stadt zu entfliehen und gesündere Luft zu haben, nach einer Heilanstalt in der Rue de l'Ourcine begeben, die noch über den Jardin des Plantes hinaus an der Barrière de la Santé liegt. Er war am 23. Februar nach seiner Stadtwohnung im Faubourg Montmartre gefahren, um dort bei seiner Frau mit seinem Arzte ein kleines Diner einzunehmen, als die ersten Stürme des Kampfes losbrachen. Der Wagen, den man für die Rückkehr in das Krankenhaus holte, ward umgeworfen zum Barrikadenbau, und Heine hatte Noth, wieder dorthin zurück zu gelangen. „Welch ein Unglück“, seufzte er[622]), „solche Revolutionen in meinem Zustande zu erleben! Ich hätte müssen todt oder gesund sein.“ — Am meisten interessierte ihn die voraussichtliche Rückwirkung der Februar-Revolution auf die politischen Verhältnisse in Deutschland. Trotz des schlechten Zustandes seiner Augen, verfasste er am 3. März unter dem frischen Eindruck des gewaltigen Dramas sogar noch einen Korrespondenzbericht für die „Allgemeine Zeitung“, der bei weitem nicht so grämlich wie die späteren pessimistischen Äußerungen des Dichters über das große Ereignis klingt. „Ich habe“ — so lautet der seither nie

wieder abgedruckte Aufſatz, welcher zugleich der letzte Bericht Heine's für die „Allgemeine Zeitung“ war — „ich habe Ihnen über die Ereigniſſe der drei großen Februartage noch nicht ſchreiben können, denn der Kopf war mir ganz betäubt. Beſtändig Getrommel, Schießen und Marſeillaiſe. Letztere, das unaufhörliche Lied, ſprengte mir faſt das Gehirn, und ach! das ſtaatsgefährlichſte Gedankengeſindel, das ich dort ſeit Jahren eingekerkert hielt, brach wieder hervor. Um den Aufruhr, der in meinem Gemüthe entſtand, einigermaßen zu dämpfen, ſummte ich zuweilen vor mich hin irgend eine heimatlich fromme Melodie, z. B. ‚Heil dir im Siegerkranz‘ oder ‚Üb du nur Treu und Redlichkeit‘ — vergebens! der welſche Teufelsgeſang überdröhnte in mir alle beſſern Laute. Ich fürchte, die dämoniſchen Freveltöne werden in Bälde auch euch zu Ohren kommen und ihr werdet ebenfalls ihre verlockende Macht erfahren. So ungefähr muſs das Lied geklungen haben, das der Rattenfänger von Hameln pfiff. Wiederholt ſich der große Autor? Geht ihm die Schöpfungskraft aus? Hat er das Drama, das er uns vorigen Februar zum Beſten gab, nicht ſchon vor achtzehn Jahren ebenfalls zu Paris aufführen laſſen unter dem Titel ‚Die Julius-Revolution‘? Aber ein gutes Stück kann man zweimal ſehen. Jedenfalls iſt es verbeſſert und vermehrt, und zumal der Schluſs iſt neu und ward mit rauſchendem Beifall aufgenommen. Ich hatte einen guten Platz, um der Vorſtellung beizuwohnen, ich hatte gleichſam einen Sperrſitz, da die Straße, wo ich mich zufällig befand, von beiden Seiten durch Barrikaden geſperrt wurde. Nur mit knapper Noth konnte man mich wieder nach meiner Behauſung bringen. Gelegenheit hatte ich hier vollauf, das Talent zu bewundern, das die Franzoſen bei dem Bau ihrer Barrikaden beurkunden. Jene hohen Bollwerke und Verſchanzungen, zu deren Anfertigung die deutſche Gründlichkeit ganze Tage bedürfte, ſie werden hier in einigen Minuten improviſiert, ſie ſpringen wie durch Zauber aus dem Boden hervor, und man ſollte glauben, die Erdgeiſter hätten dabei unſichtbar die Hand im Spiel. Die Franzoſen ſind das Volk der Geſchwindigkeit. Die Heldenthaten, die ſie in jenen Februartagen verrichteten, erfüllen uns ebenfalls wieder mit Erſtaunen, aber wir wollen uns doch nicht davon verblüffen laſſen. Auch andere Leute haben Muth: der Menſch iſt ſeiner Natur nach eine tapfere Beſtie. Die Todesverachtung, womit die franzöſiſchen Ouvriers gefochten haben, ſollte uns eigentlich nur deſshalb in Verwunderung ſetzen, weil ſie keineswegs aus einem religiöſen Bewuſſtſein entſpringt und

keinen Halt findet in dem ſchönen Glauben an ein Jenſeits, wo man den Lohn dafür bekömmt, daſs man hier auf Erden fürs Vaterland geſtorben iſt. Eben ſo groß wie die Tapferkeit, ich möchte auch ſagen eben ſo uneigennützig, war die Ehrlichkeit, wodurch jene armen Leute in Kittel und Lumpen ſich auszeichneten. Ja, ihre Ehrlichkeit war uneigennützig und dadurch verſchieden von jener krämerhaften Berechnung, wonach durch ausdauernde Ehrlichkeit mehr Kunden und Gewinn entſteht, als durch die Befriedigung diebiſcher Gelüſte, die uns am Ende doch nicht weit fördern: ehrlich währt am längſten. Die Reichen waren nicht wenig darüber erſtaunt, daſs die armen Hungerleider, die während drei Tagen in Paris herrſchten, ſich doch nie an fremdem Eigenthum vergriffen. Die Reichen zitterten für ihre Geldkaſten und machten große Augen, als nirgends geſtohlen wurde. Die Strenge, womit das Volk gegen etwelche Diebe verfuhr, die man auf der That ertappte, war Manchen ſogar nicht ganz recht, und es ward gewiſſen Leuten beinahe unheimlich zu Muthe, als ſie vernahmen, daſs man Diebe auf der Stelle erſchieße. Unter einem ſolchen Regimente, dachten ſie, iſt man am Ende doch ſeines Lebens nicht ſicher. Zerſtört ward Vieles von der Volkswuth, zumal im Palais-royal und in den Tuilerien, geplündert ward nirgends. Nur Waffen nahm man, wo man ſie fand, und in jenen königlichen Palläſten ward auch dem Volk erlaubt, die vorgefundenen Lebensmittel ſich zuzueignen. Ein Junge von fünfzehn Jahren, der in unſerm Hauſe wohnt und ſich mitgeſchlagen, brachte ſeiner kranken Großmutter einen Topf Konfitüren mit, die er in den Tuilerien eroberte. Der kleine Held hatte Nichts davon genaſcht und brachte den Topf unerbrochen nach Haus. Wie freute er ſich, daſs die alte Frau die Konfitüren Ludwig Philipp's, wie er ſie nannte, ſo äußerſt wohlſchmeckend fand! Armer Ludwig Philipp! In ſo hohem Alter wieder zum Wanderſtab greifen! Und in das nebelkalte England, wo die Konfitüren des Exils doppelt bitter ſchmecken!" — Schon acht Tage ſpäter machte Heine ſeiner Verſtimmung über das revolutionäre Chaos, deſſen Fluthwellen mit beängſtigendem Toben an das Ohr des Leidenden ſchlugen, in weit herberen Ausdrücken Luft. „Meine Gefühle bei dem Umſchwung, den ich unter meinen Augen vor ſich gehen ſah, können Sie ſich leicht vorſtellen", ſchrieb er an Alfred Meißner[623]). „Sie wiſſen, daſs ich kein Republikaner war, und werden nicht erſtaunt ſein, daſs ich noch keiner geworden. Was die Welt jetzt treibt und hofft, iſt meinem Herzen völlig fremd, ich beuge mich vor dem Schickſal, weil ich zu

ſchwach bin, ihm die Stirn bieten, aber ich mag ihm den Saum ſeines Kleides nicht küſſen, um keinen nackteren Ausdruck zu gebrauchen. Daſs ich einen Augenblick furchtbar bewegt wurde, daſs es mir kalt über den Rücken und die Arme wie ſtechende Nadeln lief, Das wird Sie nicht verwundern. Nun, es iſt vorüber gegangen. Auch war es ſehr läſtig, als ich rings um mich lauter alte Römergeſichter ſah, das Pathos an der Tagesordnung war, und Venedey ein Held des Tages. Gerne wollte ich aus dem mich beängſtigenden Getümmel des öffentlichen Lebens wegflüchten, in den unvergänglichen Frühling der Poeſie und der unvergänglichen Dinge, wenn ich nur beſſer gehen könnte und nicht ſo krank wäre. Aber meine Gebreſten, die ich allenthalben mitſchleppen muſs, erdrücken mich ſchier, und ich glaube, Sie müſſen ſich ſputen, lieber Freund, wenn Sie mich noch ſehen wollen." — „Über die Zeitereigniſſe ſag' ich Nichts", heißt es in einem Briefe an Campe vom 9. Juli 1848[624]). „Das iſt Univerſalanarchie, Weltkuddelmuddel, ſichtbar gewordener Gotteswahnſinn! Der Alte muſs eingeſperrt werden, wenn Das ſo fortgeht. Das haben die Atheiſten verſchuldet, die ihn toll geärgert." — „Es wird nicht lange mehr ſo bleiben", ſagte er bitter lächelnd im März oder April 1849 zu Alfred Meißner, als Dieſer bei einem Beſuche das Geſpräch auf die Tagespolitik brachte[625]). „Ein Staatsſtreich iſt ein öffentliches Geheimnis. Man plaudert ſo viel von ihm, daſs man gar nicht mehr daran glaubt, aber er bleibt nicht aus. Der Präſident arbeitet nach der Schablone ſeines Onkels nnd geht auf den achtzehnten Brumaire los. Nur zu! nur zu!" — Verſtehen Sie mich recht," fuhr er fort, indem er die Hand ſeines jungen Freundes ergriff. „Als vor ungefähr einem Jahre die Republik proklamiert wurde, war der Welt zu Muthe, als ob Etwas, das Nichts als ein Traum war und ein Traum ſein ſollte, Realität geworden wäre. Aber ich habe das Unglück, Frankreich durch langjährigen Aufenthalt nur zu genau zu kennen, und ich bin über Das, was wir zu erwarten haben, gar nicht im Unklaren. Die Republik iſt Nichts weiter als ein Namenswechſel, ein revolutionärer Titel. Wie könnte ſich dieſe korrupte, weichliche Geſellſchaft ſo ſchnell verwandeln? Geld machen, Ämter erhaſchen, vierſpännig fahren, eine Theaterloge beſitzen, aus einem Vergnügen ins andere jagen, war bisher ihr Ideal. Wo hätten dieſe Menſchen ihren Verrath von bürgerlichen Tugenden bisher ſo ſorgfältig verſteckt? Paris, glauben Sie mir, iſt gut napoleoniſtiſch — ich meine, hier herrſcht der Napoleond'or. Mögen es Andere zu ihrer Partei-

ſache machen, einen Namen aufrecht zu erhalten, mag ſelbſt Proudhon die beſtehende Staatsform in dieſer ihrer kläglichſten Phaſe für gegeben, unantaſtbar und unveränderlich, ſogar über den Urſprung aller Rechte und das allgemeine Wahlrecht erhaben erklären — eine ſolche Politik iſt nicht die meine. Der Name iſt mir Nichts. Nur das Farbige kann mich entzücken, die abſtrakte Idee iſt ohne Reiz für mich. Was wäre die Liebe, wenn es keine Frauen, die Freundſchaft, wenn es keine Freunde gäbe? Verzichten Sie auf die Republik, denn es giebt keine Republikaner!" — Später lächelte er herb und erbarmungslos bei der Agonie der Republik, und erwartete ihr Ende mit einer gewiſſen Schadenfreude. Er lächelte, als wäre er der Gott des Zerfalls und der Zerſtörung ſelber. Es war, als wünſche er, daſs Etwas zuſammenfalle, was es auch ſei, damit er nur das Geräuſch eines großen Zuſammenſturzes vernehme und rieſenhafte Trümmer erblicke. Die furchtbarſte Krankheit ſelbſt konnte ihn nicht konſervativ und zum Freund der Ruhe machen. Der Kampf war ſeine Natur, das Mißvergnügen mit dem Statusquo und die Negation ſein Weſen. „Dieſem Zuge in ihm", bemerkt Meißner mit Recht, „lag keine Wildheit, keine Barbarei, kein Vandalismus zu Grunde, ſondern er hatte ein und dieſelbe Wurzel mit dem künſtleriſchen Bedürfnis, jeden Gegenſtand immer von einer neuen Seite aus, verändert, umgebaut, umgeſtaltet zu ſehen. Es war der Drang einer nach mächtigen Aufregungen ſich ſehnenden Natur und zugleich ein charakteriſtiſcher Zug ſeiner Skepſis. Bezeichnend iſt einer ſeiner Ausſprüche, daſs ihm an keiner Erſcheinungsform menſchlicher Gedanken Etwas liege, weil er an der Quelle der Gedanken ſelbſt ſtehe. Aus Allem geht hervor, daſs er an gar keine Staatsform glaubte". — Überhaupt war ſeine Theilnahme für die politiſchen Zuſtände in Frankreich ſeit der Februar-Revolution äußerſt gering, während er die Entwicklung der deutſchen Verhältniſſe mit großem Intereſſe verfolgte, wie ſich auch aus zahlreichen Gedichten ſeiner letzten Lebensjahre — wir erinnern nur an „Jetzt wohin?" „Im Oktober 1849", „Der Ex-Lebendige", „Der Ex-Nachtwächter", „Erinnerung aus Krähwinkel's Schreckenstagen", „Hans ohne Land", „Kobes I.", „Die Wahleſel" — deutlich erkennen läſſt. „Die franzöſiſchen Zuſtände", ſagte er im Frühjahr 1851 zu dem ihn beſuchenden Heinrich Rohlfs aus Bremen, „amüſieren mich nur, Intereſſe empfinde ich allein für die deutſchen. Ich darf mich aber nicht zu ſehr mit ihnen beſchäftigen, weil die trüben Nachrichten, die von dorther einlaufen, mich ſtets ſo aufregen, daſs ſie jedes Mal eine Verſchlechterung

meines Befindens herbeiführen.“ Besonders lebhaft interessierte ihn die schleswig-holsteinische Frage. „Der Kampf zwischen Deutschland und Dänemark“, sagte er, „ist deshalb sehr zu bedauern, weil er zwischen zwei verwandten Stämmen geführt worden ist, die in ihrem ganzen Volkscharakter viel Ähnlichkeit mit einander haben. Der Däne und der Holste sind in Hinsicht ihres Nationalcharakters lange nicht so verschieden, wie der Holste und der Schwabe. Schleswig-Holstein ist übrigens in diesem Augenblicke noch nicht so sehr zu beklagen, als wenn es unter ein slavisches Regiment gekommen wäre. Überdies steht zu hoffen, dass die Dänen zur Besinnung gelangen werden; denn im Allgemeinen hat dies Volk in seiner ganzen Geschichte viel Rechtssinn gezeigt. Zu bedauern ist nur, dass in den Gegenden der Herzogthümer, die jetzt danisiert werden, das moralische Gefühl der Einwohner augenblicklich mit Füßen getreten wird. In sprachlicher Beziehung ist es einerlei, ob jetzt so und so viel' Schleswiger weniger Deutsch lernen. Es ist Dies doch nur vorübergehend, denn Dänemark kann auf die Länge der Zeit, trotz seiner herrlichen Literatur und Geschichte, und hierzu rechne ich auch die isländische und norwegische, nicht dem Schicksal entgehen, dass die deutsche Sprache sich über das ganze Land ausbreitet. Nicht nur die ältere Literatur Dänemarks ist so schön und reich, sondern auch in der neueren Zeit hat es große Dichter gehabt, welche, da sie zum Theil in deutscher Sprache gedichtet, auch insofern schon Dänemark mit Deutschland verknüpfen. Baggesen ist tief und lieblich, Heiberg witzig und geistreich, Oehlenschläger hat nicht die Tiefe des Gefühls wie Baggesen, ist aber doch sehr anziehend. Merkwürdiger Weise haben diese Dichter in Deutschland nicht einen solchen Anklang gefunden wie Andersen, obgleich sie Letzteren weit überragen.“

Schon während Heine im Krankenhause sich aufhielt, war eine neue Verschlimmerung seiner Leiden eingetreten. Seine Kinnbacken waren gelähmt, er konnte eine Zeitlang ohne Krämpfe nur wenig und halb hörbar sprechen, auch die rechte Hand begann abzusterben, und da er nichts Konsistentes mehr zu kauen vermochte, nahm die allgemeine Körperschwäche fortwährend zu. In den ersten Tagen des Monats Mai 1848 machte er seinen letzten Ausgang. „Durch die Straßen von Paris,“ erzählt Meißner, „wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halb blind, halb gelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse der Boulevards herauszukommen, und flüchtete sich

in den nahen Louvre. Er trat in die in dieſer bewegten Zeit faſt leeren Räume des Pallaſtes, und befand ſich zu ebener Erde in dem Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen ſtehen. Plötzlich ſtand er vor dem Ideale der Schönheit, vor der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekannten Meiſters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblicke überraſcht, bewegt, durchſchnitten, faſt entſetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel, und heiß und bitter ſtrömten die Thränen über ſeine Wangen.“ Seitdem hat er ſein Bett nur wieder verlaſſen, um in etwas veränderter Lage ſtundenlang in den aufgeſchichteten Kiſſen des Lehnſeſſels zu ruhen, welcher vor dem grünen Tapetenſchirm ſeines Lagers ſtand. — Das geräuſchvolle Leben der Stadt, das Singen und Lärmen der Volksmaſſen, welches ſeine überreizten Nerven in fieberhafte Spannung verſetzte, nöthigte ihn gegen Ende Mai des Revolutionsjahres, ſich nach dem friedlichen Paſſy hinaustragen zu laſſen, wo er in der Grande Rue Nr. 64 eine baumumſchattete Landwohnung bezog. „Ich weiß nicht, woran ich bin,“ ſchrieb er von hier aus am 12. September ſeinem Bruder Maximilian [626]), „und keiner meiner Aerzte weiß es. So Viel iſt gewiß, daſs ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die ſpaniſche Inquiſition erſinnen konnte. Dieſer lebendige Tod, dieſes Unleben iſt nicht zu ertragen, wenn ſich noch Schmerzen dazu geſellen... Wenn ich auch nicht gleich ſterbe, ſo iſt doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit ſo inbrünſtiger Leidenſchaft. Für mich giebt es keine ſchöne Berggipfel mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küſſe, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Geſellſchaft heiter ſchmauſender Gäſte; meine Lippen ſind gelähmt wie meine Füße, auch die Eßwerkzeuge ſind gelähmt, eben ſo ſehr wie die Abſonderungskanäle. Ich kann weder kauen noch k... n, werde wie ein Vogel gefüttert.“ — Anfangs Oktober kehrte der Kranke nach der Stadt zurück. Seine neue Wohnung, in welcher er ſechs Jahre verharrte, befand ſich unweit des Montmartre-Kirchhofes in der Rue d'Amſterdam Nr. 50, einer Straße jenes entlegenen Stadttheils, der, ohne den Schmutz und das verwahrloſte Ausſehen anderer Vorſtädte zu beſitzen, faſt den Komfort und die Eleganz des Ariſtokratenviertels aufweiſt. Zwei Stiegen im Hinterhauſe führten zu der Wohnung des Dichters, welche nach dem Hofe hinausging, wo das Rädergeraſſel und der ſonſtige Lärm der Straße durch hohe Steinmauern gedämpft war. Aber auch kein

meines Befindens herbeiführen.“ Besonders lebhaft interessierte ihn die schleswig-holsteinische Frage. „Der Kampf zwischen Deutschland und Dänemark“, sagte er, „ist deshalb sehr zu bedauern, weil er zwischen zwei verwandten Stämmen geführt worden ist, die in ihrem ganzen Volkscharakter viel Ähnlichkeit mit einander haben. Der Däne und der Holste sind in Hinsicht ihres Nationalcharakters lange nicht so verschieden, wie der Holste und der Schwabe. Schleswig-Holstein ist übrigens in diesem Augenblicke noch nicht so sehr zu beklagen, als wenn es unter ein slavisches Regiment gekommen wäre. Überdies steht zu hoffen, daſs die Dänen zur Besinnung gelangen werden; denn im Allgemeinen hat dies Volk in seiner ganzen Geschichte viel Rechtssinn gezeigt. Zu bedauern ist nur, daſs in den Gegenden der Herzogthümer, die jetzt danisiert werden, das moralische Gefühl der Einwohner augenblicklich mit Füßen getreten wird. In sprachlicher Beziehung ist es einerlei, ob jetzt so und so viel' Schleswiger weniger Deutsch lernen. Es ist Dies doch nur vorübergehend, denn Dänemark kann auf die Länge der Zeit, trotz seiner herrlichen Literatur und Geschichte, und hierzu rechne ich auch die isländische und norwegische, nicht dem Schicksal entgehen, daſs die deutsche Sprache sich über das ganze Land ausbreitet. Nicht nur die ältere Literatur Dänemarks ist so schön und reich, sondern auch in der neueren Zeit hat es große Dichter gehabt, welche, da sie zum Theil in deutscher Sprache gedichtet, auch insofern schon Dänemark mit Deutschland verknüpfen. Baggesen ist tief und lieblich, Heiberg witzig und geistreich, Oehlenschläger hat nicht die Tiefe des Gefühls wie Baggesen, ist aber doch sehr anziehend. Merkwürdiger Weise haben diese Dichter in Deutschland nicht einen solchen Anklang gefunden wie Andersen, obgleich sie Letzteren weit überragen.“

Schon während Heine im Krankenhause sich aufhielt, war eine neue Verschlimmerung seiner Leiden eingetreten. Seine Kinnbacken waren gelähmt, er konnte eine Zeitlang ohne Krämpfe nur wenig und halb hörbar sprechen, auch die rechte Hand begann abzusterben, und da er nichts Konsistentes mehr zu kauen vermochte, nahm die allgemeine Körperschwäche fortwährend zu. In den ersten Tagen des Monats Mai 1848 machte er seinen letzten Ausgang. „Durch die Straßen von Paris,“ erzählt Meißner, „wogten die Volkshaufen, von ihren Tribunen wie von Stürmen herumgetrieben. Der Dichter, halb blind, halb gelähmt, am Stocke sich hinschleppend, suchte aus dem betäubenden Getöse der Boulevards herauszukommen, und flüchtete sich

in den nahen Louvre. Er trat in die in dieſer bewegten Zeit faſt leeren Räume des Pallaſtes, und befand ſich zu ebener Erde in dem Saale, wo die antiken Götter und Göttinnen ſtehen. Plötzlich ſtand er vor dem Ideale der Schönheit, vor der lächelnden, bezaubernden Göttin, dem Wunderwerk eines unbekannten Meiſters, der Venus von Milo, die im Laufe der Jahrhunderte ihre Arme, aber nicht ihre Reize verloren hat. Von dem Anblicke überraſcht, bewegt, durchſchnitten, faſt entſetzt, taumelte der Kranke zurück, bis er in einen Stuhl fiel, und heiß und bitter ſtrömten die Thränen über ſeine Wangen.“ Seitdem hat er ſein Bett nur wieder verlaſſen, um in etwas veränderter Lage ſtundenlang in den aufgeſchichteten Kiſſen des Lehnſeſſels zu ruhen, welcher vor dem grünen Tapetenſchirm ſeines Lagers ſtand. — Das geräuſchvolle Leben der Stadt, das Singen und Lärmen der Volksmaſſen, welches ſeine überreizten Nerven in fieberhafte Spannung verſetzte, nöthigte ihn gegen Ende Mai des Revolutionsjahres, ſich nach dem friedlichen Paſſy hinaustragen zu laſſen, wo er in der Grande Rue Nr. 64 eine baumumſchattete Landwohnung bezog. „Ich weiß nicht, woran ich bin,“ ſchrieb er von hier aus am 12. September ſeinem Bruder Maximilian [626]), „und keiner meiner Aerzte weiß es. So Viel iſt gewiß, daſs ich in den letzten drei Monaten mehr Qualen erduldet habe, als jemals die ſpaniſche Inquiſition erſinnen konnte. Dieſer lebendige Tod, dieſes Unleben iſt nicht zu ertragen, wenn ſich noch Schmerzen dazu geſellen... Wenn ich auch nicht gleich ſterbe, ſo iſt doch das Leben für mich auf ewig verloren, und ich liebe doch das Leben mit ſo inbrünſtiger Leidenſchaft. Für mich giebt es keine ſchöne Berggipfel mehr, die ich erklimme, keine Frauenlippe, die ich küſſe, nicht mal mehr ein guter Rinderbraten in Geſellſchaft heiter ſchmauſender Gäſte; meine Lippen ſind gelähmt wie meine Füße, auch die Eßwerkzeuge ſind gelähmt, eben ſo ſehr wie die Abſonderungskanäle. Ich kann weder kauen noch k... n, werde wie ein Vogel gefüttert.“ — Anfangs Oktober kehrte der Kranke nach der Stadt zurück. Seine neue Wohnung, in welcher er ſechs Jahre verharrte, befand ſich unweit des Montmartre-Kirchhofes in der Rue d'Amſterdam Nr. 50, einer Straße jenes entlegenen Stadttheils, der, ohne den Schmutz und das verwahrloſte Ausſehen anderer Vorſtädte zu beſitzen, faſt den Komfort und die Eleganz des Ariſtokratenviertels aufweiſt. Zwei Stiegen im Hinterhauſe führten zu der Wohnung des Dichters, welche nach dem Hofe hinausging, wo das Rädergeraſſel und der ſonſtige Lärm der Straße durch hohe Steinmauern gedämpft war. Aber auch kein

erfrischender Luftzug, kein Säuseln grüner Bäume, kein Vogelgezwitscher drang zu dem Sänger des Frühlings, ihn zu erquicken in dem Zwielicht seiner düsteren Krankenstube mit den herabgelassenen Vorhängen, durch welche sich nur ein matter Schimmer der Nachmittagssonne herein stahl. Ein Transport ins Freie war bei den engen, hohen Treppen fast eine Unmöglichkeit; auch fehlten Heine, wie er in seinen Briefen an Campe wiederholentlich klagt, die Mittel, in den Sommermonaten wieder aufs Land zu ziehen. Bei plötzlich ausbrechender Feuersgefahr wäre eine Rettung kaum zu bewirken gewesen, und dieser Gedanke übte zu Zeiten einen beängstigenden Einfluss auf seine Phantasie. Besonders lästig war ihm das Fortepianogeklimper einiger gegenüber wohnender Damen, deren Etüden Jahre lang Tag für Tag in abgerissenen Akkorden an sein Ohr schlugen. Im Winter 1848—49 steigerten sich die Qualen der fortschreitenden Rückenmarkserweichung fast bis zur Grenze menschlicher Leidensfähigkeit; der Kranke musste zum täglichen Gebrauche von Opium greifen, die Blindheit nahm zu, die Beine waren abgezehrt und weich wie Baumwolle, der Rücken begann sich zu krümmen, und es wurden ihm häufig Wunden auf demselben eingebrannt, durch welche die Rückgratskrämpfe sich etwas milderten. Er sprach seinem Freunde Meißner, der ihn im Januar 1849 wieder besuchte, von seinen beinahe ununterbrochenen Schmerzen, von seiner Hilflosigkeit, von all der schrecklichen Hiobspein, welche nun schon so lange gedauert. „Er schilderte, wie er sich selbst gleichsam ein Gespenst geworden, wie er als ein gewissermaßen schon abgeschiedener und in einem Zwischenreiche lebender Geist herabsehe auf seinen armen gebrochenen, gefolterten Leib. Er schilderte, wie er in Bildern und Intuitionen der Vergangenheit lebe, wie er gern noch dichten, schreiben und schaffen möchte, und wie dann das blinde Auge, die unsichere Hand und der immer wieder neu erwachende Schmerz Alles verwischten. Er schilderte seine Nächte mit ihren Qualen, in denen der Gedanke des Selbstmordes an ihn herankrieche, bis er Kraft gefunden, ihn weg zu schleudern mit der Erinnerung an sein geliebtes Weib und an manches Werk, das er hier noch zu vollenden habe, und wahrhaft entsetzlich war es, als er zuletzt mit furchtbarem Ernst in gedämpfter Stimme ausrief: ‚Denken Sie an Günther, Bürger, Kleist, an Hölderlin, Grabbe und den unglückseligen Lenau! Es liegt doch ein Fluch auf den deutschen Dichtern!‘“ — In ähnlicher Weise sagte er im Oktober des folgenden Jahres zu Adolf Stahr: „Was mich immer aufrecht erhält, ist der Gedanke, dass ich all' diese

Schmerzen freiwillig erdulde, und sie enden kann, so bald ich will. Sehen Sie, mit der Hand kann ich auf dem Tische eine Dosis Opium erreichen, nach der ich nicht wieder aufwachen würde, und daneben liegt ein Dolch, den ich noch Kraft genug habe zu brauchen, wenn meine Schmerzen unaushaltbar werden. Daſs ich diese letzte Freiheit habe, giebt mir Muth und macht mich gewissermaßen heiter." — Im April 1849 erließ Heine in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" und in Berliner Blättern, zur Berichtigung von allerlei falschen Gerüchten, eine originelle Erklärung über seinen Gesundheitszustand, in welcher es unter Anderem hieß[627]: „Ich lasse dahingestellt sein, ob man meine Krankheit bei ihrem rechten Namen genannt hat, ob sie eine Familienkrankheit (eine Krankheit, die man der Familie verdankt) oder eine jener Privatkrankheiten ist, woran der Deutsche, der im Auslande privatisiert, zu leiden pflegt, ob sie ein französisches ramollissement de la moelle épinière oder eine deutsche Rückgratschwindsucht ist — so Viel weiß ich, daſs sie eine sehr garstige Krankheit ist, die mich Tag und Nacht foltert, und nicht bloß mein Nervensystem, sondern auch das Gedankensystem bedenklich erschüttert hat. In manchen Momenten, besonders wenn die Krämpfe in der Wirbelsäule allzu qualvoll rumoren, durchzuckt mich der Zweifel, ob der Mensch wirklich ein zweibeinigter Gott ist, wie mir der selige Professor Hegel vor fünfundzwanzig Jahren in Berlin versichert hatte. Im Wonnemond des vorigen Jahres musste ich mich zu Bette legen, und ich bin seitdem nicht wieder aufgestanden. Unterdessen, ich will es freimüthig gestehen, ist eine große Umwandlung mit mir vorgegangen. Ich bin kein göttlicher Bipede mehr; ich bin nicht mehr der ‚freieste Deutsche nach Goethe', wie mich Ruge in gesündern Tagen genannt hat; ich bin nicht mehr der große Heide Nr. II., den man mit dem weinlaubumkränzten Dionysos verglich, während man meinem Kollegen Nr. I. den Titel eines großherzoglich weimar'schen Jupiters ertheilte; ich bin kein lebensfreudiger, etwas wohlbeleibter Hellene mehr, der auf trübsinnige Nazarener heiter herablächelte — ich bin jetzt nur ein armer todkranker Jude, ein abgezehrtes Bild des Jammers, ein unglücklicher Mensch!" — In der ersten Zeit seiner Krankheit sprach Heine oftmals den Wunsch aus, sich nach Deutschland, zumal nach Hamburg bringen zu lassen, um dort in einem ruhigen Winkel seine Tage zu beschließen; — „freilich", fügte er mit schneidendem Spotte hinzu[628]), „das feuchtkalte Wetter, und die noch feuchtkälteren Menschen alldort dürften mir nicht sehr heilsam sein". Mehr als

ein Mal kam er später auf diesen Wunsch zurück, und beschäftigte sich mit dem Gedanken seiner Ausführung; „aber“, sagte er zu Adolf Stahr[629]), „ich müsste einen eigenen Wagen dazu bauen lassen, und es würde sehr viel Geld kosten. Und am Ende“, setzte er scherzend hinzu, „ist das Transportstück doch das Postgeld nicht mehr werth.“ — Anfangs ließ sich Heine von französischen Ärzten behandeln; doch war er von ihrer Heilkünstler-Geschicklichkeit wenig erbaut. „Sie mögen ausgezeichnete Chirurgen sein“, meinte er[630]), „und auch auf die Diagnose der innern Krankheiten sich gut verstehen, aber sie wissen dieselben schlecht zu kurieren. Ich glaube, dass mancher Arzt in einem beliebigen Dorfe Deutschlands mich richtiger behandeln würde, als die Ärzte von Paris.“ Zu einem so strengen Urtheil war Heine übrigens um so weniger berechtigt, da er die meisten Arzneimittel, welche ihm verordnet wurden, zurückwies, weil er an die Wirkung derselben nicht glaubte. Es ist charakteristisch, dass er auch in der Medicin Freigeist war. Das einzige Medikament, welches er eine Zeitlang nahm, war Sodkali, ohne dass er jedoch eine Verbesserung seines Zustandes dadurch verspürt hätte. Der einzige Arzt, zu welchem er grösseres Vertrauen besaß, obschon er auch ihn mit giftigen Stachelversen nicht verschont hat, war der Ungar Dr. Gruby, welcher keinerlei fruchtlose Experimente mit dem Körper des Leidenden anstellte, ihn nicht mit übel schmeckenden Medicinen quälte, ihm keinen irgendwie mit seinem Zustande verträglichen Genuss versagte, und die geschwächten Nerven durch verschiedenartige Bäder zu kräftigen suchte. Dr. Gruby behandelte ihn seit Anfang des Jahres 1849. Als dieser ausgezeichnete Mann den Patienten übernahm, fand er ihn ohne alle Bewegung, wie ein Knäuel zusammengekrümmt an der Erde liegend, mit dem Speichelflusse behaftet, und unfähig, irgend eine Nahrung zu sich zu nehmen. Es gelang seiner Kunst, ihn wieder so weit herzustellen, dass er in sitzende Lage gebracht werden konnte. Er gab ihm das Gesicht und die Bewegung der Arme wieder. Schon in früherer Zeit war er einmal, als Heine an den Augen litt, zu einer ärztlichen Konsultation herbeigerufen worden. Gruby erklärte, die Ursache der Krankheit stecke im Rückenmarke, und wurde vom Patienten, wie von Dessen damaligen Ärzten, ausgelacht. Später sagte Derselbe wehmüthig lächelnd zu Gruby: „Ach, wenn ich damals besser *gesehen* hätte, ich läge jetzt nicht so elend da!“ In seiner letzten Lebensperiode las Heine mancherlei medicinische Schriften, um sich durch eigenes Studium über die Pathologie seiner Krankheit zu unterrichten.

Aber auch hier unterließ er es nicht, seine Kenntnisse zu ironisieren. „Meine Studien", pflegte er zu sagen, „werden mir wohl nicht viel helfen. Ich werde höchstens im Himmel Vorlesungen halten können, um meinen Zuhörern darzuthun, wie schlecht die Ärzte auf Erden die Rückenmarkserweichung zu heilen verstehen." Mit eben so dämonischem Spotte gegen sein qualvolles Leiden sagte er im August 1855 dem ihn besuchenden Dr. Schlesinger, welcher ihm Waschungen mit Schwefeläther gegen die heftigen Krampfanfälle empfahl: „Und wenn ich den jämmerlichen Hüftnerven zur Ruhe bringe, dann fängt die Katzenmusik der anderen Nerven-Bagage an. Doktor, Sie kennen die Nerven im Allgemeinen, aber die meinigen sind so ganz besonders merkwürdig elender Natur, daß ich überzeugt bin, sie würden in der Exposition universelle die große goldene Medaille für Schmerz und Elend erhalten."

Morgens nahm Heine in der Regel ein Bad, wenn es sein Zustand erlaubte. Die Wärterin, eine kräftige Mulattin, hob ihn aus seiner „Matratzengruft" — der Kranke lag nicht in einem gewöhnlichen Bette, sondern auf einem halben Dutzend über einander gelegter Matratzen, weil der gebrochene Leib nirgends auch nur den leisesten Widerstand von Härte empfinden durfte — und trug ihn auf ihren Armen wie ein Kind in die Wanne. „Da sehen Sie, wie man mich in Paris auf Händen trägt", rief er mit schmerzlichem Humor einem Freunde zu, als Dieser ihn einst in derselben Art aus dem Lehnstuhl auf sein Matratzenlager zurückbringen sah. Nach dem Bade nahm Heine gewöhnlich ein kräftigendes Frühstück ein, das aus feinem, halb gebratenem Rindfleisch, Früchten und mit Wasser und Zucker gemischtem Bordeauxweine bestand. Was er nur wünschen mochte, wurde ihm aufgetischt, und da die zeitweilige Lähmung der Geschmacksnerven im späteren Verlauf seiner Krankheit wieder gehoben ward, verzehrte er die feinsten Bissen, und in gewissen Jahreszeiten die seltensten Früchte, mit dem Appetit eines Gesunden. Nach dem Arzte war ihm die Köchin deshalb die wichtigste Person des Hauses, und Frau Mathilde hatte oft ihre liebe Noth mit der launenhaften Küchendespotin, die von ihrem Gebieter durch allerlei Komplimente und andere Dankbarkeitsbeweise verzärtelt und verzogen wurde. In der Zwischenzeit vom Frühstück bis zum Diner, d. h. wie es in Paris Sitte ist, zwischen 12 Uhr Mittags und 6 Uhr Abends, empfing der Patient die Besuche seiner Freunde, diktierte seinem Sekretär, oder ließ sich vorlesen[631]). Seine Lektüre bestand vorherrschend in Reise-

beſchreibungen, Sagenwerken und Romanen, die er ſich aus Hamburger und Kölner Leihbibliotheken ſchicken ließ, da in Paris wenig' deutſche Bücher zu erhalten waren. Beſonderes Vergnügen machte ihm die Vehſe'ſche Geſchichte der deutſchen Höfe. „Das Buch," ſchrieb er an Campe[632]), „iſt für mich wahrer Kaviar. Jetzt fange ich an zu glauben, daſs wir Deutſchen einmal eine ordentliche Nationalgeſchichte bekommen werden. Vehſe's Buch iſt der Anfang. Sein Verdienſt iſt ungeheuer, und des Verlegers Gewinn wird es ebenfalls ſein. Nachahmungen werden wie die Pilze hervorſchießen. Der Weg iſt gebahnt, und die Deutſchen bekommen endlich ihre Fürſten von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen. Welche koſtbare Menagerie der originellſten Beſtien! Jedes in ſeiner Art von verſchiedenem Charakter, abgeſchloſſen und vollendet, wahre Meiſterſtücke des lieben Gottes, deſſen dichteriſche Schöpfungskraft, deſſen Autorgröße hier im klarſten Lichte erſcheint und uns zur Bewunderung hinreißt. Dieſe preußiſchen Könige, Die macht ihm Keiner nach, kein Shakſpeare und kein Raupach; da ſehen wir den Finger Gottes."

Die meiſten Beſuche erhielt Heine von den Damen, deren Liebling er bis zum letzten Augenblick geblieben, und deren Gunſt er ſelbſt abſterbend noch mit allem Aufwande einer ihm ganz eigenthümlichen Galanterie zu hegen und zu pflegen verſtand. Die Frauen — er nannte ſie ſcherzweiſe „die große Nation" — waren ihm dankbar für den Kultus, den er ihnen gewidmet. Es verging ſelten ein Tag, an dem nicht mehrere Equipagen vor ſeinem Hauſe hielten, aus denen elegante Damen heraushüpften, um den ſterbenden Sänger durch ihren Anblick und ihr Geplauder zu erfreuen. Wenn er dann mit ſeinen ſchönen Beſucherinnen geiſtreich zu ſchwätzen begann, ſo erſchien ſein ganzes Weſen wie verjüngt. Sein Organ war wie neu belebt, ſeine Rede klang friſcher und kräftiger, und das theilnehmende Lächeln ſeiner Freundinnen bekundete, daſs er in die Schilderungen ſeines Jammers die bekannten luſtigen Späße einmiſchte. Obſchon ſich unter der Zahl dieſer Beſucherinnen nicht ſelten auch literariſche Notabilitäten, wie George Sand, Madame Delphine Gay-Girardin und die Gräfin d'Agoult befanden, waren die meiſten von ihnen doch einfache Sterbliche, ohne Anſprüche auf Lorberkränze und Nachruhm. Faſt alle waren Franzöſinnen; nur in der erſten Zeit ſeines Siechthums empfing Heine oftmals den ihm ſtets willkommenen Beſuch einer Deutſchen, der geiſtvollen Schweſter Laſſalle's, deren Gemahl, Herr Friedland aus Prag, ein erfahrener Geſchäftsmann, dem

Dichter bei den kleinen Finanzſpekulationen, die er noch auf dem Krankenlager zu machen liebte, dienſtfertig zur Hand ging. Heine pflegte ihn, in Erinnerung an einen bekannten Hofjuden unter Friedrich dem Großen, ſeinen Calmonius zu nennen; aber der arme Calmonius hatte, wie Meißner erzählt[633]), an ihm einen äußerſt ſchwierigen Klienten. Kapriciös wie ein Kind, erfreute der Dichter ſich der Gewinnſte, wenn es ſolche gab, war aber immer bereit, Calmonium für Verluſte verantwortlich zu machen, wenn die Operationen nicht geglückt waren. Er nahm den Gewinn wie einen ſchuldigen Tribut der Götter, der Verluſt aber erbitterte ihn und machte ihn über alle Maßen ungerecht gegen den Mann, der voll redlichen Eifers war, ihm nützlich zu ſein, und als eine neue Spekulation gründlich mißrieth, brach Heine in ſchroffer Weiſe alle Beziehungen zu ihm ab.

Mit den politiſchen Flüchtlingen aus Deutſchland ſollte der Dichter auch auf dem Krankenlager trübe Erfahrungen machen. Es drängte ſich an ihn mancher verkommene Geſell heran, der in der Wiener Oktober-Revolution oder in der badiſch-pfälziſchen Erhebung eine revolutionäre Rolle geſpielt hatte, und nun in Paris eine zweifelhafte Exiſtenz friſtete, um zuletzt oftmals als Mouchard der öſterreichiſchen oder preußiſchen Regierung entlarvt zu werden. Heine konnte ſich des Umgangs mit dieſen Leuten, welche ſich ihm meiſtens als hilfsbedürftige Opfer der heimatlichen Tyrannei vorſtellten und nicht vergebens an ſein mildthätiges Herz appellierten, um ſo weniger erwehren, als es ihm bei ſeinem Leidenszuſtande unmöglich war, umſtändliche Erkundigungen über ihren Charakter und ihre Vergangenheit einzuziehen. Die Furcht, mit dieſem Auswurfe der Revolution zuſammen zu treffen, hielt manchen edleren Flüchtling von dem Umgange mit dem kranken Dichter zurück, welcher nicht ſelten zu ſpät in Erfahrung brachte, daſs er ſeine Empfehlung oder Unterſtützung an einen Unwürdigen verſchwendet. „Das ſind verteufelt ſchauderhafte und widerwärtige Dinge“, klagt er in einem Briefe an Georg Weerth, den humoriſtiſchen Mitarbeiter der „Neuen Rheiniſchen Zeitung“ und Verfaſſer des „Schnapphahnski“[634]). „Wenn ich denke, daſs ſolche Perſonen ſich Jahre lang mir nahen konnten, ſo wird mir grauenhaft zu Muthe. Welche ſchreckliche Sache iſt das Exil! Zu den traurigſten Widerwärtigkeiten desſelben gehört auch, daſs wir dadurch in ſchlechte Geſellſchaft gerathen, die wir nicht vermeiden können, wenn wir uns nicht einer Koaliſation aller Schufte ausſetzen wollen. Wie rührend ſchmerzlich und zugleich ingrimmig ſind über dieſes Thema die Klagen des Dante in der göttlichen Komödie!“

Auch von fahrenden Literaten aus Deutſchland, die, ohne Rückſicht auf den ruhebedürftigen Zuſtand des Kranken, Paris nicht glaubten verlaſſen zu dürfen, ohne nach der Rückkehr in die Heimat von einem Beſuche bei Heinrich Heine erzählen zu können, wurde der Dichter ungebührlich beläſtigt. Dieſe Beſuche waren um ſo angreifender für den Patienten, da Jeder ein überraſchendes neues Witzwort zu hören erwartete, und Heine voll mißtrauiſcher Angſt ſeine Worte auf die Goldwage legen muſſte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, ſeine Äußerungen in den feuilletoniſtiſchen Korreſpondenzartikeln, zu welchen er den Stoff liefern ſollte, aufs ſchnödeſte entſtellt zu ſehen. Man kann ſich daher nicht wundern, daſs er ſeinem Unmuth über dieſe indiskreten Heimſuchungen zuweilen einen etwas derben Ausdruck verlieh, und gelegentlich auch wohl einem zudringlichen Gaſte einen tüchtigen Bären auf die Naſe band. „Ach“, ſeufzte er einmal, „es wird bald Mode werden, daſs die deutſchen Schriftſteller zu mir pilgern, wie die Muhammedaner nach Mekka. Und dabei ſagen ſie, daſs ich keine Religion habe! Das iſt kurioſer Weiſe das Ende von mir, daſs ich zuletzt wie eine Reliquie betrachtet werde!“ Einem anderen Beſucher lachte er höhniſch ins Geſicht, als ihm Derſelbe von dem Antheil ſprach, welchen das deutſche Publikum an ſeinen Leiden nehme. „Sie haben Recht“, ſpottete er. „Neulich war der große Schimpanſe des Jardin des Plantes auch unwohl, und ganz Paris intereſſierte ſich für den kranken Affen, und als er endlich ſtarb, gab es Kindermädchen, die täglich den Garten beſuchten, welche traurig den Kopf hängen ließen und ſeufzend zu ihren Gefreiten ſagten: ‚Ach, ſolch einen Affen giebt es nicht mehr!‘ Ich werde eher in Deutſchland vergeſſen werden, als der große Affe des Jardin des Plantes, und ich will Ihnen auch erklären, weshalb, und Deutſchland gegen mich ſelbſt vertheidigen. Ich hätte mir als lyriſcher Dichter Ruhm erwerben können, und Deutſchland hätte mich geliebt; als Satiriker hätte es mich gefürchtet, als Polemiker hätte es auf mich gehört, und mich gehaſſt. Nun bin ich aber, Gott ſei's geklagt, ſo ziemlich Alles geweſen, und Niemand weiß mich zu klaſſificieren; da mein Deutſchland ſich aber nicht gern den Kopf über Kleinigkeiten, wie ich bin, zerbricht und zu Viel zu thun hat, um die transcendentalen Ideen ſeiner Politiker zu begreifen, ſo macht es unter mein Dichten und Trachten einen Strich und ſagt: ‚Dieſe Rechnung iſt geſchloſſen!‘ und geht zu einem anderen Konto über.“ — Die Theilnahmebezeugungen aus Deutſchland trugen allerdings oftmals eine wunderliche, den Sarkasmus Heine's her-

ausfordernde Form. So erhielt er faſt allwöchentlich, bald aus dieſer, bald aus jener Gegend der Heimat, die liebreichſten Briefe, meiſtens von Damen, mit allerlei Rathſchlägen, wie er ſeine Leiden vermindern oder gar heilen könne. Die Eine empfahl ihm, der ſeit Jahren nicht das Bett hatte verlaſſen können, den Gebrauch der Soolbäder von Bad Oeynhauſen in Weſtfalen, eine Andere pries dem armen Kranken gar eine elektriſche Heilmethode an, welche darin beſtünde, daſs der ganze leidende Theil des Rückens mit ſtählernen Nadeln beſteckt, und durch dieſe hindurch, um den Organismus zu kräftigen, ein elektriſcher Strom geleitet würde. Nicht ſelten auch gaben die theilnahmvollen Erkundigungen nach dem Zuſtande des Dichters nur den heuchleriſchen Deckmantel ab, um den eigentlichen Zweck der Briefe, das unverſchämte Begehren dieſer oder jener Dienſtleiſtung, zu verhüllen. Da ſchickten deutſche Buchhändler ihm neue Bücher ein, mit der beſtimmten Weiſung, ſie in dieſem oder jenem franzöſiſchen Journal zu beſprechen, und wenn die Anzeige, wie natürlich, unterblieb, folgten grobe Briefe, in welchen die Remiſſion der Bücher verlangt wurde. Ein Korreſpondent hatte gar die Naivetät, von dem unheilbar Kranken die Beſorgung einer Kammerjungfer für ſeine ihm ganz unbekannte Frau zu erbitten. Eben ſo ſtellte mancher der ihn beſuchenden deutſchen Touriſten die Zumuthung an Heine, ihn mit Einführungsbriefen und Empfehlungen an Notabilitäten der franzöſiſchen Literatur und Politik auszuſtatten. Als auch ein franzöſiſcher Schriftſteller zu einer Reiſe nach Deutſchland im Winter 1855 den Dichter um ſolche Empfehlungsſchreiben an Berliner Freunde bat, konnte ſich Dieſer den Spaß nicht verſagen, ihm eine Viſitenkarte an Karl Otto von Raumer beizuſchließen, welcher ihm einſt als Student in Göttingen befreundet geweſen war, aber als preußiſcher Kultusminiſter nach dem Erſcheinen des „Romancero“ dieſe Gedichtſammlung ſtreng verboten, und die in den Buchhandlungen konfiscierten Exemplare hatte einſtampfen laſſen, weſshalb er von Heine fortan ſcherzweiſe „mein lieber Zerſtampfer“ genannt wurde.

Unter den Beſuchern aus Deutſchland war jedoch mancher alte Freund des Dichters, deſſen Wiederſehen ihn im hohen Grade erfreute. Alfred Meißner, Graf Auerſperg, Friedrich Hebbel, Adolf Stahr und Fanny Lewald verbrachten bei ihrer wiederholten Anweſenheit in Paris häufig mehre Stunden des Tages am Bette des Kranken, der ſich nicht ſelten in langen und tiefſinnigen Geſprächen mit ihnen erging. Auch Dr. Guſtav Kolb, Auguſt Lewald, Heinrich Laube, Fürſt Pückler, Ferdinand Hiller, Joſeph Lehmann, Dr. Leopold

Zunz und die Tochter der Frau von Hohenhausen besuchten ihn in den letzten Lebensjahren, und es war für Heine ein wehmüthiger Genuß, Angesichts des Todes so manche gemeinschaftliche Erinnerung aus früherer Zeit im Geplauder mit ihnen herauf zu beschwören. Von französischen Schriftstellern kamen zuweilen noch Alexandre Dumas und Théophile Gautier; selbst der fünfundsiebzigjährige Béranger stellte sich einmal ein; am häufigsten aber verkehrte Heine mit dem unglücklichen Gérard de Nerval und mit dem geistvollen Kenner der deutschen Literatur St. René Taillandier, welche ihm bei der Übersetzung seiner Werke ins Französische mit aufopfernder Treue behülflich waren. Der älteste Bruder H. Heine's, Gustav, kam in dieser Zeit zweimal nach Paris, zuerst im August 1851 in Begleitung seiner Frau, dann im November 1855 mit der Schwester Charlotte; auch den jüngeren Bruder, Maximilian, sollte der Dichter im Sommer 1852 nach zweiundzwanzigjähriger Trennung ein letztes Mal wiedersehn. Eine große Freude bereitete ihm die Mittheilung Adolf Stahr's, daß man zahlreiche seiner Lieder durch ganz Deutschland singen höre, daß sie als echte Volkslieder das Eigenthum des Volkes geworden, und im Munde von Handwerksburschen, Studenten und Soldaten aller Orten erklängen. Ihm waren nur wenige Kompositionen seiner Lieder in Paris bekannt geworden; von denen, welche er gehört, waren die Löwe'schen ihm die liebsten. Er sagte, daß sie ihn ganz entzückt hätten, und daß er gern ein Instrument haben und bei dem Spiel und Gesang dieser Melodien seiner Lieder sterben möchte. Im Frühling 1851 sandte ihm der Freiherr Vesque von Püttlingen (S. Hoven) seine herrlichen Kompositionen der „Heimkehr-"Lieder, welche als echte musikalische Palingenesien sich den geistvollsten Tonschöpfungen Schubert's, Schumann's und Mendelssohn's würdig zur Seite stellen. Heine ließ sich später manche derselben von dem Komponisten Fr. W. Kücken vorsingen, und sprach sich höchst befriedigt darüber aus. Vor Allem ergötzte ihn das „Geschnarr und Quinquilieren" des Don Henriquez, und belustigt rief er aus: „Ja, ich erkenne meinen alten Wandnachbar!"

Besonderen Genuß machte es dem Dichter, mit Kindern zu plaudern und zu spielen. Sein Bruder Gustav fand ihn einst, wie gewöhnlich, mit geschlossenen Augen auf dem Matratzenbett liegen. Im Arme hielt er ein halbjähriges Kind, schön wie ein Engel, mit schwarzen Augen; an seine Schulter geschmiegt, halb stehend, halb sich an das Bett lehnend, sah ihn ein schönes, schwarzlockiges Mädchen — Alice, sein Pathchen, das Kind

einer französischen Freundin, das er aus der Taufe gehoben, und dem er eben ein Märchen erzählte — mit großen, leuchtenden Augen lächelnd an, während ein drittes kleines Mädchen aufhorchend zu seinen Füßen stand. Sein Pathchen ließ er sich häufig herüber holen, wenn seine Schmerzen ihm etwas Ruhe gönnten; dann aß er Kuchen mit der Kleinen, und erzählte ihr drollige Geschichten, z. B. wie es im Himmel so schön und glänzend hergehe, wie man dort Kuchen esse von früh bis spät, und wie der liebe Gott Engel zu Küchenjungen habe, die, wenn sie lecker gespeist, sich mit ihren weißen Flügeln den Mund wischten. „Ce qui du reste est bien sale de leur part!“ rief das Kind mit entrüstetem Reinlichkeitsgefühl aus, und Frau Mathilde lachte, daß ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen.

Im Ganzen nahm die Vereinsamung des Kranken, wie es in der Natur der Verhältnisse lag, mit den Jahren zu; Anfangs wurde er von theilnehmenden oder neugierigen Besuchern in störendster Art überlaufen, zuletzt sprachen nur noch die nächsten Nachbarn, die Freundinnen Mathildens und der eine oder andere Freund aus der Heimat, den ein Reiseausflug nach Paris führte, gelegentlich vor, um dem Sterbenden die Hand zu drücken. Als auch Berlioz sich einmal blicken ließ, rief Heine ihm mit sarkastischem Humor entgegen: „Wie! Jemand besucht mich? Berlioz ist doch immer originell!“ — „Es muß Ihnen märchenhaft vorkommen,“ sagte er, als Stahr im Oktober 1855 wieder bei ihm eintrat, „daß Sie mich immer noch am Leben treffen; ist es mir doch zuweilen, als löge ich mir selbst Etwas vor, wenn ich aus meinem Opiumschlafe erwache und mich noch in meiner Stube wiederfinde. Aber glauben Sie nur, das nächste Mal finden Sie mich nicht mehr! Es gehört auch für meine Freunde eine Theilnahme von Kautschuk dazu, um solche Ausdehnung auszuhalten!“ Schon im Herbst 1851 hatte er in dem Nachworte zum „Romancero“, im Hinblick auf seinen zu einem spiritualistischen Skelette abgemagerten Körper, in ähnlicher Weise gefragt[635]): „Aber existiere ich wirklich noch? Mein Leib ist so sehr in die Krümpe gegangen, daß schier Nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches sich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach! um diese Bäume und ihr frisches Wehen beneide ich dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauscht

herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und spat nur Wagengeraffel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verstorbenen, die kein Geld auszugeben und keine Briefe oder gar Bücher zu schreiben brauchen — Das ist ein trauriger Zustand. Man hat mir längst das Maß genommen zum Sarg, auch zum Nekrolog, aber ich sterbe so langsam, daſs Solches nachgerade langweilig wird für mich wie für meine Freunde. Doch Geduld, Alles hat sein Ende. Ihr werdet eines Morgens die Bude geschlossen finden, wo euch die Puppenspiele meines Humors so oft ergötzten."

Wer aber mit niemals wankender Treue bei dem acht Jahre hindurch langsam hinsterbenden Dichter ausharrte und sein Schmerzenslager mit dem Sonnenschein eines ewig heiteren Naturells vergoldete, Das war seine Frau, die gute Mathilde. Die sorglose Französin entwickelte die glückliche Gabe, an die drohende Zerstörung ihres Henri nie eigentlich zu glauben. Ihr lebensheiteres Gemüth hielt alle drohenden Symptome für vorübergehend, und gerade solche zuversichtliche Lebenskraft war ein Segen für Heine. Diese Zuversicht ließ ihn jede ruhige Stunde ausnützen, sie tröstete ihn über das Schicksal der Frau selber, sie beglückte ihn auch im Elend. „So sind die Engel," sagte er; „sie brauchen keine Hypotheken, sie haben immer flüssiges Vermögen." — Heine hatte in den letzten Jahren sogar zwei Wärterinnen nöthig, so Viel gab es fast unausgesetzt bei dem Kranken zu thun. Die Hilfe seiner Frau wurde dadurch auf wenige kleine Dienstleistungen beschränkt. Dessen ungeachtet, erzählt Meißner, saß sie Tag für Tag an seinem Lager, hielt seine Hand in der ihrigen, wachte bei ihm, verließ ihn nicht. Er aber, mitten in seinem Schmerz noch schelmisch, verklagte sie mit halb unterdrücktem Lächeln oft aufs possierlichste. „Ach, was war Das gestern für eine Nacht!" rief er eines Morgens. „Ich habe kein Auge zumachen können. Wir haben ein Unglück im Hause gehabt, die Katze ist vom Kamin herabgefallen und hat sich das rechte Ohr aufgeschunden. Sie hat sogar ein bischen geblutet. Da war der Jammer groß, meine gute Mathilde ist aufgeblieben und hat der Katze die ganze Nacht hindurch kalte Umschläge aufgelegt. Meinethalben hat sie noch nie gewacht." Beständig suchte Heine Mathilden zum Ausgehen zu bewegen. Er wollte nicht, daſs sie sich um des Kranken willen jedes Vergnügen versage, er beredete sie, ihre Freundinnen zu besuchen, spazieren zu fahren oder ins Theater zu gehen; dennoch aber sah er sie nicht ohne Sorge allein in

dieſem Babel: Paris. Er entlud ſich dieſer Angſt in rührenden Gedichten[636]) und in kurzen, halb erſtickten Ausbrüchen. „Ach!“ ſeufzte er, „was kann ich thun? Ich muſs jetzt Alles dem Schickſal und dem lieben Gott überlaſſen. Wie kann ich kranker Mann jetzt noch mit einer halben Million Männer konkurrieren?“ Manchmal ſteigerte ſich dieſe Unruhe zu phantaſtiſcher Aufregung. „Ich war geſtern,“ ſagte er zu einer Freundin, die ihn beſuchte[637]), „recht unruhig. Meine Frau war gegen zwei Uhr mit ihrer Toilette fertig geworden und ausgefahren. Sie hatte verſprochen, um vier Uhr zurück zu ſein. Es wird halb fünf, ſie kommt nicht. Es wird halb ſechs, ſie kommt nicht. Es wird halb ſieben, ſie kommt noch immer nicht. Es wird acht Uhr, meine Sorge wächſt. Sollte ſie des kranken Mannes überdrüſſig geworden und mit einem ſchlauen Verführer auf und davon gegangen ſein? In meiner peinlichen Angſt ſchicke ich die Wärterin in ihr Zimmer hinüber und laſſe fragen, ob Cocotte, der Papagei, noch da iſt. Ja, Cocotte iſt noch da. Da fällt mir ein Stein vom Herzen, ich athme wieder. Ohne Cocotte wäre die Gute nimmermehr weggegangen.“ Mit welcher dankbaren Liebe Heine an ſeiner Mathilde hing, und wie wenig ernſthaft dieſe Scherze gemeint waren, ſagen uns auch die herzwarmen Worte, in denen er das Glück, ein ſolches Weib zu beſitzen, gegen eine andere Beſucherin pries. „Ich habe,“ ſagte er im Frühjahr 1848 zu Fanny Lewald, „eine ſeltene Frau, die ich unausſprechlich geliebt, dreizehn Jahre hindurch mein eigen genannt, ohne einen Moment des Wenigerliebens, ohne Eiferſucht, in unwandelbarem Verſtändnis und in vollſter Freiheit. Kein Verſprechen, kein Zwang äußerer Verhältniſſe band uns an einander, und erſt ſpät habe ich, um meine Frau nach meinem Tode ſicher zu ſtellen, die geſetzliche Legaliſation meiner Ehe nachgeſucht. Ich erſchrecke jetzt in meinen ſchlafloſen Nächten noch oft vor der Seligkeit dieſes Lebens; ich ſchauere entzückt zuſammen vor dieſer Glücksfülle. Ich habe oft über ſolche Dinge geſcherzt und gewitzelt, und noch viel öfter ernſthaft darüber nachgedacht: die Liebe befeſtigt kein Miethskontrakt, ſie bedarf der Freiheit, um zu beſtehen und zu gedeihen.“

Mit derſelben rührenden Liebe und Dankbarkeit gedachte Heine ſeiner Mutter, der alten Frau, die in der Dammthorſtraße zu Hamburg wohnte, und in der abgeſchiedenen Stille ihres Lebens niemals die Wahrheit über den ſchrecklichen Zuſtand ihres Sohnes erfuhr. Sie las keine Zeitung mehr, und die wenigen alten Freunde oder Verwandten, die ſie zuweilen noch be-

ſuchten, waren in ähnlicher Lage. Die Feuersbrunſt im Mai 1842 hatte ihr den größten Theil ihrer geringen Habe geraubt; nun lebte ſie mit einer treuen Seele, die ihr zugleich Freundin, Dienerin und Geſellſchafterin war, in der kleinen Sahlwohnung, und ſchlug alle Einladungen aus, weil ſie nicht die Mittel beſaß, dieſelben zu erwiedern. Heinrich Heine war ängſtlich bemüht, ihr durch Liſt und frommen Betrug ſein troſtloſes Siechthum zu verhehlen, um ihr den Kummer zu erſparen, den ihr die Kenntnis ſeines Elends hätte bereiten müſſen. Er ſchrieb ihr regelmäßig jeden Monat in möglichſt heiterer Laune, er erzählte ihr von ſeiner Frau, und ſagte ihr, wie gut er es habe. Da es ihr auffallen muſſte, daſs er ſeine Briefe diktiere, ſo ſchob er die Schuld immer nur auf ein Augenleiden, das mit der Zeit wohl vergehen werde, ihn aber verhindere, Alles ſelbſt zu ſchreiben. Seiner Augen halber gehe er auch nur wenig aus, da Sonnenſchein und Lampenlicht ihn allzu leicht blendeten. In ſeinen Büchern, welche er ihr immer noch zu ſenden pflegte, ließ er durch Campe ſorgfältig die auf ſeine Krankheit bezüglichen Stellen ausſchneiden. So muſſte aus dem Exemplar des „Romancero", das er für ſeine Mutter beſtimmt hatte, auf ſein beſonderes Geheiß das Nachwort entfernt werden, und beim Erſcheinen der „Vermiſchten Schriften" ſchrieb er ſeinem Verleger[238]): „Meiner Mutter ſchicken Sie die beiden Bände der ‚Lutetia', aber nicht den erſten Band der ‚Vermiſchten Schriften', durch meine Schweſter, die ihr weismachen ſoll, daſs der erſte Band noch nicht erſchienen ſei; Sie begreifen, warum." So hat die alte Frau bis zum Tode des Dichters niemals das entſetzliche Maß ſeiner Leiden erfahren, und ſie war glücklich, daſs er ihre mütterliche Liebe durch ein ſo treues und dankbares Gedenken vergalt, und ſie ſo häufig mit Briefen erfreute, in welchen immer nur von lieben und luſtigen Dingen die Rede war. „Daſs übrigens ein Sohn ſo krank und elend werden kann, wie ich es bin, Das glaubt ohnehin keine Mutter," ſagte er, als Meißner ihn einſt beim Diktieren eines ſolchen Briefes überraſchte.

Das Diktieren war ihm eine große Pein, und es dauerte geraume Zeit, bis er ſich einigermaßen daran gewöhnen konnte, ſeine Gedanken, deren Ausdruck er ſelbſt in dem flüchtigſten Geſchäftsbriefe ſo ſorgſam zu feilen pflegte, vorher aufs genaueſte im Kopfe zu redigieren und und ſie von fremder Hand aufzeichnen zu laſſen. „Ich ſchrieb bisher immer Alles ſelbſt," ſagte er zu Adolf Stahr, „und ich glaube, daſs es im Deutſchen namentlich mit dem Diktieren von Proſa ein miſsliches Ding iſt.

Der Schriftsteller hat nicht bloß den Tonfall, sondern auch den architektonischen Bau seiner Perioden in Betracht zu ziehen. Unsere Sprache ist für das Auge mitberechnet; sie ist plastisch, und beim Reime entscheidet nicht nur der Klang, sondern auch die Schreibart. Sonderbar genug, drückt sich der Unterschied, welcher darin zwischen dem Deutschen und dem Französischen herrscht, sogar in der wörtlichen Bezeichnung der Sache aus. Der Deutsche nennt sein Verständnis ‚Einsicht', der Franzose ‚entendement'. Der Deutsche muss, nach meiner Meinung, *sehen*, plastisch vor sich haben, was er sprachlich schafft. Verse, die man im Kopf fertig macht, kann man noch eher diktieren, als Prosa; und ich könnte auch Das nicht, ich würde auch so noch Vieles ändern." In der That konnte Heine sich niemals entschließen, etwas Anderes, als seine Briefe, zu diktieren, was von Neujahr 1849 an regelmäßig geschah. Alles Übrige, besonders die Verse, welche er in schlaflosen Nächten, wo Schmerz und Fieber selbst den stärksten Dosen Morphium widerstanden, gedichtet hatte, schrieb er auf einzelne Foliobogen oder auf die Blätter eines steif gebundenen Buches mit Bleistift in großen Buchstaben, um das Geschriebene nachher leichter entziffern zu können.

Es ist wunderbar, dass Heine selbst in den furchtbarsten Qualen die ungeschwächte Geisteskraft bewahrte, und die Schärfe des logischen Denkens ihn nicht einen Augenblick verließ. Die Krämpfe traten zuweilen so gewaltsam auf, dass der ganze Körper sich spiralförmig krümmte, und dass der Kranke nachher eine Zeitlang in starrsüchtigem Zustande wie ein Todter reglos ausgestreckt lag. Aber auch in solchen Leidensmomenten blieb ihm das volle Bewusstsein, und so bald er die Lippen wieder zu regen vermochte, knüpfte er den Faden des begonnenen Gesprächs an demselben Punkte an, wo dasselbe durch seine Anfälle unterbrochen worden war. Eines Tages, als er in den heftigsten Krämpfen lag, sagte er zu einem Besucher [539]): „Es ist mir eine große Beruhigung, dass ich nie den Gedankengang verliere, dass mein Verstand stets klar ist. Ich halte Dies für so wesentlich, dass ich mich während meiner ganzen Krankheit beständig geistig beschäftigt habe, obgleich meine Ärzte es mir als schädlich abrathen. Ich aber glaube im Gegentheil, dass es bedeutend dazu beigetragen hat, meinen Zustand nicht zu verschlimmern. Denn niemals verspürte ich durch angestrengtes Denken eine nachtheilige Wirkung auf meinen Körper; es wirkte vielmehr eben so wohlthätig wie Freude und Aufheiterung." Je länger seine Leiden währten, desto geduldiger ertrug er dieselben, und desto siegreicher gelang es

ihm, in geistigem Denken und Schaffen die Seele aufzurichten. „Mein Geist ist bereits dem Kleintreiben der Welt entrückt," schrieb er im September 1852 an Julius Campe; „mögen die Würmer sich an meinem Leibe weiden, ich gönne ihnen diesen Schmaus, und es ist mir leid, daß ich ihnen nur Knochen anbieten kann." — „Mein Körper leidet große Qual," heißt es in einem späteren Briefe[640]), „aber meine Seele ist ruhig wie ein Spiegel und hat manchmal auch noch ihre schönen Sonnenaufgänge und Sonnenuntergänge." Seit dem Frühjahr 1849 begann Heine sich namentlich mit Eifer wieder der lyrischen Poesie zuzuwenden. „Wie die geblendete Nachtigall, werde ich um so schöner singen," hatte er im Beginn seiner Krankheit einem französischen Freunde gesagt. „Nur zwei Tröstungen sind mir geblieben," schrieb er jetzt seinem Verleger, „und sitzen kosend an meinem Bette: meine französische Frau und die deutsche Muse. Ich knittele sehr viel' Verse, und es sind manche darunter, die wie Zauberweisen meine Schmerzen kirren, wenn ich sie für mich hin summe. Ein Poet ist und bleibt doch ein Narr!" — „Meine geistige Aufregung," sagt er in einem anderen Briefe[641]), „ist viel mehr Produkt der Krankheit, als des Genius, so z. B. habe ich in der letzten Zeit, um meine Schmerzen zu beschwichtigen, eine Menge drolliger Thierfabeln versificiert. Rasend vor Schmerzen, wirft sich mein armer Kopf hin und her in den schrecklichen Nächten, und die Glöckchen der alten Kappe klingeln alsdann mit unbarmherziger Lustigkeit." Ohne Zweifel hat diese, von dem Dichter an sich selbst gemachte Erfahrung von der räthselhaften Macht des Geistes über den armen geschwächten und gebrochenen Leib Viel zu jener religiösen Umwandlung beigetragen, die sich im Verlaufe seiner Krankheit an ihm vollzog. Als Laube ihn im Frühjahr 1847 besuchte, hatte der bereits durch mannigfache Leiden gequälte, halb erblindete Dichter noch jede Beschäftigung mit religiösen Todesgedanken von sich abgewiesen. „Das kommt erst später," hatte er gesagt, „und dann wollen wir uns mit Goethe's Klärchen benehmen, wie wir können." Auf die Frage Laube's: „Und was wird weiter? Was denkst Du?" antwortete er damals[642]): „Was wird aus dem Holze dort im Kamin? Die Flamme verzehrt es. Wärmen wir uns daran, bis die Asche in die Winde zerstreut wird!" Alexander Weill setzte hinzu: „Die ganze Menschheit ist nur ein Mensch, in ihr geht also Keiner verloren durch den Tod; als irgend ein Punkt, wohl gar als ein Nerv, lebt jeder Einzelne fort in der Menschheit, von Adam her bis auf uns und

unſre Kindeskinder. Es ſtirbt Nichts, was lebendig geweſen." — „Wohl geſprochen, junger Maulwurf!" ſagte Heine lächelnd; „die Weltgeſchichte iſt die Lebensverſicherung Derjenigen, welche durchaus eine Rente brauchen." Um dieſelbe Zeit ſchrieb er jene vom Charfreitag datierte Vorrede zu Weill's „Sittengemälden aus dem elſäſſiſchen Volksleben," in welcher unſeren Enkeln eine glückvollere Zukunft geweisſagt wird, wenn der Alpdruck der chriſtlichen Paſſionsreligion einſt von der Bruſt der Menſchheit genommen ſei, und neue Götter ihr Reich auf Erden begründen[643]): „Wer ſind jene Götter? Ich weiß nicht, wie ſie heißen, jedoch die großen Dichter und Weiſen aller Jahrhunderte haben ſie längſt verkündigt. Sie ſind jetzt noch geheimnisvoll verhüllt; aber in ahnenden Träumen wage ich es zuweilen, ihren Schleier zu lüften und alsdann erblicke ich . . . Ich kann es nicht ausſprechen, denn bei dieſem Anblick durchzuckt mich immer ein ſtolzer Schreck, und er lähmt meine Zunge. Ach! ich bin ja noch ein Kind der Vergangenheit, ich bin noch nicht geheilt von jener knechtiſchen Demuth, jener knirſchenden Selbſtverachtung, woran das Menſchengeſchlecht ſeit anderhalb Jahrtauſenden ſiechte, und die wir mit der abergläubiſchen Muttermilch eingeſogen . . . Ich darf es nicht ausſagen, was ich geſchaut . . . Aber unſere geſünderen Nachkommen werden in freudigſter Ruhe ihre Göttlichkeit betrachten, bekennen und behaupten! Sie werden die Krankheit ihrer Väter kaum begreifen können. Es wird ihnen wie ein Märchen klingen, wenn ſie hören, daſs weiland die Menſchen ſich alle Genüſſe dieſer Erde verſagten, ihren Leib kaſteiten und ihren Geiſt verdumpften, Mädchenblüthen und Jünglingsſtolz abſchlachteten, beſtändig logen und greinten, das abgeſchmackteſte Elend duldeten . . . ich brauche wohl nicht zu ſagen, Wem zu Gefallen! —In der That, unſere Enkel werden ein Ammenmärchen zu vernehmen meinen, wenn man ihnen erzählt, was wir geglaubt und gelitten! Und ſie werden uns ſehr bemitleiden! Wenn ſie einſt, eine freudige Götterverſammlung, in ihren Tempelpalläſten ſitzen, um den Altar, den ſie ſich ſelber geweiht haben, und ſich von alten Menſchheitsgeſchichten unterhalten, die ſchönen Enkel, dann erzählt vielleicht einer der Greiſe, daſs es ein Zeitalter gab, in welchem ein Todter als Gott angebetet und durch ein ſchauerliches Leichenmahl gefeiert ward, wo man ſich einbildete, das Brot, welches man eſſe, ſei ſein Fleiſch, und der Wein, den man trinke, ſei ſein Blut. Bei dieſer Erzählung werden die Wangen der Frauen erbleichen und die Blumenkränze ſichtbar erbeben auf ihren ſchön-

lockichten Häuptern. Die Männer aber werden neuen Weihrauch auf den Herd-Altar ſtreuen, um durch Wohlduft die düſteren, unheimlichen Erinnerungen zu verſcheuchen.“

Es hat auf den erſten Blick etwas Überraſchendes, ſcheinbar Inkonſequentes, daſs der Mann, welcher zeitlebens alle poſitiven Religionen mit ſo vernichtendem Spotte bekämpft hatte, ſich auf dem Sterbelager wieder zum Deismus bekehrte, und man iſt faſt verſucht, die Worte auf ihn ſelbſt anzuwenden, mit welchen er ſich in geſünderen Tagen über ſolche geiſtige Umwandlungen geäußert. „Mögen immerhin“, ſagte er in ſeiner Beſprechung der ſpäteren Abtrünnigkeit Schelling's von der pantheiſtiſchen Lehre[444]), „die Altgläubigen ihre Glocken läuten und Kyrie eleiſon ſingen ob ſolcher Bekehrung — es beweiſt aber Nichts für ihre Meinung, es beweiſt nur, daſs der Menſch ſich der Religion zuneigt, wenn er müde und alt wird, wenn er nicht mehr genießen und denken kann. Auf dem Todbette ſind ſo viele Freidenker bekehrt worden — aber macht nur kein Rühmens davon! Dieſe Bekehrungsgeſchichten gehören höchſtens zur Pathologie, und würden nur ſchlechtes Zeugnis geben für eure Sache. Sie bewieſen am Ende nur, daſs es euch nicht möglich war, jene Freidenker zu bekehren, ſo lange ſie mit geſunden Sinnen unter Gottes freiem Himmel umher wandelten und ihrer Vernunft völlig mächtig waren.“ Unleugbar hat auch die Hinwendung Heine's zur deiſtiſchen Richtung einen ſtark pathologiſchen Beigeſchmack, und er ſelbſt machte wenigſtens in der erſten Zeit ſeiner Krankheit kein Hehl daraus, daſs ſeine Schmerzen, ſeine Einſamkeit, die nothgedrungene unabläſſige Beſchäftigung mit ſeiner eigenen Perſon, einen weſentlichen Antheil an ſeiner Bekehrung gehabt. „Die heidniſchen Götter“, ſagte er im März 1848 zu Fanny Lewald, „hätten einem Dichter nicht angethan, was mir geſchieht; ſo Etwas thut bloß unſer alter Jehova! Selbſt die Lippen, mit denen ich ſo vergnügt geſungen und geküſſt, ſind mir ja halb gelähmt. Ich halte jetzt, da ich ſtündlich an meinen Tod denken muſs, oft ſehr ernſte Geſpräche mit Jehova in der Nacht, und er hat mir geſagt: ‚Sie dürfen Alles ſein, lieber Doktor, was Sie wollen, Republikaner und Socialiſt, nur kein Atheiſt‘.“ Ähnlich heißt es in einem Briefe an Campe vom 21. Auguſt 1851: „Mein Geſundheitszuſtand, oder vielmehr meine Krankheitslage iſt noch immer dieſelbe. Ich leide außerordentlich viel, ich erdulde wahrhaft prometheiſche Schmerzen, durch Ranküne der Götter, die mir grollen, weil ich den Menſchen einige Nachtlämpchen, einige Pfennigslicht-

chen mitgetheilt. Ich sage ‚die Götter', weil ich mich über den lieben Gott nicht äußern will. Ich kenne jetzt seine Geier und habe allen Respekt vor ihnen." — „In der That", sagte er im Januar 1849 zu Alfred Meißner [645]), „es ist seit einiger Zeit eine religiöse Reaktion bei mir eingetreten. Weiß Gott, ob Das mit der Morphine, ob mit den Kataplasmen zusammenhängt. Es ist so. Ich glaube wieder an den persönlichen Gott. Dahin kömmt man, wenn man krank ist, todkrank und gebrochen! Machen Sie mir kein Verbrechen daraus! Acceptiert doch das deutsche Volk in seiner Noth den König von Preußen, warum soll ich nicht den persönlichen Gott acceptieren? Mein Freund," fuhr er fort, „hören Sie da eine große Wahrheit: Wo die Gesundheit aufhört, wo das Geld aufhört, wo der gesunde Menschenverstand aufhört, dort überall fängt das Christenthum an." Trotz solcher bitteren Sarkasmen leugnete Heine keineswegs die große welthistorische Mission, welche das Christenthum zur Zeit seiner Entstehung gehabt; ja, er versicherte, daß er in dem krassen Materialismus jener Tage gewiß ein guter Christ geworden wäre. „Es ist ein eigen Ding", sagte er zu Adolf Stahr, mit welchem er im Oktober 1850 mehrmals derartige Religionsgespräche führte [646]), „daß wir so universelle Religionen haben, während doch gerade die Religion das Individuellste sein müßte. Ich bin für meinen Theil zu der Überzeugung gekommen, daß schon Gesunde und Kranke ganz verschiedener Religionen bedürfen. Für den Gesunden ist das Christenthum unbrauchbar mit seinen Resignationen und Einseitigkeiten. Für den Kranken aber, versichere ich Sie, ist es eine ganz gute Religion." Ein andermal gab er dem Freunde eine Schilderung der entsetzlichen Leiden, welche ihn selbst noch in wilden Träumen beängstigten. „Und alles Dies," sagte er, indem ein Lächeln über seine schmerzerfüllten Züge glitt, „muß ich nun ertragen ohne den Beistand unseres Herrn Jesus Christus! Aber ich habe auch meinen Glauben. Denken Sie nur nicht, daß ich ohne Religion bin. Opium ist auch eine Religion. Wenn so ein bischen grauer Staub in meine fürchterlich schmerzenden Brandwunden gestreut wird, und dann der Schmerz gleich darnach aufhört, soll man da nicht sagen, daß Dies dieselbe beruhigende Kraft ist, welche sich in der Religion wirksam zeigt? Es ist mehr Verwandtschaft zwischen Opium und Religion, als sich die meisten Menschen träumen lassen. Sehen Sie, da hab' ich die Bibel. Ich lese viel darin, Das heißt, ich lasse mir daraus vorlesen. Es ist doch ein wunderbares Buch, dies Buch der Bücher. Wenn ich meine Schmerzen nicht

mehr ertragen kann, nehme ich Morphium; wenn ich meine Feinde nicht mehr todtſchlagen kann, überlaſſe ich ſie der Vorſehung; wenn ich meine Angelegenheiten nicht mehr beſorgen kann, übergebe ich ſie dem lieben Gott — Nur," ſetzte er nach einer kleinen Pauſe lächelnd hinzu, „nur meine Geldangelegenheiten beſorge ich doch lieber noch ſelbſt." — Mit den beſtimmteſten Worten verſicherte Heine in einem Briefe an H. Laſſalle in Breslau, den Vater des bekannten Agitators, bereits Ende April desſelben Jahres, daſs er, „aller atheiſtiſchen Philoſophie ſatt, wieder zum demüthigen Gottesglauben des gemeinen Mannes zurückgekehrt", und in einem Schreiben an Campe vom 1. Juni 1859 kündigte er ſich ſeinem Verleger gar als Cenſor ſeiner früheren Werke an, der aus den Schnabelewopski-Memoiren und anderen Schriften die Stellen entfernen möchte, welche „von einer ſo kraſſen Religionsſpötterei befleckt ſeien, daſs er aufrichtige Reue darüber empfinde" [641]): „Ich bin kein Frömmler geworden, aber ich will darum doch nicht mit dem lieben Gott ſpielen; wie gegen die Menſchen, will ich auch gegen Gott ehrlich verfahren, und Alles, was aus der frühern blasphematoriſchen Periode noch vorhanden war, die ſchönſten Giftblumen hab' ich mit entſchloſſener Hand ausgeriſſen, und bei meiner phyſiſchen Blindheit vielleicht zugleich manches unſchuldige Nachbargewächs in den Kamin geworfen. Wenn Das in den Flammen kniſterte, ward mir, ich geſtehe es, gar wunderlich zu Muthe; ich wuſſte nicht recht mehr, ob ich ein Heros oder ein Wahnſinniger ſei, und neben mir hörte ich die ironiſch tröſtende Stimme irgend eines Mephiſtofeles, welche mir zuflüſterte: ‚Der liebe Gott wird dir das Alles weit beſſer honorieren, als Campe, und du brauchſt jetzt nicht mit dem Druck dich abzuquälen, oder noch gar vor dem Drucke mit Campe zu handeln wie um ein Paar alte Hoſen.' Ach liebſter Campe, ich wünſche manchmal, Sie glaubten an Gott, und wär' es auch nur auf einen Tag; es würde Ihnen dann aufs Gewiſſen fallen, mit welchem Undank Sie mich behandeln zu einer Zeit, wo ein ſo grauenhaftes und unerhörtes Unglück auf mir laſtet. Schreiben Sie mir bald Antwort, ehe es zu ſpät iſt. Liegt Ihrer Schreibſäumnis irgend eine politiſche Heſitation oder ein merkantiliſches Bedenken zum Grunde, ſo ſagen Sie es aufrichtig, und ich will die gehörigen Inſtruktionen hinterlaſſen für den Fall, daſs ich vor dem Beginn des Drucks meiner Geſammtausgabe das Zeitliche ſegne. Erſchrecken Sie nicht über das Wort ‚das Zeitliche ſegnen'; es iſt nicht pietiſtiſch gemeint; ich will damit nicht ſagen, daſs ich das Zeitliche

mit dem Himmlischen vertausche, denn wie nahe ich auch der Gottheit gekommen, so steht mir doch der Himmel noch ziemlich fern; glauben Sie nicht den umlaufenden Gerüchten, als sei ich ein frommes Lämmlein geworden. Die religiöse Umwälzung, die sich in mir ereignete, ist eine bloß geistige, mehr ein Akt meines Denkens, als des seligen Empfindelns, und das Krankenbett hat durchaus wenig Antheil daran, wie ich mir fest bewusst bin. Es sind große, erhabene, schauerliche Gedanken über mich gekommen, aber es waren Gedanken, Blitze des Lichts, und nicht die Phosphordünste der Glaubensp . . . e. Ich sage Ihnen Das besonders in der Absicht, damit Sie nicht wähnen, ich würde, wenn ich auch selber die Gesammtausgabe besorge, in unfreier Weise Etwas darin ausmerzen; quod scripsi, scripsi". Wenn diese Erklärung, daß „das Krankenbett durchaus wenig Antheil" an Heine's veränderter Denkweise über religiöse Dinge habe, unserer obigen Behauptung gewissermaßen ein Dementi ertheilt, so ist doch der Widerspruch nur ein scheinbarer. Denn allerdings gedenken wir nicht in Abrede zu stellen, daß die religiöse Umwandlung des Dichters, wenn auch erheblich durch die Qual und Vereinsamung des Krankenbettes gefördert, zugleich in der ganzen geistigen Anlage Heine's ihren natürlichen Stützpunkt fand. So paradox der Ausspruch Manchem klingen mag, Heine war von jeher ein religiöses Gemüth, und der Spott, mit welchem er die kirchlichen Dogmen aller Konfessionen befehdete, entfloß keineswegs allein einer satirischen Laune, sondern eben so sehr dem geheimen Schmerz, in ihnen keine Befriedigung seines religiösen Bedürfnisses zu finden. Niemand verfolgt mit erbarmungslosem Hasse, was ihm gleichgültig ist, und in der That haben wir gesehen, daß Heine sich sein Lebenlang angelegentlich mit Religions- und philosophischen Fragen beschäftigte. In seinen Liedern und Dramen, in seinen „Reisebildern" und „Salon"-Aufsätzen, überall ist es „die große Gottesfrage", deren endgültige Lösung ihm als das wichtigste Problem der Menschheit erscheint. Er sucht diese Lösung bei Hegel, — bei den Saint-Simonisten, — in einem poetisch verklärten Pantheismus, — er bebt schaudernd vor dem Gedanken des Atheismus zurück, und da ihn die Menschwerdung Gottes eine Fabel dünkt, proklamiert er, um auf jeden Fall die Gottheit zu retten, die Gottwerdung des Menschen als das Ziel aller Entwicklung[448]). Man wird also keinen Widerspruch mit seiner Vergangenheit darin finden, daß er auf dem langwierigen Krankenlager die Resultate seiner religionsphilosophischen Betrachtungen aufs Neue einer Revision unterzog, und sich

noch auf dem Todbette um die Lösung der großen Welträthsel mühte. Er begann mit solchen Fragen — er hörte mit ihnen auf.

Nur wissen möcht' ich, wenn wir sterben,
Wohin dann unsre Seele geht?
Wo ist das Feuer, das erloschen?
Wo ist der Wind, der schon verweht?

Was bedeutet der Mensch?
Woher ist er kommen? Wo geht er hin?
Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?

so frug schon der Süngling, und wusste erst nur verzweiflungsvoll zu erwidern: „Ein Narr wartet auf Antwort" [649]). Aber es ließ ihm keine Ruhe ein ganzes Erdenleben hindurch; nur noch stürmischer und wilder verlangte ihn nach der Lösung, je näher sein letztes Stündlein herankam, und seine Seele schrie gellend am Rande des Grabes:

Laß die heil'gen Parabolen,
Laß die frommen Hypothesen —
Suche die verdammten Fragen
Ohne Umschweif uns zu lösen!

Warum schleppt sich blutend, elend,
Unter Kreuzlast der Gerechte,
Während glücklich als ein Sieger
Trabt auf hohem Roß der Schlechte?

Woran liegt die Schuld? Ist etwa
Unser Herr nicht ganz allmächtig?
Oder treibt er selbst den Unfug?
Ach, Das wäre niederträchtig!

Also fragen wir beständig,
Bis man uns mit einer Handvoll
Erde endlich stopft die Mäuler —
Aber ist Das eine Antwort?

„Das nennen Sie religiös"? fragte Meißner, als ihm Heine zuerst dies finstere Gedicht zu lesen gab; „ich nenne es atheistisch." — „Nein, nein, religiös, blasphemisch religiös!" erwiderte Heine von seinem Standpunkte mit Recht. Stellte er doch nur dieselbe Frage, welche schon Hiob that, und welche auch das nach ihm benannte Buch nicht löst. Überhaupt blieb sein freies Verhältnis zu den religiösen Dingen ungestört, und es ist charak-

teristisch, wie er in einem Athemzuge sein lebhafter erwachtes religiöses Bedürfnis betonte und dasselbe ironisierte. Als Gérard de Nerval ihm im Sommer 1850 mittheilte, dass er eine Reise nach Weimar beabsichtige, sagte ihm Heine: „Dann thun Sie mir doch den Gefallen, in Deutschland anzufragen, in welchem Glauben man am besten stirbt. Ich beschäftige mich jetzt sehr ernstlich mit dieser Frage, und die deutschen Philosophen scheinen Etwas davon zu wissen, denn seit einiger Zeit hört man von ihnen Nichts mehr.“ — „Könnte ich doch nur an Krücken ausgehen!“ seufzte er einmal um dieselbe Zeit, als ihn Meißner besuchte. „Wissen Sie, wohin ich ginge? Geraden Wegs in die Kirche!“ Und als Meißner einen ungläubigen Einwurf machte, fügte er betheuernd hinzu: „Ganz gewiss, in die Kirche! Wohin soll man denn auch mit Krücken gehen? Freilich, wenn ich ohne Krücken ausgehen könnte, spazierte ich lieber über die lachenden Boulevards oder nach dem Jardin Mabille!“ In einem Briefe an Campe vom Oktober 1851 klagte er, dass er in seinen Schmerzen wieder anfange, viel zu beten, „was immer ein schlechtes Zeichen“; und auf die Frage seines Bruders Gustav, ob es denn wahr sei, dass er eine Betschwester geworden, antwortete er lächelnd: „Nein, ich bin vielmehr ein Betbruder geworden, und ich bete alle Tage zum lieben Gott, dass er dir, lieber Bruder, bessere politische Gesinnungen eingebe.“ Der Redakteur des „Wiener Fremdenblattes“ bemerkte, wie sehr es ihn freue, aus dieser Antwort schließen zu dürfen, dass sein Bruder kein Atheist mehr sei, als welchen man ihn geschildert, und machte ihn darauf aufmerksam, wie sehr er den Glauben an Gott zu fördern vermöchte, wenn er sich öffentlich über seine religiöse Umwandlung aussprächе. Heinrich Heine fertigte die Zumuthung mit der spöttischen Erwiderung ab: „Was kann dem großen weißen Elephanten des Königs von Siam daran gelegen sein, ob ein kleines Männchen in der Rue d'Amsterdam zu Paris an seine Größe und Weisheit glaubt, oder nicht!“ Die Art und Weise, in welcher der Dichter sich bald darauf im Nachworte zum „Romancero“ über seine Sinnesänderung erklärte, mag freilich nicht allzu sehr nach dem Geschmacke der Frommen gewesen sein. „Wenn man auf dem Sterbebette liegt,“ sagte er[630]), „ wird man sehr empfindsam und weichselig, und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Ich gestehe es, ich habe Manchen gekratzt, Manchen gebissen, und war kein Lamm. Aber glaubt mir, jene gepriesenen Lämmer der Sanftmuth würden sich minder frömmig gebärden, besäßen sie die Zähne und die Tatzen des

Tigers. Ich kann mich rühmen, daſs ich mich ſolcher angebornen Waffen nur ſelten bedient habe. Seit ich ſelbſt der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, habe ich allen meinen Feinden Amneſtie ertheilt; manche ſchöne Gedichte, die gegen ſehr hohe und ſehr niedrige Perſonen gerichtet waren, wurden deſshalb in vorliegender Sammlung nicht aufgenommen. Gedichte, die nur halbweg Anzüglichkeiten gegen den lieben Gott ſelbſt enthielten, habe ich mit ängſtlichſtem Eifer den Flammen überliefert. Es iſt beſſer, daſs die Verſe brennen, als der Verſifex. Ja, wie mit der Kreatur, habe ich auch mit dem Schöpfer Frieden gemacht, zum größten Ärgernis meiner aufgeklärten Freunde, die mir Vorwürfe machten über dieſes Zurückfallen in den alten Aberglauben, wie ſie meine Heimkehr zu Gott zu nennen beliebten. Andere, in ihrer Intoleranz, äußerten ſich noch herber. Der geſammte hohe Klerus des Atheismus hat ſein Anathema über mich ausgeſprochen, und es giebt fanatiſche Pfaffen des Unglaubens, die mich gerne auf die Folter ſpannten, damit ich meine Ketzereien bekenne. Zum Glück ſtehen ihnen keine anderen Folterinſtrumente zu Gebote, als ihre Schriften. Aber ich will auch ohne Tortur Alles bekennen. Ja, ich bin zurückgekehrt zu Gott, wie der verlorene Sohn, nachdem ich lange Zeit bei den Hegelianern die Schweine gehütet. War es die Miſère, die mich zurücktrieb? Vielleicht ein minder miſerabler Grund. Das himmliſche Heimweh überfiel mich und trieb mich fort durch Wälder und Schluchten, über die ſchwindligſten Bergpfade der Dialektik. Auf meinem Wege fand ich den Gott der Pantheiſten, aber ich konnte ihn nicht gebrauchen. Dies arme träumeriſche Weſen iſt mit der Welt verwebt und verwachſen, gleichſam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muſs man eine Perſon ſein, und um ſich zu manifeſtieren, muſs man die Ellbogen frei haben. Wenn man einen Gott begehrt — und Das iſt doch die Hauptſache, — ſo muſs man auch ſeine Perſönlichkeit, ſeine Außerweltlichkeit und ſeine heiligen Attribute, die Allgüte, die Allweisheit, die Allgerechtigkeit u. ſ. w., annehmen. Die Unſterblichkeit der Seele, unſre Fortdauer nach dem Tode, wird uns alsdann gleichſam mit in den Kauf gegeben, wie der ſchöne Markknochen, den der Fleiſcher, wenn er mit ſeinen Kunden zufrieden iſt, ihnen unentgeltlich in den Korb ſchiebt. Ein ſolcher ſchöner Markknochen wird in der franzöſiſchen Küchenſprache la réjouissance genannt, und man kocht damit ganz vorzügliche Kraftbrühen, die für einen armen ſchmachtenden Kranken ſehr ſtärkend und labend

sind. Daſs ich eine solche réjouissance nicht ablehnte und sie mir vielmehr mit Behagen zu Gemüthe führte, wird jeder fühlende Mensch billigen . . . Ich bin also, was ich bereits oben gestanden, zu dem alten Aberglauben, zu einem persönlichen Gotte, zurückgekehrt. Das läſst sich nun einmal nicht vertuschen, wie es mancher aufgeklärte und wohlmeinende Freund versuchte. Ausdrücklich widersprechen muſs ich jedoch dem Gerüchte, als hätten mich meine Rückschritte in der Theologie bis zur Schwelle irgend einer Kirche oder gar in ihren Schoß geführt. Nein, meine religiösen Überzeugungen und Ansichten sind frei geblieben von jeder Kirchlichkeit; kein Glockenklang hat mich verlockt, keine Altarkerze hat mich geblendet. Ich habe mit keiner Symbolik gespielt und meiner Vernunft nicht ganz entsagt. Ich habe Nichts abgeschworen, nicht einmal meine alten Heidengötter, von denen ich mich zwar abgewendet, aber scheidend in Liebe und Freundschaft." Es war ganz folgerecht, daſs Heine an der Phantasiereligion des Pantheismus kein Genügen mehr fand, sobald er zu der Einsicht gelangte, daſs die Theilnahme des außermenschlichen Naturlebens am Leben der Menschheit eine geträumte, in der Wirklichkeit nicht vorhandene sei, und sein Rücksehnen zum Deismus, zu einem Gotte, der ihm helfen könne in dem Jammer und der Noth seiner Krankheit, war um so tiefer motiviert, da er in den Pantheisten im Grunde nur verschämte Atheisten sah, die sich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen, fürchten [651]). Die „Geständnisse" enthalten die weitere Ausführung dieses Gedankenganges. Heine bekennt dort mit oft cynischen Worten, daſs er der Freigeisterei in religiösen Dingen gehuldigt, so lange dieselbe gewissermaßen das Geheimgut einer Aristokratie von Geistreichen war, daſs ihn aber die innerliche Angst des Künstlers und des Gelehrten ergriff, als er den Atheismus sich mit dem „schauderhaft nacktesten, feigenblattlosen, kommunen Kommunismus" verbünden sah, durch dessen Sieg er die ganze moderne Civilisation bedroht glaubte [652]): „Als ich merkte, daſs die rohe Plebs, der Zan Hagel, ebenfalls diese religiösen Themata zu diskutieren begann in seinen schmutzigen Symposien, wo statt der Wachskerzen und Girandolen nur Talglichter und Thranlampen leuchteten, als ich sah, daſs Schmierlappen von Schuster- und Schneidergesellen in ihrer plumpen Herbergsprache die Existenz Gottes zu leugnen sich unterfingen — als der Atheismus anfing, sehr stark nach Käse, Branntwein und Taback zu stinken: da gingen mir plötzlich die Augen auf, und was ich nicht durch meinen Verstand begriffen hatte, Das

begriff ich jetzt durch den Geruchssinn, durch das Mißbehagen des Ekels, und mit meinem Atheismus hatte es, gottlob! ein Ende. . . Sonderbar! Nachdem ich mein ganzes Leben hindurch mich auf allen Tanzböden der Philosophie herumgetrieben, allen Orgien des Geistes mich hingegeben, mit allen möglichen Systemen gebuhlt, ohne befriedigt worden zu sein, wie Messaline nach einer liederlichen Nacht — jetzt befinde ich mich plötzlich auf demselben Standpunkt, worauf auch der Onkel Tom steht, auf dem der Bibel, und ich kniee neben dem schwarzen Betbruder nieder in derselben Andacht." — „Mir erging es," sagte er im Frühjahr 1853 zu einer Besucherin[683]), „wie einem verarmten Manne, der Alles verloren und den Hungertod vor Augen hat, als er unerwartet in einem vergessenen, unbeachteten Schubfache seines Geldschrankes noch eine Million entdeckt. So war ich durch den Verlust des unschätzbarsten Gutes, der Gesundheit, bankerott geworden an allem irdischen Glück; da fand ich in meinem Herzen einen stillen Ort, wo der Schatz der Religion bis dahin unbeachtet geruht hatte; ich bin dadurch vor dem Verschmachten gerettet worden." Der wiederholten Lektüre der Bibel, aus welcher der Kranke sich fast täglich den einen oder anderen Abschnitt vorlesen ließ, und deren poetische Schönheiten er von jeher bewundert hatte, schrieb er einen großen Einfluß auf seine religiöse Umwandlung zu[684]). „Die Bibel", sagte er, „hat das religiöse Gefühl wieder in mir erweckt; und diese Wiedergeburt des religiösen Gefühls genügte dem Dichter, der vielleicht weit leichter als andere Sterbliche der positiven Glaubensdogmen entbehren kann. Er hat die Gnade, und seinem Geist erschließt sich die Symbolik des Himmels und der Erde, er bedarf dazu keines Kirchenschlüssels." Eben so entschieden verwahrt sich Heine in einem Briefe an Georg Weerth vom 5. November 1851 gegen jede Rückkehr zu den kirchlichen Dogmen irgend einer der herrschenden Religionen. „Es freut mich," schreibt er, „daß Ihnen mein Nachwort zum ‚Romancero' gefallen hat; leider habe ich weder Zeit noch Stimmung gehabt, darin auszusprechen, was ich eben darthun wollte, nämlich daß ich als Dichter sterbe, der weder Religion noch Philosophie braucht und mit beiden Nichts zu schaffen hat. Der Dichter versteht sehr gut das symbolische Idiom der Religion und das abstrakte Verstandeskauderwelsch der Philosophie, aber weder die Herren der Religion noch die der Philosophie werden jemals den Dichter verstehen, dessen Sprache ihnen immer spanisch vorkommen wird, wie dem Maßmann das Latein. Durch diese linguistische

Unkenntnis geſchah es, daß dieſe und jene Herren ſich einbildeten, ich ſei ein Betbruder geworden. Sie begreifen nur die Miſtgeſchöpfe, denen ſie gleichen, wie Goethe ſagt, den ich um ſeinen göttlichen Namen beneide."

So beſchränkt ſich die ſogenannte „Bekehrung" des Dichters auf eine lebhafte Wiedererweckung des religiöſen Gefühls und auf die Rückkehr zu einem deiſtiſchen Glauben, welcher ſich kaum in einem weſentlichen Stücke von dem Deismus Voltaire's oder Diderot's unterſcheidet, und welcher ſich die Freiheit der Kritik ſelbſt dem in integrum reſtituierten Gotte gegenüber durchaus nicht verkümmern läſſt, ſondern „den grauſamen Spaß des großen Weltall-Autors, des himmliſchen Ariſtophanes," in Verſen und Proſa vor das Forum der menſchlichen Vernunft zieht[655]). In ſeinem Teſtamente verbittet er ſich ausdrücklich jede Amtshandlung von Geiſtlichen irgend einer Konfeſſion bei ſeinem Leichenbegängniſſe; er erklärt in den „Geſtändniſſen," daß er dem lutheriſch-evangeliſchen Bekenntniſſe, zu welchem er ſich bisher nur in lauer, officieller Weiſe bekannte, auch jetzt, wo er krank und gläubig geworden, nicht mit größerer Sympathie, als vordem, zugethan ſei[656]) — „und wenn ich überhaupt dem evangeliſchen Glauben angehörig bleibe," fügt er ſpöttiſch hinzu, „ſo geſchieht es, weil er mich auch jetzt durchaus nicht geniert, wie er mich früher nie allzu ſehr genierte." Eben ſo wenig war er jedoch einem Übertritte zum Katholicismus oder einer Rückkehr zur jüdiſchen Religion geneigt, wenn er auch in ſeinen Geſprächen und Schriften der letzten Lebensjahre[657]) — vor Allem in den „Hebräiſchen Melodien" — den ideellen Schönheitsgehalt des Judenthumes glänzend hervorhob, während er früher am ſpiritualiſtiſchen „Volk des Buches" zumeiſt die humoriſtiſche Seite, die Karikatur, aufgezeigt hatte. „Ich konnte," ſagte er einmal zu Alfred Meißner, „mich ihnen nicht ausſchließlich opfern, wie z. B. Herr Gabriel Rieſſer und Andere; ich gehe in keiner Partei auf, mögen es Republikaner oder Patrioten, Chriſten oder Juden ſein. Dieſes habe ich mit allen Artiſten gemein, welche nicht für enthuſiaſtiſche Momente ſchreiben, ſondern für Jahrhunderte, nicht für ein Land nur, ſondern für die Welt, nicht für einen Stamm, ſondern für die Menſchheit. Es wäre abgeſchmackt und klein, wenn ich, wie man mir nachſagte, mich je geſchämt hätte, ein Jude zu ſein, aber es wäre eben ſo lächerlich, wenn ich behauptete, ich wäre einer. Wenn Sie meine Schriften aufmerkſam durchblättern, werden Sie manche Stellen finden, welche das jüdiſche Volk in Schutz nehmen. Wie ich geboren bin, das Schlechte und Verlebte, Abſurde, Falſche und Lächerliche

einem ewigen Spotte preiszugeben, so ist es auch nur ein Zug meiner Natur, das Erhabene zu fühlen, das Großartige zu bewundern und das Lebendige zu feiern."

Ein Gegenstand, auf den Heine bei seinen religiösen Unterhaltungen mit Vorliebe zurück zu kommen pflegte, war die Unsterblichkeit, die persönliche Fortdauer der Seele. „Es ist darüber," bemerkte er gegen Adolf Stahr, „ein wunderbarer Widerstreit in mir. All mein Verstand, all mein Wissen sagt mir: der Glaube an persönliche Fortdauer nach dem Tode ist Wahnsinn. Es ist auch im alten Testamente keine Spur davon — Moses war viel zu gesund dazu. Erst die krankhafte Sekte, aus der Christus und das Christenthum hervorgingen, verfiel mit der Askese auch auf die Unsterblichkeit. Ich bin mit dem Verstande von unserm Aufhören vollkommen überzeugt, aber mit dem Gefühl fasse ich es nicht. Ich kann es nicht fassen und begreifen, während ich noch bin. Ich kann überhaupt nur von Egoisten annehmen, daß ihnen der Gedanke an das Aufhören ein vertrauter wird. Mit einem liebenden Herzen bleibt er, trotz des Wissens, unerfaßbar. Ich kann mir zum Beispiel nicht denken, daß ich meine Frau einsam verlassen soll, und ich sage ihr immer, daß ich unter einer ganz unscheinbaren Gestalt — denn sie fürchtet sich vor Erscheinungen und bittet mich, nicht zu kommen — mich wieder einfinden werde, ihre Angelegenheiten in Ordnung zu halten, wovon sie Nichts versteht." In demselben Sinne heißt es im Nachworte zum „Romancero": „Wie sträubt sich unsere Seele gegen den Gedanken des Aufhörens unserer Persönlichkeit, der ewigen Vernichtung! Der horror vacui, den man der Natur zuschreibt, ist vielmehr dem menschlichen Gemüthe angeboren. Sei getrost, theurer Leser, es giebt eine Fortdauer nach dem Tode, und in der anderen Welt werden wir auch unsere Seehunde wiederfinden." Wir sehen, Gott und Unsterblichkeit werden von Heine nicht viel respektvoller behandelt, als die Fragen der Politik. Der souveräne Witz, die schonungslose Skepsis üben auch hier ihr unbeschränktes Freiheitsrecht. So lange der Dichter gesunden Körpers und fröhlichen Geistes ein ruhmumstrahltes Leben genoss, kümmerten ihn wenig die jenseitigen Dinge, er dünkte sich selbst „einer der ewigsten Menschen" zu sein, er beugte sich vor keiner Autorität im Himmel und auf Erden, er zweifelte das Recht alles Bestehenden im Reiche der Wirklichkeit, die Realität jeder Vorstellung im Reiche des Gedankens an, und nur der Tod grinste hie und da drohend herein in den Dichtertraum ewiger Götterjugend. „Konnte er aber dieses Gespenst nicht wegphilosophieren," sagt Godfrid Becker in

ſeiner biographiſch-literariſchen Skizze des Dichters, „ſo wähnte er ſich doch ſtets ferne genug von ihm, um ſich veranlaſſt zu fühlen, ſeinem Weſen und ſeinen Folgen weiter nachzugrübeln; das Jenſeits war für ihn abgethan, und der Tod konnte nur die totale Vernichtung jeder perſönlichen Exiſtenz ſein. Andere Gefühle und Gedanken beſchlichen den kranken, körperlich faſt ſchon vernichteten, wenn auch geiſtig noch ſo regſamen Dichter. Der Tod bedrohte jetzt ihn Jahre lang jeden Tag und jede Stunde mit der einſt geglaubten Vernichtung. Der Zweifler vollendet ſeine Miſſion, er zweifelt auch ſeinen letzten Glauben, ſeinen Glauben an die Vernichtung nach dem Tode, an, und die religiöſe Frage, welche er niemals ganz aus den Falten ſeines Herzens hatte verdrängen können, ſtürmt jetzt von einem andern Ausgangspunkte aus auf ihn ein.“ Es iſt Dies die letzte Phaſe jenes Nihilismus, zu welchem die Alles anzweifelnde Skepſis den Dichter geführt. Es iſt der titaniſche Wahnwitz der Konſequenz, keine Realität, auch den Tod nicht, gelten zu laſſen, und den „weißen Abgrund“ überbrücken zu wollen, um dem horror vacui, der ſchaudernden Angſt des Gemüthes vor dem leeren Nichts, zu entrinnen. Auch hier aber iſt Heine, wie bei ſeiner Hinwendung zu einem perſönlichen Gotte, nicht über das Stadium der Sehnſucht hinausgelangt, und die Skepſis treibt immer wieder ihren Spott mit den religiöſen Wünſchen des Herzens. So ſchließt eine Rückſchau auf alle Freuden und Leiden, welche der Dichter hier auf Erden erfahren, mit dem poſſierlichen Knixe:

Lebt wohl! Dort oben, ihr chriſtlichen Brüder,
Ja, Das verſteht ſich, dort ſehn wir uns wieder!

und die Auferſtehung der Todten, das jüngſte Gericht im Thale Joſaphat, die Herrlichkeiten des Himmels, wo die unſterbliche Seele „Ruhe und weiche Pantoffeln und ſchöne Muſik“ findet, und „Lanzknecht“ oder „Faro“ mit Sankt Peter ſpielt, werden in ſkurrilen Verſen anthropomorphiſch geſchildert[889]). Dazwiſchen aber ſchnarrt die nüchterne Stimme des „Abgekühlten“ ihre bedenklichen Zweifel:

Und iſt man todt, ſo muſs man lang
Im Grabe liegen; ich bin bang,
Ja, ich bin bang, das Auferſtehen
Wird nicht ſo ſchnell von Statten gehen,

und die Klage des alten griechiſchen Dichters Poſidippos:

Der Tod iſt gut, doch beſſer wär's,
Die Mutter hätt' uns nie geboren!

durchhallt in ſchauervollen Variationen die Strophen des „Romancero“ und der „Letzten Gedichte“ [559]).

Eine oberflächliche Kritik mag ſich damit begnügen, Alles frivol zu finden, was Heine in geſunden Tagen oder auf dem langwierigen Marterbette geſchrieben hat. Ein ernſterer Geiſt wird ſich aber bei einer ſolchen Redensart, die der Löſung des pſychologiſchen Räthſels, ohne dasſelbe tiefer zu erklären, aus dem Wege geht, nicht beruhigen. Was ein ganzes Leben hindurch als frivol galt, muſs, wenn es bis ans Ende Stich hält, doch wohl anders getauft und als Äußerung einer beſtimmten, in den Zeitverhältniſſen wie in dem eigenthümlichen Weſen des Dichters begründeten Geiſtesrichtung angeſehn werden. Dieſe nihiliſtiſchen Lieder kommen vom Rande des Grabes, ſie waren zu einem Vermächtniſſe für das Publikum beſtimmt, und nur das Andrängen des befreundeten Verlegers, welcher von Heine's neuen poetiſchen Arbeiten gehört hatte und ihn im Juli 1851 in Paris beſuchte, bewog den Kranken, dieſelben noch vor dem Tode herauszugeben, da ihn Campe durch Zahlung des anſehnlichen Honorares von 6000 Mark Banko für den „Romancero“ und das „Fauſt“-Ballett aus einer augenblicklichen Geldnoth befreite. Sollten alſo die hier ausgeſprochenen Geſinnungen nach der Abſicht des Verfaſſers noch über das Grab hinaus feſtgehalten werden, ſo wird die Beurtheilung dieſes poetiſchen Vermächtniſſes auch auf das literariſche Geſammtbild Heine's weſentlich zurückwirken müſſen, und die Konſequenz ſeiner Anſchauung verleiht derſelben eine Berechtigung, die mit der wohlfeilen Brandmarkung frivoler Spaßmacherei nicht abzufertigen iſt. Lieber halten wir uns an Fichte's tiefſinniges Wort, das, ſchon 1805 geſprochen, uns das Räthſel Heinrich Heine's beſſer, als die Kritik irgend eines zeitgenöſſiſchen Schriftſtellers, erklärt. Der Philoſoph ſagt in ſeiner ſiebzehnten Vorleſung über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters: „Selten iſt der Menſch ſo glücklich, daſs ihm die reine Gedankenloſigkeit zu Theil wird. Kann er aber dem Andrang der Gedanken nicht widerſtehen, ſo bleibt ihm Nichts übrig, als die abſolute Gedankenloſigkeit mit Freiheit zu ſeiner Maxime zu machen, und in ſie die rechte Weisheit zu ſetzen. Die Narrheit, nach einem Grunde zu fragen, unterdrückt dieſer Weiſe, und will Das nicht gelingen, ſo ſucht er ſich ſelbſt mit jenem Streben lächerlich zu machen, und an ſich ſelbſt Rache zu nehmen, daſs er ſich doch einmal überraſchen und ergreifen ließ, auch, damit ja die Andern einer ſolchen Schwachheit ihn nicht für fähig

halten. Es kommt dir ein ernſter Gedanke in den Weg, den du nicht magſt — ſo laſs ihn liegen und ſetze Deinen angefangenen Weg fort! Das aber thuſt du nicht, ſondern du wendeſt dich gegen ihn, und bieteſt alle Gewalt deines Witzes auf, um ihn in ein lächerliches Licht zu ſetzen. Warum giebſt du dir denn die Mühe? Du muſſt doch den Gedanken in ſeiner ernſthaften Geſtalt nicht ertragen können, da du nicht eher Ruhe haſt, als bis du ihn in eine andere, dir gefälligere Geſtalt gebracht. Leichtſinn und Frivolität — und zwar je höher ſie ſteigen, deſto mehr — ſind untrügliche Kennzeichen, daſs im Innern des Herzens Etwas iſt, das nagt, und welchem man gern entfliehen möchte; und ſie ſind gerade dadurch unverwerfliche Beweiſe, daſs die edlere Natur noch nicht ganz ausgeſtorben iſt. Wer es vermag, einen tieferen Blick in ſolche Gemüther zu werfen, Dem geht der ſchmerzliche Jammer auf über ihren Zuſtand und über die unaufhörliche Lüge, in der ſie ſich befinden, indem ſie alle Andern glauben machen wollen, daſs ſie höchſt glücklich und vergnügt ſind, und von ihnen wieder die Beſtätigung erwarten, ohne doch bei ſich ſelbſt jemals Glauben zu finden, — zugleich mit einem wehmüthigen Lächeln über ihr Beſtreben, ſchlimmer zu ſcheinen, als ſie wirklich ſind.“ —

Der „Romancero,“ welcher im Oktober 1851 erſchien, iſt in der That wie ein Rechnungsabſchluſs, wie eine Rekapitulation geſtaltet. Alle Phaſen, die Heine durchlaufen, haben darin ihr Kontingent geſtellt, oder doch ein Echo ertönen laſſen. Der Abſchnitt „Hiſtorien“ enthält Romanzen von ungetrübteſter Kunſtform, wie „Schelm von Bergen,“ „Schlachtfeld bei Haſtings,“ „Der Aſra,“ „König Richard,“ „Der Dichter Firduſi,“ welche leben werden, ſo lange die deutſche Zunge klingt; dazwiſchen Erinnerungen vom bal Mabille, wie „Pomare,“ moquante Verhöhnungen der poetiſchen Sentimentalität, wie „Der Apollogott“ und „Der weiße Elephant“, groteske Bilder aus der Weltgeſchichte und politiſche Satiren, wie „Rhampſenit,“ „Karl I.,“ „Maria Antoinette,“ „Zwei Ritter,“ „König David,“ und „Vitzliputzli,“ denen ſich die „Spaniſchen Atriden,“ die Spottgedichte auf Herwegh und Dingelſtedt, das Gedicht „Im Oktober 1849“ in der folgenden Abtheilung und zahlreiche Reminiscenzen aus der Revolutionszeit des Jahres 1848 im erſten Bande der „Vermiſchten Schriften“ anreihen. Durch all' dieſe Schöpfungen zieht ſich jene peſſimiſtiſche Auffaſſung, welche, wie im „Vitzliputzli,“ zuletzt in der ganzen Welthiſtorie nur noch einen

tollen Räuberroman erblickt, wo brutale Gewalt und frecher Betrug allemal den Sieg über Recht und Redlichkeit gewinnen. Die „Lamentationen“ übertragen dieſe nihiliſtiſche Weltanſicht ebenfalls auf das religiöſe und ſociale Gebiet, Orthodoxie und Rationalismus werden gleich ſehr verſpottet, die Unvollkommenheit alles Irdiſchen wird mit den grellen Blitzen eines Humors beleuchtet, welcher ſich an verzerrten und grauſenhaften Bildern dämoniſch zu ergötzen ſcheint, die Spukgeſtalten aus den Katakomben der Romantik, die uns einſt muthwillig neckten, hüllen ſich in die Maſke des Ungeheuerlichen und grinſen uns aus unheimlichen Larven entgegen, ſelbſt die Natur, welche dem Dichter ſonſt ſo willig all' ihre Geheimniſſe entſchleierte, glotzt ihn jetzt fremd und blöde an, der Himmel iſt ein blauer entgötterter Kirchhof geworden, und die Nixe des Baches, die einſt mit ihren Schweſtern in holder Waldeinſamkeit den lieblichen Reigen ſchlang, entflieht mit entſetzten Mienen vor dem Jammeranblick des Kranken wie vor einer Geſpenſter-Erſcheinung [660]). Gleich einem Meduſenantlitz, vereinigen dieſe Verſe Anmuth und Schrecken, Liebreiz und Abſcheu in ſo zaubervoller Art, daſs wir ſchaudern im Hinblick, und wieder hinblicken und immer wieder, um noch einmal ſo ſüß zu ſchaudern. „Wie ein Todter, war der Dichter lebend in ſeinen Sarg genagelt,“ ſagt Théophile Gautier in einem Nachrufe; „aber wenn man das Ohr hinab beugte, hörte man die Poeſie unter dem ſchwarzen Bahrtuche ſingen.“ Ein ähnliches Bild gebraucht Heine ſelbſt, wenn er in den „Lazarus“-Gedichten ſeine Phantaſien als Spukgeſtalten bezeichnet, die Nachts im Hirn eines todten Dichters ihren bunten Umzug halten und ihre ſchaurig ſüßen Orgien feiern, welche des Poeten Leichenhand dann am Morgen aufzuſchreiben verſuche [661]). „Nicht wahr?“ frug er, als er eine Anzahl dieſer in den „Letzten Gedichten“ enthaltenen acherontiſchen Sehnſuchtsrufe nach dem ſonnigen Leben ſeinem Freunde Meißner zu leſen gab — „nicht wahr? Das iſt ſchön, entſetzlich ſchön! Es iſt eine Klage wie aus einem Grabe, da ſchreit ein Lebendigbegrabener durch die Nacht, oder gar eine Leiche, oder gar das Grab ſelbſt. Ja, ſolche Töne hat die deutſche Lyrik noch nie vernommen und hat ſie auch nicht vernehmen können, weil noch kein Dichter in ſolch einer Lage war.“

Gleichzeitig mit dem „Romancero“ erſchien das Tanzpoem: „Der Doktor Fauſt“, welchem ſich ſpäter in den „Vermiſchten Schriften“ das Pantomimen-Libretto „Die Göttin Diana“ und „Die Götter im Exil“ anſchloſſen. Das Fauſt-Ballett wurde bereits im Februar 1846, auf An-

regung des Herrn Lumley, damaligen Direktors von Her Majesty's Theatre in London, geſchrieben, welcher das Recht der Aufführung für 6000 Franks erwarb, aber niemals von demſelben Gebrauch machte. Dagegen beſchwerte ſich Heine bitter darüber, daſs ſein Libretto, welches er durch Laube im Jahre 1849 der königlichen Oper zu Berlin anbieten ließ, dort 1854 von dem Ballettmeiſter Taglioni unter dem Namen „Satanella“ in Scene geſetzt worden ſei, ohne daſs ihm als dem eigentlichen Autor eine Tantième zugefloſſen wäre. Er erging ſich in ſeinen Briefen an Campe und Michael Schloſs zu Köln in herben Klagen über Meyerbeer, welcher als Generaldirektor der königlichen Oper ſich der gekränkten Rechte des befreundeten Schriftſtellers ſo wenig angenommen [662]). Nach Laube's Verſicherung freilich wäre die Verwandtſchaft von Taglioni's „Satanella“ mit dem Heine'ſchen Textbuche verzweifelt entfernt, und kein Fünkchen von der Seele des letzteren in das Berliner Machwerk übergegangen [663]). Die „Diana“-Pantomime wurde gleichfalls zu Anfang des Jahres 1846 von dem Dichter bei einem Geſpräche mit Benjamin Lumley improviſiert, der ihn bat, ſofort ein Scenarium davon zu entwerfen. Weit bedeutender, als dieſe phantaſtiſchen Tanzgedichte, ſind die im Winter 1852—53 geſchriebenen „Götter im Exil“, welche zuerſt in franzöſiſcher Sprache in der „Revue des deux Mondes“ vom April 1853 veröffentlicht wurden, und als eine Fortſetzung der „Elementargeiſter“ zu betrachten ſind. Die mittelalterliche Umwandlung griechiſcher Gottheiten in Dämonen hatte für den Dichter von jeher einen beſonderen Reiz gehabt, und es iſt charakteriſtiſch für ſein abſterbendes „Hellenenthum“, daſs er ein romantiſches Behagen daran fand, ſich die Geſtalten der klaſſiſchen Mythologie jetzt in der Mönchskutte oder in irgend einem Gewand der chriſtlichen Sagen herauf zu beſchwören. So viel die Götterwelt von Hellas durch ſolche Metamorphoſe an poetiſcher Schönheit verliert, ſo ſehr gewinnt der romantiſche Spuk des chriſtlichen Aberglaubens: griechiſche Heiterkeit kichert durch die ſchwerfällige deutſche Geſpenſterluft.

Die Hauptarbeit Heine's in den letzten Krankheitsjahren war die Fortſetzung ſeiner „Memoiren“, von welchen zum mindeſten drei Bände vollendet ſind. Der übrige, trotz aller Mahnungen der Preſſe, von der Familie bis jetzt der Öffentlichkeit entzogene Nachlaſs des Dichters beſteht aus etwa dreißig abgeſchloſſenen, zum Theil ſehr cyniſchen und ſkabröſen Gedichten, einigen Gedicht-Fragmenten — darunter ein längeres, ſehr ſchönes, im Versmaß und Charakter des „Atta Troll“, betitelt „Bimini“, wovon der Prolog und ſechs Abſchnitte

vollendet ſind, — und einem Aufſatze über die Schlacht von Waterloo, welcher urſprünglich für den erſten Band der „Vermiſchten Schriften“ beſtimmt war, aber auf dringendes Anrathen Campe's vor dem Druck zurückgezogen wurde[664]), und ſich jetzt in Händen des Herrn Maximilian Heine befindet. Der Plan H. Heine's, ein Gedicht „Till Eulenſpiegel“ zu ſchreiben, über welchen er ſich im Herbſt 1850 mit Adolf Stahr unterhielt, iſt leider niemals zur Ausführung gelangt. „Ich wollte es in die Form einkleiden,“ ſagte er, „als ob ich ſelber umher reiſe, alle Notizen über den Eulenſpiegel zu ſammeln, und ich wollte Das auch ſo gründlich thun, daſs die Antiquare es hätten für ein gelehrtes Werk halten mögen. Dazwiſchen aber hätte ich Alles geſagt, was ich irgend auf dem Herzen hatte über Gott und die Welt. Es wäre gewiſs mein beſtes Werk geworden.“

Mit beſonderer Sorgfalt unterzog Heine ſich ſeit dem Ende des Jahres 1852 der Redaktion einer franzöſiſchen Geſammtausgabe ſeiner Schriften. Die geiſtvoll zuſammenfaſſende Kritik ſeiner literariſchen Thätigkeit, welche Saint-René Taillandier nach dem Erſcheinen des „Romancero“ in der „Revue des deux mondes“ vom 1. April 1852 veröffentlichte, hatte die Aufmerkſamkeit des franzöſiſchen Publikums lebhafter, als bisher, auf den deutſchen Dichter hingelenkt, und die „Oeuvres complètes de Henri Heine“, von welchen bis zum Tode Desſelben ſieben Bände erſchienen ſind, denen ſeitdem ſieben andere folgten, haben in Frankreich ein Aufſehen erregt, das ihn wie mit einem Zauberſchlage in die Reihe der erſten franzöſiſchen Schriftſteller erhob. Die von Heine ſelbſt revidierten Überſetzungen ſeiner Proſawerke geben in der That alle Witzpointen und Feinheiten des Stils mit einer Meiſterſchaft wieder, welche ihren glänzenden Erfolg in der fremden Sprache durchaus gerechtfertigt erſcheinen läſſt. Von den gleichfalls in Proſa ausgeführten Überſetzungen ſeiner Gedichte dagegen athmen höchſtens die von Gérard de Nerval verfaſſten Nachbildungen der „Nordſee“-Lieder Etwas von dem würzigen Hauch und rhythmiſchen Wohllaut der Originale, und es iſt nur ein höflicher Euphemismus, wenn Heine in einem Briefe an ſeinen dienſteifrigen Freund Taillandier, welcher die „Lazarus“-Gedichte und die Lieder des „Neuen Frühlings“ überſetzte, die Bemerkung macht, daſs „ſeine transrhenaniſche Empfindſamkeit in der Sprache des Poſitivismus allzu proſaiſch vernünftig klinge“[665]). Es bleibt in der That nur ein „in Stroh gewickelter Mondſchein“ zurück, wie ein Freund in Bezug auf dieſe, in nüchternſte franzöſiſche Proſa aufgedröſelten

Zauberweiſen ſpöttelte [666]), und die wahre Herzensmeinung des Dichters über ſolche Zerrbilder ſeiner Poeſie ſpricht ſich nirgends draſtiſcher aus, als in den Worten, mit welchen er ſich in Anweſenheit Gérard de Nerval's gegen einen deutſchen Beſucher über dieſelben luſtig machte [667]). „Ich ſage Ihnen, Gérard", rief er aus, „daſs ich jedesmal, wenn ich meine Überſetzung leſe, bei der Sie mich ſo treulich unterſtützt haben, mich beim Schopf nehmen und mich in irgend einem Krähwinkel Deutſchlands, wo man mich noch liebt — wenn es nämlich ſolche Krähwinkel noch giebt, — auf einen öffentlichen Markt führen und rufen möchte: ‚Haut ihn! haut ihn!' Wahrhaftig," fuhr er nach einer Pauſe fort, „ich komme mir vor, als wenn ich mit der Kaſſe meines literariſchen Werthes aus Deutſchland durchgegangen wäre, und jetzt hier in Frankreich alle die Papiere verſilbern wollte. Jedesmal wenn ein Deutſcher zu mir kommt, läuft es mir kalt über den Rücken, als wenn es ein geheimer Agent des deutſchen Parnaſſes wäre, der meine Auslieferung von der franzöſiſchen Regierung erlangt hätte und mich zurückführen wollte dorthin, wo da iſt Heulen und Zähneklappern, ich meine nach Deutſchland. Ja," begann er bald darauf wieder, „ſogar nach tauſend Jahren werde ich noch verleumdet werden, und Das dieſer unglücklichen Überſetzung halber. ‚Sehen Sie, meine Herren', wird der Profeſſor der älteren Literatur an einer Univerſität von Neuſeeland ſagen, ‚jenes Zeitalter, wo die Menſchen noch verſchiedene Sprachen hatten, brachte eine Art von Geſchöpfen hervor, die ſich zu den Schriftſtellern verhielten, wie der Affe zum Menſchen, man nannte ſie Überſetzer. Dieſe Halbmenſchen hatten nun die Aufgabe, die Werke eines Dichters Denen, die nicht ſeine Sprache redeten, verſtändlich zu machen, und ſie thaten Das meiſtentheils wie die Affen, wenn ſie ihren Mitaffen die Gebärden der Menſchen voräffen. Nun war da in jenem Lande, wo unſere Geologen in den Thälern ganze Schichten von verſteinerten Nachtmützen aufgefunden haben, und welches man Germanien nannte, ein Poetlein, Heine geheißen, welcher uns ein ſeltenes Beiſpiel von Geiſteszerrüttung gegeben hat, indem er an ſeinen eigenen Werken zum Affen ward und ſie den Franzoſen vorgeſtikulierte. Ja, Gérard, ſo wird es kommen, und Sie haben einen großen Theil der Schuld auf Ihrem Gewiſſen." — Sicherlich ſind Rhythmus und Reim am wenigſten zu entbehren, wenn es ſich darum handelt, fremden Nationen eine Vorſtellung von dem Weſen der Heine'ſchen Lyrik zu geben. Ein ſolcher, nicht übel gelungener Verſuch metriſcher Übertragung liegt uns vor in den „Poésies

choisies de Henri Heine; traduites en vers par Charles Marelle" (2. Aufl. Berlin, B. Behr, 1864), — nur daſs ſich der Überſetzer, dem Reim zu Gefallen, allzu große Freiheit in der Weglaſſung oder Hinzufügung maleriſcher Details genommen hat. Es wäre zu wünſchen, daſs Edouard Schuré, welcher neuerdings in ſeiner „Geſchichte des deutſchen Volksliedes" ſo treffliche Proben ſeines Überſetzer-Talentes gegeben hat, ſich entſchlöſſe, ſeinen Landsleuten eine größere Zahl Heine'ſcher Lieder zu verdolmetſchen***). Unter allen Franzoſen beſitzt er jedenfalls die gründlichſte Einſicht in das Weſen der Heine'ſchen Poeſie, und wir wüſſten kein glänzenderes Beiſpiel für das tiefere Verſtändnis deutſcher Literatur anzuführen, welches ſich gegenwärtig in Frankreich Bahn zu brechen beginnt, als indem wir hier ſeine Charakteriſtik H. Heine's einſchalten. „Die romantiſche Poeſie," ſagt er, „hatte, wie eine prunkende Schloſsdame, ihre Penaten in das alte Schloſs des Mittelalters hinübergeſchafft und hatte daſſelbe aufs koſtbarſte reſtauriert. Zwiſchen ſeinen einſturzdrohenden Mauern hatte ſie, freilich nur aus Holz, wieder einen prächtigen Saal erbaut. Verſtümmelte Säulen trugen ſtolz das mauriſche Gewölbe, und die koloſſalen Standbilder der alten Kaiſer, welche im Hintergrunde des Saales neben dem Throne der heiligen und myſtiſchen Poeſie aufgeſtellt waren, ſchienen bereit, zu ihrer Vertheidigung das Schwert zu ziehen. In dieſem, von Fackeln, Fontänen und Kronleuchtern blitzenden Saale verſammelten ſich die Romantiker zu einem großartigen Feſte. O welch luſtiger Ball, welch tolles Gewühl buntſcheckiger Maſken! Da ſah man die ſchimmerndſten Koſtüme, deutſche, fränkiſche, mauriſche und ſarazeniſche Ritter; blonde Burgfräulein in himmelblauen, mit Silberſternen durchwirkten Kleidern, düſtere Königinnen mit Purpurmänteln, auf denen goldene Sonnen ſtrahlten, Troubadours mit langen, wallenden Locken. Und man ſang wieder die tollen Abenteuer und die ſüßen Erinnerungen der Liebe. Die Ritter applaudierten, die Buſen der Frauen hoben ſich vor Verlangen, und von ihrem gothiſchen Throne herab warf die Poeſie den Sängern parfümierte Kränze zu. Dann begann der Ball; eine träumeriſche Muſik lockte die Paare in ihren magiſchen Kreis und riſs ſie mit immer leidenſchaftlicheren Tönen in einen wilden Wirbel. In dieſem Augenblicke trat ein geheimnisvoller ſpaniſcher Ritter ein. In ſeinem ſammetnen Wamſe ſchritt er ſo keck einher wie der ſtolzeſte Hidalgo, auf ſeinem goldgeſtickten Mantel gewahrte man einige arabiſche und indiſche Ziffern, eine große Rabenfeder nickte auf ſeinem Haupte. Er trug keine Maſke. Sein

Antlitz war ſchön und verführeriſch. Ein ſüßes unheimliches Feuer glühte in ſeinen ſtarren Augen, und ſtolzer Hohn kräuſelte ſeine wollüſtigen Lippen. Sein Wappen war in Silber auf ſein Barett geſtickt. Es waren zwei Sphinxköpfe, von denen einer zu weinen, der andere gellend zu lachen ſchien. Man hörte auf zu tanzen, um ihm zu betrachten. Er ergriff nachläſſig die erſte, beſte Guitarre und ſang ein paar kaſtilianiſche Romanzen in ſo kecker Weiſe, mit ſo neuem Tone, daſs ein Beifallsdonner ihm lohnte. Der Ball wurde mit Raſerei fortgeſetzt, und der neue Ankömmling war deſſen König. Bald aber hielten Alle vor Müdigkeit inne. ‚Wohlan‘, ſagte laut der ſchöne Unbekannte, ‚es iſt Mitternacht, man demaſkiere ſich! Genug der Komödie! Ich will wiſſen, wer ihr ſeid. Ich heiße Heinrich Heine. Ich bin Jude oder Proteſtant, wie es euch beliebt, doch ich verlache Gott und den Teufel, ich verehre die Liebe und die Freiheit, aber ich haſſe die Heuchelei. Ich habe geſagt, wer ich bin, mache nun Jeder es eben ſo!‘ Alle proteſtierten unwillig. Da ſchlug der ſchöne Ritter ein gellendes Hohngelächter auf. ‚Wie? ihr fürchtet euch, ſchöne Maſken! Wohlan, ich weiß, wer ihr ſeid.‘ Und zu einem würdevollen Tempelherrn tretend, riſs er ihm die Maſke ab, und rief: ‚Du biſt nur ein Jeſuit, und du betreibſt hier die kleinen Angelegenheiten deiner Genoſſenſchaft. Du, ſchönes Gräflein, das nur von Kreuzzügen ſpricht, du biſt Nichts als ein Lakai Sr. Majeſtät des Königs von Preußen, und du thäteſt beſſer, in die Garde einzutreten und dort deine Taille zu zeigen, als im Palaſte der Dichtung zu paradieren, wo du Nichts zu ſchaffen haſt. Du, ſchöner Troubadour, der du ſchmachteſt für die Dame deiner Neigung, biſt nur ein Handlungsdiener, der ein galantes Abenteuer mit einer Kammerkatze ſucht. Ihr ſeid ſammt und ſonders falſche Heilige, falſche Ritter und falſche Troubadours. Ich werde euch alle demaſkieren, erlauchte Schelme, ich werde unter euren glatten Larven eure verſchrumpften Pedanten- und Charlatanfratzen, und unter euren ſeidenen Wämſern eure ſchäbigen Wucherer- und Büreaukratengewänder zeigen. Wahrhaftig, wäret ihr nicht zum Todtlachen, ihr verdientet, daſs man euch mit Peitſchenhieben davonjagte. Was euch betrifft, erlauchte Damen, ſo unterſuche ich nicht eure Titel. Was wäre denn die Komödie und die Tragödie des Lebens, wenn ihr nicht das Recht hättet, mit uns zu ſpielen, uns wie Marionetten tanzen zu laſſen, unſere Herzen mit göttlichem Weh und ſchmerzlicher Wonne zu erfüllen? Gräfinnen, Tänzerinnen, Zigeunerinnen und Buhldirnen, ich liebe und feiere euch alle. Euch gelten meine Lieder

des Ruhms und der Begeisterung. Ihr seid schön, und es lebe der Ball!“ Bei diesem Schlusse erscholl ein Sturm von Lachen, Schreien und Toben. Die gellende Stimme des Ritters drang bis ins tiefste Mark, in ihrer Bitterkeit lag etwas unbeschreiblich Scharfes und Schneidendes, das Einen schaudern machte; das alte romantische Nest erzitterte in seinen Grundfesten. Einige verlangten von ihm Rechenschaft für seine Beleidigungen. Er maß mit ihnen die Klinge, und streckte sie zu Boden, daß ihnen die Lust verging, den Kampf wieder aufzunehmen. ‚Man erstickt in einem Saale‘, sprach der Sieger, ‚ich bedarf frischer Luft und des Rauschens der Wälder‘. Mit diesen Worten stieß er die große Thür auf, ein Windstoß fuhr herein, alle Kerzen erloschen, und Ritter und schöne Damen sahen aus wie Gespenster beim Schein einiger bleichen Fackeln. Aber durch die zertrümmerte Thür erschien eine feenhafte Landschaft von Wäldern, Bergen und Seen, die im hellen Mondlicht schliefen. Dann ergriff der zauberische Dichter eine alte vergessene Harfe und entlockte ihr so wunderbare Töne, daß die fernen Wälder vor Lust erseufzten. Bei ihrem schmeichelnden Flüstern erwachten die Geister des Waldes und die Nymphen der Gewässer, um wieder ihre lieblichen Reigen zu schlingen und ihre verführerischen Lieder anzustimmen. Bei den Klängen der magischen Harfe näherte sich auf das beschwörende Gebet des Zauberers ein Schwarm leichtfüßiger Gestalten und drückte in den Saal, zum Entzücken der verwunderten Menge. Sie kamen aus ihren grünen Hallen, die wilden Elfen, mit phantastischen Blumen bekränzt und mit Maien umgürtet, um ihren lustigen Reigen im Mondschein zu tanzen. Sie kamen aus ihren krystallnen Palästen und ihren schäumenden Wasserfällen empor, die Nixen, die lachenden, muthwilligen Kinder mit wogenden Brüsten von Schnee; sie umschlangen sich und tobten einher in rasenden Reigen. Zuweilen wandten die Tollsten, wenn sie an dem Zauberer vorbei kamen, sich um, und schön, mit fliegenden Haaren, entblößten Busens, ein lautes Lachen auf den Lippen, schienen sie ihm einen Kuß rauben zu wollen, aber sie streiften nur seine Harfe. Und in Mitten des Kreises der tollen Undinen schwamm wie ein geheimnisvolles Traumbild die Geliebte des Dichters, die Arme verschränkt, das braune Köpfchen geneigt, mit einem seltsamen Lächeln auf den Lippen. War es ein Lächeln der Zärtlichkeit oder des Spottes? Plötzlich unterbrach der launenhafte Nekromant seine zaubervolle Musik durch einen schneidenden Akkord und begann so komische Weisen zu spielen, daß man sie nicht ohne Lachen vernehmen konnte. Diese Weisen

hatten eine ſonderbare Eigenſchaft. Jede derſelben führte ſofort eine zeitgenöſſiſche Perſönlichkeit in den Saal; ſie tanzte wie ein Hampelmann auf die burleskeſte Art, und ſchwatzte ihre geheimſten Gedanken aus. Bald war es der dicke Bankier Gumpel aus Hamburg, der ſich in Italien Marcheſe Gumpelino nennt, Shakſpeare'ſche Verſe deklamiert, indem er die Höhe ſeiner Renten berechnet, und ſich für den Romeo einer phantaſtiſchen Engländerin hält, die ihm zärtlich ein gewiſſes Apothekermittel beibringt, das ihn auf immer von ſeiner unverſtändigen Liebſchaft kuriert. Bald iſt es der kantiſche Philoſoph Dr. Saul Aſcher mit ſeinen abſtrakten Beinen und ſeiner klapperdürren Geſtalt, der den kategoriſchen Imperativ vorſtellt und wie ein Uhrwerk geht, vor ſich hinſchnarrend: ‚Die Vernunft iſt das höchſte Princip.' Bald iſt es der alte Schlegel mit ſeinen dreißig Perücken zum Wechſeln. Kurz, es iſt eine ganze Galerie zeitgenöſſiſcher Hanswürſte. ‚Ah! ihr wundert euch über dieſe charmanten Geſtalten', ſagt der Magier. ‚Und doch ſeid ihr es ſelbſt, es iſt eure Generation, deren Name Dummheit, Heuchelei, Servilismus iſt. Mit eurer frommen Gleißnerei, euren feigen Konceſſionen habt ihr eure Religion, eure Philoſophie, euer ganzes Leben vergiftet. Übrigens iſt Alles nur Traum, Chimäre, Illuſion. Die Poeſie iſt eben ſo toll, wie die Wirklichkeit albern. Die Weltgeſchichte iſt eine Komödie, die der liebe Gott ſich vorſpielt, um die Zeit todt zu ſchlagen. Im Grunde glaubt ihr ſo wenig, wie ich, an dieſen lieben Gott, der ein Schreckgeſpenſt für Kinder und Ammen iſt. Nur ſeid ihr zu feig, um es einzugeſtehen. Ihr achtet euch ſelbſt eben ſo wenig, aber ihr gebt euch ein Anſehen vor der Welt, ihr putzt euch mit Federhüten, Kreuzen und Bändern, und man nimmt euch für Helden. Seht mich! ich bin Nichts als ein Narr, ich glaube an Nichts, ich verachte mich, aber ich rede die Wahrheit. Mein Herz blutet, aber eure albernen Nichtswürdigkeiten werden mir ſtets nur ein Lächeln der Verachtung entreißen, und ich habe das Recht, euch ins Geſicht zu ſchlagen!' So ſprach der ſatiriſche Magier, der ſich in einen Hofnarren verwandelt hatte, mit einer Schellenkappe auf dem Haupte und einer Pritſche in der Hand. ‚Ans Kollett dem Niederträchtigen! Packt den Tropf! Tod dem Läſterer!' ſchrie der ganze romantiſche, ariſtokratiſche und pfäffiſche Troß. Er aber ergriff eine Brandfackel, ſchwang ſie um ſein Haupt, und hob mit Donnerſtimme die Marſeillaiſe zu ſingen an. ‚Oho! dies Lied ängſtigt euch', ſagte er; ‚um es zu erſticken, möchtet ihr gern ein Schafott errichten. Parbleu! ich will euch helfen.' Dann beſchwor der un-

heimliche Magier das Gespenst der Guillotine. Sie erhob sich in einem rothen Nebel, hoch und blutig, und rings umher spazierten kopflose Leiber, welche einander ernste Reverenzen machten. Es war Marie Antoinette und ihr Hofstaat. ‚Kopflose Leiber, Das ist das Bild eurer Gesellschaft,‘ sagte lachend der schreckliche Narr. Schon hörte man fern die Marseillaise, die Carmagnole und Ça ira singen, und diese Lieder schwollen an wie das Heulen des Sturmes bei der Aufruhrglocke von 1848. ‚Der große Tag des Ruhms ist da!‘ sprach der Dichter, und schleuderte seine Fackel in das Getäfel des morschen Gebäudes. Die rothe Flamme schlug empor und loderte freudenknisternd bis zum Dachstuhl hinauf. Die Balken krachten, der Troß entfloh, in einem Nu war der prächtige Saal ein Gluthmeer, er stürzte zusammen, und der Dichter stieß einen Triumphschrei aus. Plötzlich fand er sich wieder in der finstern Burgruine, gealtert, traurig, allein. Wie in den Feenmärchen, wenn das kerzenhelle, von Pagen und Zofen erfüllte Schloß verschwunden ist, hörte er Nichts mehr als Nachteulen- und Dohlengekreisch. Da rief der Dichter traurig: ‚Und doch habe ich geliebt! und doch habe ich an das Ideal geglaubt!‘ Vielleicht hatte er niemals mit aufrichtigerem Ernste geredet; aber er hatte zu viel gelacht, man glaubte ihm nicht mehr. — Das ist die wahrhaftige Geschichte von Heinrich Heine. Der tollste der Romantiker steckte das Schloß in Brand. Aber, um der Wahrheit die Ehre zu geben, der Brandstifter war nur der unerbittliche Vollstrecker des Verhängnisses. Denn jenes Schloß war von Holz. Ich meine: Die Principien der romantischen Schule mussten sie zu einem frühzeitigen Ruin führen. Hatte sie sich nicht über alle Gesetze erheben und eine Dichtung erschaffen wollen, die außerhalb der realen Welt stünde? Hatte sie nicht erklärt, daß ihr oberstes Princip die höhnisch stolze Ironie des Poeten sei, der Alles von der Höhe der Phantasie betrachtete? Sie musste dafür ihr Strafgericht erleiden. Heinrich Heine vollzog es. Er kehrte die Ironie gegen Diejenigen, welche einen so üblen Gebrauch davon gemacht, er schlug die Bande in die Flucht, aber er verwundete sich schmerzlich, als er sich der doppelschneidigen Waffe bediente. Nachdem er alle Welt verspottet hatte, verspottete er sich selbst, er hörte fast auf, ein Charakter zu sein, und der Genius überlebte den Menschen.“ — —

Am 1. September 1854 ließ Heine sich, aus Besorgnis vor der in Paris herrschenden Cholera, an welcher sein Sekretär erkrankte und mehrere seiner Bekannten starben, nach einer in der Grande Rue Nr. 51 an den

Batignolles gelegenen Gartenwohnung bringen. Leider fand er dort wider Erwarten eine sehr geräuschvolle Nachbarschaft, und die Kälte und Feuchtigkeit seines neuen Krankenzimmers, das zu ebener Erde lag, zog ihm sofort eine Halsentzündung zu, die ihm das Sprechen unleidlich erschwerte. Da zu seinen vielen Gebresten auch noch eine Geschwulst am untern Theile des Rückens hinzutrat, welche ihm das Liegen unmöglich machte und welche endlich durch eine schmerzhafte Operation entfernt werden musste, konnte er erst Anfangs November die Beschwerden eines abermaligen Umzugs nach der von seiner Frau ausgesuchten neuen Wohnung, Avenue Matignon Nr. 3, hart an den Champs Elysées, ertragen. Hier fand er, was er in dem dumpfen Hinterhause der Rue d'Amsterdam so lange entbehrt hatte: Sonnenlicht, frische Luft und die Aussicht ins Grüne; dabei war die Wohnung, zu welcher hundertundfünf Treppenstufen hinan führten, so hoch gelegen, dass die Stille des kleinen Balkonzimmers, in welchem der Kranke lag, nicht allzu sehr durch den Lärm der scharenweise auf und ab gehenden Spaziergänger und der unaufhörlich dem Arc de l'Etoile zubrausenden Karossen gestört wurde. In guten Stunden konnte er sich an sonnigen und windstillen Tagen Sommers auf den breiten, mit einer Marquise überdachten und durch Tapetenwände vor jedem Zuge geschützten Balkon hinaustragen lassen, wo für ihn ein niedriges Lager bereitet ward. „Sie können sich nicht denken," sagte er zu Adolf Stahr, der ihn im Herbst 1855 zur Zeit der Weltausstellung wieder besuchte, „wie mir zu Muthe war, als ich nach so vielen Jahren von hier aus zum ersten Mal wieder mit meinem einen halben Auge die Welt sah, und es war doch so Wenig. Ich hatte mir das Opernglas meiner Frau auf mein Lager reichen lassen und sah mit unglaublichem Vergnügen einem Pastetenbäckerjungen nach, der zwei Damen in Krinolinröcken seine Pastetchen anbot, und einem kleinen Hunde, der daneben auf drei Beinen an einem Baume stand und sich erleichterte. Da machte ich das Glas zu; ich wollte Nichts mehr sehen, denn ich beneidete den Hund!"

Den Winter 1854—55 verbrachte der Kranke unter außergewöhnlich schweren Leiden. Eine Nachlässigkeit seiner Wärterin hatte ihm gegen Ende des Novembermonats abermals einen starken Katarrh zugezogen, der von heftigen Kehl- und Brustkrämpfen begleitet war, die Erstickungskrisen dauerten oft halbe Nächte hindurch, und auch das rechte Auge drohte zu Zeiten völlig zu erblinden. Trotzdem bewahrte Heine die unverwüstliche

Geisteskraft und ertrug seine Schmerzen mit einem Stoicismus, der bei einer zarten und weichlich angelegten Organisation, welche nur für das Wohlleben und die Festmahle Epikur's geschaffen schien, doppelt überraschen muss. Den ächzenden Knochen gelang es nicht, die Bitternis der Seele als Leidensgefährtin wachzurufen, und nicht dem zerschmelzenden Fleisch, dem Herzen Mitleid abzubetteln. Die Mythe von Psyche in der Unterwelt kehrte sich hier um: Heine's Geist schwelgte am Gastmahl der Proserpina, während sein Leib, am Boden kauernd, schwarzes Brot genoss. „Pouvez-vous siffler?" fragte der Arzt, als er nach einem jener Krampfanfälle die leidende Brust untersuchte. „Hélas, non!" antwortete Heine, „pas même les pièces de Monsieur Scribe!" — Außer seiner Krankheit stürmte noch manches sonstige Ungemach auf ihn ein. Zänkereien mit Campe trübten seit dem Jahre 1852 wiederholt sein Verhältnis zu dem alten Freunde. Zuerst erhob sich eine unerquickliche Differenz über das Honorar der „Vermischten Schriften". Heine hatte 6000 Mark Banko für zwei Bände verlangt; Campe, der geringe Erwartungen von dem Absatz derselben hegte, wollte ein Drittheil der geforderten Summe erst bei einer zweiten Auflage zahlen. Heine wies alle Vorstellungen seines Verlegers in beleidigender Form zurück, erbot sich aber doch endlich, drei Bände, statt zweier, für das genannte Honorar zu liefern. „Meine Ambition, das dumme Thier," schrieb er[669]), „wird solcherweise zufrieden gestellt; indem ich mir einbilde, ich könnte immer von Ihnen bekommen, was ich verlange, und es geht mir hier wie meinem Universitätsfreund Adolf, welcher vier Thaler nöthig hatte und dem Herrn Abraham dafür zwei Westen verkaufen wollte; Herr Abraham ward aber mit ihm einig, dass er ihm für diese Summe zwei Röcke, worunter ein ganz neuer, überließ, gegen mich aber prahlte der Bengel, dass er sich in Geldsachen, wenn er einmal Etwas verlangt habe, keinen Groschen abziehen lasse, und richtig bekomme, was er begehrt habe." Mit Campe's Annahme dieser Proposition war die Honorarfrage erledigt, aber ein Zwischenfall der vorausgegangenen Unterhandlungen ließ einen Stachel zurück, der stets zu neuen Häkeleien Anlass gab. Herr Gustav Heine hatte im Sommer 1852 aus eigener Machtvollkommenheit den Versuch gemacht, Campe durch Drohungen zur Annahme der von seinem Bruder gestellten Honorarbedingungen zu bewegen. Er hatte böswillige Anfechtungen des von dem Dichter mit seinem Verleger abgeschlossenen Kontraktes über die künftige Gesammtausgabe in Aussicht gestellt. Auf seine Kravattenschleife deutend, bemerkte

er: „Sehen Sie, Dies ist ein Kontrakt.“ Dann riß er die Schleife auf, band sie in anderer Art wieder zu, und sagte spöttisch: „So, nun ist es wieder ein Kontrakt!“ Campe verbat sich die Fortsetzung dieser impertinenten Belehrungen, und drang in den Dichter, dem Kontrakt über die Gesammtausgabe Bestimmungen hinzu zu fügen, welche jeder chikanösen Verletzung desselben durch die Familie H. Heine's nach Dessen Tode vorbeugen sollten. Obschon Campe Ende Mai 1854 wegen dieser Angelegenheit eigens nach Paris reiste und die beruhigendsten Zusicherungen erhielt, verzögerte der Dichter, trotz wiederholter Mahnungen, doch bis an sein Lebensende die verabredete Ergänzung des Kontraktes, und begnügte sich damit, seinem Bruder bei Dessen Besuche im Herbst 1855 mündlich seine Willensmeinung mitzutheilen. „Mit Gustav werde ich ernsthaft sprechen,“ schrieb er wenige Tage vor seiner erwarteten Ankunft[670]), „und Das fruchtet mehr, als alle Briefe; ich werde ihm bestimmt sagen, wie er Ihre Freundschaft für mich und den Werth, den ich darauf lege, mehr beachten solle, als er bisher gethan.“ Nach dem Tode des Dichters stellte sich leider bald heraus, wie sehr Campe Recht gehabt, die verdrießlichsten Vexationen von Seiten der Heine'schen Familie zu befürchten. Dieselbe lehnte nicht allein jede Mitwirkung bei der Gesammtausgabe ab, sondern enthielt dem Verleger auch die im Nachlasse H. Heine's befindliche Disposition zur Anordnung derselben vor, und Herr Gustav Heine drohte, wie einst, mit den frivolsten Verletzungen des von seinem Bruder mit Campe abgeschlossenen Kontraktes, wenn Letzterer für Dessen literarischen Nachlaß nicht den von der Wittwe begehrten fabelhaften Preis — (es wurden für ein sechs Druckbogen umfassendes Heft meist fragmentarischer Gedichte erst 30,000, dann 12,000 Franks gefordert) — bezahlen wolle[671]). — Nicht geringeren Verdruß, als die von seinem Bruder geschürten Differenzen mit Campe, welche ihn in eine ärgerliche Korrespondenz verwickelten, bereiteten dem Dichter die gehässigen Anfeindungen in der deutschen Presse, welche seit dem Erscheinen des „Romancero“ beständig an seinem Lorberkranze mäkelten. „Wie lästern mich die Journale,“ sagte er im Sommer 1854 zu Alfred Meißner. „Was für ein miserabler Kerl bin ich nach diesen Artikeln, wie viele Mängel finden sie in meinen Werken! Geht Das so fort, so werde ich bald gar nicht mehr unter die Poeten gerechnet werden! So geht es mir in jenem Deutschland, das ich so geliebt, während Frankreich nur Worte des Preises für mich hat, Nordamerika mich nachdruckt, und Literaten in New-York und Albany Vorlesungen über mich.

halten ... Aber meine Nerven laſſen mich noch von Zeit zu Zeit in Ruhe, und da finde ich noch immer die Kraft, einem Marſyas nachzuſpringen, ihn beim Kopf zu faſſen und ihm die Haut über die Ohren zu ziehen. Das entſetzliche Geſchrei, das der Halunke bei der Operation ausſtößt, verbreitet ſich im ganzen Walde und flößt ſeinen Kameraden einen heilſamen Reſpekt ein.“

Immer einſamer ward es um den Sterbenden, deſſen Agonie ſich jetzt ſchon ins achte Jahr hinüberzog. „Ich bin krank wie ein Hund, und kämpfe gegen Schmerz und Tod wie eine Katze; Katzen ſollen leider ein ſehr zähes Leben haben!“ ſchrieb er einem Freunde im Herbſt 1855. Im Mai dieſes Jahres verließ ihn auch ſein langjähriger Sekretär und Vorleſer Richard Reinhardt, und es wollte Heine lange nicht gelingen, einen geeigneten Erſatz für Denſelben zu finden. Er muſſte fortan ſeine Briefe mit unſäglicher Mühe wieder ſelbſt aufs Papier kritzeln, bis er gegen Ende des Jahres einen leidlich brauchbaren neuen Schreiber erhielt. Um dieſe Zeit führte der Zufall ihm jenes räthſelhafte, ſeltſam begabte und anmuthige Mädchen entgegen, das auch zu Alfred Meißner in nähere Beziehung getreten war, und fortan als liebliche „Mouche“ das Bett des Kranken umflatterte. Ein Schleier umfloß ihre Vergangenheit, den weder Heine noch Meißner ganz zu lüpfen vermochten. Von deutſcher Abkunft, war ſie als Kind nach Paris gekommen, ſpäter nach England verſchlagen worden, und dann wieder nach Paris zurückgekehrt. Als ſie im Oktober 1855 mit Heine bekannt wurde, für deſſen Lieder ſie ſeit früheſter Jugend geſchwärmt hatte, mochte ſie achtundzwanzig Jahre alt ſein. Hellbraunes Haar umrahmte lockig ihr feines Geſicht, aus welchem die blauen Augen ſüß und ſchelmiſch über dem kecken Stumpfnäschen hervorblickten. Franzöſiſcher Eſprit und deutſche Innigkeit verbanden ſich aufs reizvollſte in ihrem holdſeligen Weſen, an welchem Heine ein unſägliches Wohlgefallen fand. Er konnte zuletzt kaum einen Tag ohne ihre aufheiternde Gegenwart verbringen. Er überſetzte mit ihr, ließ ſich von ihr vorleſen, und ſandte ihr aus der Einſamkeit ſeines Krankenzimmers die koſendſten Gedichte und Billette, um die faſt Unentbehrliche herbei zu rufen. „So wie der Gefangene,“ ſagt Meißner, dem wir die einzigen Mittheilungen über dies originelle Dichterliebchen verdanken [672]), „das Vögelchen liebt, das am Simſe ſeines Fenſters zu ſitzen pflegt, und es zärtlich füttert, um es bald wieder herbei zu locken, um ihm die Stelle angenehm zu machen, damit es den

grünen, luſtigen Wald von Zeit zu Zeit vergeſſe, ſo überhäufte auch Heine ſeine Freundin und treue Geſellſchafterin mit kleinen Geſchenken, welche ſinnvoll ſein Wohlwollen in hundert Geſtalten ausdrückten, und ſtrengte beinahe täglich ſeine des Schreibens kaum mehr fähige Hand an, um kleine Briefchen hinzuwerfen, die unaufhörlich mit flehender Schmeichelſtimme zu neuen Beſuchen aufforderten. Wir hören darin die zarteſten Sehnſuchtsworte von ehemals und die ſüßeſten Koſelaute, den bekannten Spott von der Neckerei an bis zu blasphemiſchem Ingrimm, die Klagerufe nach der Jugend, nach dem Genuſſe, nach dem Leben. Dies Alles hüllt ſich in eine finſtere Atmoſphäre der Melancholie, aus welcher zuweilen auch wie Blitze die Flüche der Verzweiflung hervorfahren.“ Die Gedichte: „Die Wahlverlobten,“ „Mich feſſelt dein Gedankenbann,“ „Laſs mich mit glühnden Zangen kneipen“ und die großartige Viſion, in welcher der Dichter auf einer wüſten Trümmerſtatt unter verſunkenen Götterbildern ſich ſelbſt in einem Marmorſarkophage als Leichnam erblickt, über den ſich die Geliebte als Paſſionsblume niederbeugt[673]):

Geſchloſſen war mein Aug', doch angeblickt
Hat meine Seel' beſtändig dein Geſichte,
Du ſahſt mich an, beſeligt und verzückt,
Und geiſterhaft beglänzt vom Mondenlichte.

Wir ſprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verſchwiegen dachteſt im Gemüthe —
Das ausgeſprochne Wort iſt ohne Scham,
Das Schweigen iſt der Liebe keuſche Blüthe.

Lautloſes Zwiegeſpräch! Man glaubt es kaum,
Wie bei dem ſtummen, zärtlichen Geplauder
So ſchnell die Zeit verſtreicht im ſchönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Luſt und Schauder.

Was wir geſprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Graſe glimmert,
Die Welle frage, was ſie rauſcht im Bach,
Den Weſtwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er ſtrahlet, den Karfunkelſtein,
Frag, was ſie duften, Nachtviol' und Roſen —
Doch frage nie, wovon im Mondenſchein
Die Marterblume und ihr Todter koſen!

— dieſe ſchaurig ſchönen Gedichte finden ihre angemeſſene Ergänzung durch die Liebesbillettchen an die „Mouche," die originellſten Billet-doux, welche jemals in der Welt geſchrieben ſein mögen. „Jeder Kranke iſt eine Ganache," heißt es in einem dieſer Blätter vom November 1855. „Ungern laſſe ich mich in ſolchem miſerablen Zuſtande ſehen, aber die liebe Mouche muſs ich dennoch ſumſen hören. Komm du bald — ſo bald Ew. Wohlgeboren nur wollen — ſo bald als möglich — komm, mein theures, liebes Schwabengeſicht! — Das Gedicht hab' ich aufgekritzelt — pure Charenton-Poeſie — der Verrückte an eine Verrückte." — „Ich werde faſt wahnſinnig vor Ärger, Schmerz und Ungeduld," lautet der Schluſs des folgenden, einige Tage ſpäter geſchriebenen Billettes. „Ich werde den lieben Gott, der ſo grauſam an mir handelt, bei der Thierquälergeſellſchaft verklagen. Ich rechne auf Freitag. Unterdeſſen küſſe ich in Gedanken die kleinen pattes de mouche. Dero wahnſinniger H. H." — „Nebukadnezar II., ehemaliger preußiſcher Atheiſt, jetzt Lotosblumenanbeter," iſt ein Neujahrsgratulationsbrief unterzeichnet. Anfangs Januar 1856 ſchreibt der Kranke: „Ich bin ſehr leidend und zum Tode verdrießlich. Auch das Augenlid meines rechten Auges fällt zu, und ich kann faſt nicht mehr ſchreiben. Eine weinerliche Verſtimmung überwältigt mich. Mein Herz gähnt ſpasmatiſch. Dieſe baillements ſind unerträglich. Ich wollte, ich wäre todt! Tiefſter Jammer, dein Name iſt H. Heine." Der letzte Brief, von Mitte Januar, lautet[674]): „Liebſte Freundin! Ich ſtecke noch immer in meinem Kopfſchmerz, der vielleicht erſt morgen endigt, ſo daſs ich die Liebliche erſt übermorgen ſehen kann. Welch ein Kummer! Ich bin ſo krank! My brain is full of madness and my heart is full of sorrow! Nie war ein Poet elender in der Fülle des Glücks, das ſeiner zu ſpotten ſcheint. Leb wohl."

Dennoch glaubte Heine nicht, daſs die Stunde ſeiner Erlöſung ſo nahe ſei, und auch der Arzt meinte die langſam verflackernde Lebensflamme noch geraume Zeit vor dem Erlöſchen bewahren zu können. Da unterbrach den gewohnten, gleichmäßig leidensvollen Zuſtand des Kranken ein heftiges Unwohlſein, und zerſtörte auf unerwartete Weiſe den ſo lange faſt nur künſtlich zuſammen gehaltenen Organismus. Meißner ſchildert das Ende des Dichters, wie folgt: „Drei Tage hielt ein nicht zu ſtillendes Erbrechen an, und es ward bald für Niemand in ſeiner Umgebung zweifelhaft, daſs Heine diesmal unterliegen müſſe. Die ungeheuren Doſen Morphium, die er allmählich zu nehmen gewohnt worden, hatten ihm ſonſt wohl ähnliche Zu-

ſtände bereitet, doch niemals ſo heftig und anhaltend. Dennoch trotzte er und hoffte, er würde auch aus dieſem Kampfe noch lebend hervorgehen. Er ſetzte ein neues Teſtament auf, ohne es jedoch über den erſten Paragraphen hinaus zu bringen, und blieb fortwährend bei vollem Bewuſſtſein. Ja, der Witz ſogar verließ ihn nie. Einige Stunden vor ſeinem Tode ſtürzte ein Bekannter ins Zimmer, um ihn noch zu ſehen. Gleich nach ſeinem Eintreten richtete er an Heine die Frage, wie er mit Gott ſtehe. Heine erwiderte lächelnd: „Seien Sie ruhig! Dieu me pardonnera, c'est son metier!“ So kam die letzte Nacht heran, die Nacht vom 16. auf den 17. Februar. Der Arzt trat ein, und Heine fragte ihn, ob er ſterben werde. Dr. Gruby glaubte ihm Nichts verhehlen zu müſſen. Der Kranke empfing die Nachricht mit voller Ruhe. Um vier Uhr in der Frühe des Sonntagmorgens hauchte er ſeinen Geiſt aus. Mathilde hatte ſich um ein Uhr ſchlafen gelegt — ſie ſah ihren Gatten erſt wieder, als ſein Auge ſich für immer geſchloſſen. Er war als Leiche ſo ſchön, wie ihn Niemand, der ihn gekannt, im Leben gefunden; ſogar ſein Arzt behauptete, nie wahrgenommen zu haben, daſs der Tod ſelbſt über jugendliche Geſichter ſo viel Verklärung ausgegoſſen. Die Todtenmaſke, die man abnahm, hielt treu und dauernd dieſe Züge feſt.“

Das Leichenbegängnis H. Heine's fand am 20. Februar, an einem kalten, grauen und nebligen Wintermorgen, um elf Uhr ſtatt. Der Dichter hatte in ſeiner letzten Lebenszeit oftmals den in ſeinem Teſtamente ausgeſprochenen Wunſch wiederholt, daſs man ihn nicht auf dem prunk- und geräuſchvollen Kirchhofe des Père Lachaiſe, ſondern am Fuße des ſtillen Montmartre begraben möge, auf dem Friedhofe der Verbannten und Geächteten, wo die polniſchen Exilierten dem Andenken ihrer Todten ein Denkmal errichtet, wo Manin, der italiäniſche Patriot, ſeine Schlummerſtätte fand, wo auch Armand Marraſt und Godefroy Cavaignac, Ary Scheffer und Halévy ruhen. Heine hatte gleichfalls beſtimmt, daſs man ihn ohne alles Gepränge, mit Vermeidung jeder religiöſen Feierlichkeit beerdige, und er hatte ſich ausdrücklich verbeten, daſs irgend eine Rede an ſeinem Grabe gehalten werde. Es ſollte buchſtäblich in Erfüllung gehen, was er in den Lazarusliedern verkündet:

Keine Meſſe wird man ſingen,
Keinen Kadoſch wird man ſagen,
Nichts geſagt und Nichts geſungen
Wird an meinen Sterbetagen.

Nur etwa hundert Perſonen, zu vier Fünfteln Deutſche, folgten dem ungewöhnlich großen und ſchweren Sarge, der die winzige, leichte Hülle des deutſchen Dichters in franzöſiſche Erde trug. Den Trauerzug führten ein Freund des Todten, der franzöſiſche Schriftſteller Paul Julia, und der Hauptredakteur des „Pays“ Joſeph Cohen, welcher mit einer Kouſine H. Heine's vermählt war. Lautlos wurde der Sarg in ein proviſoriſches Gewölbe geſetzt — Alexandre Dumas weinte heftig; Théophile Gautier, Mignet, Paul de Saint-Victor, Alexander Weill und ein Kreis deutſcher Journaliſten und Schriftſteller umſtanden die Gruft.

Ein einfacher Stein — nur mit dem Namen des Dichters auf einer kahlen Marmorplatte — bezeichnet das ſchmuckloſe Grab, das nicht einmal von einer Trauerweide beſchattet wird. Statt der Zier lebendiger Blumen, liegen die häßlichen Glasperlenkränze aus den Todtenkaufläden zu Füßen des Steines. Aber dies Grab in fremder Erde umſchließt nur, was von Heinrich Heine ſterblich war. Seine Irrthümer und Fehler mögen dort mit hineingeſcharrt ſein — die Wohllautweiſen ſeiner Lieder klingen unſterblich fort, und wecken ſich ein Echo, wie einſt im Vaterlande, ſo jetzt in fremder Zunge, bei andern Nationen, ſelbſt jenſeit des Weltmeeres. Wenn Frankreich und England, Ungarn und Italien, Schweden, Norwegen, Dänemark und Holland, Rußland und Amerika wetteifern, dem deutſchen Dichter durch Übertragungen ſeiner Werke den Tribut ihrer Bewunderung zu zollen, und ſelbſt das ferne Japan ſchon eine Überſetzung des „Buches der Lieder“ aufzuweiſen hat[675]), dann dürfen wir, in deren Sprache jene unvergänglichen Weiſen geſungen ſind, wohl in den Ausruf einſtimmen, mit welchem Bernardino Zendrini das Eingangsgedicht ſeiner herrlichen Nachbildungen der Heine'ſchen Lieder in der Sprache Taſſo's und Petrarca's ſchließt:

Der todte Heinrich Heine ſingt noch immer!

# Anmerkungen.

# Anmerkungen.

[1]) Tagebücher von K. A. Varnhagen von Enſe, Bd. III., S. 108.

[2]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 245.

[3]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 345 ff.

[4]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 292.

[5]) Ebendaſelbſt, S. 272

[6]) Ebendaſelbſt, Bd. XVII., S. 234 [218].

[7]) Siehe Ludolf Wienbarg's „Erinnerungen an Heinrich Heine in Hamburg" in der Hamburger Wochenſchrift „Der Kompaß," Nr. 37, vom 13. September 1857.

[8]) Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie. Berlin, 1868. S. 71. ff.

[9]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 152.

[10]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 240.

[11]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 157.

[12]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 238 ff.

[13]) Ebendaſelbſt, S. 261 ff.

[14]) Erinnerungen an Heinrich Heine ꝛc., S. 60 ff.

[15]) Ebendaſelbſt, S. 165, 166 und 158.

[16]) Ein Beiſpiel dieſes trotzigen Benehmens findet ſich ſchon in dem Briefe an Moſer aus Lüneburg vom 27. September 1823, — Heine's Werke, Bd. XIX., S. 112.

[17]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 180.

[18]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 354.

[19]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 229 und 240.

[20]) Ebendaſelbſt, Bd. IV., S. 97—105.

[21]) Ebendaſelbſt, Bd. XVII., S. 204—206 [193].

[22]) D. L. B. Wolff's geſammelte Schriften, Bd. VIII., S. 19.

[23]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 333.

[24]) Ebendaſelbſt, S. 283. — Karl Goedeke (Grundriß zur Geſch. d. deutſchen Dichtung, Bd. III., S. 451) behauptet irrig, die von mir in der Geſammtausgabe der Heine'ſchen Werke mit X. X. bezeichneten Briefe ſeien an Rud. Chriſtiani gerichtet. Da der Grund, welcher mir früher verbot, den Adreſſaten zu nennen, jetzt weggefallen iſt, und die Originale der betreffenden Briefe mir ſeitdem ſämmt-

lich vorgelegen haben, darf ich aufs bestimmteste versichern, daß dieselben keineswegs an Rud. Christiani, sondern an Friedrich Merckel gerichtet sind.

[25]) Erinnerungen an Heinrich Heine in Hamburg, von Ludolf Wienbarg, im „Kompaß," Nr. 37, vom 13. September 1857.

[26]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 252 ff.

[27]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 203 [191].

[28]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 290.

[29]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 157 und 158.

[30]) Ebendaselbst, S. 165. — Die Recension stand im „Gesellschafter" Nr. 103, vom 30. Juni 1826.

[31]) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, herausgegeben von der Societät für wissenschaftliche Kritik zu Berlin. Jahrgang 1827, Nr. 95—98, S. 767 ff.

[32]) Heine's Werke, Bd. II., S. 189 ff.

[33]) „Heinrich Heine's Entwicklungsgang nach neuen Quellen" in „Unsere Zeit", neue Folge, vierter Jahrgang, Heft V., S. 337.

[34]) Heine's Werke, Bd. XV., S. 330—332 [287—289].

[35]) Ebendaselbst, S. 282.

[36]) Abgedruckt in der Beilage zum „Gesellschafter," Nr. 112, vom 15. Juli 1826. — Ein anderer Gegner Heine's, August Beyfus, hatte schon im „Bemerker Nr. 6, Beilage zum „Gesellschafter" Nr. 25 vom 13. Februar 1826, seinem literarischen Grolle in folgenden holprigen Epigrammen Luft gemacht:

H. H—e.

Dieser nun ist euch der Freund! O schämt euch der traurigen Halbheit!
Niemals war ein Poet abominabler, als Der!

H. H—e noch einmal.

Weil du nur Fratzen gemacht, aus purer Natur, nicht aus Laune,
Glaubst du schon Hoffmann, du Thor, glaubst du gar Byron zu sein.

Und abermals H—e.

Originale ja zählt das Tollhaus genug; auch das Bedlam
Deutscher Literatur leidet nicht Mangel daran.

Genie und Wahnsinn.

Über dem Treiben der Zeit hoch wandelt der Genius, begreift sie
Höher in sich, wenn der Wahn draußen im Dunst sich gefällt.

Anwendung ut supra.

Jegliche falsche Tendenz, die nur seit Schlegel und Müllner
Unsere Köpfe verwirrt, ist in den Einen gebannt.
Schwach an Vermögen und Sinn, bewegt sich die eigene Lüge
Mit der erlernten zugleich; siehe, es wird ein Gedicht.

Abschluß.

Dämmert einmal in dem Wust die Spur eines besseren Sinnes,
Den du dir selber verrückst, jammert mich, H—e, dein Loos!

[37]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 425.

[38]) Ebendaselbst, Bd. XVI., S. 255 [225].

[39]) „Götterdämmerung." Ebendaſelbſt, Bd. XV., S. 266 [181].

[40]) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 218.

[41]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 153.

[42]) Ebendaſelbſt, S. 154. — Vgl. Heine's Werke, Bd. I., S. 266 ff.

[43]) Heine's Werke, Bd. III., S. 121 und 154 ff.; Bd. XIII., S. 274.

[44]) Es iſt mir nicht gelungen, der betreffenden Nummern des „Mitternachtsblattes" vom Oktober 1826 habhaft zu werden, da ſelbſt die Wolfenbütteler Bibliothek dieſen Jahrgang nicht beſitzt. — Wie H. Heine (Bd. XIX., S. 302) andeutet, mag allerdings Müllner, welcher 1823 das kritiſche Wochenblatt „Hekate" herausgegeben hatte, durch die Anſpielung, daſs der Teufel nicht mehr mit Kritik ſich befaſſen wolle (Heine's Werke, Bd. XV., S. 227 [152])

— Die hat er jetzt gänzlich überlaſſen
Der theuren Großmutter Hekate —

verletzt worden ſein und einen vorübergehenden Groll auf den Dichter geworfen haben. Später, als Dieſer in den „Politiſchen Annalen" die Goethe'ſche Autoritätsherrſchaft angriff, gehörte der geſinnungsloſe Weißenfelſer Rabuliſt wieder zu Heine's eifrigen Verehrern.

[45]) Heine's Werke, Bd. I., S. 120.

[46]) In dem oben erwähnten Aufſatze Wienbarg's im Hamburger „Kompaſs," Nr. 37, vom 13. September 1857.

[47]) Ebendaſelbſt.

[48]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 281.

[49]) Ebendaſelbſt, S. 288.

[50]) Ebendaſelbſt, S. 283 und 288.

[51]) Ebendaſelbſt, S. 286.

[52]) Ebendaſelbſt, S. 285 ff.

[53]) Ebendaſelbſt, S. 287.

[54]) Siehe Varnhagen's Tagebücher, Bd. II., S. 198.

[55]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 288.

[56]) „Im Hafen." Ebendaſelbſt, Bd. XV., S. 352 ff. [257 ff.].

[57]) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 277.

[58]) Ebendaſelbſt, S. 301 ff. —

[59]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 162—164.

[60]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 297.

[61]) Ebendaſelbſt, S. 289 und 290.

[62]) Ebendaſelbſt, S. 300.

[63]) Ebendaſelbſt, S. 292 ff.

[64]) Briefe an Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 164 ff.

[65]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 301.

[66]) Die nachfolgenden Geſpräche ſind zum Theil der Broſchüre: „Heinrich Heine und der Neuiſraelitismus," S. 106, zum größeren Theil aber den ungedruckten Aufzeichnungen Schiff's entnommen.

[67]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 307.

[68]) „Berliner Konversationsblatt für Poesie, Litteratur und Kunst," erster Jahrgang, Nr. 93, vom 11. Mai 1827.

[69]) Ebendaselbst, in Nr. 23, 63 und 64, vom 8. Februar und 29. und 30. März 1827, wurden die drei Nordseebilder: „Untergang der Sonne," „Der Gesang der Okeaniden" und „Die Götter Griechenlands" zuerst abgedruckt.

[70]) Litteraturblatt, Nr. 48, vom 15. Juni 1827.

[71]) „Mein Ruhm schläft jetzt noch in den Marmorbrüchen von Carrara", ꝛc. Heine's Werke, Bd. I., S. 226.

[72]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 213 und 214.

[73]) Ebendaselbst, Bd. I., S. 235 und 267.

[74]) Ebendaselbst, Bd. II., S. 422.

[75]) Ebendaselbst, S. 35.

[76]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 306 ff.

[77]) Ebendaselbst, S. 309 ff.

[78]) Ebendaselbst, S. 312.

[79]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 169 ff.

[80]) Heine's Werke, Bd. III., S. 93.

[81]) Ebendaselbst, S. 135, 136, 66, 70 und 71.

[82]) Ebendaselbst, S. 66 und 116.

[83]) Ebendaselbst, S. 115.

[84]) Ebendaselbst, S. 121 ff.

[85]) Ebendaselbst, S. 94 ff.

[86]) Ebendaselbst, S. 97 ff.

[87]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 305 ff.

[88]) Ebendaselbst, S. 310 ff.

[89]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 173.

[90]) August Lewald berichtet in seinen „Aquarellen aus dem Leben" (Mannheim, Heinrich Hoff, 1836. Bd. II., S. 119) folgende Anekdote über Heine, welche neuerdings von Steinmann und Godfried Becker („Heinrich Heine; eine biographisch-literarische Skizze." Philadelphia, John Weik & Co., 1861) kritiklos nacherzählt worden ist: „In London half ihm ein bedeutendes Bankierhaus aus einer momentanen Geldverlegenheit, weil es gehört hatte, daſs Heine im Sinne habe, ein Buch über die Brüder Rothschild herauszugeben. Als Heine erfuhr, daſs dieses Haus zu den entschiedensten Gegnern der Rothschild gehöre, und sehr wünsche, daſs die ihm erwiesene Gefälligkeit auf jenes Werk von Einfluſs sein möchte, übermachte er demselben sogleich die vorgeschossene starke Summe, obgleich ihm Dieses zu jener Zeit bedeutende Opfer kostete, um seine vollkommenste Unabhängigkeit zu bewahren und die Londoner Herren nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinne haben konnte." Die ganze Erzählung muſs auf einem Irrthume beruhen, da Heine, wie wir sahen, durch den Kreditbrief seines Oheims an das Haus Rothschild aller Geldverlegenheiten überhoben war. Auch findet sich nirgends eine Andeutung, daſs er den Plan gehabt, ein Buch über jene Bankfirma zu schreiben.

[91]) Heine's Werke, Bd. III., S. 15 ff.

[92]) Ebendaſelbſt, S. 18.

[93]) Vgl. den Aufſatz über H. Heine von Eduard Wedekind in der hannövriſchen Zeitſchrift „Die Poſaune", Nr. 63—67, vom 29. Mai — 7. Juni 1839.

[94]) Heine's Werke, Bd. III., S. 33 und 34.

[95]) Ebendaſelbſt, S. 32.

[96]) Ebendaſelbſt, Bd. IV., S. 239—244.

[97]) Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 159, 160 und 166.

[98]) Ebendaſelbſt, S. 167 ff.

[99]) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 308.

[100]) Ebendaſelbſt, S. 314.

[101]) Ebendaſelbſt, S. 302 ff.

[102]) Ebendaſelbſt, S. 317, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 174.

[103]) Maximilian Heine's „Erinnerungen an Heinrich Heine" ꝛc., S. 88. — In ſeinen dieſer Anekdote angehängten Bemerkungen hat Herr Maximilian Heine mir, als dem Herausgeber der Heine'ſchen Werke, zweideutige Vorwürfe darüber gemacht, daſs ich in einem Briefe des Dichters an Deſſen Verleger einige auf eine Gelddifferenz bezügliche Erörterungen höchſt unerquicklicher Art nicht des Abdruckes werth hielt. Zu meiner Rechtfertigung habe ich Folgendes zu erwidern. Wie der Leſer des von Herrn Maximilian Heine aus dem Brouillon jetzt vollſtändig mitgetheilten, im Weſentlichen mit der an Herrn Campe gelangten Reinſchrift übereinſtimmenden Briefes erſieht, hatte der Dichter gegen Ende des Jahres 1844 auf ſeinen Verleger 1000 Mark Banko traſſiert, die ihm für den „Atta Troll" zugeſagt worden. Da Campe das Manuſkript aber noch nicht empfangen hatte — er erhielt es erſt volle zwei Jahre ſpäter, — ſo fand er ſich nicht bewogen, die gewünſchte Vorauszahlung zu leiſten, und die beleidigenden Worte Heinrich Heine's entbehrten jedes triftigen Grundes. Mit Klarlegung dieſes Sachverhalts in der Campe'ſchen Antwort war das ganze Miſsverſtändnis erledigt, und es iſt ſchwer einzuſehen, welchen Dienſt Herr Maximilian Heine dem Andenken ſeines Bruders durch die Veröffentlichung jener kränkenden Ausbrüche einer verdrießlichen Stunde zu erweiſen glaubt. Ich bin dem Andenken des Herrn Campe das Zeugnis ſchuldig, daſs er mir bei der Aufnahme oder Weglaſſung einzelner Stellen in den von Heine an ihn gerichteten Briefen ganz freie Hand ließ, und ich meine zur Charakteriſierung des eigenthümlichen, oft feindlich geſpannten, aber ſtets wieder in freundſchaftliche Bahn zurückgelenkten Verhältniſſes zwiſchen Autor und Verleger übergenug Material geliefert zu haben, als daſs dem Leſer ein Mehr erwünſcht ſein könnte. Die unwürdige Inſinuation, als habe der Umſtand, daſs Herr Campe zufällig auch einige Schriften von mir verlegte, bei Redaktion der Heine'ſchen Korreſpondenz irgend einen Einfluſs auf meine Entſcheidung über die Aufnahme oder Weglaſſung von Briefſtellen geübt, weiſe ich um ſo gleichmüthiger zurück, als Herr Maximilian Heine mir ſogar an einer andern Stelle

seines widerspruchsvollen Buches (S. 219) den entgegengesetzten Vorwurf macht, Herrn Campe durch Veröffentlichung der Heine'schen Briefe kompromittiert zu haben. Aufs strengste aber muss ich es rügen, wenn Herr Maximilian Heine mit Sperrschrift hervorhebt, dass der Schluss des oben erwähnten Briefes in dem ihm vorliegenden, von Heinrich Heine eigenhändig geschriebenen Koncepte nicht mit der von mir zum Abdruck gebrachten Fassung übereinstimme. Ich habe (H. Heine's Werke, Bd. XXI., S. 19) ausdrücklich erklärt, wie übrigens auch aus den Schlusszeilen des Briefes selber mit unzweideutigster Klarheit erhellt, dass in der Herrn Campe zugekommenen Reinschrift nur der letzte Absatz von Heine's eigener Hand geschrieben ist. Derselbe mag sich also im Koncept vielleicht wirklich nicht vorgefunden haben; dass aber ein ursprüngliches Briefkoncept bei der späteren Reinschrift oftmals Zusätze und Änderungen erfährt, ist doch zumal bei einem Schriftsteller wie Heinrich Heine, der von den meisten Briefen, auf die er Gewicht legte, erst ein Brouillon entwarf, keine so ungewöhnliche Thatsache, dass sie einen literarisch gebildeten Mann befremden oder ihn gar zum öffentlichen Aussprechen leichtfertiger Verdächtigungen anreizen sollte.

Besonders ungehalten spricht Herr Maximilian Heine sich über meine Darstellung der Vermögensverhältnisse seines Vaters aus, ohne jedoch eine einzige der von mir angeführten Thatsachen zu widerlegen. Obschon ich nicht die Ansicht des Herrn Maximilian Heine zu theilen vermag, welcher die beschränkten Vermögensumstände seiner Eltern fast mit einer Entrüstung, als handle es sich um einen Familienmakel, in Abrede stellt und in der Armuth einen Schimpf zu erblicken scheint, so habe ich, in dem Bestreben, jede irrige Angabe nach Kräften zu vermeiden, es doch für meine Pflicht gehalten, erneute sorgfältige Erkundigungen über diesen Punkt einzuziehen. In Folge Dessen sehe ich mich genöthigt, die Richtigkeit meiner Darstellung in allen Theilen aufrecht zu erhalten. Es ist zunächst völlig unglaublich, dass der Vater, wie Herr Maximilian Heine auf S. 4 ff. seines Buches behauptet, als Soldat nach Düsseldorf gekommen sei, und es wird für diese Behauptung sicher kein Beweis erbracht werden können. Seine angebliche militärische Laufbahn beschränkt sich darauf, dass er hin und wieder aus Armeelieferungen einigen Gewinn zog. „Heine's Vater," schreibt mir ein aus Düsseldorf gebürtiger Jugendgespiele des Dichters, „im vorigen Jahrhundert, in jener bewegten Zeit, wo Jeder mit der Uniform gleichsam sein Todtenhemd anzog, der streng gläubige Jude, Soldat!? Bei welchen Truppen sollte er denn gedient haben? Bei den Bückeburgern oder bei unsern damaligen Landeskindern, den Baiern? Was könnte ihn bewogen haben, unter das ‚Kriegsvolk', wie es damals genannt wurde, als Söldling zu gehen? Damals bestand noch keine allgemeine Wehrpflicht, der Soldat wurde geworben, und des Handgeldes wegen wurde Soldat, wer nicht arbeiten mochte. Das Heer des vorigen Jahrhunderts bestand aus zusammengerafftem, erkauftem, meist schlechtem Volke. Und Samson Heine soll als Soldat bei der jüdischen Familie von Geldern in Quartier gekommen, dort geblieben sein, und sich stets in günstigen Vermögensverhältnissen befunden haben? Das klingt ja Alles ganz unwahrscheinlich! Wenn er sich gut

bei Gelde befand, was hätte ihn bewegen können, unter das Kriegsvolk zu gehen? Kurz und gut, die Erzählung Maximilian's halte ich für erdichtet oder im Irrthume geschrieben; Harry Heine hat mir auch nie davon Etwas gesagt. Die Bürgerwehr-Uniform des Vaters mag den Irrthum verursacht haben. Wie Samson Heine's Vermögensverhältnisse in Düsseldorf beschaffen waren, darüber kann ich nichts Genaueres sagen — der guten wegen ist er aber nicht von dort weggezogen." Daſs sich dieselben auch in Lüneburg und Hamburg, wo der Vater kein Geschäft mehr hatte, und die wissenschaftliche Ausbildung der Söhne nur durch die Liberalität des reichen Oheims Salomon ermöglicht ward, nicht verbessern konnten, liegt auf der Hand. Es mag den auf zuverlässigsten Nachforschungen beruhenden Angaben im Text dieses Bandes noch hinzugefügt werden, daſs auch die Mutter des Dichters seit dem Tode ihres Gatten von Salomon Heine eine jährliche Leibrente von 1000 Mark Banko erhielt, deren Fortdauer ihr testamentarisch gesichert ward.

Was endlich die Ansicht des Herrn Maximilian Heine über die Veröffentlichung der zwischen dem Dichter und seinen Verwandten vorgekommenen Differenzen betrifft, so ist es einigermaßen komisch, daſs derselbe Mann, welcher in den „Erinnerungen an seinen Bruder" aus freien Stücken die schmutzige Wäsche seiner Familie auf öffentlichem Markte wäscht, den Biographen Heinrich Heine's vorschreiben will, welche seiner Familienmitglieder sie glimpflich oder unglimpflich behandeln sollen. Die „angeheiratheten Personen," die „Schwiegersöhne des reichen Onkels," die „in den Heine'schen Stamm eingepfropften Seitenverwandten," und „ausnahmsweise auch einen früher rothhaarigen, scharfnäselnden Agnaten, der Fuchs genannt," giebt Herr Maximilian Heine (vide S. 60—63 seines Buches) der rächenden Nemesis vollkommen preis und schreibt ihnen selbst die boshaftesten Steckbriefe — aber die „nächsten Verwandten", die „direkten Mitglieder der Heine'schen Familie, sammt ihren vortrefflichen Ehefrauen," soll der Biograph nicht anzutasten wagen. Eben so wenig soll er sich um die Religion des Dichters bekümmern — „Franzosen und Engländer befassen sich nicht mit solchen polizeilichen Fragen, wenn es die Würdigung ihrer geistigen Größen gilt," belehrt uns Herr Maximilian Heine auf S. 8 seiner „Erinnerungen", — und was der abenteuerlichen Vorschriften mehr sind. Herr Maximilian Heine gestatte uns, seine bevormundenden Restriktionen mit einem heiteren Quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes? bei Seite zu schieben, und uns die volle Freiheit historischer Kritik über die Einflüsse der verwandtschaftlichen Mißhelligkeiten, so gut wie über andere Einwirkungen auf den Lebens- und Entwicklungsgang des Dichters, zu bewahren.

[104]) „Mit H. Heine's Reisebildern," schrieb u. A. Dr. Nikolaus Bärmann im „Gesellschafter" Nr. 178, vom 7. November 1827, „hat es allerdings seine Richtigkeit, aber mit Dessen Buch der Lieder nimmermehr. Denn dies 372 Seiten starke Buch enthält, so ich anders noch Deutsch lesen kann, volle 160 Seiten aus den Reisebildern buchstäblich abgedruckt. Das ist arg, aber doch ist es ein seltener Fall, daſs ein Buchhändler seinen eigenen Verlag gewissermaßen nachdruckt."

[105]) Man lese z. B. die absurde Besprechung des „Buches der Lieder“ auf S. 341 ff. in Konrad Schwenk's „Charakteristiken und Kritiken,“ Frankfurt, J. D. Sauerländer, 1847.

[106]) Gesellschafter Nr. 178, vom 7. November 1827.

[107]) Mitternachtsblatt Nr. 104, vom 1. Juli 1828.

[108]) Aquarelle aus dem Leben, Bd. II., S. 114.

[109]) Ich vermag nicht mit Bestimmtheit zu sagen, auf welche Gedichtsammlung der Recensent anspielt. Die auffälligsten Nachahmer der lyrischen Manier Heine's waren in damaliger Zeit Dräxler-Manfred, Daniel Leßmann und Franz Freiherr Gaudy. Die „Erato“ des Letzteren, an welche man sonst denken könnte, erschien jedoch erst im Jahre 1829, und wurde von Heine (Sämmtl. Werke, Bd. XVI., S. 7) sehr warm gelobt. Es dürften sonach eher die Manfred'schen oder Leßmann'schen, vielleicht auch die Ferrand'schen Lieder gemeint sein, welche den äußeren Charakter der Heine'schen Dichtungsweise aufs plumpste nachäfften.

[110]) Abgedruckt in der „Triester Zeitung,“ Nr. 88—91, v. 17.—20. April 1867.

[111]) Heine's Werke, Bd. XVI., S. 286 [253].

[112]) Die deutsche Nationalliteratur der Neuzeit, von Karl Barthel (Braunschweig 1855), S. 167.

[113]) Heine's Werke, Bd. XV., S. 326 ff. [234 ff.]

[114]) Vgl. das nächstfolgende Gedicht: „Reinigung,“ — ebendaselbst, S. 329 [236].

[115]) Julian Schmidt's Geschichte der deutschen Literatur, dritte Auflage, Bd. III., S. 11.

[116]) Heine's Werke, Bd. VI., S. 231 und 232.

[117]) Adolf Zeising's Ästhetische Forschungen, S. 455 ff.

[118]) Ebendaselbst, S. 449.

[119]) Heine's Werke, Bd. XV., S. 199 [129].

[120]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 171.

[121]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 308.

[122]) Ebendaselbst, S. 314.

[123]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 176.

[124]) Heine's Werke, Bd. XIII., S. 263.

[125]) Maximilian Heine's Erinnerungen an Heinrich Heine ꝛc., S. 224. — Auf S. 19 seines Buches behauptet Herr Maximilian Heine ebenfalls, daß das bekannte Gedicht: „Ein Jüngling liebt ein Mädchen“ eine poetische Erfindung ohne jeden Bezug auf ein persönliches Erlebnis sei. Im Gegensatze zu dieser Behauptung ist mir von der noch lebenden Wittwe jenes „Andern,“ den Amalie Heine liebte, aufs bestimmteste das Gegentheil versichert worden. Nach ihrer Erzählung war der wirkliche Sachverhalt buchstäblich der im Gedicht geschilderte, und Salomon Heine setzte die junge Dame in nicht geringe Verlegenheit, als er bei der ihm gemachten Verlobungsvisite mit gutmüthiger Neckerei bemerkte, er habe von ihrem Bräutigam weit eher einen Heirathsantrag für seine eigene Tochter erwartet. Amalie Heine verlobte sich bald darauf mit dem Gutsbesitzer

John Friedländer aus Königsberg (später auf Absinthheim), und die Hochzeit wurde am 15. August 1821 in Hamburg gefeiert.

[126]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 175.

[127]) Heine's Werke, Bd. XVI., S. 182 [162]. — Nach der noch erhaltenen Grimm'schen Originalskizze hat ein neuerer Künstler, Ernst Fröhlich, eine sorgfältig ausgeführte Tuschzeichnung angefertigt, die von J. Albert in München mit gewohnter Vortrefflichkeit photographiert worden und aus dem Hoffmann & Campe'schen Verlage durch jede Buch- oder Kunsthandlung zu beziehen ist. Ein paar untergeordnete Fehler des Grimm'schen Bildes — die stark verzeichneten Finger der linken Hand, die sich unklar abscheidende Pelzverbrämung der Mantel-Draperie, die falsche Perspektive des Tisches, und das Arrangement der auf demselben verstreut liegenden Bücher — hat Fröhlich sehr glücklich verbessert. Auf jeden Fall möchten wir dies künstlerisch höchst werthvolle Porträt Jedem empfehlen, der, statt des wehmüthigen Krankenbildes vom Jahre 1851, die jugendlich belebten Züge des Verfassers der „Reisebilder" und des „Buches der Lieder" zu erblicken wünscht. — Ein anderes, im Juni 1828 von dem Porträtmaler Reichmann in München angefertigtes Ölbild des Dichters, das Heine seinen Eltern bestimmte, und das sich gegenwärtig im Besitz seiner Schwester, der Frau Charlotte Embden, zu Hamburg befindet, ist niemals durch Stich oder Druck vervielfältigt worden.

[128]) Heine's Werke, Bd. XII., S. 26 ff. und 35 ff.

[129]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 317.

[130]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 176.

[131]) Heine's Werke, Bd. XIII., S. 285.

[132]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 207.

[133]) Heine's Werke, Bd. VI., S. 86.

[134]) Briefe von Heine an Cotta in der Wochenausgabe der Augsburger „Allgemeinen Zeitung," Nr. 50—52, vom 13., 20. und 27. December 1867.

[135]) Heine's Werke, Bd. II., S. 13 ff.

[136]) Ebendaselbst, S. 18—24.

[137]) Ebendaselbst, S. 151—154.

[138]) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 323.

[139]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183.

[140]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 328. — Maximilian Heine bestätigt in seinen „Erinnerungen" ebenfalls, daß sein Bruder während seines Münchener Aufenthaltes sich viel in vornehmer Gesellschaft bewegte. Die auf S. 75 ff. seines Buches erzählte schmutzige Anekdote vom „Astrolabium" steht jedoch in schroffem Widerspruche mit Allem, was den nächsten Freunden des Dichters über seinen gesellschaftlichen Takt im Umgange mit gebildeten Kreisen bekannt geworden ist. Wenn H. Heine im Salon einer Münchener Gräfin und in Gegenwart junger Damen so cynische Reden, wie sein Bruder sie ihm in den Mund legt, wirklich geführt hätte, würde ihm die Dame vom Hause sicherlich weder die Hand zum Kusse gereicht, noch ihn als „ungezogenen Liebling der

Grazien" bekomplimentiert haben, — eine Bezeichnung, die, beiläufig bemerkt, erst in viel späterer Zeit auf Heine angewandt worden ist. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß der Dichter, welcher sich in seinen Schriften manchen frivolen Witz gestattete, im persönlichen Umgang dem weiblichen Geschlechte die zarteste Rücksicht bewies, und in seinen Scherzen anständigen Damen gegenüber von ausgesuchter Feinheit war. Ein Beispiel davon berichtet Adolf Stahr in seinem Buche „Zwei Monate in Paris," Bd. II., S. 338: Heine besuchte in München mit einer Dame, die für sein bekanntes Gedicht vom Fichtenbaum und der Palme schwärmte, einst die Gemäldegalerie, wo ihnen ein kleines reizendes Genrebild auffiel. Es stellte ein Mädchen dar, das über dem Lesen eines Buches, welches sie auf den Knieen hält, eingeschlafen ist, und dem ein junger Bursche mit einer Kornähre leise unter die Nase fährt, um sie aufzuwecken. Dies Bild ließ Heine der Freundin von einem jungen Maler kopieren, und um sie mit ihrer überschwänglichen Begeisterung zu necken, schrieb er auf das offene Blatt des Buches mit ganz feiner Schrift jenes Gedicht vom Fichtenbaum.

141) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 173 und 174.

142) Ebendaselbst, S. 177.

143) Wochenblatt der A. A. Ztg., Nr. 50, vom 13. December 1867.

144) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 185 ff.

145) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50.

146) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 324.

147) Ebendaselbst, S. 319.

148) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 181 ff.

149) Heine's Werke, Bd. II., S. 145.

150) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 324.

151) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50. — Durchaus unglaubwürdig klingt die von Maximilian Heine auf S. 74 seiner „Erinnerungen" mitgetheilte Anekdote, wonach der Dichter einer bairischen Prinzessin, die ihn zum Kaffe in ihr Palais entbieten ließ, die malitiöse Antwort zugesandt hätte: er sei gewohnt, den Kaffe dort einzunehmen, wo er auch zu Mittag gespeist habe. H. Heine war nicht der stolze Republikaner, der die Gelegenheit zur Anknüpfung fürstlicher Bekanntschaften ausschlug, — am wenigsten gar zu einer Zeit, wo er so begierig danach trachtete, das Wohlwollen des Königs für sich zu gewinnen.

152) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 337.

153) Tjutschew's „Lyrische Gedichte" sind 1861 in einer deutschen Übersetzung von Heinrich Roé (München, bei E. A. Fleischmann) erschienen.

154) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 340 ff.

155) Der neuhochdeutsche Parnaß, von Johannes Minckwitz (Leipzig, Arnoldische Buchhandlung, 1861), S. 649.

156) Heine's Werke, Bd. XII., S. 50.

157) Ebendaselbst, Bd. XIX., S. 330 ff.

158) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1857, Nr. 50.

159) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183.

160) Heine's Werke, Bd. XIII., S. 244—266.

161) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50.

162) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 345.

163) Ebendaſelbſt, S. 348 und 350.

164) Ebendaſelbſt, Bd. II., S. 30. — In dem mir vorliegenden Original-brouillon der „Reiſe von München nach Genua" bemerkt H. Heine noch genauer, daß ſein Bruder Maximilian ihn bis Bad Kreuth an der Tyroler Grenze begleitet habe. Im Widerſpruche mit dieſer Angabe erzählt Herr Maximilian Heine in ſeinen „Erinnerungen" (S. 81—85), daß er mit dem Bruder in Lucca geweſen ſei und dort mit ihm jenes Thee-Abenteuer erlebt habe, das H. Heine in Theodor von Kobbe's Novellen-Almanach „Die Weſernymphe" (Bremen, Kaiſer, 1831) weit ergötzlicher geſchildert hat, und das auch in ſeinen ſämmtlichen Werken (Bd. XIII., S. 183 ff.) abgedruckt iſt. — Die geringe Zuverläſſigkeit der Angaben des Max. Heine'ſchen Buches, welche wir an anderer Stelle ausführlicher zu beleuchten gedenken, macht daſſelbe leider zu einer ſehr trüben Quelle, aus der nur mit Vorſicht zu ſchöpfen iſt. Wir verweiſen in dieſer Beziehung u. A. auf die Beilage der A. A. Ztg. Nr. 132, vom 30. Juni 1868, woſelbſt Dr. Ernſt Förſter, der Schwiegerſohn Jean Paul's und Herausgeber ſeines literariſchen Nachlaſſes, den von Maximilian Heine (auf S. 199—201) erzählten Beſuch Jean Paul's bei Salomon Heine in Hamburg und das „anſehnliche Geldgeſchenk," welches der reiche Bankier ihm beim Abſchiede gemacht habe, für pure Erfindungen der Max. Heine'ſchen Phantaſie erklärt.

165) Heine's Werke, Bd. II., S. 51, 56, 47 und 48.

166) Welchen abſurden Mißverſtändniſſen die humoriſtiſche Ausdrucksweiſe Heine's zuweilen unterlag, davon giebt die Einſendung eines „gebornen Tyrolers" in Nr. 13 des Müllner'ſchen „Mitternachtsblattes" vom 22. Januar 1829 ein ſcherzhaftes Beiſpiel. Heine hatte die Anfangskapitel der Reiſe von „München nach Genua" im Stuttgarter „Morgenblatte" vom 1.—12. December 1828 veröffentlicht. Sofort ließ ihm jener biedere Tyroler in der erwähnten Nummer des „Mitternachtsblattes" eine „Wohlverdiente Abfertigung" angedeihen, in welcher der Einſender mit ernſthafteſter Entrüſtung die Behauptung zurückwies, als ſeien die „rothen Hoſen" des Kaiſers die einzige Urſache des Heldenkampfes von 1809 geweſen! Das war doch ſelbſt dem hämiſchen Müllner zu arg, der zwar die Kriegserklärung des ultrapatriotiſchen Tyrolers aufnahm, aber in einer angehängten Redaktionsnote den philiſterhaften Beweis antrat, daß jene Äußerung Heine's „allem Vermuthen nach bloß zum Scherz gemacht worden, um die Schreibart zu würzen."

167) Heine's Werke, Bd. II., S. 106—110.

168) Ebendaſelbſt, S. 123 und 124.

169) Ebendaſelbſt, S. 85—87.

170) Ebendaſelbſt, S. 129 ff.

171) Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 95 und 225.

172) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 330.

[173]) Ebendaſelbſt, S. 326 ff.

[174]) Ebendaſelbſt, S. 336 ff.

[175]) Briefe von Metternich, Stägemann, Heine ꝛc., S. 230.

[176]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 347.

[177]) Ebendaſelbſt, Bd. I., S. 187. — Die Immermann'ſchen Xenien, welche beſonders den Zorn Platen's erregt hatten, lauteten:

Öſtliche Dichter.

Groß mèrito iſt es jetzo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir ſcheint's egal gepudelt, ob wir öſtlich, weſtlich irren.

---

Sonſten ſang beim Mondenſcheine Nachtigall, seu Philomele;
Wenn jetzt Bülbül flötet, ſcheint es mir denn doch dieſelbe Kehle.

---

Alter Dichter, du gemahnſt mich als wie Hameln's Rattenfänger;
Pfeifſt nach Morgen, und es folgen all' die lieben kleinen Sänger.

---

Aus Bequemlichkeit verehren ſie die Kühe frommer Inden,
Daſs ſie den Olympos mögen nächſt in jedem Kuhſtall finden.

---

Von den Früchten, die ſie aus dem Gartenhain von Schiras ſtehlen,
Eſſen ſie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaſelen.

---

„Ganz bewältigt er die Sprache"; ja, es iſt, ſich todt zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge läſſet er die Arme machen!

[178]) „Daſs die Epigramme auf mich und Rückert gehen, daſs wir Beide die ‚kleinen Sänger' ſind, unterliegt keinem Zweifel," ſchrieb Platen dem Grafen Friedrich Fugger. Nachlaſs des Grafen Auguſt von Platen, Bd. II., S. 99.

[179]) Ebendaſelbſt, S. 87, 89 und 99.

[180]) Heine's Werke, Bd. II., S. 298.

[181]) Nachlaſs des Grafen A. v. Platen, Bd. II., S. 145 und 150.

[182]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 347.

[183]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 359. — Wenn dort erzählt wird, daſs Heine direkt von London nach Italien gekommen ſei, und noch von London her eine große Anzahl engliſcher Banknoten bei ſich geführt habe, ſo beruhen dieſe Angaben entſchieden auf einem Irrthume. Das Geld, welches Heine 1827 in London übrig behalten und einſtweilen an Varnhagen geſchickt hatte, war ihm von Letzterem im Mai 1828 laut Ordre in Geſtalt eines Wechſels auf Frankfurt nach München geſandt worden. Vgl. die Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183 und 185.

[184]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 328.

[185]) Der ſchlichte Denkſtein auf dem Grabe Samſon Heine's trägt die Inſchrift:

Nun liege ich und ſchlafe, erwache
einſt, denn der Herr erhält mich. Ps. C. 3.

Hier ruhet
Samson Heine
aus Hannover,
gestorben im 64. Jahre
seines Alters d. 2. Dec. 1828.
Ruhe sanft, edle Seele!

186) Die Mutter des Dichters hat ihre letzte Schlummerstatt nicht neben dem Vater, sondern auf dem inzwischen eingerichteten neuen israelitischen Friedhofe in Hamburg gefunden. Der einfache Sandstein auf ihrem Grabe trägt auf der Vorderseite die Inschrift: „Hier ruhet Betty Heine, geb. v. Geldern, geb. in Düsseldorf d. 27. Nov. 5531, gest. 3. Sept. 5619." Auf der Rückseite ist das Geburts- und Sterbejahr nach christlicher Zeitrechnung angeführt. — Bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß Heinrich Laube in seinen „Erinnerungen an Heinrich Heine" (Gartenlaube, Jahrgang 1868, Nr. 1 und 2) unerklärlicherweise die alte, durch Nichts motivierte Fabel wieder auftischt, als ob Heine's Mutter Christin gewesen sei. Der „verführerische Witz" der „gemischten Abstammung," welche „Heine's literarisches Wesen prächtig erklären" soll — daß er nämlich „aus einer Mischung christlichen Adels und jüdischer Race entsprossen sein könne, und vom Mutterleibe aus romantisches Mittelalter, eingeweicht in zersetzende Geistesschärfe, darstelle" — dieser gewaltsame Witz der Racentheorie findet in den thatsächlichen Abstammungsverhältnissen des Dichters nicht den mindesten Anhalt. Eben so unrichtig ist die Angabe Laube's, daß Heine seiner Mutter eine „Schrift" gewidmet habe, wenn darunter etwas Anderes als die bekannten zwei Sonette (Heine's Werke, Bd. XV., S. 108 u. 109 [77 u. 78]) verstanden sein soll.

187) Nichts ist absurder, als der Eifer, mit welchem Herr Maximilian Heine darzuthun sucht, daß auch sein Bruder Heinrich „allezeit mit großer Liebe über Rußland und mit vollster Hochachtung über Rußlands Monarchen gesprochen" habe. „Wer wollte leugnen," heißt es auf S. 98 der „Erinnerungen," „daß sich hie und da in Heine's Worten und Schriften über Rußlands innere Verhältnisse, Mißbräuche und Unzulänglichkeiten, die bereits einer historischen Zeit angehören, auch sarkastische, satirische Bemerkungen eingeschlichen (!!) haben. Wie aber würde Heine, wenn er noch die Morgenröthe des geistigen Aufschwungs des heutigen Rußlands, wenn er die Epoche Alexander's II. erlebt hätte, wie würde er das neue Rußland beglückwünscht haben!" Der Recensent des Max. Heine'schen Buches in der „Wiener Zeitung" (Nr. 121, vom 21. Mai 1868) hat bereits auf das köstlich naive „eingeschlichen" in obigem Satze aufmerksam gemacht, und mit gerechtfertigtem Spotte darauf hingewiesen, daß „Glückwünsche bekanntlich die starke Seite der Heine'schen Lyrik waren!"

188) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 169.

189) Ebendaselbst, S. 184.

190) Ebendaselbst, S. 225.

191) Maximilian Heine's „Erinnerungen ꝛc.," S. 86.

[192]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 288 ff. — Über das inſolente Benehmen des Herrn Guſtav Heine in der beregten Angelegenheit vgl. die Anmerkung ebendaſelbſt, S. 286 ff.

[193]) Ebendaſelbſt, S. 266 und 279.

[194]) So erzählt Auguſt Lewald in ſeinen „Aquarellen aus dem Leben," Bd. II., S. 107. Nach Lewald's Mittheilungen hätte H. Heine ſchon in Italien den Tod ſeines Vaters erfahren.

[195]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 359.

[196]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 192.

[197]) Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde, Thl. III., S. 373 und 377 ff.

[198]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 187 ff.

[199]) Rahel, ein Buch des Andenkens, Thl. III., S. 384.

[200]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 354.

[201]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 189—192. — Vgl. auch Heine's Werke Bd. IV., S. 198—201, und Bd. XI., S. 138—143.

[202]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50.

[203]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 362.

[204]) Heinrich Stieglitz, eine Selbſtbiographie, herausg. von L. Curtze, S. 96 und 112.

[205]) Maximilian Heine's „Erinnerungen" ꝛc., S. 78 ff.

[206]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 356 ff. — Heine logierte in Helgoland bei Brother Nikkels.

[207]) Ebendaſelbſt, S. 376.

[208]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 195.

[209]) Heine's Werke, Bd. II. S. 131 ff.

[210]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 197.

[211]) Geſellſchafter Nr. 20, vom 3. Februar 1830.

[212]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 204.

[213]) „Litterariſche Miscellen," Nr. 3, vom 16. Januar 1830.

[214]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 369, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 194, 195, 197, 199 und 204.

[215]) Siehe den erſten Band dieſes Werkes, S. 199.

[216]) Michael Beer's Briefwechſel, S. 182.

[217]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 410. — Vgl. auch Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 204 und 205.

[218]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 403.

[219]) Nachlaß des Grafen Platen, Bd. II., S. 71.

[220]) Ebendaſelbſt, S. 87 und 98.

[221]) Ebendaſelbſt, S. 151.

[222]) Ebendaſelbſt, S. 99 und 100.

[223]) Jahrbücher für wiſſenſchaftliche Kritik, Jahrgang 1829, S. 601.

[224]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 196.

225) Ebendaſelbſt, S. 200 ff.

226) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 364, 367 und 373.

227) Silhouetten und Reliquien, von K. M. Kertbeny (Wien und Prag, Kober und Markgraf, 1861), Bd. I., S. 236.

228) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 217, und Heine's Werke, Bd. XIX., S. 405.

229) Heine's Werke, Bd. II., S. 231—238.

230) Ebendaſelbſt, Bd. I., S. 87.

231) Ebendaſelbſt, Bd. II., S. 268 ff.

232) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 195.

233) Aquarelle aus dem Leben, von Auguſt Lewald, Bd. II., S. 107.

234) „Der Kompaß," Nr. 38., vom 20. September 1857.

235) Eduard Beurmann's „Skizzen aus den Hanſeſtädten" (Hanau, Fr. König, 1836), S. 211.

236) „Der Kompaß," Nr. 37., vom 13. September 1857.

237) L. Wienbarg's Wanderungen durch den Thierkreis, S. 147 ff.

238) Erlebniſſe, von F. W. Gubitz, Bd. II., S. 269.

239) „Der Kompaß," Nr. 38.

240) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 216.

241) Lewald's „Aquarelle aus dem Leben," Bd. II., S. 93 ff.

242) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 408.

243) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 121.

244) „Der Kompaß," Nr. 37.

245) Ebendaſelbſt.

246) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 101 — 105. — Vgl. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 223 und 227.

247) Das erſte dieſer Spottgedichte iſt häufig — u. A. in der Pariſer Zeitung „Vorwärts" vom Jahre 1844 (vgl. die Erinnerungen Franz Wallner's in der „Gartenlaube," Jahrgang 1862, S. 202) — Heine ſelbſt zugeſchrieben worden. Beide Gedichte ſind jedoch ſchon im Jahre 1828 mit Wilhelm Neumann's Unterſchrift im „Geſellſchafter" abgedruckt, und finden ſich auch in Neumann's Schriften (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835), Bd. II., S. 239. — Ein anderes, ſehr form- und geiſtloſes Pasquill auf die Heine'ſche Muſe, das 1830 in der Berliner „literariſchen (Mittwochs-) Geſellſchaft" vorgeleſen wurde, hat Profeſſor Gubitz unlängſt in ſeinen „Erlebniſſen," Bd. II., S. 271, mitgetheilt.

248) Vgl. oben die Anm. 164, und Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 120.

249) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 363.

250) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 112.

251) Heine's Werke, Bd. IV., S. 218 und 219.

252) Ebendaſelbſt Bd. XV., S. 254 [287].

253) Ebendaſelbſt, Bd. XVI. (zweiter Abdruck), S. 191 [168].

254) Ebendaſelbſt, Bd. IV., S. 216—234.

255) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 111.

[256]) Heine's Werke, Bd. XI., S. 220 und 221.
[257]) Ebendaſelbſt, Bd. XIX., S. 379.
[258]) Ebendaſelbſt, Bd. IV., S. 96.
[259]) Eduard Beurmann's „Skizzen aus den Hanſeſtädten," S. 231 ff.
[260]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 193 und 194.
[261]) Ebendaſelbſt, S. 202.
[262]) Ebendaſelbſt, S. 208 und 209.
[263]) Ebendaſelbſt, S. 214.
[264]) Ebendaſelbſt, S. 212.
[265]) Ebendaſelbſt, S. 215 und 216.
[266]) Ebendaſelbſt, S. 213. — Vgl. Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 115.
[267]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 218 und 219.
[268]) Heine's Werke, Bd. XII., S. 55 ff.
[269]) Ebendaſelbſt, S. 101.
[270]) Ebendaſelbſt, S. 87—89.
[271]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 219.
[272]) Heine verſichert freilich in der Vorrede und in der Nachſchrift ſeines Buches, daſs „Die Stadt Lucca" gleichzeitig mit den „Bädern von Lucca" im Sommer 1829 geſchrieben ſei. Er dementiert aber dieſe Angabe durch folgende Worte eines Briefes an Varnhagen vom 19. November 1830: „Sie werden ſich nicht täuſchen laſſen durch meine politiſche Vorrede und Nachrede, worin ich glauben mache, daſs das Buch ganz von früherem Datum ſei. In der erſten Hälfte ſind etwa drei Bogen ſchon alt; in der zweiten Hälfte iſt nur der Schlusaufſatz neu."
[273]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 219.
[274]) Ebendaſelbſt, S. 224.
[275]) Heine's Werke, Bd. II., S. 394.
[276]) Ebendaſelbſt, S. 396—402.
[277]) Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 6 und 155.
[278]) Ebendaſelbſt, S. 143 ff.
[279]) Literaturblatt Nr. 79 und 80 vom 3. und 5. Auguſt 1831.
[280]) Heine's Werke, Bd. XV., S. 3.
[281]) Ebendaſelbſt, Bd. II., S. 427.
[282]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 220 und 221.
[283]) Ebendaſelbſt, S. 223 und 224.
[284]) Ebendaſelbſt, S. 232.
[285]) „Der Kompaſs," Nr. 37.
[286]) „Der Kompaſs," Nr. 38.
[287]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 225.
[288]) Ebendaſelbſt, S. 228. — Übrigens erhielt auch Profeſſor Blume nicht die vakante Stelle, ſondern der bisherige Vicepräſes des Handelsgerichts, Dr. jur. Johann Chriſtian Kauffmann, wurde in der Senatsſitzung vom 12. Januar 1831 zum Syndikus erwählt.

[289]) Ebendaſelbſt, S. 229 ff.

[290]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 236—238.

[291]) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 116.

[292]) Ein Abdruck dieſes herrlichen Medaillons iſt gleichfalls im Beſitz des Herrn Campe, welcher nach einem Gipsabguſſe desſelben kürzlich eine Photographie anfertigen ließ, die unbedingt als das ähnlichſte und zugleich ſchönſte Porträt des Dichters aus ſeinen letzten Lebensjahren gelten darf. — Das Oppenheim'ſche Bild iſt wiederholt durch Druck und Stich vervielfältigt worden; doch entſpricht keine der verſchiedenen Nachbildungen ganz dem Originalporträt. Am beſten iſt noch der kleine Kupferſtich ausgeführt, welcher von J. Fleiſchmann angefertigt wurde; mangelhafter ſind der bei F. König in Hanau erſchienene große Steindruck und die Lithographie im dritten Hefte der „Galerie der ausgezeichnetſten Iſraeliten" (Stuttgart, Fr. Brodhag, 1835); durchaus verzeichnet iſt der ſchlechte Stahlſtich, welcher dem „Jahrbuch der Literatur für 1839" vorgeheftet ward.

[293]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 231.

[294]) Heine's Werke, Bd. XI., S. 30 und 34.

[295]) Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 241.

[296]) Ebendaſelbſt, Bd. IV., S. 259—266.

[297]) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 101.

[298]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 232, 233 und 238.

[299]) Lewald's „Aquarelle," Bd. II., S. 124.

[300]) Heinrich Heine; Erinnerungen von Alfred Meißner, S. 67 ff.

[301]) Charaktermaſken, von Alfred Meißner, Bd. II., S. 87 und 88.

[302]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 256.

[303]) Ebendaſelbſt, Bd. XXI., S. 440.

[304]) Das Epigramm Schlegel's auf Heine lautete:

Deinen Ernſt kann ich nicht loben,
Schimpf gelingt dem Spötter nur,
Deine Begeiſtrung iſt verſchroben,
Deine Tücken ſind Natur.

[305]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 68 und 81—83.

[306]) H. Heine in Paris, von Ludwig Wihl, — „Telegraph für Deutſchland", Jahrgang 1838, Nr. 122.

[307]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 411, 412, u. Bd. VIII., S. 274—276.

[308]) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 6., und Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.

[309]) Heine's Werke, Bd. XI., S. 10.

[310]) Ebendaſelbſt, S. 10 und 11.

[311]) Ebendaſelbſt, S. 90—92.

[312]) Ebendaſelbſt, S. 82 ff.

[313]) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 170 ff.

[314]) Ebendaſelbſt, S. 168, und Lewald's „Aquarelle," S. 122 und 129.

[315]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 186.
[316]) Ebendaſelbſt, S. 168.
[317]) Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 112.
[318]) Ebendaſelbſt, S. 10—13.
[319]) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 15, und Bd. IX., S. 279.
[320]) Der in Rede ſtehende Aufſatz fehlt auch in H. Heine's ſämmtlichen Werken, da erſt die kürzlich im Wochenblatte der A. A. Ztg. (Jahrg. 1867, Nr. 51) veröffentlichte Notiz aus dem Briefe Heine's an Cotta vom 7. December 1831 ſeine Urheberſchaft enthüllte.
[321]) Dieſelben finden ſich in Heine's Werken, Bd. VIII., S. 237—298.
[322]) „Ich bitte, Herr Baron, ſorgen Sie, daß mir an meinen Artikeln Wenig verändert wird, ſie kommen ja doch ſchon cenſiert aus meinem Kopfe," ſchreibt Heine in einem Briefe an Cotta vom 21. April 1832.
[323]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 53 und 54.
[324]) Ebendaſelbſt, S. 49.
[325]) Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 199.
[326]) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 140.
[327]) Ebendaſelbſt, S. 48 und 55; 52; 56—60 und 342; 195 ff.; 51 und 63; 84 und 92 ff.
[328]) Ebendaſelbſt, S. 147—151.
[329]) Ebendaſelbſt, S. 151, 143 und 144.
[330]) Ebendaſelbſt, S. 164—166.
[331]) Ebendaſelbſt, S. 280—299.
[332]) Ebendaſelbſt, S. 268—279.
[333]) Ebendaſelbſt, S. 72, 155 und 156.
[334]) Ebendaſelbſt, S. 359—362.
[335]) L. Börne's geſammelte Schriften, Bd. XII., S. 130.
[336]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 32, 67, 87, 242, 268, 312; Bd. XI., S. 117 ꝛc.
[337]) Ebendaſelbſt, S. 311, 312 und 363.
[338]) Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 13.
[339]) Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 213; Bd. VIII., S. 253 ff.
[340]) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 288.
[341]) Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 274.
[342]) Börne's geſammelte Schriften, Bd. XII., S. 124 ff.
[343]) Heine's Werke, Bd. XI., S. 177—182.
[344]) Ebendaſelbſt, Bd. VIII., S. 197—200.
[345]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.
[346]) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 252 und 253.
[347]) Ebendaſelbſt, S. 254—257.
[348]) Ebendaſelbſt, S. 248 und 249.
[349]) Ebendaſelbſt, S. 61, u. Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51.
[350]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrg. 1867, Nr. 51, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 234.

351) Ebendaſelbſt, und Heine's Werke, Bd. VIII., S. 277.

352) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 226.

353) Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 15 u. 17, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 232.

354) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 92.

355) Nur im Frühjahr 1833 wohnte Heine eine Zeitlang im Hôtel d'Eſpagne, Rue des petits Augustins No. 4, am Quai Malaquais. Da er ſehr häufig ſein Logis gewechſelt, war es uns nicht möglich, ſeine ſämmtlichen Pariſer Wohnungen genau zu ermitteln. Mit Beſtimmtheit können wir nur folgende Data angeben: Seit Neujahr 1836 wohnte er in der Cité Bergère No. 3, Ende März desſelben Jahres in der benachbarten Rue Cadet No. 18, im Spätſommer wieder in der Cité Bergère No. 4, im Januar des folgenden Jahres ebendaſelbſt No. 3 in ſeiner früheren Wohnung, von wo er im Frühjahr 1837 wieder nach der Rue Cadet No. 18 zog. Im Sommer 1838 ſiedelte er nach der Rue des Martyrs No. 23 über, Anfangs September 1840 nach der Rue Bleue No. 25, in den erſten Oktobertagen 1841 nach der Rue du Faubourg Poissonnière No. 46, wo er fünf Jahre lang wohnen blieb. Bei der Rückkehr aus dem Pirenäenbade Barèges bezog er im September 1846 eine Wohnung in derſelben Straße No. 41. Nachdem er den Sommer 1847 in Montmorency verbracht hatte, finden wir ihn Mitte Oktober in der Rue de Berlin No. 9 inſtalliert, von wo er ſich Anfangs Februar 1848 nach einer Heilanſtalt in der Rue de l'Ourcine begab. Den Sommer des Jahres verlebte er in Paſſy, und bezog dann Anfangs Oktober die oft geſchilderte Wohnung in der Rue d'Amsterdam No. 50, welche er am 1. September 1854 mit einem Parterre-Logis in der Grande Rue No. 51, aux Batignolles, vertauſchte, um zwei Monate ſpäter nach der Avenue Matignon No. 3 in den Champs Elysées überzuſiedeln, woſelbſt er bis an ſeinen Tod verblieb.

356) Heine's Werke, Bd. IX., S. 35, — und „Rahel; ein Buch des Andenkens" ꝛc., Thl. III., S. 453 und 454.

357) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 38.

358) Ebendaſelbſt, S. 12 und 13.

359) Ebendaſelbſt, S. 16.

360) Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 7.

361) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc. S. 239.

362) Heine's Werke, Bd. VIII., S. 29 und 30.

363) Ebendaſelbſt, S. 19 ff.

364) Ebendaſelbſt, S. 33 ff.

365) Ebendaſelbſt, S. 21 ff.

366) Ebendaſelbſt, S. 26.

367) Allgemeine Zeitung Nr. 14, vom 11. Januar 1833. Die Erklärung Heine's iſt auch abgedruckt in ſeinen Sämmtl. Werken, Bd. XX., S. 10 und 11.

368) Heine's Werke, Bd. XX., S. 7 ff.

369) Ebendaſelbſt, S. 15, 16 und 51; und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 239.
370) L. Börne's geſammelte Schriften, Bd. XII., S. 123 ff.
371) Heine's Werke, Bd. XX., S. 17.
372) Enseignement par le Père suprême (Paris, 1832), S. 42.
373) Ebendaſelbſt, S. 58.
374) „Rahel; ein Buch des Andenkens" ꝛc., Thl. III., S. 556.
375) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 235.
376) Ebendaſelbſt, S. 239.
377) Heine's Werke, Bd. X., S. 111 und 112.
378) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 252.
379) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 41.
380) Schriften von D. L. B. Wolff, achtes Bändchen, S. 137.
381) Heine's Werke, Bd. VI., S. 7 und 8.
382) Ebendaſelbſt, S. 19 ff.
383) Ebendaſelbſt, S. 18 und 33 ff.
384) Ebendaſelbſt, S. 79. ff.
385) Ebendaſelbſt, Bd. I., S. XLVI. ff.
386) Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 6.
387) Ebendaſelbſt, S. 133—139.
388) Ebendaſelbſt, S. 41 und 42.
389) Ebendaſelbſt, S. 34 und 35.
390) Ebendaſelbſt, S. 6 und 7.
391) Siehe die Zeitſchrift: „Unſer Planet," Nr. 21, vom 25. Januar 1832.
392) Heine's Werke, Bd. XX., S. 7.
393) Maximilian Heine's Erinnerungen ꝛc., S. 152 und 154.
394) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 35 ff.
395) Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 12.
396) Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 34.
397) Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 27.
398) Ebendaſelbſt, Bd. VI., S. 28 ff.
399) Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 213.
400) Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 7.
401) Ebendaſelbſt, S. 12.
402) Ebendaſelbſt, Bd. VI., S. 15.
403) Ebendaſelbſt, S. 93 und 94.
404) Ebendaſelbſt, S. 17.
405) Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 49 und 140 ff.; Bd. VII., S. 7 u. 96—98.
406) Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 20 ff.
407) Ebendaſelbſt, S. 68 und 112 ff.
408) Ebendaſelbſt, S. 69 und 73 ff.
409) Ebendaſelbſt, S. 70.
410) Ebendaſelbſt, S. 80.

411) Ebendaſelbſt, S. 83 und 84.

412) Ebendaſelbſt, S. 264—268.

413) Außerordentliche Beilage Nr. 114 und 115 zu Nr. 86 der A. A. Ztg. vom 27. März 1835. — Heine's Werke, Bd. XX., S. 20 und 21.

414) Heine's Werke, Bd. XX., S. 43.

415) Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 85 und 86.

416) Ebendaſelbſt, S. 17, und Bd. XX., S. 216.

417) „Zur neueſten Literatur", von Ludolf Wienbarg (2. Auflage. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1838), S. 129—132.

418) Heine's Werke, Bd. V., S. 261 u. 262; Bd. VI., S. 166 u. 283—294.

419) Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 19.

420) Ebendaſelbſt, Bd. VII., S. 113 und 114.

421) Ebendaſelbſt, Bd. XVII., S. 124—127.

422) Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur, von Karl Gutzkow. Bd. I., S. 80—83.

423) Der Aufſatz von Chasles über Heine wurde zuerſt im März 1835 in der „Revue de Paris," und neuerdings in den „Etudes sur l'Allemagne au XIXe. siècle, par Philarète Chasles" (Paris, Amyot, 1861), S. 269—280, abgedruckt.

424) Abgedruckt in „La Presse" vom 30. November 1837.

425) D. L. B. Wolff's Schriften, achtes Bändchen, S. 22.

426) Literariſche und kritiſche Blätter der Börſenhalle, Nr. 1238, vom 13. Auguſt 1836.

427) Der Jahrgang 1835 des „Literariſchen Zodiakus" enthielt u. A. im Aprilhefte (S. 316—322) eine ſehr tadelnde Beſprechung von Heine's zweitem „Salon"-Bande aus der Feder Theodor Mundt's; im Auguſthefte (S. 128—145) Alexander Jung's „Ausſtellungen über H. Heine," welche ausdrücklich die antichriſtliche Richtung in Deſſen Schriften bekämpften; im Oktoberhefte (S. 281—286) ſehr mißfällige Urtheile von Theodor Mundt über Gutzkow's „Wally" und über Wienbarg's „Wanderungen durch den Thierkreis" ſowie über Deſſen Aufſätze „Zur neueſten Literatur."

428) In dem Aufſatze: „Tieck in Dresden und die literariſchen und ſittlichen Zuſtände in Deutſchland," — Literariſcher Zodiakus, Jahrgang 1836, Januarheft, S. 1—15.

429) Die maßvoll gehaltene Erklärung Auguſt Lewald's in Nr. 13 der A. A. Ztg., vom 9. Januar 1836, gipfelte in dem Satze: „Ich habe nie Etwas drucken laſſen, was gegen den Staat, die Religion und die Sitten verſtößt, und kann mithin, wenn die Tendenzen des ſogenannten jungen Deutſchlands dahin zielen, auch bei demſelben nicht kompromittiert ſein."

430) K. Gutzkow's geſammelte Werke, Bd. XIII., S. XVII.

431) Spaziergänge und Weltfahrten, von Theodor Mundt, Bd. II., S. 166.

432) Heine's Werke, Bd. VI., S. 225 ff.

433) Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 158.

[433]) Ebendaſelbſt, S. 193.
[434]) Ebendaſelbſt, S. 75.
[435]) Ebendaſelbſt, S. 260.
[436]) Ebendaſelbſt, S. 39 u. 45 ff.
[437]) Ebendaſelbſt, S. 58 ff.
[438]) Außerordentliche Beilage zu Nr. 25 der A. A. Ztg., v. 25. Jan. 1836.
[439]) Außerordentliche Beilagen der A. A. Ztg. vom 7. und 23. November, 8., 9., 14. und 25. December 1835 und 25. Januar 1836.
[440]) Journal des Débats v. 30. Jan., und A. A. Ztg. v. 10. Febr. 1836.
[441]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 47.
[442]) Ebendaſelbſt, S. 69 und 70.
[443]) Varnhagen ſchreibt in ſeinen „Tagebüchern," Bd. I., S. 6, unterm 12. März 1836: „Durch den Baron Karl von Schweitzer, den ich früher nie geſehen, empfing ich heute ganz unerwartet einen Brief des Fürſten von Metternich, einen ſchon ſehr alten, denn er iſt noch vom December des vorigen Jahres. Der Fürſt wünſcht Aufſchluß über das junge Deutſchland, und was er darüber ſagt, iſt nicht ohne Liebenswürdigkeit und Geiſt. So ſchmeichelhaft das Ganze für mich gewendet iſt, ſo traurig ſind doch die allgemeinen Betrachtungen, zu denen ich dadurch angeregt bin. Ich ſehe aus Allem gleich die Unmöglichkeit, hier einen Boden des Verſtändniſſes zu gewinnen; mündlich könnte noch Manches aufgehellt werden, aber ſchriftlich iſt es nicht zu leiſten. Dennoch werde ich verſuchen, wie weit es gehen kann; die Hauptſache wird ſein, daß ich meine Anſicht kurz hinſtelle, und es wird dann darauf ankommen, ob mir der Fürſt glaubt, denn erweiſen und durchſtreiten läßt ſich Dergleichen nicht."
[444]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 65.
[445]) Ebendaſelbſt, S. 66, 67 und 69.
[446]) Ebendaſelbſt, S. 70—73.
[447]) Außerordentliche Beilage zu Nr. 129 der A. A. Ztg. v. 8. Mai 1836.
[448]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 219.
[449]) Ebendaſelbſt, S. 101 ff.
[450]) Ebendaſelbſt, S. 152 und 153.
[451]) Ebendaſelbſt, S. 103, 133 und 151. Vgl. auch Bd. XIV., S. 96 ff., und Maximilian Heine's „Erinnerungen," S. 163 und 164.
[452]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 80.
[453]) Ebendaſelbſt, S. 84, 85, 86, 97 und 98.
[454]) Erinnerungen aus dem Jahre 1848 von Fanny Lewald, Bd. I., S. 101 und 102.
[455]) K. Gutzkow's geſammelte Werke, Bd. XIII., S. XXIII.
[456]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 206.
[457]) Ebendaſelbſt, Bd. XIII., S. 203.
[458]) „Literariſcher Zodiakus," Jahrg. 1835, Auguſtheft; — auch wieder abgedruckt in Alexander Jung's „Charaktere, Charakteriſtiken und vermiſchte Schriften," Bd. I., S. 1—34.

[459]) Heine's Werke, Bd. VII., S. 252.

[460]) Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 100.

[461]) Das Original dieſer, von Goedeke, Minckwitz, Gräffe u. A. citierten, in der Beilage zu Nr. 286 der A. A. Ztg. vom 13. Oktober 1835 auszugsweiſe mitgetheilten Erklärung habe ich im „Journal des Débats" nicht aufgefunden.

[462]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 73.

[463]) Der Aufſatz Ruge's über „Heinrich Heine und ſeine Zeit" iſt in erweiterter Form wieder abgedruckt in Arnold Ruge's geſammelten Schriften, Bd. II., S. 1 ff.

[464]) Heine's Werke, Bd. V., S. 21 und 22.

[465]) Ebendaſelbſt, Bd. XV., S. 8 und 9.

[466]) Ebendaſelbſt, Bd. III., S. 192.

[467]) Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 74.

[468]) Ebendaſelbſt, Bd. XI., S. 239 ff.

[469]) Ebendaſelbſt, Bd. XX., S. 50 und 51.

[470]) Ebendaſelbſt, S. 83, 108 und 161.

[471]) Maximilian Heine's Erinnerungen ꝛc., S. 158 und 161.

[472]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 39, 40 und 44.

[473]) Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 210 ff.

[474]) Alfred Meißner's Erinnerungen an Heinrich Heine, S. 82 ff.

[475]) Erinnerungen an H. Heine, von Levin Schücking. Salon, Bd. III., Heft 5.

[476]) Heine's Werke, Bd. XVIII., S. 301 ff. [277 ff.]

[477]) „Und wärſt du ein Mann, und wärſt du nicht krank,
Ich malte dir Was auf den Rücken!"

hieß es u. A. in den Venedey'ſchen Knittelverſen in der „Köln. Zeitung."

[478]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 411 ff. und 457 ff.

[479]) Der Völkerfrühling und ſeine Verkünder; Frühlingsgruß an Deutſchlands Redner, von Jordanus Brunow. Nürnberg, Hoffmann u. Campe, 1831.

[480]) Heine's Werke, Bd. IX., S. 22 und 32.

[481]) Die höchſt anziehend geſchriebene autobiographiſche Skizze Richard Wagner's iſt in Nr. 5 und 6 der „Zeitung für die elegante Welt" vom 1. und 8. Februar 1843 abgedruckt.

[482]) Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs. „Gartenlaube," Jahrgang 1862, S. 488.

[483]) Varnhagen's Tagebücher, Bd. III., S. 124.

[484]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 236.

[485]) Heine's Werke, Bd. XV., S. 6.

[486]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 251.

[487]) Auszug eines Briefes von A. Weill über H. Heine im „Komet" Nr. 207, vom 16. Oktober 1839.

[488]) A. A. Ztg., Beilage zu Nr. 131 vom 11. Mai; und „Argus" Nr. 76, vom 13. Mai 1837.

[489]) Die Studie Théophile Gautier's über H. Heine bildet die Introduktion zur neuesten Ausgabe der französischen Version der „Reisebilder."

[490]) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 15.

[491]) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 24 und 25.

[492]) Ebendaselbst, Jahrgang 1867, S. 671 und 672.

[493]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 26.

[494]) Ebendaselbst, S. 28.

[495]) Ebendaselbst, S. 39.

[496]) Ebendaselbst, S. 139 und 281.

[497]) Alfred Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 165.

[498]) „Über Heinrich Heine," von Schmidt-Weißenfels, S. 11.

[499]) August Lewald's gesammelte Schriften, Bd. VIII., S. 194.

[500]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 77.

[501]) Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 174.

[502]) Gartenlaube, Jahrg. 1868, S. 25.

[503]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 106 und 154.

[504]) Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 166.

[505]) Maximilian Heine's Erinnerungen ꝛc., S. 174.

[506]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 311 und 312.

[507]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 106.

[508]) Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 172 ff.

[509]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 86.

[510]) Meißner's Erinnerungen, S. 217.

[511]) A. Lewald's gesammelte Schriften, Bd. VIII., S. 192.

[512]) L. Schücking's Erinnerungen an H. Heine; — Salon, Bd. III., Heft 5., S. 543. — Das einzige, bis jetzt ungedruckte Fragment eines „Rhein- und Weinliedes" von H. Heine befindet sich in Händen des Herrn Stadtrichters Heinrich Sethe in Berlin, und lautet, wie folgt:

Gewiß, gewiß, der Rath wär' gut,
Hätt' Unsereins kein junges Blut.
Wir trinken aus, wir schenken ein,
Wir klopfen an, sie ruft Herein!

Hat uns die Eine fortgeschickt,
Die Andre hat uns zugenickt;
Und wird uns hier das Weinglas leer,
Ei nun, es wächst am Rheine mehr!

[513]) Wir entnehmen diese Anekdoten einem Aufsatze: „Heine und Rothschild" in Nr. 27 des „Daheim" vom April 1867, und müssen dem ungenannten Verfasser die Verantwortlichkeit für die Wahrheit seiner Erzählungen überlassen.

[514]) Heine's Werke, Bd. X., S. 130—132.

[515]) Ebendaselbst, Bd. XVIII., S. 142 [133].

[516]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 365 und 366.

[517]) Ebendaselbst, S. 93, 98 und 138.

[518]) Maximilian Heine's Erinnerungen ꝛc., S. 158—172.

[519]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 91—94.

[520]) „Götter, Helden, Don-Quixote", von Karl Gutzkow, S. 203—214.

[521]) Heine's Werke, Bd. X., S. 152.

[822]) Ebendaſelbſt, S. 180 ff.

[823]) Silhouetten und Reliquien ꝛc., von K. M. Kertbeny, Bd. I., S. 238.

[824]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 100.

[825]) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26.

[826]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 165.

[827]) Ebendaſelbſt, S. 166.

[828]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 243.

[829]) Ebendaſelbſt, S. 244 und 246 ff. — Der in Rede ſtehende Brief hat ſich leider weder im Nachlaſſe des Miniſters von Werther, noch im Archive des Miniſteriums der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin vorgefunden.

[830]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 167.

[831]) Varnhagen's Tagebücher, Bd. I., S. 79.

[832]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 180 und 181.

[833]) Telegraph für Deutſchland Nr. 119, vom Juli 1838.

[834]) Die rothe Mütze und die Kapuze. Zum Verſtändnis des Görres'ſchen Athanaſius. Von Karl Gutzkow. Hamburg, Hoffmann und Campe, 1838.

[835]) Laube's Erinnerungen an Heine; — Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 27.

[836]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 129 und 163.

[837]) Mundt's Spaziergänge und Weltfahrten, Bd. II., S. 169; — Laube's Erinnerungen, Gartenlaube, Jahrg. 1868, S. 9; — Über H. Heine, von Schmidt-Weißenfels, S. 20.

[838]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 119, 120, 123, 126, 127, 131, 136, 143, 148, 162 und 164.

[839]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 247.

[840]) Vgl. z. B. den unerquicklichen Aufſatz „Schriftſtellernöthen" und die gallige Parodie der Wihl'ſchen Erklärung, — ebendaſelbſt, S. 211—244.

[841]) Ebendaſelbſt, S. 249.

[842]) Börne's Leben, von Karl Gutzkow (Hamburg, 1840), S. 217.

[843]) Heine's Werke, Bd. XII., S. 112.

[844]) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine, S. 6—24.

[845]) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 240 ff.

[846]) Börne's geſammelte Schriften, Bd. XII., S. 128—131.

[847]) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 243.

[848]) Börne's geſammelte Schriften, Bd. VII., S. 248 ff.

[849]) Börne's Leben, von Gutzkow, S. 239.

[850]) Heine's Werke, Bd. XII., S. 179.

[851]) K. Gutzkow's Beiträge zur Geſchichte der neueſten Literatur, Bd. I., S. 90 ff.

[852]) Heine's Werke, Bd. XII., S. 238 ff.

[853]) Ebendaſelbſt, S. 21 und 22.

[854]) Ebendaſelbſt, S. 184.

[855]) Ebendaſelbſt, S. 16—18.

[556]) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26. — Vgl. Heine's Werke, Bd. XX., S. 266. und 267.

[557]) A. Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 79 ff.

[558]) Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariser Briefen. Als Anhang: Stimmen über H. Heine's letztes Buch, aus Zeitblättern. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer, 1840.

[559]) Wer über die unerquickliche Affäre der „falschen Ohrfeigengeschichte" und über die Ursachen der langen Verzögerung des Duells Ausführliches nachlesen mag, den verweisen wir auf H. Heine's Werke, Bd. XX., S. 292 ff.

[560]) Heine's Werke. Bd. XXI., S. 51 und 52.

[561]) Gartenlaube, Jahrgang 1867, S. 672. — Ausführliches über die Angriffe des „National" und des „Charivari" auf Heine's Charakter als politischer Schriftsteller enthält die A. A. Ztg. Nr. 1, vom 1. Januar 1845.

[562]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 85.

[563]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 334, 335 und 354.

[564]) Ebendaselbst, Bd. X., S. 8, 10; 55, 56; 58—60; 88—94; 211—213, und 230.

[565]) Ebendaselbst, Bd. IX., S. 15 ff. Vgl. auch die Äußerungen Heine's über den Kommunismus in den „Geständnissen", — Heine's Werke, Bd. XIV., S. 267—276. „Es hilft Alles Nichts", sagte er im Oktober 1855 zu Adolf Stahr, „die Zukunft gehört unseren Feinden, den Kommunisten, und Louis Napoleon ist nur ihr Johannes. Glauben Sie denn, daß der liebe Gott nur zum Spaß diese letzte grandiose Komödie aufzuführen erlaubt hat? Wenn ihn die Kommunisten auch heute noch verleugnen, er weiß besser, als sie, daß dann noch eine Zeit kommen wird, wo sie an ihn glauben lernen werden."

[566]) Heine's Werke, Bd. IX., S. 30 und 31.

[567]) Nachträglich eingeschoben sind u. A. der erste, vierundzwanzigste, fünfzigste und zweiundfünfzigste Brief, welche eine ziemlich scharfe Kritik des Julikönigthumes enthalten, während z. B. in dem Berichte vom 22. Mai 1841 (Heine's Werke, Bd. IX., S. 278) die Stelle ausgemerzt worden ist, wo, sehr im Widerspruche mit den späteren Ereigniffen, behauptet wird: „Die Franzosen können Ludwig Philipp nicht entbehren, und an seine Erhaltung ist die ihrige geknüpft. Derselbe Spießbürger, der es nicht der Mühe werth hält, die Ehre des Königs gegen Verleumdungen zu vertheidigen, ja, der selber bei Braten und Wein auf den König losschmäht, er würde dennoch beim ersten Trommelruf mit Säbel und Flinte herbei eilen, um Ludwig Philipp zu schützen, ihn, den Bürgen seiner eigenen politischen Wohlfahrt und seiner gefährdeten Eigenthumsinteressen." — Die erheblichsten, auf Louis Napoleon und die Möglichkeit eines neuen Bonapartistenregimentes bezüglichen Stellen, welche in der „Lutetia" getilgt worden sind, finden sich in Heine's sämmtlichen Werken, Bd. IX., S. 78 und 79, 116—119, 147, und 165—166. Es heißt dort u. A.: „Trotzdem, daß der Bonapartismus tiefe Sympathien im Volke findet, und auch die große Zahl der Ehrgeizigen, die sich nicht für eine

Idee entscheiden wollen, in sich aufnimmt, trotzdem glaube ich nicht, daß er so bald den Sieg davontragen möchte; käme er aber zur Herrschaft, so dürfte auch diese nicht von langer Dauer sein, und sie würde ganz wie die frühere napoleonische Regierung nur eine kurze Vermittelungsperiode bilden." „Der Prinz Ludwig Bonaparte," heißt es einige Monate später in einem Korrespondenzartikel vom 1. Oktober 1840, „ist in der That für immer verloren, nicht nur durch den Narrenstreich von Boulogne, sondern durch den größern Narrenstreich, den er beging, als er den Herrn Berryer, den schlauen Sachwalter der Karlisten, zu seinem Vertheidiger wählte!"

[565]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 350.

[566]) Ebendaselbst, Bd. XI., S. 373 und 374.

[570]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 236 [218].

[571]) Ebendaselbst, S. 5—8.

[572]) Ebendaselbst, S. 119 [111], und Bd. XXI., S. 55.

[573]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 37 ff. [35 ff.]

[574]) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 55.

[575]) Ebendaselbst, Bd. XIV., S. 213 und 214.

[576]) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 54.

[577]) Ebendaselbst, Bd. XVII., S. 252—262 [231—241].

[578]) Maximilian Heine's Erinnerungen ꝛc., S. 175.

[579]) Vgl. das Gedicht „Nachtgedanken", — Heine's Werke, Bd. XVII., S. 270 [248 ff.].

[580]) „Unsere Zeit;" neue Folge, vierter Jahrgang, Heft V., S. 347.

[581]) Heine's Werke, Bd. XVII., S. 149 [140].

[582]) Ebendaselbst, S. 5.

[583]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 190. Vgl. Gutzkow's Brief an Heine vom 6. August 1838, — „Telegraph für Deutschland", Jahrg. 1839, Nr. 1, 75 und 76.

[584]) Heine's Werke, Bd. XX., S. 336 und 345.

[585]) Silhouetten und Reliquien ꝛc., von K. M. Kertbeny, Bd. I., S. 237.

[586]) Vgl. Heine's Werke, Bd. XXI., S. 339 und 352.

[587]) Ebendaselbst, S. 4, 19 und 20.

[588]) Ebendaselbst, Bd. XX., S. 110.

[589]) Ebendaselbst, S. 146, 147, 148, 149, 150, 157, 184, 186, 187, 201, 289, 337, 360, und Bd. XXI., S. 1, 3, 10, 11, 17 und 20.

[590]) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 32.

[591]) Ebendaselbst, S. 49.

[592]) Ebendaselbst, S. 21—24.

[593]) Ebendaselbst, S. 26 ff.

[594]) Das Original dieser, in französischer Sprache ausgestellten Vollmacht ist gegenwärtig im Besitze des Herrn Julius Campe jr.; eine wortgetreue Abschrift derselben befindet sich in meinen eigenen Händen.

[595]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 38 und 39.

[596]) Ebendaselbst, S. 34 und 35.

[807]) Ebendaſelbſt, S. 49 und 50.
[808]) Ebendaſelbſt, S. 62—64.
[809]) Ebendaſelbſt, S. 54.
[810]) Ebendaſelbſt, S. 65, 69 und 71.
[811]) Ebendaſelbſt, S. 67 und 68.
[812]) Ebendaſelbſt, S. 75 und 76.
[813]) Ebendaſelbſt, S. 73 und 74.
[814]) Ebendaſelbſt, S. 37, 38, 41, 48 und 53; Bd. XX., S. 186.
[815]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 42.
[816]) Ebendaſelbſt, S. 45 und 47.
[817]) Ebendaſelbſt, S. 53, 55 und 56. Vgl. Bd. XVIII., S. 339 [303 und 304].
[818]) „Paris 1847," von Heinrich Laube, S. 17—19.
[819]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 67, 72 und 78.
[820]) Ebendaſelbſt, S. 66. — Der von Steinmann in den „Briefen von H. Heine", Bd. II., S. 192 ff. mitgetheilte Brief an Dieffenbach iſt, wie viele andere Stücke jener Sammlung, ein plumpes Falſifikat.
[821]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 79 ff., 84 und 85.
[822]) Ebendaſelbſt, Bd. IX., S. 84, 104, 110 und 114; Bd. X., S. 85, 86 und 276 ff.
[823]) Ebendaſelbſt, Bd. XXI., S. 136—138.
[824]) Abgedruckt in Maximilian Heine's „Erinnerungen" ꝛc., S. 113—115.
[825]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 229.
[826]) Herr Maximilian Heine hat in ſeinen „Erinnerungen ꝛc." nur die Teſtamentsentwürfe vom 27. September 1846 und vom 10. Juni 1848 mitgetheilt, und dabei (auf S. 112 ſeines Buches) die ſeltſame Anmerkung hinzugefügt, daſs „in einem ſpäteren Kodicill, wegen der Todesfälle von Detmold, Mignet, Chriſtiani und Veränderung mancher Verhältniſſe, einige andere Verfügungen getroffen worden." Es iſt ihm alſo ganz unbekannt, daſs Detmold, Chriſtiani und Mignet alle Drei den Dichter überlebt haben, ja daſs der treffliche Mignet heute noch unter den Lebenden wandelt! Was ſoll man aber dazu ſagen, daſs Herr Maximilian Heine gar keine Kenntnis von dem wirklich vollzogenen, einzig rechtskräftig gewordenen Teſtamente ſeines Bruders zu haben ſcheint, von welchem der andere Bruder, Herr Guſtav Heine, ſchon im April 1856 einige Paragraphen im Wiener „Fremdenblatte" veröffentlichte! Wir theilen das ganze Dokument nachſtehend zum erſten Male vollſtändig in wortgetreuer deutſcher Überſetzung mit:

Vor den unterzeichneten Notaren zu Paris, Herrn Ferdinand Léon Ducloux und Herrn Charles Louis Emile Rouſſe; und in Gegenwart von

1) Herrn Michel Jacot, Bäcker, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amſterdam Nr. 60; und

2) Herrn Eugène Grouchy, Gewürzkrämer, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amſterdam Nr. 52;

Welche beide Zeugen den gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen entsprechen, wie sie den unterzeichneten Notaren auf separat an Jeden von ihnen gerichtete Anfrage erklärt haben;

Und im Schlafzimmer des nachfolgend benannten Herrn Heine, belegen im zweiten Stock eines Hauses, Rue d'Amsterdam Nr. 50; in welchem Schlafzimmer, das durch ein auf den Hof gehendes Fenster erhellt wird, die obengenannten, vom Testator gewählten Notare und Zeugen sich auf ausdrückliches Verlangen Desselben versammelt haben,

Erschien

Herr Heinrich Heine, Schriftsteller und Doktor der Rechte, wohnhaft zu Paris, Rue d'Amsterdam Nr. 50;

Welcher, krank an Körper, aber gesunden Geistes, Gedächtnisses und Verstandes, wie es den genannten Notaren und Zeugen bei der Unterhaltung mit ihm vorgekommen ist, — im Hinblick auf den Tod, dem genannten Herrn Duclour, in Gegenwart des Herrn Rousse und der Zeugen, sein Testament in folgender Weise diktiert hat:

§. 1. Ich ernenne zu meiner Universalerbin Mathilde Crescence Heine, geb. Mirat, meine rechtmäßige Ehefrau, mit welcher ich seit vielen Jahren meine guten und schlimmen Tage verbracht habe, und welche mich während der Dauer meiner langen und schrecklichen Krankheit gepflegt hat. Ich vermache ihr als volles und völliges Eigenthum, und ohne jede Bedingung oder Beschränkung, Alles, was ich besitze und was ich bei meinem Ableben besitzen mag, und alle meine Rechte auf irgend ein künftiges Besitzthum.

§. 2. Zu einer Epoche, wo ich an eine begüterte Zukunft für mich glaubte, habe ich mich meines ganzen literarischen Eigenthums unter sehr mäßigen Bedingungen entäußert; unglückliche Ereignisse haben später das kleine Vermögen, welches ich besaß, verschlungen, und meine Krankheit gestattet mir nicht, meine Vermögensverhältnisse zu Gunsten meiner Frau etwas zu verbessern. Die Pension, welche ich von meinem verstorbenen Oheim Salomon Heine inne habe, und welche immer die Grundlage meines Budgets war, ist meiner Frau nur theilweise zugesichert; ich selbst hatte es so gewollt. Ich empfinde gegenwärtig das tiefste Bedauern, nicht besser für das gute Auskommen meiner Frau nach meinem Tode gesorgt zu haben. Die oben erwähnte Pension meines Oheims repräsentierte im Princip die Rente eines Kapitals, welches dieser väterliche Wohlthäter nicht gern in meine geschäftsunkundigen Poetenhände legen wollte, um mir besser den dauernden Genuß davon zu sichern. Ich rechnete auf dies mir zugewiesene Einkommen, als ich eine Person an mein Schicksal knüpfte, die mein Oheim sehr schätzte, und der er manches Zeichen liebevoller Zuneigung gab. Obwohl er in seinen testamentarischen Verfügungen Nichts in officieller Weise für sie gethan hat, so ist doch nichtsdestoweniger anzunehmen, daß solches Vergessen vielmehr einem unseligen Zufalle als den Gefühlen des Verstorbenen beizumessen ist; er, dessen Freigebigkeit so viele Personen bereichert hat, die seiner Familie und seinem Herzen fremd waren, darf nicht einer kärglichen

Knauserei beschuldigt werden, wo es sich um das Schicksal der Gemahlin eines Neffen handelte, der seinen Namen berühmt machte. Die geringsten Winke und Worte eines Mannes, der die Großmuth selber war, müssen als großmüthig ausgelegt werden. Mein Vetter Karl Heine, der würdige Sohn seines Vaters, ist sich mit mir in diesen Gefühlen begegnet, und mit edler Bereitwilligkeit ist er meiner Bitte nachgekommen, als ich ihn ersuchte, die förmliche Verpflichtung zu übernehmen, nach meinem Ableben meiner Frau als lebenslängliche Rente die Hälfte der Pension zu zahlen, welche von seinem seligen Vater herrührte. Diese Übereinkunft hat am 25. Februar 1847 stattgefunden, und noch rührt mich die Erinnerung an die edlen Vorwürfe, welche mein Vetter, trotz unserer damaligen Zwistigkeiten, mir über mein geringes Vertrauen in seine Absichten Betreffs meiner Frau machte; als er mir die Hand als Unterpfand seines Versprechens reichte, drückte ich sie an meine armen kranken Augen und benetzte sie mit Thränen. Seitdem hat sich meine Lage verschlimmert und meine Krankheit hat viele Hilfsquellen versiegen machen, die ich meiner Frau hätte hinterlassen können. Diese unvorhergesehenen Wechselfälle und andere gewichtige Gründe zwingen mich, von Neuem mich an die würdigen und rechtlichen Gefühle meines Vetters zu wenden: ich fordere ihn dringend auf, meine oben erwähnte Pension nicht um die Hälfte zu schmälern, indem er sie nach meinem Tode auf meine Frau überträgt, sondern ihr dieselbe unverkürzt auszuzahlen, wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog. Ich sage ausdrücklich: „Wie ich sie bei Lebzeiten meines Oheims bezog", weil mein Vetter Karl Heine seit nahezu fünf Jahren, seit meine Krankheit sich stark verschlimmert hat, die Summe meiner Pension thatsächlich mehr als verdoppelte, für welche edelmüthige Aufmerksamkeit ich ihm großen Dank schulde. Es ist mehr als wahrscheinlich, daſs ich nicht nöthig gehabt hätte, diesen Appell an die Freigebigkeit meines Vetters zu richten; denn ich bin überzeugt, daſs er mit der ersten Schaufel Erde, die er, nach seinem Rechte als mein nächster Anverwandter, auf mein Grab werfen wird, wenn er sich zur Zeit meines Abscheidens in Paris befindet, all' jene peinlichen Beklagnisse vergessen wird, die ich so sehr bedauert und durch ein langwieriges Sterbelager gesühnt habe; er wird sich dann gewiſs nur unserer einstmaligen herzlichen Freundschaft erinnern, jener Verwandtschaft und Übereinstimmung der Gefühle, die uns seit unserer zarten Jugend verband, und er wird der Wittwe seines Freundes einen echt väterlichen Schutz angedeihen lassen; aber es ist für die Ruhe der Einen wie der Andern nicht unnütz, daſs die Lebenden wissen, was die Todten von ihnen begehren.

§. 3. Ich wünsche, daſs nach meinem Ableben all' meine Papiere und meine sämmtlichen Briefe sorgfältig verschlossen und zur Verfügung meines Neffen Ludwig von (?) Embden gehalten werden, dem ich meine fernerweitigen Bestimmungen über den Gebrauch, den er davon machen soll, ertheilen werde, ohne Präjudiz für die Eigenthumsrechte meiner Universalerbin.

§. 4. Wenn ich sterbe, bevor die Gesammtausgabe meiner Werke erschienen ist, und wenn ich nicht die Leitung dieser Ausgabe habe übernehmen können,

oder selbst wenn mein Tod eintritt, bevor sie beendet ist, so bitte ich meinen Verwandten, Herrn Doktor Rudolf Christiani, mich in der Leitung dieser Publikation zu ersetzen, indem er sich streng an den Prospektus hält, den ich ihm zu diesem Zweck hinterlassen werde. Wenn mein Freund, Herr Campe, der Verleger meiner Werke, irgendwelche Änderungen in der Art und Weise wünscht, wie ich meine verschiedenen Schriften in dem genannten Prospektus geordnet habe, so wünsche ich, daß man ihm in dieser Hinsicht keine Schwierigkeiten bereite, da ich mich immer gern seinen buchhändlerischen Bedürfnissen gefügt habe. Die Hauptsache ist, daß in meinen Schriften keine Zeile eingeschaltet werde, die ich nicht ausdrücklich zur Veröffentlichung bestimmt habe, oder die ohne die Unterschrift meines vollständigen Namens gedruckt worden ist; eine angenommene Chiffre genügt nicht, um mir ein Schriftstück zuzuschreiben, das in irgend einem Journal veröffentlicht worden, da die Bezeichnung des Autors durch eine Chiffre immer von den Chefredakteuren abhing, die sich niemals die Gewohnheit versagten, in einem bloß mit einer Chiffre bezeichneten Artikel Änderungen am Inhalt oder der Form vorzunehmen. Ich verbiete ausdrücklich, daß unter irgendwelchem Vorwande irgend ein Schriftstück eines Andern, sei es so klein wie es wolle, meinen Werken angehängt werde, falls es nicht eine biographische Notiz aus der Feder eines meiner alten Freunde wäre, den ich ausdrücklich mit einer solchen Arbeit betraut hätte. Ich setze voraus, daß mein Wille in dieser Beziehung, d. h. daß meine Bücher nicht dazu dienen, irgend ein fremdes Schriftstück ins Schlepptau zu nehmen oder zu verbreiten, in seinem vollen Umfange loyal befolgt wird.

§. 5. Ich verbiete, meinen Körper nach meinem Hinscheiden einer Autopsie zu unterwerfen; nur glaube ich, da meine Krankheit oftmals einem starrsüchtigen Zustande glich, daß man die Vorsicht treffen sollte, mir vor meiner Beerdigung eine Ader zu öffnen.

§. 6. Wenn ich mich zur Zeit meines Ablebens in Paris befinde, und nicht zu weit von Montmartre entfernt wohne, so wünsche ich auf dem Kirchhofe dieses Namens beerdigt zu werden, da ich eine Vorliebe für dies Quartier hege, wo ich lange Jahre hindurch gewohnt habe.

§. 7. Ich verlange, daß mein Leichenbegängnis so einfach wie möglich sei, und daß die Kosten meiner Beerdigung nicht den gewöhnlichen Betrag derjenigen des geringsten Bürgers übersteigen. Obschon ich durch den Taufakt der lutherischen Konfession angehöre, wünsche ich nicht, daß die Geistlichkeit dieser Kirche zu meinem Begräbnisse eingeladen werde; ebenso verzichte ich auf die Amtshandlung jeder andern Priesterschaft, um mein Leichenbegängnis zu feiern. Dieser Wunsch entspringt aus keiner freigeistigen Anwandlung. Seit vier Jahren habe ich allem philosophischen Stolze entsagt, und bin zu religiösen Ideen und Gefühlen zurückgekehrt; ich sterbe im Glauben an einen einzigen Gott, den ewigen Schöpfer der Welt, dessen Erbarmen ich anflehe für meine unsterbliche Seele. Ich bedauere, in meinen Schriften zuweilen von heiligen Dingen ohne die ihnen schuldige Ehrfurcht gesprochen zu haben, aber ich wurde

mehr durch den Geist meines Zeitalters als durch meine eigenen Neigungen fortgerissen. Wenn ich unwissentlich die guten Sitten und die Moral beleidigt habe, welche das wahre Wesen aller monotheistischen Glaubenslehren ist, so bitte ich Gott und die Menschen um Verzeihung. Ich verbiete, daß irgend eine Rede, deutsch oder französisch, an meinem Grabe gehalten werde. Gleichzeitig spreche ich den Wunsch aus, daß meine Landsleute, wie glücklich sich auch die Geschicke unsrer Heimat gestalten mögen, es vermeiden, meine Asche nach Deutschland hinüber zu führen; ich habe es nie geliebt, meine Person zu politischen Possenspielen herzugeben. Es war die große Aufgabe meines Lebens, an dem herzlichen Einverständnisse zwischen Deutschland und Frankreich zu arbeiten, und die Ränke der Feinde der Demokratie zu vereiteln, welche die internationalen Vorurtheile und Animositäten zu ihrem Nutzen ausbeuten. Ich glaube mich sowohl um meine Landsleute wie um die Franzosen wohlverdient gemacht zu haben, und die Ansprüche, welche ich auf ihren Dank besitze, sind ohne Zweifel das werthvollste Vermächtnis, das ich meiner Universalerbin zuwenden kann.

§. 8. Ich ernenne Herrn Maxime Joubert, Rath am Kassations-Gerichtshofe, zum Testamentsvollstrecker, und ich danke ihm für die bereitwillige Übernahme dieses Amtes.

Das vorliegende Testament ist so von Herrn Heinrich Heine diktiert, und ganz von der Hand des Herrn Ducloux, eines der unterzeichneten Notare, geschrieben worden, wie es der Testator ihm diktiert hat, Alles in Gegenwart der benannten Notare und der Zeugen, welche, darüber befragt, erklärt haben, daß sie nicht mit dem Erblasser verwandt seien.

Und nachdem es, in Gegenwart derselben Personen, dem Testator vorgelesen worden, hat er erklärt, dabei als bei dem genauen Ausdruck seines Willens zu verharren.

Geschehen und vollzogen zu Paris im oben bezeichneten Schlafzimmer des Herrn Heine.

Im Jahre achtzehnhundert einundfünfzig, Donnerstag den dreizehnten November, gegen sechs Uhr Nachmittags.

Und nach abermaliger vollständiger Vorlesung haben der Testator und die Zeugen nebst den Notaren unterzeichnet.

[617]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 91 und 112.

[618]) Ebendaselbst, S. 128, 146 und 154.

[619]) Ebendaselbst, S. 101.

[620]) „Paris 1847", von Heinrich Laube, S. 14; und Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 26 und 27.

[621]) L. Schücking's Erinnerungen an H. Heine, — Salon, Bd. III., Heft 5, S. 549.

[622]) Erinnerungen aus dem Jahre 1848, von Fanny Lewald, Bd. I., S. 104 und 208.

[623]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 115.

624) Ebendaſelbſt, S. 132.

625) Alfred Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 95—100.

626) Maximilian Heine's „Erinnerungen" ꝛc., S. 183.

627) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 136 ff.

628) Ebendaſelbſt, S. 133, 144, 165, 169 und 170.

629) „Zwei Monate in Paris", von Adolf Stahr, Bd. II., S. 366. — Vgl. die Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs, in der „Gartenlaube", Jahrg. 1862, S. 475 u. 487; — und den Bericht eines Beſuches bei dem kranken Dichter von F. v. H(ohenhauſen), im „Magazin für die Literatur des Auslandes" vom 19. März 1853.

630) Gartenlaube, Jahrgang 1862, S. 474.

631) Wir entnehmen dieſe Schilderung einem in der Wiener „Iris" abgedruckten Berichte des Herrn M. Etienne über ſeine Beſuche bei H. Heine im Winter 1851.

632) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 263 und 264.

633) A. Meißner's Erinnerungen an H. Heine, S. 15—17.

634) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 216.

635) Ebendaſelbſt, Bd. XVIII., S. 6.

636) Vgl. die Gedichte „An die Engel", „Babyloniſche Sorgen" und „Ich war, o Lamm, als Hirt beſtellt", — ebendaſelbſt, S. 176, 256 und 334 [160, 234 und 308].

637) A. Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 167 ff.

638) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 118, 129, 190 und 394.

639) Erinnerungen an H. Heine, von Heinrich Rohlfs, — Gartenlaube, Jahrg. 1862, S. 489.

640) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 293 und 307.

641) Ebendaſelbſt, S. 143 und 278.

642) „Paris 1847", von Heinrich Laube, S. 19.

643) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 152 und 153.

644) Ebendaſelbſt, Bd. V., S. 256 und 257.

645) Revolutionäre Studien aus Paris, von Alfred Meißner, Bd. I., S. 192 ff.

646) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 310 ff., 322 und 334.

647) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 148, 149—151, 311 und 313.

648) Vgl. S. 301 dieſes Bandes.

649) Heine's Werke, Bd. XV., S. 348 [253], und Bd. XVI., S. 221 [195].

650) Ebendaſelbſt, Bd. XVIII., S. 8—13.

651) Ebendaſelbſt, S. 11.

652) Ebendaſelbſt, Bd. XIV., S. 266—293.

653) „Der kranke Dichter in Paris", von F. v. H(ohenhauſen), im „Magazin für die Literatur des Auslandes" vom 19. März 1853.

654) Vgl. die Briefe aus Helgoland, Heine's Werke, Bd. VII

— die Vorrede zur zweiten Auflage des zweiten „Salon"-Bandes, Bd. V., S. 24—27; — und die „Geständnisse," Bd. XIV., S. 293—297, und 302—306.

[655]) Heine's Werke, Bd. XIV., S. 328 und 329; Bd. XVIII, S. 336 [310].

[656]) Ebendaselbst, S. 297 ff.

[657]) Ebendaselbst, S. 294—306; Gartenlaube, Jahrg. 1865, S. 9; und A. Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 138—151.

[658]) Heine's Werke, Bd. XVIII., S. 161, 166, 253—254, und 340—343 [147, 148, 152, 231—232, und 313—317].

[659]) Ebendaselbst, S. 167, 169, 182, 252 und 351 [152, 154, 165, 230 und 324].

[660]) „Waldeinsamkeit", — ebendaselbst, S. 107—113 [101—106].

[661]) Ebendaselbst, S. 315 [292].

[662]) Ebendaselbst, Bd. XXI., S. 358, 359 und 447.

[663]) Gartenlaube, Jahrgang 1868, S. 9. — Als Kuriosität mag erwähnt werden, daß Dr. Hermann Schiff durch das Heine'sche „Tanzpoem" zu einer barock-geistvollen „Tanznovelle": „Die Waise von Tamaris" (Hamburg, Hoffmann und Campe, 1855), veranlaßt ward, deren Inhalt auf der ins minutiöseste Detail durchgeführten Fiktion einer beabsichtigten Aufführung des „Faust"-Ballettes in einer norddeutschen Residenz beruht.

[664]) Zur Würdigung des offenherzigen Freimuths, mit welchem der scharfsichtige Verleger dem befreundeten Dichter gegenüber sein Recht der Kritik behauptete, lassen wir hier die auf das „Waterloo"-Fragment bezügliche Stelle eines Briefes von Campe an Heine folgen. „Ihr Manuskript habe ich gelesen," schreibt er unterm 17. April 1854. „Über die Gedichte habe ich kein Urtheil. Die ‚Geständnisse' und ‚Waterloo' machen mir Ihretwegen große Sorge. Sie scheinen zu vergessen, daß Sie deutscher Schriftsteller sind. Mit geballter Faust schlagen Sie der ganzen deutschen Bevölkerung ins Angesicht, und zwar auf Unkosten der Franzosen! ‚Waterloo' schmeichelt den Franzosen, und besonders Napoleon III. Als Sie im ‚Buch Le Grand' Napoleon I. feierten, damals standen die Dinge anders wie heute. Für Napoleon I. fanden sich Bewunderer in Menge unter uns, und der denkende Theil unter den Deutschen erkannten sein Streben und waren Napoleonisten, also seine Freunde. Ihre Anklänge waren enthusiastisch, jugendlich und glühend, ohne Nebenzwecke und Nebengedanken — mit diesen Gefühlen konnten Sie nichts Vortheilhaftes erzielen wollen, es galt für reine Liebe und Bewunderung des Genies, und fand daher keine Rüge. Heute gebe ich Ihnen gerne zu, daß die Welt Napoleon III. nicht entbehren kann, er gehört in das Koncert der Staaten, wie in die Uhr die ‚Unruhe', sonst bleibt sie stehen. Diese Anerkennung, so richtig sie sein mag, giebt ihm noch nicht (auch seinen Franzosen nicht) die Befugnis, auf Kosten der Deutschen so hoch gehoben zu werden, wie Sie es gethan. Ich garantiere Ihnen, daß diese beiden Sachen Sie um den Rest Ihrer Popularität unter den Deutschen bringen, bei denen Sie weit schlechter angeschrieben stehen, als Sie es vermuthen. Daher bitte ich um eine Revision und ernste Ausmerzung alles Ver-

letzenden für das deutsche Gefühl, um kourfähig zu bleiben, Einlaß zu behalten, daß man die Thüre nicht vor Ihren Produkten verschließt."

[665]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 424.

[666]) Ebendaselbst, Bd. XV., S. 24.

[667]) Ein Abend bei H. Heine, von H. M . . . . . n (A. Meis), — Gartenlaube, Jahrg. 1865, S. 8.

[668]) Wir lassen zum Vergleich der verschiedenen Übersetzungen ein paar kurze Proben folgen:

„Leise klingt durch mein Gemüth."

Doucement, au fond de mon coeur j'entends les tintements d'une mélodie gracieuse. Résonne, petite chanson printanière, résonne et envole-toi dans l'espace.

Envole-toi dans l'espace, va jusqu'à la demeure où les plus belles fleurs s'épanouissent. Si tu aperçois une rose, dis-lui que je lui envoie mes plus empressés compliments.

(Taillandier.)

Quelle suave sonnerie
Traverse mon âme en chantant?
Résonne au loin sur la prairie,
O jeune chanson de printemps!

Va voir la violette éclose,
Porte mes voeux à chaque fleur;
Et si tu rencontre une Rose,
Dis-lui le salut de mon coeur!

(Schuré.)

„Ein Fichtenbaum steht einsam".

Un sapin isolé se dresse sur un montagne aride du Nord. Il sommeille; la glace et la neige l'enveloppent d'un manteau blanc.

Il rêve d'un palmier, qui, là-bas, dans l'Orient lointain, se désole solitaire et taciturne sur la pente d'un rocher brûlant.

(Gérard de Nerval.)

Un pin se dresse solitaire
Au nord, sur un âpre sommet.
Il sommeille; le froid lui met
Un blanc manteau qui traîne à terre.
Il rêve d'un palmier lointain
Qui, sous le feu de la torride,
Triste et seul sur un roc aride,
Pleure en silence son destin.

(Marelle.)

Sur un mont chenu de Norwége
Un pin se dresse triste et seul.
Il dort — et l'éternelle neige
Le couvre d'un épais linceul.
Il rêve d'un palmier splendide,
Qui loin dans l'Orient vermeil
Languit seul sous un ciel torride,
Sur un roc brûlé du soleil.

(Schuré.)

[669]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 328.

[670]) Ebendaselbst, S. 427.

[671]) Vgl. über diese Angelegenheit die Anmerkung ebendaselbst, S. 286 ff.

[672]) A. Meißner's Erinnerungen ꝛc., S. 242 ff. Vgl. auch die Mittheilungen über Heine's Mouche in Meißner's „Kleinen Memoiren", S. 141 ff.

[673]) Heine's Werke, Bd. XVIII., S. 326, 327, 344 und 345 ff. [301, 302, 317 und 319 ff.]

[674]) Ebendaſelbſt, Bd. XXI., S. 429—432.

[675]) Außer den bereits erwähnten franzöſiſchen Überſetzungen der Heine'ſchen Werke, denen wir noch eine metriſche Überſetzung des „Lyriſchen Intermezzos" von Paul Riſtelhuber (Paris, Poulet-Malaſſis & de Broiſſe, 1858) und die „Poésies allemandes" de J. P. Hebel, Th. Koerner, L. Uhland et H. Heine, traduites par Maximin. Buchon (Salins, Conu, 1846) hinzufügen, ſind uns folgende Übertragungen in fremde Sprachen bekannt geworden: Ins Engliſche wurden Heine's ſämmtliche Gedichte überſetzt von Edgar Alfred Bowring (London, Henry G. Bohn, 1861), — das „Buch der Lieder" von S. E. Wallis (London, Chapman & Hall, 1856) und von Charles G. Leland (Philadelphia, Frederick Leypoldt, 1864), — die „Reiſebilder" ebenfalls von Letzterem (Philadelphia, John Weik, 1856), — die Abhandlungen „Zur Geſchichte der neueren ſchönen Literatur in Deutſchland" von G. W. Haven (Boſton, James Munroe & Co.; 1836). — Ins Ungariſche wurden einzelne Lieder des Dichters, nach Angabe Kertbeny's (Silhouetten und Reliquien ꝛc., Bd. I., S. 248), am beſten von Pap Endre, Kerenyi Trigyes, Szemere Miklos, Dobſa Lajos, Szaß Karoly, Sükei Karoly und Gyulai Pál überſetzt. — Die meiſterhafte Übertragung des „Buches der Lieder" und der „Neuen Gedichte" ins Italiäniſche von Bernardino Zendrini hat bereits eine zweite Auflage (Milano, Tipografia Internazionale, 1867) erlebt. — Eine ſchwediſche Überſetzung der „Romantiſchen Schule" erſchien, nach einer Notiz der „Poſaune" vom 7. September 1838, im Sommer jenes Jahres. Auch ſoll eine, mir gleichfalls unbekannte Überſetzung des „Buches der Lieder" in Stockholm herausgekommen ſein. — Von einer holländiſchen Übertragung ausgewählter Schriften H. Heine's durch A. van der Hoop (Schiedam, Roelants, 1856) iſt meines Wiſſens ſeither nur der erſte Theil veröffentlicht worden. — Ins Norwegiſche wurde die Tragödie „William Ratcliff" durch Ybaro Crawfurd unter dem angenommenen Namen Theodor Storm (Chriſtiania, Bergh & Elleſen, 1864) überſetzt. — In däniſcher Nachdichtung kamen mir nur einzelne Lieder zu Geſichte. — Eine ruſſiſche Überſetzung der „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski" iſt 1862 bei Ferdinand Schneider in Berlin erſchienen. Auch hat Herr Pleſchtſchejew den „William Ratcliff" zu einem Operntexte verarbeitet, der von Herrn Qui komponiert und im verfloſſenen Winter auf der ruſſiſchen Opernbühne zu St. Petersburg aufgeführt worden iſt. — Über die japaneſiſche Überſetzung des „Buches der Lieder," welche gegen Ende der dreißiger Jahre in Nangaſaki gedruckt wurde, berichtete damals die engliſche Review von Calkutta in einem ausführlichen Artikel (Vgl. Heine's Werke, Bd. XIV., S. 326 ff.).

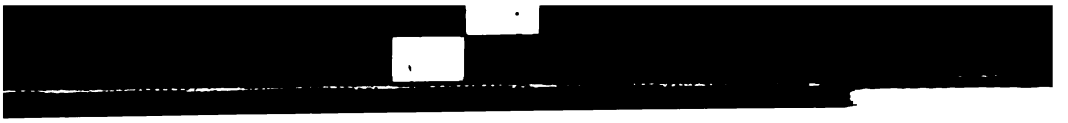
# Druckfehler-Berichtigungen.

## Erster Band.

S. 335, Z. 10 v. u. statt [216]) lies [316]).

## Zweiter Band.

S. 4, Z. 7 v. o. statt und solcher lies ein solcher.
S. 36, Z. 2 v. o. statt gekünstelte Mentren lies gekünstelten Metren.
S. 37, Z. 1 v. u. statt ein verweste lies eine verweste.
S. 83, Z. 8 v. u. statt Glas lies Gras.
S. 83, Z. 3 v. u. statt träume lies träum'
S. 269, Z. 18 v. o. streiche er-
S. 277, Z. 9 v. o. statt schöden lies schnöden.
S. 301, Z. 1 v. u. statt wohlfeilen Präsidente lies wohlfeile Präsidenten;
S. 354, Z. 3 v. o. statt über die lies aus der.
S. 399, Z. 8 v. o. statt Kappriccios lies Kapriccios.
S. 407, Z. 19 v. o. statt seinen lies seinem.
S. 443, Z. 5 v. o. statt auf lies aufs.
S. 444, Z. 11 v. o. statt dem lies den.
S. 496, Z. 3 v. u. streiche das eine Herr.
S 497, Z. 19 v. o. statt Zustemilien lies Zustemilieu.



# Inhalt.


Seite

## Zweites Buch.

1. Die „Reisebilder“ . . . . . 3
2. London . . . . . 64
3. Das „Buch der Lieder“ . . . . . 78
4. In München . . . . . 98
5. Die italiänische Reise . . . . . 131
6. Die Julirevolution . . . . . 175

## Drittes Buch.

1. Erste Eindrücke von Paris . . . . . 229
2. Heine als Vermittler des französischen Geistes in Deutschland . . . . 250
3. Der Saint-Simonismus . . . . . 284
4. Heine als Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich . . . . . 320
5. Das junge Deutschland . . . . . 349
6. Schriftstellernöthen . . . . . 397
7. Die politische Tendenzpoesie . . . . . 470

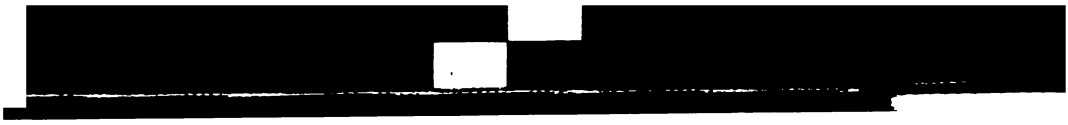
## Viertes Buch.

1. Der Erbschaftsstreit . . . . . 495
2. Die Matratzengruft . . . . . 520

Anmerkungen . . . . . 575



Druck von Franz Duncker's Buchdruckerei in Berlin.



Stanford University Libraries
3 6105 002 418 866

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

NOV 04 1998